image
not
available

Geschichte

der

letzten fünfundzwanzig Jahre.

Erster Band.





A. Rethel inv. X. Steifensand sc.

Missolonghi!

1826. d. 22. April.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1847.

Geschichte

der

letzten fünfundzwanzig Jahre.

Von

Karl Heinrich Hermes.

Drei Bände mit sechs Stahlstichen.

Erster Band.

Fünfte umgearbeitete und vervollständigte Auflage.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1847.



Dem Andenken

meines würdigen Lehrers,

Ludwig Wachler's,

des

unerreichten Meisters im mündlichen Vortrage der Geschichte,

eines deutschen Biedermannes,
ohne Lug und Trug,
ohne Arg und Falsch,
voll männlicher Kraft,
mit jugendlicher Begeisterung im hohen Alter
für alles Edle, Schöne, Heilige, Große,
für Recht, Freiheit und Vaterland.

Möge sein Name nie vergessen werden!

Vorwort zur ersten Auflage.

Indem ich diesen ersten Band meiner Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre zum Abschlusse bringe, fühle ich mich zuvörderst gedrungen, meinen biedern Landsleuten im Süden wie im Norden unseres deutschen Vaterlandes den herzlichsten Dank für die rege Theilnahme abzustatten, die sie meinen Bestrebungen schon bei der Ausgabe der ersten Hefte bewiesen. Ich verberge mir nicht, daß meine Arbeit einen großen Theil der überraschend günstigen Aufnahme, die sie gefunden, dem Namen des Mannes verdankt, an dessen größeres Werk sich das meinige in seiner äußeren Form anschließt; doch hoffe ich, die gute Meinung, die ich auf so leichte Weise gewann, durch das, was ich selbst zu bieten vermochte, nicht ganz getäuscht zu haben. Der Zweck, den ich vor Augen hatte, war, „meinen Zeitgenossen ein treues Bild der Tage zu geben, die ich mit ihnen erlebt, in denen ich — wenn auch in beschränktem Kreise — mit ihnen gewirkt, deren Leiden und Freuden, deren erhebende Anregungen und deren niederschlagende Demüthigungen ich mit ihnen getheilt habe." Zu entscheiden, ob ich von dem Ziele, das diese Worte meiner Ankündigung bezeichneten, nicht allzuweit entfernt geblieben bin, muß ich dem Urtheile Anderer überlassen. Ueber den alten Streit, inwiefern es überhaupt möglich ist, die Geschichte seiner Zeit mit Treue und Unparteilichkeit zu schreiben, mag ich hier mich nicht weiter verbreiten. Meiner Meinung nach ist der, welcher die Dinge nicht unbefangen aufzufassen vermag, die vor seinen Augen vorgegangen sind, noch viel weniger im Stande, sich in die Vergangenheit zu versetzen, die wir doch auch nur durch die Berichte von Zeitgenossen kennen. Welches Urtheil auch über den Werth meiner Arbeit gefällt werden mag, so bin ich mir doch bewußt, mit besten Kräften alle Quellen benutzt zu haben, die mir zu Gebote standen, um die Wahrheit zu erforschen, nach redlichstem Wissen und Gewissen weder mir eine Meinung gebildet, noch eine Ansicht ausgesprochen zu haben, ehe ich

das Für und Wider nicht reiflich abgewogen, ehe meine Ueberzeugung — so weit meine Mittel und die Umstände dies gestatteten — nicht unumstößlich festgestellt war. Daß sich dennoch in ein Werk, dem die widersprechendsten Aussagen und großentheils sogar die meist unzuverlässigen oft absichtlich verfälschten Berichte der Zeitungen zum Grunde gelegt werden mußten, nicht manche Irrthümer eingeschlichen haben mögen, wäre Thorheit zu leugnen. Viel würde ich schon gewonnen zu haben glauben, wenn sich kein Irrthum darin fände, der nicht ohne eine Umgestaltung größerer Abschnitte zu berichtigen wäre. Manches von dem, was ich gesagt habe, wird vielleicht durch Neuheit überraschen, besonders wenn man es mit den Abschnitten, die denselben Gegenstand behandeln, in den Werken meiner Vorgänger Ernst Münch und Eduard Burckhardt vergleicht. Erklären läßt sich dies leicht; denn Ernst Münch hat bei allem Talente, welches diesem bunt schillernden Schriftsteller eigen ist, mit unverantwortlichem Leichtsinne geschrieben und sich nicht einmal die Mühe genommen, die verschiedenen Quellen, aus denen er schöpfte, mit einander zu vergleichen, sondern in den meisten Fällen auf das Gerathewohl herausgegriffen, was ihm am ersten zur Hand kam oder was irgend einer seiner Neigungen schmeichelte. Burckhardt — es thut mir leid, dies sagen zu müssen — kann nicht in Betracht kommen, da sein ganzes Buch nur ein umschreibender Auszug von Münch ist, in den sich wenig oder gar nichts Eigenes eingeschaltet findet; man müßte denn die Betrachtungen ausnehmen, die Burckhardts politische Richtung bezeichnen. Die flüchtigen Andeutungen über einzelne Zeitabschnitte, die Rotteck in den politischen Annalen gegeben und die — wie ich sehe — jetzt auch in seine „gesammelte und nachgelassene Schriften" aufgenommen sind, habe ich zu Rathe gezogen, weil das Urtheil eines mitten in den Ereignissen stehenden und an denselben Theil nehmenden Mannes auch eine That ist, die der Geschichtschreiber nicht unbeachtet lassen darf. Die Fortsetzung der „allgemeinen Geschichte," welche von dem Sohne Rottecks, Dr. Hermann von Rotteck, angekündigt ist, abzuwarten, fühlte ich mich nicht berufen, weil es leider bekannt ist, daß der Verewigte von „Vorarbeiten und Materialien" wenig hinterlassen hat, was dem in seinem Geiste Schreibenden irgend zum Anhaltpunkte dienen könnte.

Braunschweig, im November 1841.

K. H. Hermes.

Inhaltsanzeige des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Die Restauration nach dem Sturze Napoleons und die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel.

Seite

Erstes Hauptstück. Der heilige Bund 1

Zweites Hauptstück. Die Karlsbader Beschlüsse und die Wiener Schlußacte 42

Drittes Hauptstück. Die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel 124

Zweites Buch.

Der heilige Bund auf der Höhe seiner Macht und der Sieg über die Revolutionen im westlichen Europa.

Erstes Hauptstück. Die Congresse von Troppau und Laybach 180

Zweites Hauptstück. Die Aufstände in der Moldau und Walachei und die griechische Revolution 224

Drittes Hauptstück. Die Parteikämpfe in Spanien und Frankreich . . . 270

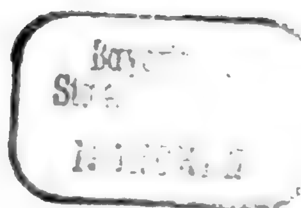
Viertes Hauptstück. Der Congreß von Verona 329

Drittes Buch.

Englands überwiegender Einfluß in allen Welttheilen.

Erstes Hauptstück. Der Kampf der Parteien in England 385

Zweites Hauptstück. Der Fortgang des griechischen Befreiungskampfes . 451



Erstes Buch.

Die Restauration nach dem Sturze Napoleons und die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel.

Erstes Hauptstück.

Der heilige Bund.

Die französische Revolution im Jahre 1789, obwohl von langer Zeit her vorbereitet und für den schärferen Blick durch unverkennbare Zeichen vorbedeutet, überraschte dennoch bei ihrem Ausbruche die Erfahrenen und Kundigen nicht weniger, als die Unerfahrensten und Unkundigsten. Völker und Fürsten fuhren wie aus tiefem Schlummer empor, und erwachten plötzlich zum hellen Bewußtseyn ihrer Lage. Die Einen wie die Anderen erkannten, daß eine neue Zeit im Anzuge sey; aber während dieselbe von der einen Seite mit den freudigsten Hoffnungen und Erwartungen begrüßt wurde, sah man ihr auf der andern mit Furcht und Schrecken oder mit Unwillen und Erbitterung entgegen. An den meisten europäischen Höfen waren die politischen, sittlichen und religiösen Lehren, die in der französischen Revolution zum Durchbruche kamen, mit Wohlgefallen aufgenommen worden. Es gewährte den Mächtigen eine durch den Reiz der Neuheit gewürzte Unterhaltung, sich mit ihren Unterthanen, die thatsächlich zu einem Zustande völliger Rechtlosigkeit herabgedrückt waren, in der Einbildung auf die gleiche Stufe zu stellen, indem sie zugaben, daß alle Menschen ohne Unterschied des Standes und des Herkommens von Natur gleich berechtigte und befähigte Wesen wären. Nur waren die Herren nicht darauf gefaßt, so bald beim Worte genommen zu werden; und als in Frankreich der Scherz sich in bittern Ernst verwandelte, begriffen sie wohl,

daß dieses Beispiel allgemeine Nachahmung zur Folge haben konnte, sofern das Uebel nicht im Keime erstickt und der Ausbreitung desselben nicht bei Zeiten ein Damm entgegengesetzt wurde. Das Schicksal, welches dem unglücklichen Könige Ludwig XVI., welches dem Hause der Bourbonen, dem Adel und der Geistlichkeit in Frankreich widerfuhr, zeigte den Fürsten und Großen in einem furchtbaren Spiegel die Gefahr, von der sie aller Orten bedroht waren. Daher kamen so leicht die großen Bündnisse zu Stande, die wider die französische Republik gerichtet waren, und zu denen sich beinahe alle europäische Staaten vereinigten, wie weit auch sonst ihre Interessen auseinanderlagen. Als Napoleon mit verwegener Hand die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte, hörte er nicht auf, der Sohn der Revolution zu seyn. Dennoch wäre vielleicht sein Ursprung ihm verziehen worden, weil er zuerst das Geheimniß gefunden hatte, die Leidenschaften der empörten Massen zu zügeln; aber die Gefahren, die sein maßloser Ehrgeiz den alten Monarchien Europas bereitete, waren nicht geringer, als jene, welche die Republik in ihrem Schoße trug. Wie die Republik dem Königthume in Europa und in der ganzen gebildeten Welt den Krieg erklärte, um die Volksherrschaft an dessen Stelle zu setzen, so erklärte der Kaiser allen bestehenden Staaten den Krieg, um auf deren Trümmern ein Weltreich zu begründen, in dem sein Wille das höchste Gesetz war. Ein so vermessenes Beginnen überstieg zu sehr die Grenzen menschlicher Kraft, als daß für dasselbe ein anderes als vorübergehendes Gelingen möglich gewesen wäre. Die Republik kämpfte nur gegen die Fürsten; sie bot den Völkern die Freiheit oder wenigstens das, was von der allgemeinen Meinung für die Freiheit gehalten wurde. Napoleon kämpfte gegen die Völker wie gegen die Fürsten. Während er diesen die Macht nahm, die sie von den Vätern ererbt, entzog er jenen ihre volksthümliche Selbstständigkeit, um ihnen nichts zum Ersatze zu geben, als vermehrte Lasten und einen Druck, der um so unerträglicher war, als er von Fremden geübt wurde. Dadurch wies er den Fürsten den Weg, auf dem sie dem Sieger in hundert Schlachten mit Erfolg widerstehen konnten. Statt den Schild bloß im Namen ihrer angestammten Rechte zu erheben, für die allein die Massen kaum noch zu begeistern waren, erhoben sie ihn im Namen der Freiheit, deren Liebe in allen männlichen Seelen glühte. Damit war der Zauber gebrochen, der den Sieg an die Fahnen des Kaisers bannte. Am größten und riesenhaftesten erschien der Gewaltige freilich gerade in seinem Erliegen. In Frankreich selbst hatte die Meinung der Mehrheit sich von ihm abgewandt; er allein mit seiner ver-

einzelten Kraft bot dem vereinten Europa die Spitze; und dennoch schwankte die Wage lange, ehe sie sich auf die Seite der Uebermacht senkte. Niedergeworfen erstand er, ein neuer Antäus, durch die Berührung der Mutter Erde gestärkt, von neuem; und wie er zum zweiten Male zu Boden geworfen war, glaubte Europa sich nicht eher gesichert, als bis es den Riesen auf einsamem Felseneilande im fernen Ocean gefesselt und unter der Obhut unbestechlicher Wächter wußte.

Die Fürsten, die in dem Bunde gegen Napoleon voranstanden, Kaiser Alexander von Rußland, Kaiser Franz von Oesterreich und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, waren aus harten Prüfungen geläuterten Sinnes hervorgegangen. In schweren Stunden, in ihren theuersten Neigungen und Gefühlen gekränkt, hatten sie in der Religion allein den Trost gefunden, der irdischem Glanze versagt war; auf der Höhe ihrer Throne mehr als einmal an den Rand des Unterganges versetzt, hatten sie den Finger Gottes in den Wendungen der Geschicke erkannt, die ihrer Sache den Sieg verliehen. Von dem religiösen Gesichtspunkte, der ihr ganzes Seyn und Denken beherrschte, faßten sie fortan die Aufgabe auf, die ihnen in ihrer erhabenen Stellung oblag. Der begabteste unter den drei Monarchen, welche die Bande persönlicher Freundschaft nicht weniger als der Politik vereinigten, aber auch der schwächste an Charakter, war Kaiser Alexander. In seinem weichen Gemüthe steigerte die Frömmigkeit sich zur Schwärmerei, und machte ihn dadurch zugleich der schönsten und edelsten Aufwallungen und der bedenklichsten Abirrungen von dem einfachen Wege der Wahrheit fähig. Von ihm ging nach dem zweiten Sturze Napoleons der großartige Gedanke der Stiftung eines europäischen Bundes aus, dem nicht die engherzige Politik des zeitlichen Vortheils, sondern die milde ewige Lehre des Christenthumes zur Grundlage dienen sollte, und der deshalb, als seine Bestimmungen zur öffentlichen Kenntniß kamen, von den Einen mit ehrfurchtsvoller Bewunderung, von den Andern mit gehässigem Hohne der Heilige genannt wurde. In der Stiftungsurkunde, die am 26. September 1815 zu Paris von den drei Monarchen unterzeichnet wurde, erklärten dieselben im Angesichte der Welt ihren unerschütterlichen Entschluß, sowohl in der Verwaltung ihrer eigenen Staaten, als in den Beziehungen zu anderen Regierungen, nur die Gebote der christlichen Religion zur Richtschnur zu nehmen; die Gebote der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, die, weit entfernt, bloß auf das Privatleben anwendbar zu seyn, unmittelbaren Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten haben und alle ihre Schritte

leiten müßten, da sie das einzige Mittel enthielten, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und den Unvollkommenheiten derselben abzuhelfen. Die drei Fürsten gelobten, den Worten der heiligen Schrift gemäß, welche verlangt, daß alle Menschen sich als Brüder ansehen, durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Verbrüderung vereinigt zu bleiben und als Brüder einander bei jeder Gelegenheit und unter allen Umständen Hülfe und Beistand zu leisten, sich gegen ihre Unterthanen und Heere als Familienväter zu erweisen und diese dahin anzuleiten, daß sie durch den gleichen Geist der Brüderlichkeit verbunden würden, von dem sie selbst beseelt wären. Die Staaten, die von ihnen regiert würden — Rußland, Oesterreich und Preußen —, sollten in Zukunft nur drei Zweige eines und desselben christlichen Volkes bilden, das keinen andern Herrscher anerkenne, als den einen höchsten, dem allein die Macht gebühre, und als dessen Bevollmächtigte die verbündeten Monarchen sich betrachteten. Alle Fürsten Europas wurden zum Beitritte aufgefordert, mit Ausnahme zweier: des türkischen Sultans, dem man nicht zumuthen konnte, daß er den Geboten der christlichen Religion verbindliche Kraft beilegen sollte; und des Papstes zu Rom, der den Anspruch erhob, als das einzige Haupt des christlichen Glaubens zu gelten, und der daher verlangt haben würde, daß man bei einem im Namen der christlichen Religion geschlossenen Bündnisse ihm die oberste Leitung überlasse.

Zum ersten Male, seit die geschichtliche Entwicklung der Menschheit begonnen hat, war von den Mächtigen der Erde in feierlichem Vertrage der Grundsatz ausgesprochen worden, daß Friede und Freundschaft unter den Völkern bestehen, daß die ganze europäische Menschheit, so weit sie die Grundbedingungen christlicher Bildung in sich aufgenommen, sich zu einem Bunde vereinen sollte, in dem Fürsten und Unterthanen als höchstes Gesetz die gleiche Verpflichtung gegenseitigen brüderlichen Wohlwollens aufgelegt wurde. Wenn es möglich gewesen wäre, den Plan des Bundes in dem Geiste, in dem derselbe entworfen war, zur Ausführung zu bringen, so würden die Träume der Dichter von einem goldenen Zeitalter sich verwirklicht haben, in dem es weder Streit noch Hader, weder Neid noch Groll mehr gegeben hätte, in dem die einzelnen Menschen wie die Völker, statt in ihren Bestrebungen einander feindlich entgegen zu treten, einander nach Kräften unterstützt und mit vereintem Bemühen ein gemeinschaftliches Ziel verfolgt hätten. Aber wie reizend sich ein solcher Zustand auch ausmalen läßt, so darf man doch nicht vergessen, daß derselbe ewig unerreichbar bleibt,

weil die menschliche Natur ihrem Wesen nach unvollkommen ist, und weil daher Leidenschaft und Laster, Schwäche und Irrthum auf Erden immer ihr Reich behaupten werden. Großes wäre schon dadurch gewonnen gewesen, wenn nur der äußere Frieden unter den Staaten für die Zukunft gesichert und jedem Volke innerhalb seiner Grenzen ungestörte Freiheit der Bewegung gewährt worden wäre. Das Eine, wie das Andere lag offenbar in der Absicht der Fürsten; unglücklicher Weise waren sie in einen Irrthum verfallen, der die reinsten und edelsten Absichten nothwendig vereiteln mußte. Sie hatten, in dem Bewußtseyn, daß sie selbst nur das Rechte und das Gute wollten, die oberste Entscheidung in allen Dingen ihrem persönlichen Gefühle vorbehalten, ohne zu bedenken, daß dieses bei jedem Menschen, wie hoch oder niedrig er gestellt seyn mag, durch zufällige Eindrücke und Erregungen bestimmt wird, von dem einen Aeußersten deshalb nicht selten zum andern überspringt, und folglich auf keine Weise geeignet ist, zum Leitstern in der schwierigen Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu dienen. Die Herrschaft des persönlichen Gefühls, die der Vertrag des heiligen Bundes ankündigte, war nichts anders, als die unbeschränkte Selbstherrschaft, die durch den religiösen Anstrich kaum gemildert wurde, welchen die Frömmigkeit der Urheber ihr lieh. Die Fürsten traten daher mit sich selbst in Widerspruch, indem sie das Reich der Willkür wiederherstellten, auf welches sie während des Kampfes gegen die französische Gewaltherrschaft freiwillig verzichtet hatten. Die Freiheit, die sie den Völkern in jenen Tagen versprachen, war zwar zunächst nur die Befreiung vom fremden Joche. Wenn es aber auch ursprünglich der Vorsatz der Fürsten nicht gewesen wäre, den Völkern mehr als diese Freiheit zu gewähren, so hatten sie doch bald die Nothwendigkeit erkannt, weiter zu gehen, weil sie der vollen geistigen wie materiellen Kraft ihrer Staaten bedurften, um ihrem gewaltigen Gegner gewachsen zu seyn. Für Rußland, wo die Masse des Volkes noch in der tiefsten Nacht asiatischer Barbarei versunken war, genügte zwar das Wort des Kaisers, um alle Kräfte des unermeßlichen Reiches in Bewegung zu setzen. Deutschlands Fürsten waren aber durch die traurigsten Erfahrungen belehrt, wie unzureichend die ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel blieben, sobald dieselben nicht durch einen Aufschwung der Bevölkerungen unterstützt wurden, den kein Machtspruch von oben, sondern nur der freie Entschluß jedes Einzelnen hervorrufen konnte. Preußen, welches mit dem ruhmwürdigsten Beispiele der Erhebung vorangegangen war, hatte alle seine öffentliche Einrichtungen auf eine Weise

umgestaltet, die der Freiheit in jeder Richtung den weitesten Spielraum gewährte. In dem Heerwesen war an die Stelle knechtischer Dienstbarkeit der Grundsatz der allgemeinen Volksbewaffnung getreten, der in sich selbst die sicherste Bürgschaft für die öffentliche Freiheit enthielt, weil er der willkürlichen Gewalt ihre einzige Stütze entzog. Der Bauer auf dem Lande war aus drückender Abhängigkeit zu der Würde des freien Grundeigenthümers erhoben; dem Bürger in den Städten war zu der unbeschränkten Freiheit des Erwerbs das Recht verliehen, die Angelegenheiten seines städtischen Gemeinwesens nach eigenem Ermessen zu ordnen. Die Verwaltung war den tüchtigsten Händen vertraut und Vorsorge getroffen, daß die einflußreichsten Stellen in Zukunft nicht mehr das ausschließliche Erbe eines bevorrechteten Standes waren, sondern dem Talente offen standen, ob dasselbe sich aus der Hütte hervorgearbeitet oder im Palaste entwickelt hatte. So war beinahe Alles, was die Revolution in Frankreich durch Ströme von Blut und durch die Häufung entsetzlicher Greuel errungen, in Preußen auf dem Wege friedlicher Verbesserung erreicht worden. Nur Eines fehlte zu der Vollendung des neuen Staatsgebäudes: eine Volksvertretung, die dem erwachten Bewußtseyn des Volkes thätigen Antheil an der Gesetzgebung eingeräumt hätte; aber auch dieses Eine war von dem Könige durch wiederholte feierliche Zusage versprochen, und das Wort des Fürsten, dessen gerader biederer Mannessinn ein Spiegel aller Ehren war, verbürgte die Erfüllung, sobald die Hindernisse beseitigt waren, die derselben in der Lage der inneren und äußeren Verhältnisse des Staates entgegenstanden.

Kein anderer der wider die französische Unterdrückung kämpfenden Staaten wurde so tief erniedrigt und kein anderer war deshalb genöthigt, so große Opfer zu bringen, wie der preußische; aber überall riefen die Fürsten das Unabhängigkeitsstreben der Völker zu Hülfe; überall war ihnen Alles willkommen, wovon sie sich kräftigen Beistand versprechen konnten. Das heldenmüthige, durch Jahrhunderte des schmachvollsten Druckes nur herabgewürdigte, aber nicht entnervte Volk der Spanier hatte, mitten im Frieden durch verrätherischen Ueberfall seines einheimischen Königshauses beraubt, aus eigener Bewegung sich mit wunderbarer Kraft erhoben und, während es führerlos den Kampf für seine volksthümliche Selbstständigkeit mit wechselndem Erfolge bestand, zugleich eine Erneuung seines abgestorbenen Staatslebens begonnen, indem es sich selbst durch freigewählte Vertreter eine die alten Schäden beinahe allzu gründlich ausschneidende und alle von Alters hergebrachte

Einrichtungen durchaus umkehrende Verfassung gab. Dennoch nahm Keiner der wider Frankreich verbündeten Fürsten den geringsten Anstand, mit den Cortes von Cadiz als mit einer befreundeten Macht zu unterhandeln; und der Kaiser von Rußland erkannte sogar die neue spanische Verfassung durch förmlichen Vertrag als eine rechtmäßig bestehende an. Kaiser Alexander, obwohl er sich die Unmöglichkeit nicht verbarg, freisinnige Staatseinrichtungen mit der Bildungsstufe zu vereinigen, auf der er sein eigenes Volk fand, war doch im Herzen der wärmste Freund der Freiheit. Den Anfang seiner Regierung bezeichneten die wichtigsten Verbesserungen, und nicht an ihm lag die Schuld, wenn sein menschenfreundlicher Plan, in dem weiten Umfange seiner Staaten die Leibeigenschaft aufzuheben, nicht zur Ausführung kam. Auch in seiner auswärtigen Politik hatte Kaiser Alexander die höchsten das Wohl der Menschheit und die Freiheit der Völker fördernden Zwecke vor Augen. Lange lag ihm nichts so sehr am Herzen als der Gedanke, die christlichen Bevölkerungen des osmanischen Reiches von dem Joche der Türken zu befreien, was freilich durch den besonderen Vortheil Rußlands nichts weniger als durch rein menschliche Rücksichten geboten wurde. Eben so edel im Grunde, wenn auch nicht immer von selbstischen Nebenabsichten frei, waren die Entwürfe zur Herstellung des Königreiches Polen, mit denen er sich vielfach beschäftigte. Eine mächtige Partei unter dem polnischen Adel, die daran verzweifelte, jemals die alte Unabhängigkeit wieder zu erlangen, setzte ihre letzte Hoffnung auf die milden Gesinnungen Alexanders, der ihnen das Versprechen ertheilte, sobald sich irgend eine Möglichkeit böte, Polen innerhalb seiner alten Grenzen als einen eigenen Staat herzustellen, der zwar mit Rußland unter demselben Herrscher vereint seyn, jedoch eine abgesonderte Verwaltung und eine freie Verfassung haben sollte, welche der polnischen Nation die Fortdauer einer gewissen volksthümlichen Selbstständigkeit verbürgt hätte. Als der Kaiser, nach der glücklichen Abwehr des französischen Einbruches im J. 1812, das Herzogthum Warschau in Besitz nahm, erneuerte er seine Versprechungen, die später, nachdem die endliche Entscheidung über die eroberten polnischen Gebietstheile erfolgt war, durch die Errichtung des russischen Königreiches Polen wenigstens theilweise in Erfüllung gingen. Bei seinem Einzuge in Paris, nach dem ersten Sturze Napoleons, war es vorzüglich der Kaiser Alexander, der die Freiheiten der französischen Nation in Schutz nahm. Dem Rathe, den er damals dem in die alten Rechte seines Hauses wieder eingesetzten Könige Ludwig XVIII. ertheilte, hatten die

Franzosen es vielleicht hauptsächlich zu danken, daß dieser geistvolle und kenntnißreiche, aber eitle, selbstsüchtige und oft von kleinlichen Triebfedern beherrschte Fürst ihnen die Charte verlieh, die seitdem das Vorbild der meisten europäischen Constitutionen geworden ist. Wie richtig der Kaiser die französischen Zustände beurtheilte, indem er erklärte, daß nur durch eine freie Verfassung die neue Ordnung der Dinge in Frankreich festen Bestand gewinnen könne, zeigte sich bei der Rückkehr Napoleons im J. 1815. Noch war kein Jahr verflossen, seit die Franzosen sich im Genusse eines Schattens von constitutioneller Freiheit befanden, und doch war diese bereits fester begründet, als der wiederhergestellte Thron der Bourbonen. Napoleon in dem vollen Glanze des Triumphzuges, der ihn ohne Schwertstreich mitten durch die zu seiner Vernichtung ausgesandten Legionen von der Küste der Provence nach Paris führte, durfte es nicht mehr wagen, als unbeschränkter Herrscher aufzutreten; er durfte kein geringeres Maß von Freiheit gewähren, als die Restauration, und mußte, um sich die Volksgunst zu sichern, eine Constitution verkünden, die auf breiterer Grundlage ruhte, als die Charte Ludwigs XVIII. Nach der zweiten Herstellung der Bourbonen gingen die Franzosen zwar nicht straflos für die Unruhe aus, in die sie das europäische Festland von neuem gestürzt hatten; aber Niemand dachte daran, die Rechte, welche ihnen die Charte verliehen, durch ihren Abfall für verwirkt zu erklären.

Der Gedanke, der in der französischen Charte vorherrschte, war jener einer Vermittlung zwischen der alten Ordnung, wie dieselbe vor der Revolution in Frankreich bestanden, und den Bestrebungen der Revolution, die zwar zum Theil ihr Ziel verfehlt hatten, jedoch jugendkräftig in allen Gemüthern lebten, und wenn sie gewaltsam unterdrückt wurden, immer wieder von neuem mit zerstörender Gewalt hervorzubrechen drohten. Ob diese Ausgleichung gelingen würde, war durch den unverkennbaren Widerwillen zweifelhaft geworden, welchen die französische Nation gegen die Bourbonen nährte, denen sie es nicht verzeihen konnte, daß sie durch die Bajonette der Fremden nach Frankreich zurückgeführt waren. Die Leichtigkeit, mit der die Franzosen bei der Rückkehr Napoleons sich des aufgedrängten Regimentes entledigten, erweckte mit gutem Grunde die Besorgniß, daß irgend eine andere Veranlassung bei nächster Gelegenheit eine ähnliche Wendung herbeiführen könnte, und daß dann der Strom der Revolution, den man erst mit der ungeheuersten Anstrengung in sein Bette zurückgedrängt, von neuem ganz Europa überfluthen würde. Gegen die Wiederkehr

solchen Unheiles sollte der heilige Bund vornehmlich gerichtet seyn; nur versäumte man es, den Zweck klar und bestimmt auszusprechen, weil der Fürst, welcher der Stifter des Bundes war, überall es vorzog, sich in dunkeln allgemeinen Gefühlen, statt innerhalb der scharf gezogenen Grenzen bestimmter Begriffe zu bewegen. Als eine wesentliche Erläuterung und Ergänzung zu den geheimnißvollen Andeutungen des Bundesvertrages ist die Bestimmung des zweiten Pariser Friedens zu betrachten, welche Frankreich die Verpflichtung auflegte, ein Heer von 150,000 Mann verbündeter Truppen so lange auf seine Kosten als Wächter der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu unterhalten, bis die Ordnung in seinem Innern hinreichend befestigt erschiene. Der Herzog von Wellington, durch den entscheidenden Sieg von Waterloo in der Meinung zum ersten Feldherrn des Jahrhunderts erhoben, erhielt den Befehl über die aus Engländern, Preußen, Russen, Oesterreichern, Dänen, Baiern, Sachsen, Würtembergern und hannoverschen Truppen gemischten Streitkräfte, denen eine Anzahl der bedeutendsten Grenzplätze eingeräumt wurde. Drei Jahre wurden als der geringste Zeitraum festgesetzt, während dessen die Beaufsichtigung dauern sollte.

Wer mit einiger Unbefangenheit die Lage der Dinge und der Parteien in Frankreich beobachtete, mußte zugeben, daß diese Maßregel zum Besten des Landes, gegen das sie getroffen wurde, wie zur Sicherung des allgemeinen Friedens unerläßlich war. Die Trümmer des napoleonischen Heeres hatten in der Capitulation von Paris unter bewährten Führern — Davoust, Haro, Gérard, Kellermann, — mehr als 60,000 Mann stark, sich jenseit der Loire zurückgezogen. Zwar wurde noch im Laufe des Sommers die Auflösung der tapfern Schaaren verfügt und der Anfang zu einer neuen Organisation gemacht, welche das Heer von allen nicht ganz unverdächtigen Bestandtheilen säuberte; aber die Tausende entwaffneter Krieger, die jetzt durch ganz Frankreich zerstreut waren, wurden dadurch nicht für die neue Ordnung gewonnen. Auf der andern Seite ließ die Partei der königlich Gesinnten es an nichts fehlen, was die Erbitterung der gedemüthigten Gegner zur äußersten Wuth aufstacheln mußte. Im südlichen Frankreich, wo die Bourbonen unter dem rohen ungebildeten fanatischen Volke auf dem Lande, wie in den Städten, noch den meisten Anhang hatten, nahmen die Verfolgungen, die überall an der Tagesordnung waren, einen so wilden blutdürstigen Charakter an, daß die verbündeten Truppen sich zum Einschreiten genöthigt sahen. Zum politischen kam hier der religiöse Haß, um die furchtbarste Flamme der

Volkswuth zu entzünden. Die Protestanten, die in den Schluchten der Cevennen sich den Folgen der Aufhebung des Ediktes von Nantes entzogen, hatten seit der Revolution es gewagt, ihr Haupt wieder frei zu erheben. In mehreren der größeren Städte, wie namentlich zu Nimes, bildeten sie einen bedeutenden und nicht den am wenigsten angesehenen Theil der Bevölkerung. So wie die Nachricht von dem Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris bekannt wurde, beeilten sich die Behörden zu Nimes, die weiße Fahne aufzustecken. Dies hinderte aber das katholische Landvolk der Umgegend nicht, in hellen Haufen bewaffnet in die Stadt zu dringen und über die aus 150 Mann bestehende Besatzung herzufallen. Die schwache Truppe, die keine Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes sah, capitulirte, wurde aber bei dem Abmarsche, nach Niederlegung der Waffen, auf das Grausamste hingemordet. Darauf wurden die Häuser der bemittelten Protestanten geplündert; eine Anzahl, die sich weder durch Geld loskaufen, noch durch die Flucht retten konnten, wurden aus ihren Wohnungen auf die Straße geschleppt und niedergeschossen oder erschlagen; es gab keine Art von Mißhandlungen, der nicht die Ueberlebenden ausgesetzt waren. Diese Unthaten dauerten fort, bis eine österreichische Heeresabtheilung zum Schutze des Lebens und Eigenthums der Unglücklichen einrückte. Inzwischen hatte aber die Wuth des Fanatismus sich weiter und weiter verbreitet. Zu Uzes, Alais, le Vigan, Avignon, Montpellier, Toulouse wurden von dem Pöbel die entsetzlichsten Greuel verübt. Friedliche Bürger, Greise, Kinder, Frauen und Jungfrauen wurden unter dem Vorwande, daß sie ketzerischen, dem Königthume feindlichen Familien angehörten, in ihren Häusern, auf den Straßen, in den Kirchen erwürgt, entehrt, mit grausamem Hohne gepeinigt. Zu Avignon wurde der Marschall Brune, der die Truppen in der Provence befehligt hatte, auf der Durchreise erkannt und von dem wüthenden Pöbel ermordet. Zu Toulouse wurde der royalistische Befehlshaber, General Ramel, der dem Aufruhr begegnen wollte, getödtet. Zu Nimes begann nach dem Abzuge der Oesterreicher das Plündern und Morden von neuem. Der General Graf de la Garde, dem Ludwig XVIII. den Befehl übertragen, wurde, da er die Ordnung aufrecht zu halten versuchte, durch einen Pistolenschuß tödtlich verwundet. Die Behörden waren entweder außer Stande, dem Treiben der Rasenden zu steuern, oder ließen mit ehrloser Nachsicht geschehen, woran sie im Geheimen ihre Freude hatten. Der vornehmste Anführer der Mörder von Nimes, ein Arbeiter Namens Dupont, der von seinen Metzeleien den Beina-

men Trestaillon erhalten hatte, rühmte sich noch lange Zeit nachher, daß 14 Protestanten von seiner Hand gefallen wären.

Ludwig XVIII., durch seine persönlichen Neigungen der mildeste Fürst, war weit davon entfernt, die Verbrechen, die der Wahnsinn im Namen der Religion und des Königthumes beging, zu billigen. Unmittelbar nach seiner Ankunft zu Cambray, der ersten größeren Stadt, die er auf französischem Boden betrat, hatte er eine Proclamation erlassen, worin er erklärte, daß er nichts wolle, als das Glück der Nation, und worin er Verzeihung alles Vorgefallenen versprach und nur eine geringe Anzahl von Personen ausnahm, die durch ihr Beispiel am meisten dazu beigetragen hätten, das Heer und das Land irre zu leiten. In ähnlichem Sinne sprach er gegen den schlauen, kalt berechnenden, an Hülfsmitteln unerschöpflichen Herzog von Otranto, den ehemaligen Jacobiner Fouché, sich aus, der es verstanden hatte, während der hundert Tage als Polizeiminister des Kaisers mit dem flüchtigen Könige in gutem Vernehmen zu bleiben. Er folgte den Rathschlägen des vielversuchten Mannes, der ihm die Unmöglichkeit zeigte, das hergestellte Königthum ferner auf den alten Adel und auf den katholischen Clerus zu stützen, indem er sein erstes Ministerium aus Personen zusammensetzte, die durch ihre politische, wie durch ihre gesellschaftliche Stellung mehr dem neuen Frankreich, wie es seit der Revolution geworden war, als dem alten vorrevolutionairen angehörten. Fouché selbst nahm seinen Platz darin als Polizeiminister ein; an die Spitze trat, als Präsident des Ministerrathes und Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, der Großmeister der modernen Diplomatie, der an geistiger Gewandtheit nur mit Fouche zu vergleichende Fürst Talleyrand, der gleich jenem allen Regierungen gedient und alle hintergangen hatte, die in Frankreich seit der Revolution auf einander gefolgt waren. Neben diesen würdigen Vordermännern, die durch ihre Ränke sich für den Augenblick unentbehrlich gemacht hatten, saßen in dem Cabinette der Baron von Pasquier, aus einem alten Geschlechte, aber durch Napoleon zuerst zu Aemtern und Würden erhoben, als Siegelbewahrer und vorläufiger Minister des Innern; Baron Louis, ein Mann von gemäßigten politischen Ansichten, wenngleich von entschieden royalistischer Gesinnung, als Minister der Finanzen; der napoleonische Marschall Gouvion St. Cyr als Kriegsminister und der unbedeutende Graf Jaucourt, ein Schützling Talleyrands, als Minister des Seewesens. Der Herzog von Richelieu, ein alter Edelmann, der sonst durch seine Bildung über die Vorurtheile seines Stan-

des erhaben war, weigerte sich, als der König ihm die Stelle eines Ministers des königlichen Hauses antrug, dieselbe anzunehmen, weil er neben einem Königsmörder wie Fouché und neben einem Verräther wie Talleyrand nicht sitzen könne. Unter den Höflingen, die Ludwig XVIII. nach Gent gefolgt und mit ihm zurückgekommen waren, erregte die Bildung eines solchen Ministeriums allgemeine Entrüstung. Das Einzige, was die Häupter der royalistischen Partei beruhigte, war, daß man voraussetzte, die Minister würden, um ihre revolutionairen Erinnerungen in Vergessenheit zu bringen, eine Ehre darin suchen, den Planen der treuen und bewährten Freunde des Königthumes zu Werkzeugen zu dienen. Diese waren auf nichts Geringeres gerichtet, als auf eine Herstellung des ganzen alten Zustandes vor der Revolution mit allen seinen Mißbräuchen und Auswüchsen und mit sorgfältiger Ausscheidung aller noch so verborgenen Keime, aus denen sich eine bessere Zukunft entwickeln konnte. Nur die äußerste Unkenntniß und Beschränktheit konnte ein solches Riesenwerk, zu dem keine menschliche Kraft ausreichte, für ausführbar halten. Zuvörderst mußten aus den Gemüthern alle die Ideen vertilgt werden, welche die Revolution geweckt hatte: das Gefühl der Menschenwürde, welches die alten vernunftwidrigen Unterscheidungen der Stände aufhob, das Streben nach Freiheit, welches an die Stelle der alten willenlosen Unterwerfung getreten war, und der Durst nach Ehre, der die Herzen der Jugend schwellte. Dann mußte die Zersplitterung des Grundbesitzes zurückgenommen werden, die aus den Confiscationen der Revolution und aus dem Verkaufe der Nationalgüter hervorgegangen war, und an die Stelle einer geringen Zahl von reichbegüterten Geschlechtern und eines Heeres fröhnender Knechte eine Masse kleiner unabhängiger freiheitstolzer Eigenthümer gesetzt hatte. Und endlich hätte der freie Gewerbsbetrieb aufgehoben werden müssen, der in den Städten alle Verhältnisse umgestaltet und Reichthümer geschaffen hatte, welche selbst den Glanz der Großen vor der Revolution weit verdunkelten. Mit einem Worte, man hätte Alles, was in Frankreich seit einem Menschenalter Bestand gewonnen, der Erde gleich machen und auf dem künstlich geebneten Boden ein neues Frankreich nach den Erinnerungen aufführen müssen, die in dem Gedächtnisse einiger hochbejahrten Herren von ihrer guten alten Zeit zurückgeblieben waren. Ein Mann hegte von sich selbst die sonderbare Meinung, daß er dieser unmöglichen Aufgabe gewachsen sey: der Bruder des Königs, Karl Philipp, Graf von Artois, nach dem alten Hofbrauche Monsieur genannt. Monsieur war das Muster

eines vornehmen Herrn aus den schönen Tagen vor der Revolution. Von Natur mit einer vortheilhaften Körperbildung ausgestattet, aber ohne bedeutende geistige Anlagen, war er Meister im Reiten, Fechten, Jagen, Tanzen und in allen Künsten der Galanterie und des feinen Tones. Dagegen sah er mit Verachtung auf alle wissenschaftliche Bestrebungen herab, die ihm eines Prinzen von Geblüt und eines echten Ritters unwürdig schienen. Nach seiner Ansicht war die Welt zum Vergnügen der Großen geschaffen, und die Canaille, wozu er Alles rechnete, was nicht von altem Adel und hoffähig war, hatte keine andere Bestimmung, als die Vergnügungen der Großen zu befördern. In der Jugend wurde seine Zeit durch Ausschweifungen aller Art ausgefüllt; im Alter, als ihn die Fähigkeit der Sünde verließ, warf er sich einer mißverstandenen Gottesfurcht in die Arme, die ihn zum Spielwerke schlauer oder fanatischer Pfaffen machte. Seine Söhne, der Herzog von Angoulème und der Herzog von Berry, hatten von dem Vater dessen ganze geistige Unbedeutendheit geerbt, ohne dieselbe gleich ihm durch den Glanz der äußeren Erscheinung zu verbergen. Der eine war so charakterlos wie der andere; nur ersetzte bei dem Herzoge von Angoulème den Mangel an eigener geistiger Kraft seine Gemahlin Maria Theresia, die Tochter Ludwigs XVI., welche durch die Schrecken und die furchtbaren Erlebnisse ihrer Kindheit gestählt, von Napoleon nicht ohne Grund der einzige Mann unter den Bourbonen genannt wurde. Bei der Herzogin von Angoulème wurde der scharfe Verstand, der sich ihr nicht absprechen ließ, durch das tiefe Gefühl der Rache verdunkelt, welches ihre ganze Seele erfüllte. Von ihr wurde nicht allein ihr unfähiger Gemahl, sondern eben so sehr der Graf von Artois beherrscht, und selbst der klare Geist Ludwigs XVIII. unterlag oft ihrem verderblichen Einflusse.

Der Pavillon Marsan, den der Graf von Artois in den Tuilerien einnahm, war der Mittelpunkt, um den sich der ganze aus der Emigration zurückgekehrte Adel sammelte, der mit der Milde und Mäßigung Ludwigs XVIII. unzufrieden war. Hier war eine geheime Regierung eingesetzt, die neben der officiellen des Königs ihre Befehle ertheilte, häufig dieser geradezu entgegenwirkte und nicht selten bereitwilligeren Gehorsam fand, als diese. Der Herzog von Angoulème, der nach der Niederlage Napoleons mit ausgedehnten Vollmachten nach dem südlichen Frankreich gesandt wurde, wo man in dem fanatischen Geiste der Bevölkerung eine feste Stütze für das Königthum zu finden hoffte, hatte sich beeilt, auf allen Punkten royalistische Behörden einzusetzen, wobei

blinder Eifer für das Königthum ihm als der beste Beweis der Befähigung galt. Die neu ernannten Präfecten und außerordentlichen Commissaire sahen in den Ministern des Königs nur Meuterer, die durch heuchlerische List sich den Besitz der Gewalt zu erschleichen gewußt hatten, und waren wenig geneigt, denselben durch ihr Entgegenkommen Vorschub zu leisten. Fouché, Talleyrand, Pasquier waren aber nicht die Männer, die sich durch solchen Widerstand einschüchtern ließen. Der erste Schritt, zu dem sie den König bestimmten, war, daß er eine Ordonnanz unterzeichnete, welche die Abgeordnetenkammer von 1814 auflöste und eine neue Kammer einberief, der die von der außerordentlichen Lage des Landes erheischten Gesetze vorgelegt werden sollten. Demnächst wurde eine Reinigung der Behörden im Süden vorgenommen, welche die überspanntesten Eiferer beseitigte und in den einflußreichsten Stellen durch Royalisten von gemäßigterer Gesinnung ersetzte. Darauf erschien ein Erlaß, der dem Lande ankündigte, daß die außerordentlichen Vollmachten erloschen wären, die unter den vorausgegangenen schwierigen Umständen bewährten Freunden des Königthumes ertheilt worden, und für die jetzt nach der Herstellung der gesetzlichen Ordnung kein Grund mehr vorhanden sey. In der Umgebung des Grafen von Artois, wo man recht gut fühlte, gegen wen dieser Streich gerichtet war, rief derselbe die grenzenloseste Entrüstung hervor, die sich so unverhohlen und mit solcher Erbitterung aussprach, daß Talleyrand, der kein anderes Mittel sah, dem Sturm zu begegnen, es wagte, dem Könige die Entfernung seines Bruders aus dem Königreiche zu empfehlen. Auf einen so kühn durchgreifenden Vorschlag einzugehen, hatte Ludwig XVIII., obwohl durch vielfache Spöttereien persönlich gereizt, den Muth nicht; und die Minister mußten daher eine andere Auskunft suchen. Sie hofften eine Stütze in der Presse zu finden und milderten die Bestimmungen, die ein Gesetz vom vorigen Jahre über die Herausgabe von Druckschriften getroffen hatte. Zugleich erkannten sie aber die Nothwendigkeit, den Vorwurf von sich abzuwenden, daß sie im Geheimen der Revolution mehr als dem Königthume zugethan wären, und säumten nicht länger, dem Verlangen der verbündeten Mächte nachzugeben, welche darauf bestanden, daß ein strenges Gericht über die Hauptschuldigen bei dem Aufstande der hundert Tage gehalten werde. Fouché entwarf die Proscriptionsliste, auf der sich 57 Namen fanden, welche Frankreich zu seinen berühmtesten Bürgern zählte und die jetzt theils für immer aus dem Vaterlande verbannt, theils vor Kriegsgerichte gestellt werden sollten, um nach dem Urtheile derselben noch härtere

Strafe zu erleiden. Unter den letzten waren die bekanntesten: der Marschall Ney, Obrist Labedoyère, die Brüder Lallemand, Drouet d'Erlon, Laborde, Lefebvre-Desnouettes, Mouton-Duvernet, Grouchy, Clausel, Bertrand, Drouot, Cambronne, der Graf Lavalette und der Herzog von Rovigo; unter den ersten vor Allen der edle makellose Carnot, der Marschall Soult, die Generale Alix, Excelmans, Vandamme, Lamarque. Lobau, mit ihnen die Staatsmänner und Gelehrten Arrighi, Herzog von Padua, Maret, Herzog von Bassano, Boulay (de la Meurthe), Thibaudeau, Barrère, Arnault, Regnault de St. Jean d'Angely, Merlin von Douay, Bory de St. Vincent. Alle in der Liste aufgeführte Personen mußten Paris binnen drei Tagen verlassen und sich nach den Orten begeben, die ihnen von dem Polizeiminister angewiesen wurden. Die Verbannten erhielten die Erlaubniß, ihre fahrende und liegende Habe zu verkaufen und den Erlös mit sich ins Ausland zu nehmen.

Eine Maßregel von geringerer Strenge, die auf Talleyrands Betrieb ergriffen wurde, war die Reinigung der Pairskammer von den Personen, die unvorsichtig genug gewesen waren, während des napoleonischen Zwischenreiches ihre innere Gesinnung etwas gar zu rücksichtslos zur Schau zu stellen. Der Prinz der Wetterfahnen verfuhr bei dieser Säuberung jedoch auf ziemlich unsaubere Weise, indem er von seiner Gewalt Gebrauch machte, um seinen Unwillen gegen seine persönlichen Feinde auszulassen, so daß neben einer Anzahl napoleonisch gesinnter Generale und Beamten auch manche verdienstvolle Männer ausgestoßen wurden, denen nichts weiter zur Last fiel, als daß sie nicht beweglich genug waren, um ihre Meinungen nach jedem Hauche der Luft zu ändern. An die Stelle der von dieser Maßregel Betroffenen wurden 92 andere Pairs ernannt, größtentheils aus alten Familien, zum Theil aus keinem andern Grunde, als weil sie sich die persönliche Gunst irgend eines der Machthaber zu erwerben gewußt hatten. Talleyrand, dem die brittischen Einrichtungen das Vorbild aller Staatsweisheit waren, ging darauf aus, der Pairskammer eine ähnliche Bedeutung zu geben, wie sie das Haus der Lords in England besaß. Auf sein Anbringen wurde eine Ordonnanz erlassen, welche die Erblichkeit der Pairswürde verfügte. Die Mehrheit des französischen Volkes, bei der die Abneigung gegen Vorrechte und Standesunterscheidungen mächtiger wirkte, als jede andere Rücksicht, nahm diesen Beschluß mit unverhohlenem Widerwillen auf. Ludwig XVIII. selbst erklärte, daß er durch denselben dem Lande die festeste Bürgschaft der Freiheit gegeben habe, weil er wohl begriff, daß in gewöhnlichen Zeiten eine Versamm-

lung erblicher Würdenträger, die durch Rang und Vermögen eine unabhängige Stellung besaßen, sobald ihre Interessen mit jenen der Regierung nicht zusammenfielen, ungleich schwerer zu leiten seyn mußte, als jede von der Wahl des Fürsten oder des Volkes abhängige.

Wichtiger für die nächste politische Entwicklung, als Alles, was in Paris geschah, war der Ausgang der Wahlen zu der Abgeordnetenkammer in den Departementen. Das Ministerium hatte alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, um einen seinen Ansichten günstigen Erfolg herbeizuführen. Die beiden Generalsecretaire, Barante und Guizot, die den Minister der Rechtspflege und des Innern, Pasquier, in seiner Verwaltung unterstützten, hatten Rundschreiben an alle Behörden ergehen lassen, in denen sie die Grundsätze darlegten, welche der König im allgemeinen befolgt wissen wolle. Man versprach sich von diesen Actenstücken, die den Geist einer weisen Mäßigung athmeten, die vortheilhafteste Wirkung auf die öffentliche Stimmung, erreichte dadurch aber nichts, als daß man den Eifer der überspannten Royalisten um so höher steigerte, die, um den Revolutionairen nicht in der letzten Stunde noch das Feld zu räumen, alle ihre Kräfte anstrengten und alle Mittel versuchten, erlaubte wie unerlaubte. An vielen Orten wurden durch offene Gewalt die Gemäßigten und Freisinnigen von den Wahlen entfernt gehalten, an anderen wurden die Wählerlisten verfälscht. So gelang es beinahe überall, die Mehrheit der Stimmen für die wüthendsten Eiferer zu gewinnen. Die Minister verkannten die Bedeutung dieses Zeichens nicht. Am zähesten klammerte sich Fouché an die ihm entschlüpfende Macht; aber indem er alle Parteien zu benutzen und zu täuschen suchte, machte er sich allen gleich verächtlich und verhaßt. Da auch der König ihn fallen ließ, sah er endlich die Unhaltbarkeit seiner Stellung, und nahm seine Entlassung einen Augenblick früher, als ihm dieselbe gegeben worden wäre. Ein Wort, durch welches er sich für den unversöhnlichen Haß der Royalisten rächte, ist als sein Vermächtniß zurückgeblieben und hat bei allen den späteren Parteikämpfen während der Restauration nicht allein in Frankreich, sondern in einem großen Theile von Europa zur Losung gedient. Von ihm ist der Parteiname der Ultra zuerst erfunden und gebraucht worden. Wenige Tage nach Fouché's Rücktritte folgten die übrigen Minister seinem Beispiele, nachdem Talleyrand es umsonst versucht hatte, den Pavillon Marsan durch Zugeständnisse zu entwaffnen.

In der Lage, in der Frankreich sich befand, überschwemmt von fremden Truppen, deren Bajonette stets bereit waren, den Willen ihrer

Gebieter als das oberste Gesetz vorzuschreiben, gebot die dringendste Nothwendigkeit, wenigstens eine der großen Mächte für das französische Interesse zu gewinnen. Am feindlichsten zeigten gerade damals sich Rußland und Preußen; doch schien Kaiser Alexander, der nur durch Talleyrands brittische Neigungen der alten Vorliebe für Frankreich entfremdet war, am leichtesten zu versöhnen. Von ihm erbat Ludwig XVIII., zum Unterpfande freundschaftlicher Vereinigung, sich einen Minister, dem er die doppelt schwierig gewordene Leitung der öffentlichen Angelegenheiten vertrauen wollte. Der Herzog von Richelieu, aus einem der berühmtesten französischen Adelsgeschlechter, war bereits vor der Revolution in russische Dienste getreten. Der echte altfranzösische Edelmann, ritterlich, hoch gebildet, eitel, unbeständig, einnehmend im Umgange, witzig, von schneller Fassungskraft, aber unfähig zu ernsten anhaltenden Arbeiten, war er nach vielfach wechselnden Schicksalen bei dem Kaiser Alexander zu hoher Gunst gelangt und hatte von ihm die wichtige Stelle eines Generalgouverneurs von Odessa erhalten, auf die er zurückzukehren im Begriff war, als ihm das Anerbieten gemacht wurde, an die Spitze der Verwaltung seines Vaterlandes zu treten. Nicht ohne Widerstreben übernahm er den schwierigen Auftrag; streng royalistisch gesinnt, bildete er das Ministerium, in dem er als Präsident und Minister des Auswärtigen die erste Stelle bekleidete, aus Männern, die hauptsächlich durch ihre untadelhafte royalistische Gesinnung empfohlen wurden. Der Herzog von Feltre, General Clarke, der bei dem Grafen von Artois in hohen Gnaden stand, erhielt das Kriegswesen; Viennot de Vaublanc, Präfect in der Kaiserzeit, aber jetzt um so eifrigerer Royalist und deshalb gleichfalls ein Günstling im Pavillon Marsan, wurde Minister des Innern; Graf Barbé-Marbois, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und redlicher Mann, Justizminister; Dubouchage, ein braver alter Seemann, aber eben so leer an Kenntnissen, wie an Fähigkeiten, Minister des Seewesens. Dem Grafen Corvetto, einem intriganten Genuesen, dem alle französische Interessen immer gleichgültig blieben, der aber den Ruf eines ausgezeichneten Financiers genoß, wurden die in heillose Zerrüttung gesunkenen Finanzen übergeben. Alle diese Männer waren nichts weniger als nach dem Geschmacke des Königs, dessen Wahl nur ein einziges unter den Mitgliedern des Cabinettes, der Polizeiminister Graf Decazes, der unter Fouché Polizeipräfect von Paris gewesen war, seine Erhebung verdankte. Decazes, ein geschmeidiger Höfling, ohne feste Gesinnung und ohne vorragendes Talent, aber von gefälligem Aeußern, seltener Gewandtheit

und leichter Auffassung, hatte von dem Augenblicke, wo er mit dem Könige zuerst in persönliche Berührung kam, ein besonderes Studium daraus gemacht, sich bei demselben durch geschickte Benutzung seiner Schwächen einzuschmeicheln, was ihm denn auch so wohl gelang, daß er bald im Schlosse einen größeren Einfluß übte, als irgend einer der übrigen Minister, den Präsidenten des Ministerrathes nicht ausgenommen. Was ihm am meisten zu Hülfe kam, war gerade die Charakterlosigkeit, die es ihm möglich machte, den Forderungen der Ultra zu genügen, wie sehr dieselben auch seiner Ueberzeugung widersprachen, und die deshalb ihn dem Pavillon Marsan lange Zeit als einen seiner treuesten Verbündeten erscheinen ließ.

Zu Anfange des Octobers 1815 eröffnete Ludwig XVIII. die Kammern. Die Thronrede verbreitete sich ausführlich über den traurigen Zustand des Landes, über die Drangsale, welche die Usurpation in ihrem Gefolge mit sich geführt habe, und über die strengen und durchgreifenden Maßregeln, von denen allein eine Abhülfe in der Noth zu erwarten sey. Der König sprach darauf von der Nothwendigkeit des innigsten Einverständnisses zwischen der Regierung und der Volksvertretung, von der Aufrechterhaltung der aus reifer Erwägung hervorgegangenen Charte, von dem Vorzuge langsamer Verbesserungen vor ungestümen, die theuersten Güter gefährdenden Neuerungen; er sprach von den Anstrengungen, die gemacht werden müßten, um Reinheit der Sitten, Religion und Achtung vor den Gesetzen herzustellen, und gab sich zum Schlusse der Hoffnung hin, daß die Kammern, wenn sie auch nicht alle ihrer Berathung empfohlenen Gegenstände in einer Session zu erledigen vermöchten, wenigstens eine Annäherung zu dem erwünschten Ziele möglich machen würden, die immer schon als ein großer Gewinn zu betrachten wäre. Wie aufrichtig auch die Erklärung des Königs über die Heilighaltung der von ihm verliehenen Verfassung gemeint war, so sollte doch das Vertrauen, welches sie in der Nation hätte erwecken können, schon in der ersten Sitzung durch einen Vorgang erschüttert werden, der für die Zukunft die beunruhigendste Vorbedeutung enthielt. Der Graf von Artois weigerte sich, den beim Eintritte in die Pairskammer geforderten Eid auf die Charte zu leisten, weil durch dieselbe seiner Meinung nach die Rechte des königlichen Hauses über Gebühr verkürzt waren; seinem Beispiele folgte der Prinz von Condé, der, um den König nicht zu sehr zu verletzen, sich krank melden ließ, und die Herren von Labourdonnaye-Blessac und Polignac, welche vorschützten, daß ihr Gewissen ihnen nicht erlaube, eine Urkunde

ohne Vorbehalt zu beschwören, die ihren Pflichten gegen die geheiligte Religion widerspreche, indem sie statt ausschließlicher Herrschaft des katholischen Glaubens vollkommene Freiheit des Cultus gewähre. Ein noch unzweideutigeres Zeugniß für die gehässige Stimmung, die in beiden Kammern vorherrschte, legten die Dankadressen ab, die von ihnen als Erwiederung auf die Thronrede dem Könige überreicht wurden, und die, obwohl im allgemeinen nur ein Wiederhall der Thronrede, ein Rachegefühl athmeten, welches dieser fremd war. Während Alles noch in banger Erwartung schwebte, erschienen die Minister Barbé-Marbois, Decazes und Clarke in der Abgeordnetenkammer und legten drei Gesetzentwürfe vor, die jedem Zweifel über das, was man zu erwarten hatte, ein Ende machten. Der erste der drei Gesetzentwürfe war seiner Aufschrift nach gegen aufrührisches Geschrei gerichtet; er enthielt die strengsten Bestimmungen gegen jede Meinungsäußerung, die der bestehenden Ordnung entgegen war, genügte aber dem Eifer der Kammer so wenig, daß er von derselben einer vollständigen Umarbeitung unterworfen wurde. In der Form, welche er jetzt erhielt, war auf jeden Ausruf, der von den Behörden für aufrührerisch erklärt wurde, so wie auf das Aufstecken einer andern Fahne, als der weißen, die mit dem bürgerlichen Tode verbundene Strafe der Deportation gesetzt, auf Reden, in denen eine Schmähung gegen die Person des Königs lag, dreimonatliches bis fünfjähriges Gefängniß. Die wüthendsten Ultra, wie Labourdonnaye, Castelbajac, Salaberry, waren mit so schonungsloser Härte noch nicht zufrieden und verlangten, daß in den Fällen, in denen das Gesetz Deportation verhänge, auf die Todesstrafe erkannt werden solle. Barbé-Marbois, von dem die ursprüngliche Abfassung herrührte, zog durch seine Milde sich den unversöhnlichen Haß der Partei zu. Größeren Beifall erwarb sich Decazes, der den zweiten Gesetzentwurf, zur Beschränkung der persönlichen Freiheit, einbrachte. Es wurde darin für die Behörden das Recht verlangt, nach Gutdünken einen Jeden zu verhaften, der den Verdacht erregte, als gehe er mit Planen zum Umsturze der bestehenden Ordnung um. In einer Rede voll feuriger Begeisterung für das Königthum versicherte Decazes, daß es Menschen gebe, die durch keine Milde zu versöhnen wären, welche die Gnade nur beleidige, und deren strafbare Anschläge die Gerechtigkeit mit ihren langsamen Formen nur selten erreichen könne. Dies war die Sprache, welche geeignet war, bei der Mehrheit den stürmischesten Beifall hervorzurufen. Umsonst erhoben die wenigen freisinnigen Männer, welche in der Kammer einen Sitz

gefunden hatten, wie Voyer d'Argenson und Tournemine, ihre Stimme, um gegen die heillose Willkür zu protestiren, der unter so nichtiger Vorwänden Thür und Thor geöffnet wurde; ihre Einwendungen wurden durch das wilde Geschrei übertäubt, welches den Vertheidigern des Thrones und des Altares statt der Gründe diente; und die ursprünglich schon nichts weniger als milden Bestimmungen des Gesetzentwurfes wurden noch durch einige Verbesserungen im Geiste der Ultraroyalisten verschärft. Der dritte Gesetzentwurf, welchen der Herzog von Feltre bevorwortete, war, wo möglich, noch gehässiger, als die beiden anderen. Er betraf die Einrichtung der sogenannten Prevôtalhöfe, welche bei politischen Verbrechen an die Stelle der Geschwornengerichte treten sollten, mit denen man aus doppelten Gründen nicht zufrieden war, einmal, weil die Geschwornen nicht immer verurtheilten, wenn der Haß es verlangte, und sodann, weil die Strafe, wenn sie das Urtheil der Geschwornen abwarten mußte, der Parteiwuth viel zu lange zögerte. Das Verfahren der Prevôtalhöfe war ungleich einfacher; der vom König ernannte Prevôt leitete nach Gutdünken die Untersuchung ein, binnen 24 Stunden erfolgte die Entscheidung, und die Strafe wurde vollzogen, ohne daß von irgend einer Berufung die Rede gewesen wäre. Einen guten Begriff von dem Geiste der Abgeordnetenkammer giebt es, daß zahlreiche Stimmen verlangten, ein solches alle Formen einer geordneten Rechtspflege umstoßendes Gesetz solle nicht bloß als vorübergehendes Auskunftsmittel erlassen, sondern als bleibender Bestandtheil der Verfassung in die Charte aufgenommen werden. Von den Pairs wurden die drei Gesetzentwürfe in der Form, welche die Abgeordnetenkammer beliebt hatte, genehmigt. Die Verhandlungen kamen hier, nach einer besonderen Bestimmung der Charte, welche für die Sitzungen der Pairskammer Geheimhaltung befahl, nicht zur öffentlichen Kenntniß; doch vernahm man, daß wenigstens einzelne von den Männern, die in früheren Zeiten zu den beredtesten Wortführern der Freiheit gezählt wurden, ehrenhaft genug gewesen waren, kräftigen Widerspruch zu erheben. Genannt wurden vor anderen der würdige Lanjuinais und Boissy d'Anglas.

Die Partei der Ultra, angefeuert, wenn es dessen bedurft hätte, durch den Grafen von Artois und die Herzogin von Angoulême, war nicht zufrieden, durch Ausnahmsgesetze die Zukunft auf ihre Weise sicher zu stellen; sie mußte auch die Unbilden der Vergangenheit rächen; sie forderte Blut. Schon die Proclamation Ludwigs XVIII. von Cambray hatte die Opfer bezeichnet, die vor allen ersehen waren.

Umsonst warnte Fouché, der bei dieser Gelegenheit sich edel benahm, mehrere der zunächst Betheiligten und bot ihnen die Mittel der Flucht. Der Marschall Ney, Fürst von der Moskwa, gegen den der König persönlich erbittert war, weil er am meisten sein Vertrauen getäuscht hatte, befand sich bereits in sicherer Freistätte in der Schweiz, als er den unglücklichen Entschluß faßte, nach Frankreich zurückzukehren, um seinen Namen nicht der Beschimpfung einer Verurtheilung in contumaciam auszusetzen. Kaum angekommen, wurde er verhaftet, und das Ministerium, an dessen Spitze damals noch Talleyrand stand, sah durch das Drängen des Hofes sich genöthigt, ihm den Proceß zu machen. Der Herzog von Conegliano, Moncey, der als ältester Marschall den Vorsitz im Kriegsgerichte übernehmen sollte, lehnte in einer ehrerbietigen Zuschrift an den König das ihm übertragene Amt ab; er wurde sofort seines Dienstes entsetzt und zu dreimonatlicher Haft auf dem Schlosse Ham verurtheilt. Andere Kriegsgefährten des „Tapfersten der Tapfern" waren weniger fest; und so kam das Gericht zu Stande, in dem der Marschall Jourdan den Vorsitz führte und dessen Beisitzer die Marschälle Masséna, Augereau und Mortier und die Generale Gasan, Claparède und Villate waren. Alle hatten sich schweren Herzens der traurigen Pflicht gefügt und waren froh, einen Vorwand zu finden, unter dem sie sich derselben entziehen konnten, da die Vertheidiger des Angeklagten, die Advocaten Berryer und Dupin d. ä. ihre Zuständigkeit bestritten und für Ney, als Pair von Frankreich, das Vorrecht ansprachen, von der Pairskammer gerichtet zu werden. Dieser wurde daher jetzt der Rechtsfall zugeschoben. Die Kammer, durch eine leidenschaftliche Rede des Herzogs von Richelieu vorbereitet, der inzwischen die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, erkannte ihre Zuständigkeit an, verwandelte sich in einen hohen peinlichen Gerichtshof und schritt ohne Zögern zum Verhöre. Während die zahlreichen Zeugen abgehört wurden, die über die einzelnen Umstände des Verbrechens Auskunft geben konnten, welches dem Marschall zur Last fiel, ließen dessen Freunde kein Mittel unversucht, um ihn zu retten. Man suchte den Umstand für ihn geltend zu machen, daß die Capitulation von Paris den in dieselbe eingeschlossenen Bürgern und Militairs Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprochen habe; die Gattin des Marschalls wandte sich deshalb an den Herzog von Wellington, um dessen Fürsprache zu erflehen. Sie wurde kalt zurückgewiesen, und wie dieser so blieben alle übrige Schritte vergeblich. Am 6. December sprach die Pairskammer ihr Urtheil, welches den Marschall Michael

Ney, Herzog von Elchingen, Fürsten von der Moskwa, einstigen Pair von Frankreich, des Hochverrathes und bewaffneter Empörung gegen die Regierung für schuldig erklärte und deshalb ihm den Tod zuerkannte. Von 145 anwesenden Pairs hatten nur 5 sich der Theilnahme an der Abstimmung enthalten und nur siebenzehn auf eine mildere Strafe erkannt. In dem Garten des Palastes Luxemburg, in welchem die Pairskammer ihre Sitzungen hält, wurde der Urtheilsspruch vollzogen; unter den Kugeln seiner Waffenbrüder fiel der kühne Held, den die Geschosse des Feindes in so mancher heißen Schlacht verschont hatten.

Vor dem Marschall Ney hatte dasselbe Schicksal den tapferrn Obristen Labedoyère getroffen, welcher nach der Landung Napoleons der erste an der Spitze seines Regiments zu ihm übergegangen war und dadurch das Zeichen zum Abfalle des ganzen Heeres gegeben hatte. Auch er hatte alle Warnungen verachtet, die ihm zugekommen waren. Ohne auch nur einen Versuch zur Flucht zu machen, lebte er zurückgezogen in der kleinen Stadt Clermont, als er verhaftet, nach Paris geführt, vor ein Kriegsgericht gestellt und nach kurzem Verhör zum Tode verurtheilt wurde. Glücklicher, sofern man die Erhaltung des Lebens unter allen Umständen als ein Glück betrachtet, war der Generalpostdirector des Kaiserreiches, Graf Lavalette. Er war unter den Männern, welche die Rückkehr Napaleons vorbereiteten, der thätigste gewesen, hatte bei der Flucht des Königs sich ohne Weiteres der Postverwaltung bemächtigt und diese dazu benutzt, um die Sache des Kaisers auf jede Weise zu fördern. Vor die gewöhnlichen Gerichte gestellt, wurde er von den Geschwornen des Hochverrathes und der thätigen Theilnahme an einer Verschwörung zum Umsturze der gesetzlichen Ordnung schuldig erklärt und demgemäß zum Tode verurtheilt. Mächtige Freunde, unter diesen Talleyrand, Pasquier, Decazes, verwandten sich umsonst für ihn; aber die muthige Aufopfernng seiner Gattin bewirkte, was die einflußreichste Fürsprache nicht vermocht hatte. Durch Berufung an den Cassationshof hatte er eine kurze Frist gewonnen. Während er hoffnungslos dem Erfolge entgegensah, drang das geliebte Weib in seinen Kerker, wechselte mit ihm die Kleider und blieb statt seiner zurück, indeß großmüthige Fremde auf eigne Gefahr Sorge trugen, ihn sicher in das Ausland zu schaffen. Die Partei der Ultra, ergrimmt, daß ihr ein Opfer entgehen sollte, ließ ihre Wuth an der unglücklichen Frau aus, die, in gefänglicher Haft gehalten, von den vorausgegangenen Erschütterungen überwältigt, in eine Geisteszerrüttung fiel, von der sie niemals geheilt wurde.

Auf engere Kreise blieb die Theilnahme beschränkt, welche die Processe erregten, die den Generalen Gebrüder Faucher, Mouton-Duvernet, Chartrand, Bertrand, Cambrone, Drouot, Gilly, Debelle, Trevot und Bonnaire gemacht wurden. Alle diese Tapfern mit Ausnahme der kühnen Helden Drouot und Cambrone und des unglücklichen Bonnaire wurden zum Tode verurtheilt; aber nur an den vier ersten wurde das Urtheil vollzogen, die übrigen waren theils in das Ausland ausgetreten, theils wurden sie auf die Fürsprache des Herzogs oder der Herzogin von Angoulème begnadigt.

Am Hofe gewann die persönliche Milde des Königs über die Leidenschaften seiner Umgebung die Oberhand. Ihm selbst, wie den einsichtsvolleren unter den Ministern, schien es unerläßlich, die Rechnung, die man mit der Vergangenheit machte, abzuschließen und den Verfolgungen ein Ziel zu setzen, welche die Wuth der Ultra in das Endlose auszudehnen drohte. Dennoch wagte man es nicht, ohne die Zustimmung der Partei zu handeln, die in beiden Zweigen der Gesetzgebung beinahe ausschließlich vertreten war. Der Herzog von Richelieu legte den Kammern einen Gesetzentwurf vor, der Allen unbedingte Verzeihung zusagte, welche mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an der Usurpation Napoleons gehabt hatten. Ausgenommen wurden nur die Personen, gegen die bereits Untersuchungen eingeleitet oder die in die Proscriptionsliste Fouché's einbegriffen waren, so wie sämmtliche Mitglieder der Familie des Kaisers. Die letzten wurden bei Todesstrafe auf ewig aus dem Königreiche verbannt. Ein so gemäßigtes Gesetz entsprach den Gesinnungen, die in der Abgeordnetenkammer herrschten, keinesweges. Erst nach langen stürmischen Debatten wurde dasselbe angenommen und nicht ohne den gehässigen gegen eine ausdrückliche Bestimmung der Charte verstoßenden Zusatz, daß auch die sogenannten Königsmörder oder die ehemaligen Mitglieder des Nationalconventes, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt und während der hundert Tage sich für den „Usurpator“ erklärt hatten, auf immer von dem Boden des Vaterlandes ausgeschlossen seyn sollten. Die eifrigsten Ultra verlangten, daß außerdem die Güter der Verurtheilten oder Verbannten confiscirt würden. Nur der Beredsamkeit Royer Collards, der auf die revolutionaire Richtung und auf die Gefahren eines solchen Vorschlages aufmerksam machte, war es zu verdanken, daß die Verwerfung desselben durchgesetzt wurde. Nachdem dem Andenken des „Märtyrerkönigs“ dieses Opfer gebracht war, wurde noch eine mildere und würdigere Sühne angeordnet. Ein Gesetz erklärte den 21. Januar, den Jahrestag der Hinrichtung Lud-

wigs XVI. für einen allgemeinen Trauertag in Frankreich und verfügte, daß auf Kosten und im Namen der Nation Denkmäler zum Gedächtnisse der verbrecherischen That auf den öffentlichen Plätzen der größeren Städte errichtet werden sollten.

Noch weniger als mit der Stimmung der Abgeordnetenkammer konnte der König und der besonnene Theil des Ministeriums mit der Anmaßung des Pavillon Marsan zufrieden seyn, der sich in der That der obersten Leitung der gesammten inneren Verwaltung bemächtigt hatte. Der Minister des Innern Vaublanc, der Kriegsminister Clarke, der Marineminister Dubouchage waren die blinden Werkzeuge des Grafen von Artois und holten bei jedem ihrer Schritte dessen Befehle ein. In der Kammer wurden seine Wünsche bei weitem höher geachtet, als jene des Königs, und dieser befand sich daher unter einer Vormundschaft, die allmälig durchaus unerträglich wurde. Sich derselben zu entziehen, erschien aber unthunlich, so lange die Abgeordnetenkammer vereinigt war, die den Willen Monsieurs allein als Gesetz erkannte. Zwar konnte der König sich von einer seinen Ansichten widerstrebenden Kammer befreien, indem er dieselbe auflöste und neue Wahlen ausschrieb; allein auch davon schien wenig Heil zu erwarten, so lange die Bedingungen fortbestanden, unter denen die letzten Wahlen erfolgt waren. Glücklicher Weise waren gerade über das Wahlverfahren keine feste Bestimmungen getroffen, und die Regierung hatte es sich vorbehalten, dasselbe im Einverständnisse mit den Kammern zu ordnen. Es wurde daher jetzt von den Ministern ein neues Wahlgesetz ausgearbeitet, welches der Minister des Innern, Vaublanc, obwohl für seine Person keineswegs mit allen Bestimmungen desselben zufrieden, den Kammern zur Erwägung mittheilte. Nach dem ministeriellen Entwurfe wären die Wahlen zu einem bloßen Schattenspiele herabgewürdigt worden; denn zu einer nicht übergroßen Zahl der höchst besteuerten Bürger sollten eine Menge von der Regierung abhängiger Beamten als Wähler treten, die den Erfolg natürlich immer in die Hände der Behörden gelegt hätten. Gegen diesen Gesetzentwurf erhob sich in der Abgeordnetenkammer der heftigste Widerspruch. Herr von Villèle, der umsichtigste unter den Führern der Ultra, ergriff, seltsam genug, im Namen der royalistischen Freiheit das Wort; er deckte den geheimen Zweck auf, der dem ministeriellen Plane zu Grunde lag, und brachte ein wesentlich verschiedenes Wahlverfahren in Vorschlag, welches seiner Behauptung nach die Wahlen zum wahren Ausdrucke der gesunden öffentlichen Meinung machen sollte, in der Wirklichkeit denselben aber der

Willkür der royalistischen Partei überliefert hätte. Villèle's Entwurf schlug doppelte Wahlstufen vor: Urwahlen, an denen alle zum Mannesalter erwachsene Bürger Theil nehmen sollten, die 50 Franken an directen Steuern zahlten, und Departementswahlen, bei denen eine Besteuerung von 300 Franken zur Zulassung erforderlich gewesen wäre. In den Urwahlen sollten die Departementswähler ernannt werden, die ihrerseits die Abgeordneten zu ernennen hatten, welche 1000 Franken an directen Steuern entrichten und das vierzigste Jahr zurückgelegt haben mußten. Da Personen, die 50 Franken an directen Steuern bezahlen, in Frankreich eben nicht zu den bemittelten gehören, so glaubten die Royalisten, welche die Mehrzahl der großen Grundbesitzer und die gesammte katholische Geistlichkeit auf ihrer Seite hatten, die Urwahlen und mittelst dieser die Departementswahlen mit leichter Mühe zu beherrschen. Ein bedeutender Unterschied zwischen dem Entwurfe des Herrn von Villèle und dem ministeriellen lag auch darin, daß nach dem letzten ein Theil der Abgeordnetenkammer alljährlich ausscheiden und durch neue Wahlen ersetzt werden sollte, während der erste eine völlige Erneuung der Abgeordnetenkammer nach je fünf Jahren vorschrieb. Die Vorschläge Villèle's wurden von der Kammer allem Widerstreben der Minister zum Trotze nach einigen wenig wesentlichen Veränderungen angenommen. Das Ministerium, welches nicht gemeint war, so leichten Kaufes sich zu ergeben, nahm jetzt zu der Pairskammer seine Zuflucht, der es beide Entwürfe, seinen eigenen wie jenen der Gegenpartei, vorlegte. Wenn es hier die Genugthuung hatte, den letzten ohne große Ceremonien verworfen zu sehen, so wurde seine Freude doch sehr dadurch getrübt, daß seinem eigenen Werke, welches achtungswerthe Stimmen noch dazu als verfassungswidrig bezeichneten, kein besseres Schicksal widerfuhr; und damit fiel, nachdem noch ein vergeblicher Versuch zur Verständigung mit der Abgeordnetenkammer gemacht war, für das Erste der ganze Plan zu Boden.

Die Spaltung zwischen dem Ministerium und der ultraroyalistischen Partei in der Abgeordnetenkammer trat seitdem mit jedem Tage schroffer hervor. Schon fehlte wenig, daß nicht, wie einst Talleyrand und Fouché, so jetzt Decazes, Barbé-Marbois und Corvetto von den Fanatikern geradezu für Verräther erklärt wurden. Keine ihrer Handlungen hatte das Glück, ferner den Beifall der Kammer zu erhalten. Selbst bei den Berathungen über die Voranschläge für den Staatshaushalt, bei denen der Parteigeist doch nur mittelbar betheiligt war, mußten die Minister die Feindseligkeit der Ultra erfahren, die laute

Klage führten, daß von Seiten der Regierung Alles geschehe, um die Revolution und die Revolutionaire zu begünstigen. Durch ein früheres Gesetz waren die ausgedehnten Waldungen, die dem Staate gehörten, den Gläubigern des Staates zu hypothekarischer Sicherung angewiesen; der Finanzminister schlug vor, einen Theil dieser Waldungen zur Deckung der dringendsten laufenden Forderungen zu veräußern. Dagegen erklärten die Ultraroyalisten sich aus doppeltem Grunde: einmal, weil die meisten dieser Forderungen von Lieferungen und Leistungen für das Kaiserreich herrührten und folglich nach der Ansicht des Pavillon Marsan ihren Ursprung in der Rebellion hatten. Außerdem waren die Waldungen, die jetzt verkauft werden sollten, vor der Revolution großentheils Kirchengut gewesen, und die Partei betrachtete es als ihre heiligste Plicht, dem Clerus, dessen rechtmäßiges, wenn gleich für den Augenblick noch entfremdetes Eigenthum unverkürzt zu bewahren. Eben so wenig wie der beantragte Verkauf der Waldungen wurden von der Mehrheit der Kammer die übrigen Mittel gebilligt, welche Graf Corvetto anzuwenden gedachte, um den außerordentlichen Bedürfnissen des Landes zu begegnen. Jede Erhöhung der Grundsteuer wurde als völlig unzulässig zurückgewiesen, weil dieselbe vorzugsweise dem vermögenden Adel zur Last gefallen wäre; doch hatte man nichts dagegen, die Patentsteuer und andere Abgaben, die der ohnedies schwer genug gedrückte Stand der Handel- und Gewerbetreibenden zu tragen hatte, um die Hälfte zu erhöhen, da eine solche Vermehrung der Lasten natürlich dazu beitragen mußte, den Uebermuth des revolutionairen Pöbels zu dämpfen. Die Regierung, so fremd ihr die Uebertreibungen der Ultra waren, mußte nachgeben, sofern sie auf die verfassungsmäßig erforderte Bewilligung der Steuern nicht verzichten wollte.

Die royalistische Mehrheit in der Kammer ging nach einem festen Plane zu Werke, der schlau genug berechnet war. Mit einem Male den alten Zustand der Dinge vor der Revolution zurückzuführen, war unmöglich, weil dagegen sich das ganze Land in Masse erhoben hätte. Dasselbe wäre der Fall gewesen, wenn der Adel seine alten Vorrechte oder seine eingezogenen Güter zurückverlangte. Man beschloß daher den Anfang mit einer Herstellung der katholischen Geistlichkeit zu ihrem früheren Glanze und Einflusse zu machen. Dabei hatte man den Vortheil, daß man die Nothwendigkeit vorschützen konnte, durch Wiedererweckung des frommen Gottesglaubens, der in den Gemüthern erloschen sey, der Ausbreitung der revolutionairen Ideen zu begegnen, die bereits so unsägliches Unheil angerichtet hätten und immer wieder noch größeres

Unheil anzurichten drohten. Ein Theil der royalistischen Partei wurde von aufrichtiger Frömmigkeit geleitet; bei allen gehörte es wenigstens zum Tone, sich den äußern Schein der Frömmigkeit zu geben. Zu Paris war ein religiöser Verein gestiftet worden, die Congregation, an dem die vornehmsten Männer Theil nahmen, und der zum Zwecke hatte, religiöse und monarchische Gesinnungen zu verbreiten. Bald hatte die Congregation ihre Verzweigungen in allen Provinzen; Jung und Alt drängte sich, um die Aufnahme zu erlangen, weil es kein sichreres Mittel gab, einflußreiche Empfehlungen zu erhalten. In den Versammlungen, die an bestimmten Wochentagen gehalten wurden, kamen aber nicht bloß religiöse Gegenstände zur Besprechung; hier wurde Alles berathen, was zur Förderung des gemeinschaftlichen Zweckes dienen konnte; hier wurden die Entwürfe vorbereitet, welche man mit Hülfe der Regierung und der Kammern zur Ausführung zu bringen gedachte. Zuerst trat in der Abgeordnetenkammer der Vicomte von Castelbajac, von anderen bedeutenderen Männern vorgeschoben, mit einem scheinbar sehr harmlosen Antrage auf. Er sprach mit vieler Salbung über den beklagenswerthen Verfall der Religion, dessen vornehmste Ursache er in der schimpflichen Herabsetzung sah, die dem Clerus widerfahre, indem derselbe mit den Staatsdienern auf die gleiche Stufe gestellt werde; er verlangte, um dem Uebel wenigstens einigermaßen abzuhelfen, daß der Geistlichkeit das Recht wieder eingeräumt werde, Eigenthum zu erwerben, damit sie die Schenkungen annehmen könne, die fromme Christen derselben zu machen geneigt wären. Die Mehrheit der Kammer ging mit freudiger Bereitwilligkeit auf einen so billigen Vorschlag ein; und da die Regierung nicht zu widersprechen wagte, so fand sich die Geistlichkeit mit einem Male als abgeschlossene Körperschaft hergestellt, ohne daß über eine so wichtige Veränderung ein ausdrücklicher Beschluß gefaßt worden wäre. Nach kurzem Verlaufe erstanden jetzt auf allen Seiten die Mönchs- und Nonnenklöster wieder, welche die Revolution in den Staub gestürzt hatte, was natürlich unmöglich war, so lange die Geistlichkeit als solche kein Eigenthum erwerben konnte. Der nächste Antrag in ähnlichem Geiste war jener des schwärmerischen Bonald auf die Abschaffung des revolutionairen Gesetzes, welches den Satzungen der römischen Hierarchie zuwider die Ehescheidung gestattete. Der fromme Mann behauptete, daß die Ehescheidung die wahre Quelle der Revolution sey, weil sie die Zerrüttung der Familie herbeiführe, die vorausgehen müsse, ehe es zur Auflösung des Staates komme. Beide Kammern wurden von dieser Beweisführung überzeugt; und die Ehescheidung wurde nach beinahe

einstimmigem Beschlusse aufgehoben. In Folge eines andern Antrages, den die Kammern genehmigten, wurden den Priestern, die während der Revolution ihren Stand verlassen und sich verheirathet hatten, ihre Pensionen entzogen. Dagegen hielt die bedrängte Lage des öffentlichen Schatzes die würdigen Gesetzgeber nicht ab, die Besoldungen der Bischöfe und Prälaten ansehnlich zu erhöhen. Außerdem kamen Gesetze in Vorschlag, welche die Rückgabe der während der Revolution eingezogenen und vom Staate noch nicht veräußerten geistlichen Güter verfügt, den öffentlichen Unterricht in die Hände der Geistlichkeit gelegt und mit einem Worte Alles, was die Religion und die Geistlichkeit betraf, so viel immer möglich auf den alten Stand vor der Revolution zurückgebracht hätten.

Gleichen Schritt mit diesen Bemühungen zur Wiederaufrichtung des mittelalterlichen Gebäudes der Hierarchie hielten die Anstrengungen, welche gemacht wurden, um die Verwaltung in allen ihren Zweigen von revolutionairen Bestandtheilen zu reinigen. Bei der neuen Einrichtung des Heeres waren an 40,000 Officiere aus der Kaiserzeit außer Thätigkeit gesetzt worden. Mit einer so durchgreifenden Maßregel war aber der Kriegsminister noch nicht zufrieden; er entließ auch aus der Verwaltung seines Departements alle Beamte, die nicht genügende Beweise ihrer Ergebenheit für die neue Dynastie gegeben hatten. Die polytechnische Schule, der Stolz Frankreichs, wurde wegen einiger Aeußerungen der Unzufriedenheit von Seiten der Zöglinge aufgelöst. Das Institut, dem Napoleon selbst es sich zur Ehre rechnete anzugehören, wurde aufgehoben, weil es eine revolutionaire Schöpfung war; dagegen wurden die alten Academien der Wissenschaften, der Inschriften, der Literatur und der schönen Künste erneut, wie sie vor der Revolution bestanden. Die Gerichtshöfe hatten bereits in den ersten Monaten nach der Rückkehr der Bourbonen eine Umgestaltung erlitten, welche die tüchtigsten Rechtsgelehrten aus denselben entfernte. Dennoch erfuhr die Rechtspflege fortwährend die bittersten Anfeindungen, weil die Unparteilichkeit, die nicht ganz zu verbannen war, die Wünsche des Fanatismus zuweilen vereitelte. Nur der Widerstand der Pairskammer rettete das Richteramt vor der völligen Vernichtung, mit der dasselbe durch den royalistischen Eifer bedroht war, und gegen welche die Schwäche des in sich getheilten Ministeriums es nicht zu schützen vermochte.

Eine Ordonnanz vom 28. April 1816 schloß endlich die Session. Ludwig XVIII. sah ein, daß es unmöglich war, den Forderungen der

Ultra zu genügen, ohne eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse in Frankreich zu bewirken. Der Minister des Innern, Vaublanc, der seine ganze Verwaltung dem Pavillon Marsan unterordnete, erhielt seine Entlassung. An seine Stelle trat der besonnene, mit dem Herzog von Richelieu, wie mit Decazes, befreundete Lainé, der durch seinen männlichen Muth und durch den Adel seiner Gesinnung gleich hoch in der öffentlichen Achtung stand. Nachdem die gemäßigte Partei im Cabinette sich auf diese Weise verstärkt hatte, nahm dieses einen festen, dem unsinnigen Toben und Drängen der Ultraroyalisten durchaus entgegengesetzten Gang an. Und dazu war es hohe Zeit. Denn die Unzufriedenheit, welche die unablässigen Verfolgungen der achtbarsten Männer, die Anmaßungen der Geistlichkeit und der Uebermuth des Adels erweckten, hatte ihren Gipfel erreicht und drohte im Innern die furchtbarsten Ausbrüche der Verzweiflung hervorzurufen, während die auswärtigen Mächte ihre Mißbilligung eben nicht durch die schmeichelhaftesten Aeußerungen zu erkennen gaben. Die Presse, durch eine strenge Censur gezügelt, ließ die wahre Stimmung der Gemüther nicht ahnen; aber es fehlte ihnen nicht an Vorgängen, die, warnender Vorbedeutung voll, den Schleier zerrissen, welcher die Gefahr vor den Augen der Machthaber verborgen hielt. Der blutige Trestaillon, mit mehreren seiner Genossen, hielt einen Umzug durch das südliche Frankreich, bei dem sie durch das Abzeichen, welches sie gewählt hatten, sich das Ansehen einer Art von modernen Kreuzfahrern gaben. Sie trugen an den Hüten ungeheuer große weiße Cocarden, die in der Mitte mit einem rothen Kreuze bezeichnet waren. Als die Bande in Lyon eintraf, erhielt sie unermeßlichen Zulauf von dem royalistischen Pöbel, und die angesehenern Einwohner waren nicht ohne Grund um Leben und Eigenthum besorgt. In der Aufregung, die davon die Folge war, fanden die tollsten Entwürfe Beifall. Es wurde beschlossen, der Gewalt, die man erwartete, durch Gewalt zuvorzukommen. An dem Todestage Ludwigs XVI. durchzogen zahlreiche Haufen, von einem Officier der napoleonischen Garde angeführt, mit der dreifarbigen Fahne und einer Büste des Königs von Rom unter dem Rufe: „Es lebe Napoleon II.!“ die Stadt. Der Commandant bot die Truppen der Besatzung und die mit strenger Auswahl nur aus bewährten Royalisten zusammengesetzte Nationalgarde auf; die Empörer wurden ohne Mühe zerstreut, da nur ein einziger sich zur Wehre setzte; und es erfolgte eine Menge willkürlicher Verhaftungen, die dem Prevôtalhofe willkommene Arbeiten gaben. Eine Anzahl friedlicher Bürger und einige verabschiedete Officiere, die

an dem Aufstande gar keinen Theil genommen, wurden verurtheilt und erschossen. Mehrere Monate hindurch bestand in der Stadt ein wahres Schreckensregiment, das nicht eher sein Ende erreichte, als bis die Regierung den Herzog von Ragusa mit der Untersuchung beauftragte. Aehnliche Auftritte, nur von geringerer Bedeutung, fanden zu Tarascon, zu Rennes und zu Nantes Statt; überall in ganz Frankreich waren die Prevôtalhöfe in voller Thätigkeit; überall wurden die geringsten Vergehen mit gleich schonungsloser Härte bestraft. Weit entfernt, die erbitterten Feinde des hergestellten Königthumes einzuschüchtern, schien die Verfolgung ihnen nur den Muth zu verzweifelteren Unternehmungen zu geben. In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai wurde der feste Platz Grenoble von vierhundert Bewaffneten, die von verschiedenen Seiten anrückten, überfallen. Die Einnahme wäre das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung des Landvolkes in der Dauphiné gewesen, welches den glühendsten Haß gegen die Bourbonen nährte, weil es durch sie das während der Revolution erworbene freie Eigenthum zu verlieren fürchtete. General Donnadieu, der Commandant des Platzes, der zugleich die Truppen des Departements befehligte, ergriff jedoch, schnell besonnen, alle Anstalten, die zur Abwehr des Angriffes erforderlich waren. Er rückte den Aufrührern, die auf so entschlossenen Widerstand nicht gerechnet hatten, mit überlegener Macht entgegen und schlug sie nach kurzem Kampfe in die Flucht. Nachdem die Ruhe gesichert und, was von den Verschwornen nicht durch die Flucht entkam, getödtet oder gefangen war, berichtete er mit der jenen Tagen eigenthümlichen Uebertreibung nach Paris: „Es lebe Gott! Seit drei Tagen hat das Blut nicht aufgehört zu fließen. Es lebe der König! Die Leichen seiner Feinde bedecken alle Straßen in der Umgegend von Grenoble.“ Der Prevôtalhof vollendete das Werk, welches der tapfere General begonnen; 21 Personen wurden zum Tode verurtheilt, und Alle erlitten ihre Strafe in kürzester Frist durch das Beil der Guillotine oder durch die Kugel, selbst die Unglücklichen nicht ausgenommen, die das Gericht als weniger strafbar der Gnade des Königs empfohlen. Didier, ein Mann von einflußreichen Verbindungen, den Ludwig XVIII. im J. 1814 zum Maitre des Requètes ernannt, und der als das Haupt des Aufstandes angegeben war, hatte bereits auf savoyischem Gebiete eine Zuflucht gefunden, als er verhaftet, nach Grenoble zurückgeführt und nach kurzem Verhör erschossen wurde.

Um dieselbe Zeit wurde eine Verschwörung zu Paris entdeckt, von der man großes Aufheben machte, indem man Namen wie Lafayette

und Voyer d'Argenson in dieselbe zu verflechten suchte, die aber großentheils nur das Werk eines geheimen Polizeiagenten gewesen zu seyn scheint, der in dem Processe zwar als einer der vornehmsten Theilnehmer genannt, seinen Genossen aber nicht gegenüber gestellt wurde. Ein verarmter und halb verrückter Schuhmacher, Pleignier, hatte mit einem noch ärmeren Schreibmeister, Carbonneau, den Plan zu einem Umsturze der Regierung entworfen. Eine Proclamation wurde gedruckt, die in unbestimmten Ausdrücken große Dinge ankündigte, die Genossen aufforderte, sich bereit zu halten, und die Vertilgung der Bourbonen versprach. Es gelang, einige ehemalige Officiere, die bürgerliche Gewerbe trieben, und eine große Anzahl Personen, aus dem niedrigsten Volke in das Complott zu ziehen. In einer Versammlung wurde von einem Angriffe auf die Tuilerien gesprochen; der Polizeiagent Scheltens legte einen Plan des Schlosses vor und machte den Vorschlag, dasselbe durch eine Mine in die Luft zu sprengen, was von den Theilnehmern gebilligt wurde, ohne daß irgend etwas geschah, um die Ausführung vorzubereiten. Achtundzwanzig Personen wurden vor die Assisen gestellt und die drei Hauptschuldigen, Pleignier, Carbonneau und ein Punzier (ciseleur), Tolleron, am 27. Juli, nachdem ihnen vorher auf dem Schaffote die rechte Hand abgehauen war, guillotinirt.

Die Ultra, die sich in der Umgebung des Königs befanden, suchten diese Vorgänge zu benutzen, um ihm die Milde, zu der sie ihn geneigt wußten, als die hauptsächlichste Ursache aller unruhigen Bewegungen zu verdächtigen, da die Aussicht auf Straflosigkeit die revolutionaire Partei in ihrer verbrecherischen Kühnheit bestärke. Ludwig XVIII. schwankte; denn wie sehr er auch die Uebertreibungen der royalistischen Partei mißbilligte, so verkannte er doch nicht, daß er in ihr seine einzige Stütze hatte. Selbst die Abgeordnetenkammer, wie viele Ursache sie ihm zur Unzufriedenheit gab, schmeichelte doch gerade durch die Ueberspanntheit ihres royalistische Eifers seinen geheimsten Neigungen; und er hatte sie deshalb in seiner gesuchten Redeweise eine unauffindbare (introuvable) genannt, weil man in der traurigen Lage des Landes daran hätte verzweifeln müssen, eine gesetzgebende Versammlung mit so rühmlicher Einheit der Gesinnung zu finden. Die Bezeichnung der chambre introuvable bot dem Witze der Pariser unerschöpflichen Stoff, indem man sich ihrer bediente, um alle Bestrebungen der royalistischen Partei lächerlich zu machen; aber leugnen ließ sich nicht, daß die Mehrheit der Kammer, obwohl von Vorurtheilen aller Art beherrscht, von der wärmsten Ergebenheit für das Haus der Bourbonen durchdrungen

war. Mit wahrer Begeisterung sprachen diese Gefühle sich aus, als den Kammern die Anzeige gemacht wurde, daß der Herzog von Berry sich mit einer neapolitanischen Prinzissin zu vermählen gedenke. Der König hatte für das junge Paar eine jährliche Dotation von 500,000 Franken verlangt; die Abgeordnetenkammer beschloß einstimmig, dieselbe auf eine Million zu erhöhen, und gab dadurch dem Herzoge eine Gelegenheit, auf würdige Weise seine Großmuth an den Tag zu legen, indem er es ablehnte, das Geschenk der Kammer anzunehmen, und den Ueberschuß der Dotation zu Unterstützungen für die Departemente bestimmte, die am meisten durch den Einbruch der Feinde im v. Jahre gelitten hatten. Die Ankunft der lebenslustigen Prinzessin, deren Vermählung mit dem Herzoge von Berry am 16. Juni in der Kathedrale Notre-Dame zu Paris vollzogen wurde, milderte die düstere Strenge, die bisher durch den Einfluß der Herzogin von Angoulème am Hofe geherrscht hatte. Diese Veränderung befreite den König wenigstens zum Theil von der lästigen Obhut, unter der er von seinem Bruder, Monsieur, und von Madame, der Herzogin von Angoulème, gehalten wurde; und der Polizeiminister Decazes, der mit der royalistischen Mehrheit der Abgeordnetenkammer entschieden gebrochen hatte, wußte die heitere Stimmung des Fürsten geschickt zu benutzen, um einen Schlag herbeizuführen, den Niemand erwartete. Er legte dem Könige ein Memoire vor, worin er alle Bedenklichkeiten und Gefahren der Lage offen auseinandersetzte und die unvermeidliche Nothwendigkeit einer Auflösung der Kammer nachwies, wenn das Land nicht der heillosesten Zerrüttung ausgesetzt werden sollte. Ludwig XVIII. wurde überzeugt. Am 5. September, des Abends spät, erschien die königliche Ordonnanz, welche die unauffindbare Kammer auflöste und die Wahlen zu der Bildung einer neuen gesetzgebenden Versammlung ausschrieb.

Die Wirkung dieses Schrittes war für den schlauen Decazes gewiß keine unvorhergesehene. Die Wuth der Ultra, dieser getreuen und ergebenen Diener des Königthumes, die aber über der ersten persönlichen Verletzung alle ihre bisher zur Schau getragenen Gefühle vergaßen, kannte keine Grenzen; sie nahmen es sich nicht übel, die durchaus verfassungsmäßige Handlung des Königs für einen Gewaltstreich zu erklären, der alle Rechte der Krone überschreite. So leicht waren die Gesinnungen, auf die sie doch alle ihre Ansprüche begründeten, erschüttert, sobald ihnen die Zumuthung gemacht wurde, den letzten zu entsagen. Um so aufrichtiger war die Freude der Nation. Wenn jemals, so bot jetzt den Bourbonen sich eine Gelegenheit, Frankreich mit seinem

Fürstenhause zu versöhnen. Das Cabinet, dessen Seyn oder Nichtseyn von dem Ausgange der Wahlen abhing, bediente sich aller gesetzlichen Mittel, um dieselben auf gemäßigte Männer zu lenken; und es wurde darin nicht allein von dem Könige, der sich als persönlich betheiligt betrachtete, sondern von der ganzen großen Masse der Nation unterstützt, die bisher dem Ministerium des Herzogs von Richelieu eben so feindlich, wie dem Königthume überhaupt gegenüber gestanden hatte. Man begriff, daß es sich darum handelte, das Land von einer großen Gefahr zu befreien; ein günstiger Erfolg konnte nicht ausbleiben. Nur in den südlichen und westlichen Departementen war der Einfluß der Ultra zu fest begründet, als daß derselbe so leicht zu erschüttern gewesen wäre; dagegen unterlagen sie in der Hauptstadt, im Osten und im Norden. Viele ihrer eifrigsten Wortführer wurden nicht wieder gewählt, und als am 4. November 1816 die Kammern zusammentraten, fanden sie sich in einer entschiedenen Minderheit. Der Grimm, von dem sie erfüllt waren, machte sich gleich in den ersten Sitzungen Luft. Die Bittschrift eines Fräuleins Robert, deren Vater, ein alter royalistischer Agent und Herausgeber eines ultraroyalistischen Journals, willkürlich verhaftet worden war, gab zu stürmischen Auftritten Veranlassung, und der Polizeiminister würde einer förmlichen Anklage nicht entgangen seyn, wenn die Partei eben so große Macht als Erbitterung besessen hätte. Nachdem die ersten Erörterungen der Abgeordnetenkammer das Uebergewicht der Minister außer Zweifel gesetzt hatten, verloren diese keine Zeit, das Ihrige zu thun, um die Gewalt in ihren Händen zu befestigen. Sie brachten ein neues Wahlgesetz in Vorschlag, welches, von Lainé ausgearbeitet, darauf berechnet war, den Einfluß der Ultra auf die Wahlen in die engsten Schranken zurückzuweisen. Jeder Franzose ohne Unterschied des Standes, der 300 Franken an directen Steuern zahlte, erhielt das Recht, an den Wahlen des Departements Theil zu nehmen, in dem er ansässig war. Durch diese Bestimmung wurden 90,000 Wähler geschaffen, von denen bei weitem die Mehrzahl aus gewerbtreibenden Städtebürgern bestand, bei welchen die Ansichten des royalistischen Adels wenig Gunst genossen. Das neue Gesetz wurde nach den heftigsten Kämpfen von beiden Kammern angenommen, und die leidenschaftlicheren unter den Wortführern der Ultra säumten nicht, vorherzuverkünden, daß dasselbe der Todesstreich für die Monarchie sey.

So fest entschlossen die Regierung war, dem Lande eine gemäßigte Freiheit zu gewähren, so erschien es doch noch immer bedenklich, alle Bestimmungen der Charte in Kraft treten zu lassen, da man darauf

gefaßt seyn mußte, bei jedem Schritte nicht allein von Seiten der Anhänger des Kaiserthumes und der Republik, sondern auch der überspannten Royalisten auf den hartnäckigsten Widerstand zu stoßen. Dazu kam, daß das Fehlschlagen der Erndte im J. 1816 eine Hungersnoth zur Folge hatte, welche die Vorkehrungen der Regierung zwar zu mildern, aber nicht zu verhüten vermochten, und die auf einer Menge verschiedener Punkte gewaltsame Ausbrüche veranlaßte, die mit bewaffneter Hand unterdrückt werden mußten. Die Minister glaubten unter diesen Umständen die außerordentliche Gewalt, die ihnen im vorigen Jahre übertragen war, noch nicht aus den Händen geben zu dürfen, und sie legten daher den Kammern zwei Gesetzentwürfe vor, welche die Freiheit der Presse und die persönliche Freiheit der Franzosen von neuem für die Dauer eines Jahres ihrem Gutbefinden unterwarfen. Die früheren Beschränkungen erfuhren durch die neuen Vorschläge bedeutende Milderungen. Das Recht, willkürliche Verhaftungen vorzunehmen, das bisher selbst untergeordneten Beamten zugestanden hatte, wurde diesen entzogen und an die Beobachtung von Förmlichkeiten geknüpft, welche wenigstens die ärgsten Mißbräuche verhinderten. Auch die Lage der Presse wurde durch das neue Ausnahmegesetz sehr erleichtert. Die Censur, der nicht allein die Journale, sondern alle Schriften unter 20 Bogen unterlegen, wurde für die letzten aufgehoben und nur für die Journale vorläufig noch beibehalten. So milde diese Bestimmungen waren, so wurden sie dennoch von den Ultra, die, bisher im beinahe ausschließlichen Besitze der periodischen Presse, wohl fühlten, daß dieselben hauptsächlich gegen sie gerichtet waren, mit dem leidenschaftlichsten Ungestüme angegriffen. Villèle und Corbière, Castelbajac, Labourdonnaye, Salaberry, die sonst nicht Worte genug finden konnten, um die Ausschweifungen anzuklagen, die im Namen der Freiheit begangen würden, traten jetzt in vollem Ernste als die Vorkämpfer der Freiheit auf. Der Vicomte de Castelbajac berief sich auf den Ausspruch Montesqnieu's: „Wo Freiheit seyn soll, muß Jeder sagen können, was er denkt; und wo sie erhalten werden soll, muß er es auch schreiben können." Labourdonnaye rief aus: „Preßfreiheit zugestehen und die Journale in Fesseln legen, heißt die Nation durch einen trügerischen Schein von Freiheit hintergehen, während man sie in der That unter das Joch einer despotischen Meinung beugen will." Herr von Villèle erklärte: die Kammer lege die Leitung aller Journale in die Hände des Ministeriums, gebe diesem die Herrschaft der öffentlichen Meinung in Frankreich und überliefere selbst die Abgeordneten

dem Gutbefinden der Minister, von denen es allein abhänge, auf welche Weise die Journale über die Sitzungen der Kammer berichten sollten. Ungeachtet aller dieser Einwendungen gingen doch die ministeriellen Gesetzentwürfe in beiden Kammern mit beträchtlicher Stimmenmehrheit durch. Darauf kamen die Voranschläge für den Staatshaushalt auf das nächste Jahr zur Berathung. Ungeheure Opfer wurden erfordert, um den Verbindlichkeiten gegen die auswärtigen Mächte zu genügen, die Frankreich durch den zweiten Pariser Frieden übernommen hatte; aber alle Parteien waren freudig bereit, als der Herzog von Richelieu ankündigte, daß 30,000 Mann der fremden Truppen im Begriffe wären, das Land zu räumen, und daß man die Aussicht habe, in nicht allzulanger Frist ganz von denselben befreit zu werden. Unmittelbar nach der Genehmigung der Voranschläge würden die Kammern vertagt.

Das Cabinet, welches jetzt freiere Hand hatte, fühlte das Bedürfniß durch Entfernung der fremdartigen Bestandtheile, die dasselbe in seiner Mitte sah, der Verwaltung eine größere Einheit zu geben. Schon während der Session war der Kanzler d'Ambray, der anstatt des verabschiedeten Barbé-Marbois die vorläufige Verwaltung des Justizministeriums übernommen hatte, durch den freisinnigeren Pasquier ersetzt worden. Nach dem Schlusse der Session erhielten auch Dubouchage und Clarke ihre Entlassung, und an ihre Stelle traten Graf Molé, der den Ultra wegen seiner Anhänglichkeit an Napoleon besonders verhaßt war, und der Marschall Gouvion St. Cyr. Der Einfluß, den diese neuen Ernennungen auf den Gang der Verwaltung hatten, war anfangs weniger fühlbar, weil in der letzten Zeit weder Clarke noch Dubouchage mehr den Muth hatte, der Mäßigung ihrer Collegen gegenüber sich ihrem vollen royalistischen Eifer hinzugeben. Dennoch ließen die wichtigsten Folgen nicht auf sich warten. Die Meinung der Nation, die beinahe ganz zu Boden gedrückt und nur durch einige im Auslande erscheinende Journale, wie den berüchtigten Nain jaune zu Brüssel, vertreten war, wagte es allmälig wieder, sich mit einigem Vertrauen zu äußern, was allerdings noch nicht in den fortwährend der strengsten Censur unterworfenen Tagblättern, aber in einer Menge von Flugschriften und in periodischen Werken geschah, welche nur durch die äußere Form sich von den Journalen unterschieden. Nach dem Schlusse der Session mußte dem neuen Wahlgesetze zu Folge ein Fünftheil der sämmtlichen Mitglieder der Abgeordnetenkammer ausscheiden; bei den Wahlen, die zu der Ernennung dieses Fünftheils Statt fanden, machte zum ersten Male die unabhängige

Gesinnung des Bürgerstandes sich mit Kraft geltend. In der letzten Kammer hatten nur zwei entschieden freisinnige Männer gesessen: Laffitte und Voyer d'Argenson. Jetzt traten Bignon, Chauvelin, Dupont (de l'Eure), Casimir Périer, Benjamin Delessert und mehrere andere weniger bekannte Namen an ihre Seite, und nur mit Mühe gelang es der Regierung, durch ihren Einfluß die drei Männer auszuschließen, die schon damals die Vordermänner der Volkspartei waren und in den royalistischen Kreisen als die eigentlichen Vertreter der Revolution galten: den greisen Lafayette, diese alte Standarte der Freiheit, den edlen Benjamin Constant, der durch eine besondere Flugschrift bedeutend auf den Ausgang der Wahlen eingewirkt hatte, und den feurigen Manuel. Die Ultra erlagen beinahe überall, und die ministerielle Mehrheit ging daher aus dem Wahlkampfe bedeutend verstärkt hervor. Die neue Session wurde am 5. November 1817 eröffnet. Gleich zu Anfange gab sich auf unzweideutige Weise der Plan des Cabinettes kund, die herrschenden Vorurtheile gegen die Dynastie der Bourbonen durch Zugeständnisse zu überwinden, die so weit gingen, daß sie alle gemäßigte Ansprüche befriedigten. In der Thronrede kündigte der König an, daß die allgemeine Herstellung und Befestigung der Ruhe zu seiner Freude der Regierung erlaube, die blutigen Prevôtalhöfe aufzuheben. Das Gesetz über die Beschränkungen der persönlichen Freiheit erlosch von selbst, indem kein Antrag auf die Erneuung desselben gestellt wurde. Der wichtigste Gesetzentwurf, der den Kammern vorgelegt wurde, war das von dem Marschall Gouvion St. Cyr ausgearbeitete Aushebungsgesetz, welches im Wesentlichen ganz auf den Grundsätzen der napoleonischen Conscription beruhte. Der tiefste Unwille ergriff die Ultraroyalisten, als sie sahen, daß selbst bei der Bildung des Heeres die revolutionairen Ideen den Sieg davon trugen. Der Adel war nach dem neuen Gesetze der Aushebung gleich allen übrigen Ständen unterworfen; die Officierstellen, die er als sein Eigenthum betrachtete, sollten nicht der Geburt, sondern der militairischen Auszeichnung zufallen; und es ließ sich erwarten, daß der Kriegsminister bei der beabsichtigten Vermehrung des Heeres einen großen Theil der entlassenen napoleonischen Officiere wieder zum Dienste berufen würde. Umsonst warnten die Ultra, daß die Regierung einen Abgrund unter ihren Füßen eröffne; wie leidenschaftlich sie sich auch gebehrdeten, so vermochten sie doch nicht zu hindern, daß der ministerielle Entwurf in beiden Kammern eine hinreichende Mehrheit fand: die schwächste in der Pairskammer, deren die Minister überhaupt am wenigsten sicher waren, und

die ihnen vielleicht ganz abgefallen wäre, wenn der persönliche Einfluß des Königs sie nicht gestützt hätte. Das zweideutige Verhältniß, worin die Pairs zu dem Cabinette standen, zeigte sich besonders bei den Berathungen über das Preßgesetz, welches schon in der Abgeordnetenkammer, wo es zuerst eingebracht wurde, nicht das günstigste Schicksal erfahren hatte. Durch die Vereinigung der sonst einander schroff gegenüberstehenden Parteien der Ultra und der Liberalen, die damals den Namen der Unabhängigen (indépendants) führten, war der ministerielle Entwurf in zwei Theile getrennt worden, deren jeder ein besonderes Gesetz bildete. Nur der erste Theil, der nach seiner ursprünglichen Abfassuug die Fortdauer der Censur für die Journale auf drei Jahre, nach einer Milderung der Abgeordnetenkammer auf ein Jahr verlängerte, wurde von den Pairs angenommen, der andere, der die Bestimmungen über die nicht periodischen Schriften enthielt und bei den Abgeordneten vielfache unwillkommene Veränderungen erlitten hatte, mit großer Stimmenmehrheit verworfen, so daß in dieser Beziehung vorläufig Alles beim Alten blieb.

Der Herzog von Richelieu, der unter seinen Collegen sich am meisten zu der Partei der Ultraroyalisten neigte, nahm an der inneren Verwaltung wenig Theil, da seine ganze Aufmerksamkeit durch die Unterhandlungen mit dem Auslande in Anspruch genommen war. Das Vertrauen, welches der Kaiser von Rußland in ihn setzte, gewährte ihm auf die Entschließungen dieses Fürsten einen bedeutenden Einfluß, den er benutzte, um die harten Bedingungen, die Frankreich in dem letzten Frieden auferlegt waren, so viel als immer möglich zu mildern. Durch die Verwendung des Kaisers war es ihm bereits im Jahr **1817** gelungen, den Abzug eines beträchtlichen Theiles des Besatzungsheeres zu erhalten. Ungleich wichtigere Zugeständnisse wirkte die Großmuth Alexanders im nächsten Jahre aus. Außer der Kriegssteuer von **700** Millionen Franken, die den Verbündeten zu zahlen waren, hatte die französische Regierung die Verpflichtung anerkannt, Alles zurückzuerstatten, was Frankreich seit dem Anfange der Revolution durch Requisitionen, Contributionen und Erpressungen aller Art aus den von seinen Heeren besetzten Ländern gezogen hatte. Daraus war eine Masse von Forderungen hervorgegangen, die sich auf nicht weniger als **1600** Millionen Franken belief. Eine solche Last war Frankreich, wie der Herzog von Richelieu behauptete, durchaus unfähig zu tragen, und die Fürsprache des Kaisers Alexander vermochte die Mächte, sich zu Ermäßigungen zu verstehen, die alle Erwartungen

überstiegen, welche die Franzosen billiger Weise hegen konnten. Am 25. April 1818, während die Abgeordnetenkammer eben mit den Voranschlägen für den Staatshaushalt beschäftigt war, erschien der Herzog von Richelieu in ihrer Mitte, um derselben zu eröffnen, daß in Folge eines zwei Tage vorher geschlossenen Vertrages Frankreich aller seiner noch bestehenden Verbindlichkeiten gegen das Ausland durch Uebernahme einer jährlichen Rente von 16,040,000 Franken ledig werden solle, die einem Capitale von 320,800,000 Fr. gleich käme; daß eine andere jährliche Rente von 24 Millionen erforderlich sey, um den Rest der noch nicht bezahlten Kriegssteuer abzutragen, und daß die Regierung alle Hoffnung habe, nachdem diese letzten großen Opfer gebracht wären, die ungesäumte Räumung des französischen Gebietes von den darauf noch weilenden fremden Heeren zu erlangen. Die Kammern ertheilten einstimmig ihre Ermächtigung zu dem Abschlusse der Anleihen, deren die Regierung bedurfte; aber die Partei, die sich gern ausschließlich den Namen der Freunde des Königthumes beilegte, obwohl sie es nicht wagte, mit ihren Ansichten offen hervorzutreten, war weit davon entfernt, den Abmarsch der fremden Truppen zu wünschen, deren Anwesenheit ihr allein hinreichenden Schutz gegen den Haß der Nation zu gewähren schien, dem sie sich verfallen wußte. Von einem ihrer Häupter, dem Baron Vitrolles, welcher der Gunst des Grafen von Artois den Titel eines Staatsministers verdankte, wurde den verbündeten Monarchen eine Denkschrift zugeschickt, die zum Zwecke hatte, dieselben über den wahren Zustand Frankreichs in dem Sinne der Ultra aufzuklären und vor den Gefahren zu warnen, die eine voreilige Räumung des französischen Gebietes nach sich ziehen könne. Nach dem Herrn Baron de Vitrolles ging Frankreich mit schnellen Schritten einer neuen Revolution entgegen; die Verkehrtheit der Minister, welche die Revolutionaire auf jede Weise begünstigten, mußte einen nahen Ausbruch zur unvermeidlichen Folge haben, und es gab kein anderes Mittel, diesem zuvorzukommen, als wenn man den König bestimmte, seine Diener unter den treuen und bewährten Anhängern der Monarchie zu wählen, die gegenwärtig von seiner Person entfernt gehalten würden. Die Wirkung, die Herr Vitrolles mit seinen Freunden sich von dieser Denkschrift versprach, wurde keineswegs erreicht. Das merkwürdige Actenstück wurde der französischen Regierung mitgetheilt, und eines Morgens las der Herr Baron Vitrolles im Moniteur, daß der König seiner Dienste nicht mehr bedürfe und deshalb seine Ernennung zum Minister zurückgenommen habe.

Im Mai waren die verbündeten Monarchen übereingekommen, daß sie vor dem Ablaufe des Jahres sich vereinigen wollten, um den Bestimmungen des zweiten Pariser Friedens gemäß darüber zu entscheiden, ob die Besetzung der französischen Grenzprovinzen aufhören oder noch länger fortdauern sollte. Die alte Kaiserstadt Aachen war zum Sitze des Congresses bestimmt. Es war zum voraus angekündigt, daß die Monarchen nur wenige Tage verweilen würden: auch war sämmtlichen europäischen Höfen eröffnet, daß die Verhandlungen sich ausschließlich auf die französischen Angelegenheiten beschränken und daß daher keine andere Bevollmächtigte zugelassen werden würden, als jene der Mächte, die den zweiten Pariser Frieden unterzeichnet hätten. Dennoch hatte die Zusammenkunft der Monarchen einen unermeßlichen Zusammenfluß von Fremden zur Folge, von denen die Mehrzahl allerdings nur durch die Speculation auf die Freigebigkeit der Souveraine angezogen wurde. Da erschien die berühmte Sängerin Catalani, die damals das Vorrecht hatte, durch ihre Töne die vornehme Welt zu entzücken; ihr gaben mehrere andere der ausgezeichnetsten Sängerinnen der Pariser Oper das Geleit; ehrlose Dirnen aus dem Palais Royal traten mit allem Glanze vornehmer Damen auf; eine Französin und eine Deutsche schickten sich an, zur Ehre des Congresses in die Luft zu steigen; schlaue oder überspannte Betschwestern hängten den Deckmantel der Frömmigkeit aus, um auf das empfängliche Gemüth des Kaisers Alexander zu wirken; die berüchtigte Lenormand hielt ihre Karten bereit, aus denen sie dem vornehmen Aberglauben die Zukunft deutete. Poeten, Taschenspieler, Abenteurer und Industrieritter strömten in Masse herbei, um von dem goldenen Regen, den sie erwarteten, ihren Theil in Empfang zu nehmen. Die Polizei wies mit unerbittlicher Strenge Alles zurück, was ihr aus irgend einem Grunde verdächtig schien. Auch den Grafen Las Cases, der die Großmuth der Monarchen für den Gefangenen von St. Helena anrufen wollte, traf dieses Schicksal. Dennoch war die Stadt von dem buntesten Gewühle gefüllt, als allmälig die Diplomaten einzutreffen anfingen, die zur Theilnahme an den Arbeiten des Congresses berufen waren: für Preußen Fürst Hardenberg, Graf Bernstorff und Wilhelm von Humboldt, für Oesterreich Fürst Metternich mit Hrn. von Gentz und dem Baron von Vincent, für Rußland die Grafen Capo d'Istria und Nesselrode, Freiherr von Alopäus und Graf Pozzo di Borgo mit den Generalen Tschernitschew, Woronzow und Jomini, für England der Herzog von Wellington, Lord Castlereagh und Canning, für Frankreich der Herzog

von Richelieu nebst den Herren von Rayneval und Mounier. Am 28. September hielten die Kaiser Franz und Alexander ihren feierlichen Einzug; König Friedrich Wilhelm war einen Tag früher angekommen, um seine Gäste zu empfangen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Aachen hatte der Herzog von Richelieu seine ersten vorläufigen Besprechungen mit den Ministern Metternich, Hardenberg und Nesselrode. Diese Herren waren in Bezug auf die bevorstehende Räumung Frankreichs nicht ohne Bedenklichkeiten; und es ist zweifelhaft, ob es dem Herzog von Richelieu gelungen wäre, dieselben zu beseitigen, wenn der Kaiser Alexander nicht sein Wort, welches er für die Erhaltung der Ordnung in Frankreich gab, als eine genügende Bürgschaft angenommen hätte. An dem Tage nach dem Einzuge der Monarchen begannen die förmlichen Berathungen; man verständigte sich leicht, da man über die Hauptsache zum voraus einig war. Am 1. October war der Herzog von Richelieu im Stande, nach Paris zu melden, daß die Räumung des französischen Gebietes beschlossen sey; am 7. waren die Bedingungen geregelt, über die man sich in Bezug auf die Zahlung der französischen Schuld an die Mächte vereinigt hatte; und es handelte sich jetzt nur noch um die Feststellung des Verhältnisses, in dem Frankreich für die Zukunft zu dem übrigen Europa stehen sollte. Nach mehrfachem Notenwechsel wurde König Ludwig XVIII. in den heiligen Bund aufgenommen, und dieser erhielt jetzt eine Ausbildung, die als der erste Schritt zu der practischen Verwirklichung seiner Zwecke anzusehen war. Es wurde in der Form eines Protocolls ein geheimer Vertrag unterzeichnet, worin die Bevollmächtigten von Oesterreich, Frankreich, England, Preußen und Rußland erklärten, daß ihre Höfe fest entschlossen wären, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen, so wie in jenen zu den übrigen europäischen Mächten, niemals von dem Grundsatze der Einigkeit zu entfernen, der sie bisher geleitet habe, und der durch die christliche Verbrüderung der Souveraine unter einander unauflöslich geworden sey; daß diese Vereinigung keinen andern Zweck habe, als die Erhaltung des allgemeinen Friedens, die sich auf die gewissenhafte Achtung vor allen vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen und den daraus hergeleiteten Rechten stütze; daß Frankreich, durch die Herstellung des rechtmäßigen constitutionellen Königthumes den übrigen Mächten befreundet, die Verbindlichkeit eingehe, zu der Aufrechterhaltung und Befestigung des Systemes beizutragen, welches Europa den Frieden gegeben habe und dessen Dauer allein sichern könne; und daß endlich die bei der Aus-

fertigung dieser Acte betheiligten Mächte, sofern sie zur Erreichung ihres in derselben ausgesprochenen Zweckes besondere Zusammenkünfte zwischen den Souverainen oder ihren Bevollmächtigten nothwendig fänden, sich verpflichteten, Ort und Zeit solcher Zusammenkünfte immer vorher durch diplomatische Mittheilungen festzusetzen, auch die Staaten, deren Angelegenheiten die zu haltenden Berathungen beträfen, förmlich zur Theilnahme einzuladen.

Wenn die Urkunde des heiligen Bundes nur im allgemeinen die Grundsätze andeutete, von denen die verbündeten Monarchen fortan in ihrer Politik auszugehen beabsichtigten, so wurde durch den neuen Vertrag zuerst ein bestimmtes Mittel geboten, diese Grundsätze in der europäischen Politik zur Anwendung zu bringen. Von allen großen europäischen Mächten wurde die Verpflichtung anerkannt, Angelegenheiten, welche eine Störung des allgemeinen Friedens herbeiführen könnten, statt dieselben willkürlich nach einseitigen Interessen zu entscheiden, zum Gegenstande gemeinschaftlicher Berathungen zu machen, wodurch für die Zukunft zwar nicht jeder Friedensbruch, jede Berufung auf die Gewalt der Waffen verhindert, aber unter allen Umständen ungemein erschwert werden mußte. Von hoher Wichtigkeit war es, daß auch England dem Aachener Vertrage beitrat, obwohl der für seinen Vater, den blödsinnigen König Georg III., die Regierung führende Prinz-Regent im J. 1815 die Aufnahme in den heiligen Bund abgelehnt hatte, weil die brittische Verfassung dem Fürsten nicht erlaube, persönliche Verbindlichkeiten gegen das Ausland einzugehen, ohne daß das Parlement seine Zustimmung gebe. Die Ansichten der brittischen Regierung hatten sich schwerlich geändert; aber diese nahm keinen Anstand, sich einem Vertrage anzuschließen, der einen bestimmten vor der gesetzgebenden Versammlung des Landes zu rechtfertigenden Zweck hatte, während die Unbestimmtheit, in der die Urkunde des heiligen Bundes gehalten war, derselben alle mögliche Zwecke unterlegen ließ. Die einzige Möglichkeit einer Gefahr für die allgemeine Ruhe sahen die Fürsten auch auf dem Aachener Congresse noch in dem ungesicherten Zustande Frankreichs, obwohl sie eben erst anerkannt hatten, daß die neue Ordnung der Dinge auf dem durch so viele Revolutionen aufgewühlten Boden hinreichend befestigt sey, um wenigstens der fortwährenden Beobachtung durch die fremden Heere nicht mehr zu bedürfen. Um für alle Wechselfälle der Zukunft gesichert zu seyn, trafen daher die vier Mächte, die den Vierbund von Chaumont im J. 1814 und von Paris im J. 1815 geschlossen hatten — Oesterreich, England, Preußen und Rußland —

eine besondere Uebereinkunft, durch die sie sich verpflichteten, bei dem Ausbruche einer neuen revolutionairen Erschütterung in Frankreich mit allen Kräften zu der Unterdrückung derselben einzuschreiten. So gewaltig wirkte noch in der Erinnerung der Schrecken, in den die französische Revolution des J. 1789 alle europäische Höfe versetzt hatte, daß man mitten in der tiefsten Ruhe nicht Vorsichtsmaßregeln genug ergreifen konnte, um einer Wiederholung des furchtbaren Beispieles vorzubeugen.

Zweites Hauptstück.

Die Karlsbader Beschlüsse und die Wiener Schlußacte.

Auf dem Aachener Congresse sollten nach der ursprünglichen Verabredung keine andere Gegenstände zur Berathung kommen, als die französischen Angelegenheiten. Die drei mächtigsten Fürsten des Festlandes konnten jedoch unmöglich mit ihren vertrautesten Räthen längere Zeit an einem Orte verweilen, ohne sich mit so manchen andern Fragen zu beschäftigen, die ihre Sorge in Anspruch nahmen. Was hauptsächlich die Aufmerksamkeit der Monarchen auf sich zog, war die Stimmung der Gemüther, die sich in einem großen Theile von Deutschland zeigte. Beinahe überall, außer in dem jeder Neuerung unzugänglichen Oesterreich und in einigen der älteren Provinzen Preußens, hatten die revolutionairen Ideen, die man in Frankreich siegreich bekämpfte, mehr oder weniger an Boden gewonnen; überall erhoben sich Stimmen, die eine den Wünschen der Regenten und der Richtung der Regierungen gerade entgegengesetzte Gesinnung bekundeten. Der Zeitgeist, wie man mit einem neugeprägten Ausdrucke die Gesammtheit der unter den Völkern herrschenden Ansichten nannte, stieg als ein Furcht und Schrecken erregendes Gespenst herauf, welches, wenn es nicht durch die kräftigsten Mittel gebannt wurde, alle Früchte des kaum eroberten Friedens zu zerstören und die Welt von neuem in unabsehliche Zerrüttung zu stürzen drohte.

Von Preußen war der Anstoß zu der großen Erhebung des deutschen Volkes ausgegangen, die mit unwiderstehlicher Gewalt, wie ver-

zehrendes Feuer, alle deutsche Gaue vom Memelstrome und der Oder bis zum Rheine ergriff und auch die mit dem Kaiser der Franzosen verbündeten Fürsten gegen ihren Willen mit sich fortriß. Während der Dauer des Kampfes belebte nur ein Gedanke alle deutsche Herzen: der Gedanke an die Schmach der Fremdherrschaft und an den Ruhm der Befreiung; ein begeisterter Wille: der Wille, zu siegen oder zu sterben für die Freiheit des Vaterlandes. Daran, was werden sollte, wenn das Joch zerbrochen war, hatte Niemand die Zeit zu denken. Auch wäre es offenbarer Verrath an der heiligsten Sache gewesen, wenn man, statt mit vereinten Kräften auf den Feind zu schlagen, sich hätte besinnen und handeln und markten wollen, um welchen Preis ein Jeder das Blut verkaufte, das er dem Vaterlande schuldig war. Nach dem Siege, als die Fürsten sich zu Wien versammelten, um über die neue Ordnung zu berathen, die an die Stelle des gestürzten Reiches der fremden Willkür treten sollte, erkannte man erst die Schwierigkeiten. Die widerstreitendsten Ansprüche machten sich geltend; und so weit lagen die Ansichten auseinander, daß es zweifelhaft bleibt, ob jemals eine Verständigung erfolgt wäre, wenn nicht in der letzten Stunde die unerwartete Nachricht von Napoleons Rückkehr allen Parteien die Gefahr der Entzweiung klar und deutlich vor Augen gestellt hätte. Da wollten die Einen, daß Alles auf den Fuß wieder hergestellt werde, auf dem es vor der Auflösung des deutschen Reiches und, wo möglich, zu der Zeit des Abschlusses des westfälischen Friedens gewesen war. Diese Ansicht, die auf dem Congresse freilich nur schüchtern aufzutreten wagte, hatte ihre Vorsprecher besonders unter den kleinen Fürsten und Herren, die, einst reichsunmittelbar, in den Erschütterungen und Stürmen der letzten Jahre ihre Unabhängigkeit verloren hatten. Den Wünschen der Mediatisirten schlossen sich zunächst die kleinen Staaten an, die, neun und zwanzig an der Zahl, den Bevollmächtigten Oesterreichs und Preußens eine Note überreichten, worin sie die Herstellung des Reiches unter einem mit ausgedehnten Befugnissen bekleideten Haupte verlangten. Weder Oesterreich noch Preußen waren geneigt, die angetragene Kaiserwürde anzunehmen, die unter den obwaltenden Verhältnissen als eine Last erschienen, von der sich nicht der geringste Vortheil erwarten ließ. Beide Mächte gingen mit dem Plane um, die verschiedenen Gebiete, die einst Bestandtheile des Reiches gewesen waren, durch gleichartige Einrichtungen zu einem Ganzen zu verbinden, welches, ohne die freie Bewegung der einzelnen Staaten im Innern zu hemmen, doch dem Auslande gegenüber festen Zusammenhalt gehabt hätte. Die große

Mehrzahl der versammelten Fürsten erklärte sich bereit, jedes Opfer zu bringen, das zu diesem Zwecke erforderlich wäre. Dagegen leisteten die neuen von Napoleon geschaffenen Königreiche Baiern und Würtemberg, denen sich auch das Großherzogthum Baden anschloß, den beharrlichsten Widerstand, sobald von einem Schritte die Rede war, der ihrer Selbstständigkeit den geringsten Eintrag that. Zuletzt, als der Feind bereits an den Grenzen war, mußte man sehr zufrieden seyn, statt des beabsichtigten Bundesstaates einen Staatenbund zu Stande zu bringen, der auf dem Grundsatze völliger Gleichheit unter den Theilnehmern beruhte und nur die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit zum Zwecke hatte. Sobald man hierüber sich verständigt hatte, wurden die Berathungen, die vorher kein Ende nehmen wollten, schnell zum Ziele geführt. Am 23. Mai 1815 begannen die Sitzungen der Bevollmächtigten, denen der neue Entwurf vorgelegt wurde, und am 10. Juni, acht Tage vor der Entscheidungsschlacht von Belle Alliance, wurde die Urkunde ausgefertigt, die fortan als das Grundgesetz des deutschen Bundes galt.

Eben so verschieden, wie die Ansichten über die allgemeine Bundesverfassung, welche die deutschen Lande in ihrer Gesammtheit aneinanderknüpfen sollte, waren die Ansichten über die Einrichtungen, die in den einzelnen Staaten zu treffen waren, um die billigen Erwartungen der Bevölkerungen zu befriedigen. Nur nach den lebhaftesten Erörterungen setzte Preußens Einfluß es durch, daß ein Artikel in die Bundesacte aufgenommen wurde, in der Reihenfolge der dreizehnte, der die Zusage enthielt, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen Statt finden würden. Von demselben Geiste zeugte neben mehreren anderen Bestimmungen der Bundesacte auch jene, welche der deutschen Nation in dem ganzen Umfange des Bundes Freiheit der Presse verhieß. Preußen war nicht bloß in der Erhebung zum Kampfe, sondern, unmittelbar nach der Abwehr der dringendsten Gefahr, auch in den Vorbereitungen zur Gestaltung der friedlichen Verhältnisse mit würdigem Beispiele vorangegangen. Alle die großartigen Schöpfungen, welche in der denkwürdigen Zeit vom Jahre 1808 bis 1812 den preußischen Staat von Grund aus umgestalteten, hatten den einen gemeinschaftlichen Zweck, die ganze große in dumpfe Trägheit versunkene Masse des Volkes zu lebendiger thatkräftiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten anzuregen. Nach dem Plane, der den neuen Einrichtungen zum Grunde lag, mußte den Schlußstein derselben eine allgemeine auf dem Grundsatze einer gerechten alle Stände gleichmäßig

umfassenden Volksvertretung beruhende Verfassung bilden. Noch während des Krieges berief eine Cabinetsordre vom 17. November 1813 eine vorläufige Volksvertretung, die, aus den freigewählten Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und der kleinen Grundbesitzer in allen Provinzen zusammengesetzt, sich in Berlin versammelte, um über die wichtigsten Angelegenheiten des Augenblickes, die Vertheilung der Kriegslasten, die Erhaltung des schwer darniedergedrückten großen Grundbesitzes und die Anordnung der bäuerlichen Verhältnisse zu berathen. Unglücklicher Weise entsprach diese Versammlung, von der vorläufig nur ihr Gutachten gefordert wurde, weder den Erwartungen der Regierung noch jenen des Landes, und sie ging nach langen vergeblichen Arbeiten auseinander, ohne irgend eine Frucht ihrer Thätigkeit zu hinterlassen*). Dadurch wurde die Regierung in ihrem wohlerwogenen Entschlusse nicht irre gemacht. Am 22. Mai 1815, am Vorabende des Tages, an dem zu Wien die Berathungen über die deutsche Bundesacte begannen, erschien die berühmte Verordnung, nach der in allen Provinzen die noch rechtlich bestehenden Provinzialstände in Wirksamkeit treten, oder, wo dieselben nicht mehr vorhanden waren, eingeführt werden sollten, um aus ihrer Mitte die Mitglieder der allgemeinen Volksvertretung zu erwählen, die ihren Sitz in Berlin haben sollte. Auch wurde eine Commission zu der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde niedergesetzt, die demnächst dem preußischen Staate verliehen werden sollte. Von gleichem Eifer für die Begründung politischer Freiheit, wie die Staatsmänner Preußens, schien ein Mann beseelt, dem der Prinz-Regent von England in seinen durch den Frieden beträchtlich vermehrten und zum Königreiche erhobenen deutschen Landen eine beinahe unbeschränkte Gewalt vertraut hatte. Auf die Veranlassung des Grafen Münster wurde bereits am 14. August 1814 in Hannover eine provisorische allgemeine Ständeversammlung berufen, der in Zukunft jene allgemeinen Landesangelegenheiten zur Beschlußnahme vorgelegt werden sollten, welche nach der früheren erst durch die französische Eroberung aufgehobenen Verfassung des Kurfürstenthumes Hannover mit den Ständen der einzelnen Provinzen zu berathen waren. Dieses Beispiel riß auch das benachbarte Hessenland fort. Der alte Kurfürst von Hessen, der seinen nach der Auflösung des Reiches durchaus bedeutunglosen Titel beibehielt, stellte durch eine Verordnung vom 27. December 1814 die alte ständische Verfassung, wie dieselbe in dem Kurfürstenthume vor dem Jahre

---

*) S. den Bericht der Regierung in Voß, Zeiten. Jahrg. 1815. Novemberheft

1806 bestanden, wieder her, war dabei aber verständig genug, auch den Landmann, der früher gar keine politische Rechte gehabt hatte, zur Vertretung hinzuzuziehen.

Ungeachtet dieser scheinbaren Uebereinstimmung mit den freisinnigen Grundsätzen Preußens, war dennoch ein größerer Unterschied kaum denkbar, als jener zwischen dem Geiste der hannoverschen wie der kur-hessischen und der preußischen Regierung. Während in Preußen das Volksleben nach allen Richtungen in der frischesten und kräftigsten Entwicklung begriffen war, wurde in Hannover und Kurhessen es ganz darauf angelegt, jede freiere Regung desselben zu ersticken. Man glaubte in beiden Staaten genug gethan zu haben, wenn man in Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung Alles auf den alten Stand vor der französischen Eroberung zurückführte und jede Spur der Fremdherrschaft selbst da, wo dieselbe noch so wohlthätig gewirkt hatte, vertilgte. Dies ging so weit, daß in Hannover sogar die Tortur, als ein Vermächtniß der guten alten Zeit, wieder eingeführt wurde. Man würde Unrecht thun, davon dem Grafen Münster die Schuld aufzubürden. Der allgemeinen Ständeversammlung, die am 15. December 1814 zusammentrat, war ein weiter Spielraum gestattet. In dem Berufungsschreiben war den Mitgliedern ausdrücklich erklärt, daß sie sich nicht als Bevollmächtigte einzelner Provinzen oder Körperschaften, sondern als „Stände des ganzen Landes" zu betrachten hätten, wodurch ihnen zur Pflicht gemacht wurde, nach bester Einsicht für das Wohl des Ganzen, der Gesammtheit ihrer Mitbürger, zu sorgen. Wenn sie ihre Aufgabe einigermaßen begriffen hätten, würden die Dinge in Hannover eine andere Gestalt gewonnen haben. Wie weit aber die Stände von einer würdigen Auffassung ihres Berufes entfernt waren, zeigte sich schon darin, daß sie die von der Regierung angebotene Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen ablehnten und sogar von einer Veröffentlichung der Ergebnisse ihrer Verhandlungen nichts wissen wollten. Sie begnügten sich damit, das sehr verworrene Schulden- und Steuerwesen des Landes zu ordnen, wobei die adligen Rittergutsbesitzer, welche die weit überwiegende Mehrheit bildeten, nicht vergaßen, den Vortheil ihres Standes auf das Beste wahrzunehmen. In Kurhessen kamen zu den Uebelständen, welche das unglückliche Land mit Hannover gemein hatte, noch andere nicht geringere, die der eigenthümliche Charakter und die ungemessene Geldgier des Fürsten veranlaßte. Einer der ersten Schritte des Kurfürsten bei seiner Rückkehr war, daß er alle Veräußerungen von Staatsgütern, die unter der westfälischen Regierung Statt gefunden hatten, für ungültig

erklärte, ohne den neuen Eigenthümern die geringste Entschädigung zu gewähren, wodurch eine Menge Familien in das Elend gestürzt und lange, obwohl fruchtlose, Erörterungen sowohl auf dem Wiener Congresse, als später am Bundestage veranlaßt wurden. Bei der Eröffnung des Landtages im März 1815 war die erste Forderung, welche die Regierung an die versammelten Stände richtete, daß diese dem Kurfürsten eine Summe von vier Millionen Reichsthaler ersetzen sollten, die derselbe im J. 1814 und früher an Kriegskosten aufgewandt. Die Einwendungen, welche die Stände erhoben, wurden als Zeichen eines revolutionairen Geistes mit höchstem Mißfallen aufgenommen; doch war der Kurfürst später so vorsichtig, lieber seine ganze Forderung schwinden zu lassen, als den Ständen die verlangte Einsicht in die Rechnungen der Kriegskasse zu gestatten. Als geringfügig und lächerlich neben den ernsten Leiden, welche die herrische Willkür des Fürsten verursachte, erschien die Kleinlichkeit, mit der er bei seinem Truppencorps die alten geschmacklosen Uniformen, die gepuderten Haare, den Zopf und den Korporalstock wieder einführte; doch ließen sich allerdings keine mehr auf den ersten Blick in die Augen fallende Symbole finden, die den ganzen Geist seiner Regierung besser bezeichnet hätten.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunscheig, der mehr Ursache hatte, auf die Franzosen erbittert zu seyn, als der Kurfürst von Hessen, oder der in Hannover regierende Prinz-Regent von England, stieß zwar gleichfalls alle während seiner Abwesenheit getroffenen Einrichtungen um, verfuhr dabei aber mit Milde und menschlicher Nachsicht, weil er, wenn auch streng, leidenschaftlich und aufbrausend, ein vielgeprüfter tapferer Held und kein in albernen Vorurtheilen erstarrter Thor war. Bedeutende Erleichterungen hatte die Zurückführung des alten Zustandes nur im Großherzogthume Oldenburg zur Folge, weil hier die Regierung ihre ganze Sorge auf Verbesserung der innern Lage richtete, ohne, wie dies in Braunschweig geschah, außerordentliche Anstrengungen in dem Kampfe gegen Frankreich zu machen. Die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck hatten ihre alte Unabhängigkeit wieder erlangt; auch bei ihnen kehrte Alles in den alten Zustand vor der französischen Eroberung zurück, doch hatte besonders Hamburg an den Lasten, die diese in ihrem Gefolge führte, noch lange schwer zu tragen.

Von den Staaten, die in den Tagen der tiefsten Erniedrigung des deutschen Namens sich der fremden Unterdrückung angeschlossen, traf unverdient Sachsen das härteste Loos. Die Treue, die das sächsische Volk seinem Fürsten im Unglücke bewies, glaubte dieser nicht

besser belohnen zu können, als indem er in den ihm gebliebenen Landschaften die alten Einrichtungen mit allen ihren Auswüchsen und Mißbräuchen möglichst unverändert aufrecht erhielt. So bestanden denn auch die alten Stände fort, die hier, wie in den sächsischen Herzogthümern, unter jedem Wechsel der Zeiten in Kraft geblieben waren. Nur in dem Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach wurde im J. 1816 die alte ständische Verfassung auf eine den Forderungen der Zeit entsprechende Weise umgestaltet, nachdem bereits im September 1814 das Herzogthum Nassau das erste Beispiel einer ähnlichen nur noch weiter gehenden Umwandlung gegeben hatte. Die süddeutschen Staaten Baiern, Würtemberg und Baden hatten in ihrer inneren Verwaltung sich die Einrichtungen des so lange verbündeten französischen Kaiserreiches zum Muster genommen; da war jede Spur der alten volksthümlichen Freiheiten vertilgt; der persönliche Wille des Fürsten oder, was in den meisten Fällen ziemlich gleichbedeutend war, die Ansicht seiner Minister war das höchste Gesetz. In Baiern bewirkte das Genie des Grafen von Montgelas eine Umgestaltung aller Verhältnisse, wie sie in dem gewöhnlichen Verlaufe kaum in Jahrhunderten möglich gewesen wäre. Mit den Klöstern verschwand die religiöse Unduldsamkeit und die pfäffische Verdummung, die sonst hier ihren, wie es schien, unzerstörbaren Sitz gehabt hatten, und es regten sich die Anfänge einer geistigen Entwicklung, die es wohl verzeihen ließ, daß sie durch das Machtgebot ministerieller Willkür hervorgerufen war. Um so greulicher war die Wirthschaft, die unter König Friedrich I., einem Manne von überlegenem Geiste, aber unbeugsamem Starrsinne und rücksichtsloser Härte, in Würtemberg herrschte. Aergerer Druck ist schwerlich jemals in irgend einem civilisirten Staate geübt worden; nichts galt für unerlaubt, was der Laune des Fürsten schmeichelte, seinem Vergnügen diente, oder die Plane seines Ehrgeizes förderte. Das würtembergische Heer, welches an und für sich schon die Kräfte des Landes weit überstieg, war während der Kriege im Dienste Napoleons dreimal erneut worden; und man rechnete bei dem Tode des Königs, daß seine Jagdliebhaberei während seiner zwanzigjährigen Regierung dem Lande allein an Wildschäden über zwanzig Millionen Gulden gekostet habe. Weniger gedrückt war das Großherzogthum Baden, obwohl auch dieses, gleich dem Großherzogthume Hessen-Darmstadt die Ungunst der Zeiten schwer zu tragen hatte; nur konnte man in diesen Staaten den Regierungen nicht zur Last legen, was abzuwenden außerhalb ihrer Macht war.

Als auf dem Wiener Congreß über die künftige Gestaltung Deutschlands gehandelt wurde, befanden die süddeutschen Staaten sich in einer eigenthümlichen Lage. Die traurigen Tage der Fremdherrschaft, denen sie ihre Erhebung auf Kosten der kleineren Fürsten und Stände des Reiches verdankten, waren in zu frischem Gedächtnisse, als daß in ihnen nicht die verschiedenartigsten und zum Theil wohl begründete Besorgnisse hätten aufsteigen sollen. War auch die anfängliche Sorge um die Erhaltung des übelerworbenen Besitzstandes bald beseitigt, und überzeugte man sich selbst, daß die neue Bundesverfassung, welche an die Stelle der alten Reichsverfassung treten sollte, die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten nicht wesentlich beeinträchtigen werde, so glaubte man um so mehr für die bisher geübte unbeschränkte Regierungsgewalt von den Grundsätzen der Volksfreiheit befürchten zu müssen, die Preußen bevorwortete. Als das sicherste Mittel, jeder weiteren Beschränkung vorzubeugen, welche aus der Annahme allgemeiner Bestimmungen für den ganzen Umfang des Bundes hervorgehen konnte, erschien es, wenn man aus eigener Bewegung das Maß politischer Freiheit festsetzte, welches man den Unterthanen zu gewähren für gut fand. In Baiern, dem mächtigsten unter den süddeutschen Staaten, war bereits im Jahre 1808 — nach dem Vorgange des kurzlebigen Königreiches Westfalen — eine auf den freisinnigsten Grundsätzen beruhende Verfassungsurkunde bekannt gemacht worden, die aber wegen der bald darauf wieder eintretenden Kriegswirren niemals zur Ausführung gekommen war. Jetzt schien es an der Zeit, das halb vergessene Actenstück wieder hervorzusuchen. Durch eine Verfügung vom 17. September 1814 wurde eine Commission niedergesetzt, um auf den Grundlagen der Verfassung von 1808 einen neuen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Die Commission wurde ausdrücklich angewiesen, darauf Bedacht zu nehmen, daß die althergebrachten Rechte des Adels befestigt, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, die Unterthänigkeit des Bauernstandes und die alten Lehensverhältnisse aufrecht gehalten würden, und damit war der Geist, der in dem neuen Werke herrschen sollte, hinreichend bezeichnet. Das Verfahren, welches die Commission beobachtete, war schlau genug und wohl darauf berechnet, die Meinung der nur nach dem Scheine urtheilenden Massen zu täuschen. Soviel als immer möglich wurden die eigenen Worte der Verfassungsurkunde von 1808 beibehalten; die Abänderungen und Zusätze, welche den Sinn derselben nicht selten völlig verkehrten, wurden meistens in sogenannte Edicte verwiesen, die dem Grundgesetze als ein gleich verbindlicher Bestandtheil wie zu

näherer Erläuterung angehängt wurden*). Die Vollendung des Verfassungswerkes, das anfangs mit äußerster Eile betrieben wurde, verzögerte sich besonders durch die Unterhandlungen mit Rom, die in Bezug auf die Feststellung der Verhältnisse der katholischen Kirche für nöthig erachtet wurden, und die nicht eher zum Abschlusse gediehen, als bis es dem Einflusse des an der Spitze der Adelspartei stehenden Fürsten Wrede gelungen war, den Grafen von Montgelas aus der Gunst des Königs und von der seit achtzehn Jahren gehandhabten Gewalt zu verdrängen. Das am 5. Juni 1817 geschlossene Concordat verbürgte der katholischen Geistlichkeit nicht allein eine beinahe unbedingte Unabhängigkeit vom Staate, sondern zugleich eine Macht, die, sobald sie erst fester begründet war, kaum verfehlen konnte, die düstersten Erinnerungen des Mittelalters zurückzurufen. Am 26. Mai 1818 wurde die neue Verfassungsurkunde, unter deren verhängnißvollen Anhängseln auch das Concordat seine Stelle gefunden, als das Grundgesetz des Landes verkündet. Dieses wurde mit allgemeiner Freude als der dankenswertheste Fortschritt in der Entwickelung des öffentlichen Lebens aufgenommen, weil man über der mit Gepränge vorangestellten Thatsache, daß es dem Volke durch frei gewählte Abgeordnete einen Antheil an der Gesetzgebung zugestand, das Uebergewicht übersah, welches auf der einen Seite dem Adel, auf der andern der katholischen Geistlichkeit über alle andere Classen der Bevölkerung eingeräumt war, und das unter günstigen Umständen zu der Begründung der drückendsten Herrschaft benutzt werden konnte.

Anders gestalteten sich die Dinge in Würtemberg. Der König von Würtemberg, unzufrieden über den Gang, welchen die Verhandlungen auf dem Congresse nahmen, eilte im December 1814 plötzlich von Wien nach Hause, kündigte dem Lande an, daß er längst mit dem Plane umgegangen, seinen Unterthanen eine ihre Rechte wahrende und den Bedürfnissen des Staates angemessene Verfassung zu verleihen, und berief zum 15. März 1815 eine Ständeversammlung, die theils aus den Häuptern der angesehensten adeligen Familien, theils aus freigewählten Abgeordneten der übrigen Classen der höchstbesteuerten Bürger zusammengesetzt war. Aber schon in der ersten Sitzung dieser Versammlung erfuhr König Friedrich, wie sehr er sich geirrt, wenn er darauf gerechnet hatte, dieselbe würde sich beeifern, das von ihm ertheilte

*) Siehe Memoiren des Ritters von Lang. (Braunschweig, 1842. 8.) Thl. 2. S. 202—216

Geschenk als einen Beweis seiner hohen Gnade anzunehmen. Einmüthig erklärten die Stände, daß sie sich auf keine Berathung über eine neue Verfassung einlassen könnten, bevor nicht die alte von dem Könige eigenmächtig aufgehobene als rechtskräftig bestehend anerkannt sey. Alle Versuche der Regierung, eine Ausgleichung zu bewirken, scheiterten an der Beharrlichkeit, mit der die Stände sich an ihr gutes altes Recht hielten; und der König, dessen Stolz auf das Empfindlichste gekränkt war, sah sich endlich genöthigt, die Versammlung, der er seine Ungnade in den strengsten Ausdrücken zu erkennen gab, zu vertagen. Wenige Monate später machte die Zerrüttung der Finanzen, welche eine Folge der außerordentlichen Anstrengungen des Feldzuges von 1815 war, eine Uebereinkunft mit den Ständen wünschenswerth, die daher auf den 15. October von neuem einberufen wurden. Die Regierung ließ sich jetzt bereit finden, Zugeständnisse zu machen, die über alle ihre frühere Anerbietungen weit hinaus gingen. Die alte Verfassung sollte für die alten Landestheile ihre Gültigkeit behalten, und was daraus noch für die Gegenwart anwendbar wäre, in die neue Verfassung aufgenommen werden, die demnächst für das ganze Land in Kraft treten sollte. Die Punkte, welche die Regierung als anwendbar bezeichnete, waren aber weit entfernt, die Stände zu befriedigen. Neue Streitigkeiten erhoben sich, die mit immer leidenschaftlicherer Erbitterung geführt wurden; und am 12. Juni 1816 kam es so weit, daß die Stände drohten: sie würden das Volk von der Verbindlichkeit lossprechen, einseitig ausgeschriebene Steuern zu bezahlen, sofern die Regierung ihre gerechten Forderungen nicht bewilligte. Der Streit war in vollem Gange und regte die Gemüther im tiefsten Grunde auf, als König Friedrich nach kurzen Leiden in der Nacht vom 29. auf den 30. October allen diesen Wirren durch den Tod entrückt wurde. Sein Sohn Wilhelm, durch Milde und Großmuth das Gegentheil des Vaters und nur an Kraft des Charakters ihm vergleichbar, bewies durch bedeutende Ersparnisse und wichtige Veränderungen in allen Zweigen der Verwaltung, wie sehr es ihm Ernst um die freundlichen Worte war, die er bei seinem Regierungsantritte zu seinem Volke sprach. Mit den Ständen, welcher sich in ihrer beharrlichen Vertheidigung des alten Rechtes ein etwas gar zu engherziger Geist bemächtigt hatte, vermochte aber auch er sich nicht zu vereinigen. Ein neuer Verfassungsentwurf, der an volksthümlichen Rechten ungleich mehr gewährte, als unter der alten Verfassung jemals wirklich in Kraft gewesen war, wurde ausgearbeitet und den Ständen am 3. März 1817 vorgelegt. Da die Mehrheit sich

jedoch gegen Alles erklärte, was nicht mit dem Buchstaben des Tübinger Vertrages von 1514 übereinstimmte, wie unzweckmäßig der letzte in manchen seiner Bestimmungen auch war, so verlor der König endlich die Geduld, setzte den Ständen eine achttägige Frist, binnen welcher sie sich zu erklären hätten, ob sie den Entwurf der Regierung annehmen wollten oder nicht, und löste, da sie gegen eine solche allerdings harte Zumuthung sich verwahrten, ihre Versammlung an dem Tage auf, an dem der Beschluß der Ablehnung ihm überreicht wurde. König Wilhelm ließ sich durch das Zerwürfniß mit den Ständen in dem Wege, den er bei seinem Regierungsantritt eingeschlagen, nicht irre machen. Durch eine Reihe von Verordnungen wurde allmälig die ganze innere Verwaltung umgestaltet; eine Menge verjährter Mißbräuche, die sich zum Theil noch von den rohesten Zeiten des Mittelalters herschrieben, wie Frohnden und Leibeigenschaft, wurde aufgehoben; und man kann sagen, daß das würtembergische Volk durch den Anblick der unverkennbaren Verbesserungen, die in rascher Folge einander drängten, gezwungen wurde, von seiner starren Vorliebe für das Alte und Veraltete abzulassen. Sobald diese Veränderung in der öffentlichen Stimmung eingetreten war, im Sommer 1819, wurde eine neue Ständeversammlung einberufen, mit der die Regierung sich leicht über das bis dahin vertagte Verfassungswerk einigte; am 23. September 1819 wurde die neue Verfassung, welcher der Entwurf vom Jahre 1817 zu Grunde lag, von den Ständen angenommen; am 25. erhielt dieselbe die königliche Bestätigung und wurde dadurch zum Grundgesetze des Landes erhoben.

In ähnlicher, aber ungleich schwierigerer Lage wie Würtemberg befand sich nach dem Sturze Napoleons das Großherzogthum Baden, das von allen deutschen Staaten sich dem Gewaltherrscher am engsten angeschlossen und dessen Fürstenhaus demselben sogar durch Bande der Verwandtschaft verbunden war. Während der Verhandlungen des Wiener Congresses gewann es den Anschein, als ob das aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzte Land in Stücke auseinander fallen sollte; so vielfache Ansprüche wurden von den verschiedensten Seiten an dasselbe gemacht. Da fühlte der Großherzog Karl, ein wohlgesinnter, aber von seiner Umgebung häufig mißleiteter Fürst, wie König Friedrich von Würtemberg, das Bedürfniß, in dem Vertrauen seines Volkes eine Stütze zu suchen. In den ersten Tagen des Januars 1815 setzte er eine Commission nieder, die beauftragt war, den Entwurf einer Verfassung auszuarbeiten, was dem Lande öffentlich

verkündet wurde. Doch sey es, daß die Regierung bei günstigerer Gestaltung der Verhältnisse der in der Noth gefaßte Beschluß gereute oder daß sie auf Schwierigkeiten stieß, die sie nicht erwartet hatte, die Verfassungscommission gab kein Lebenszeichen von sich, und es verbreitete sich eine allgemeine Unruhe im Lande, die am Hofe sehr mißfällig bemerkt wurde. In dem würtembergischen Verfassungskampfe war es besonders der einst reichsunmittelbare Adel, der das Zeichen zum Widerstande gegen die Regierung gab. Auch in Baden waren die früher reichsunmittelbaren Herren die ersten, die entschiedene Schritte thaten. Dreiunddreißig Mitglieder des Adelstandes ließen dem Großherzog eine Denkschrift überreichen, in der sie auf die Herstellung ihrer alten Vorrechte drangen, zugleich aber die Nothwendigkeit einer allgemeinen ständischen Vertretung darlegten. Die Schrift wurde von dem Fürsten ihres respectwidrigen Inhaltes wegen gar nicht angenommen. Dadurch ließ aber die Geistlichkeit sich nicht abhalten, mit einer Vorstellung zu kommen, die über unbillige Belastung des Kirchengutes klagte und die Herstellung des alten gesetzlichen Zustandes verlangte. Durch diese Beispiele wurde auch der Bürgerstand ermuthigt, in die Schranken zu treten. Die Bürgerschaft von Heidelberg wandte sich an den berühmten Rechtsgelehrten Martin, und ließ von demselben eine Bittschrift an den Großherzog ausarbeiten, die in angemessener Form um Ertheilung der versprochenen landständischen Verfassung nachsuchte. Im ganzen Lande wurden Unterschriften gesammelt; aber die Regierung, die dieses Beginnen für hochverrätherisch und revolutionair erklärte, griff jetzt mit Gewalt dazwischen, ließ mehrere der Betheiligten verhaften, die Widersetzlichen mit den härtesten Strafen bedrohen und gegen den Professor Martin eine Untersuchung einleiten, die zur Folge hätte, daß derselbe seinen Abschied nahm. Durch solche Strenge wurde zwar der Bürgerstand, aber nicht der Adel eingeschüchtert, der fortfuhr, die Regierung mit Eingaben zu bestürmen, bis diese nach derber Zurechtweisung der drängenden Herren sich veranlaßt sah, die Erklärung von sich zu geben, daß sie allerdings entschlossen sey, dem Lande eine Verfassung zu ertheilen, die jedoch nicht eher verkündet werden könne, bevor nicht die wichtigen noch schwebenden Fragen der allgemeinen deutschen Bundesverfassung erledigt wären. Ein Zwist, der für Baden die bedenklichsten Folgen haben konnte, bestimmte den Großherzog, seine Ansicht früher zu ändern, als unter anderen Umständen zu erwarten gewesen wäre. Durch den Rieder Vertrag vom 14. April 1816 hatte Oesterreich sich verbindlich gemacht, Baiern zur Entschädigung für die Herausgabe von Tyrol und

Salzburg den badischen Main- und Tauberkreis, so wie den Neckarkreis zu verschaffen, sobald der Mannsstamm des Hauses der Zähringer erlösche. Dieser Fall war nach den Ansichten der bei dem Vertrage zunächst betheiligten Partei nahe bevorstehend, da sowohl der Großherzog Karl, als sein Oheim Ludwig kinderlos und die Halbbrüder des letzten, die Grafen von Hochberg, in einer zwar vollkommen rechtmäßigen, aber nach strengeren Legitimitätsbegriffen nicht ebenbürtigen Ehe erzeugt waren. Als der Großherzog Karl im October 1817 eine Bekanntmachung erließ, durch welche er das Großherzogthum Baden auf ewige Zeiten für ein untheilbares Ganze erklärte, zu dessen Regierung die zu Markgrafen von Baden erhobenen Grafen von Hochberg berufen seyn sollten, legte Baiern förmlichen Protest ein; und die badische Regierung, die auf das Schlimmste gefaßt seyn mußte, ordnete ernstliche Rüstungen an, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt abzutreiben. In der Spannung, die diese Verwicklung hervorrief, erschien es räthlich, sich um jeden Preis kräftiger Unterstützung von Seiten der Bevölkerung zu versichern, und am 22. August 1818 wurde endlich die lange umsonst erharrte Verfassung verkündet, die zwar nicht alle Erwartungen befriedigte, jedoch der politischen Entwicklung des Volkes unleugbar die freieste Bahn eröffnete. Kurze Zeit darauf vermittelten die zu Aachen versammelten Monarchen den Streit zwischen Baden und Baiern, indem sie den Großherzog vermochten, die baierischen Ansprüche für eine Summe von zwei Millionen Gulden und einige andere geringe Opfer abzukaufen.

Der letzte von den Staaten des deutschen Südens, der eine ständische Verfassung erhielt, war das Großherzogthum Hessen-Darmstadt. Hier hatte, wie in Baden und Würtemberg, bereits im Jahre 1815 der Adel auf die Einführung einer ständischen Vertretung gedrungen, bei der Regierung aber so wenig ausgerichtet, daß diese nicht einmal für gut fand, die ihr überreichte Denkschrift zu beantworten. Erst im Frühjahre 1819, als in Rheinhessen, im Fürstenthume Starkenburg und besonders im Odenwalde sich eine Gährung zeigte, die selbst zu gewaltsamen Ausbrüchen führte, und als von allen Seiten Bittschriften um Verleihung einer Verfassung an die Regierung ergingen, glaubte der Großherzog dem allgemeinen Volkswunsche nicht länger entgegen seyn zu dürfen. Am 18. März d. J. erschien ein Verfassungsentwurf, der aber den Ständen einen so beschränkten Wirkungskreis einräumte, daß man kaum begriff, wozu dieselben überhaupt dienen sollten. Im Juni, als die Stände einberufen wurden, fanden sich von den Herren, welche

die erste Kammer bildeten, die wenigsten ein, weil sie es verschmähten, an dem Possenspiele Theil zu nehmen. Auch von den Bevollmächtigten der Amtsbezirke in der zweiten Kammer weigerte sich anfangs die Mehrzahl, die neue Verfassung anzuerkennen, und Viele, nachdem sie gegen dieselbe protestirt hatten, kehrten in die Heimath zurück, wo sie mit großen Ehren empfangen wurden. Die Meisten ließen sich jedoch vermögen, mit der Regierung zu handeln, die ihrerseits, um die allgemeine Mißstimmung nicht noch höher zu steigern, den Forderungen der Stände in den wesentlichsten Punkten nachgab und endlich auch die Verfassung in einem Sinne umgestaltete, der das Land wohl zufrieden stellen konnte.

Ursprünglich waren die großen Höfe der freien politischen Entwicklung in Deutschland so wenig entgegen, daß man vielmehr sagen kann: sie selbst haben den ersten Anstoß zu allen den Regungen gegeben, durch welche das Streben nach derselben sich in der Nation ankündigte. Preußen nicht allein durch die begeisternden Aufrufe, die während des Befreiungskampfes an alle deutsche Stämme ergingen, noch durch die Schritte, welche geschahen, um eine ständische Vertretung vorzubereiten. Der Geist, welcher die ganze preußische Verwaltung durchdrang, seit der König den großen Gedanken der Wiedererhebung des Staates aus seiner scheinbar hoffnungslosen Erniedrigung faßte, war ein Geist der Freiheit. In den Rheinlanden, die nach der Vertreibung der Franzosen der vorläufigen Verwaltung eines echtdeutschen Ehrenmannes, Justus Gruner, untergeben waren, bestand während der Dauer derselben, so wie in den ersten Monaten nach der bleibenden preußischen Besitzergreifung, unbeschränkte Preßfreiheit. In seinem rheinischen Merkur führte Gruners Freund, der von Geist übersprudelnde Jacob Görres eine Sprache, wie man sie in Deutschland seit der religiösen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts nicht wieder gehört hatte. Die zündenden Blitze, die dieser sonderbare Mensch, damals der kühnste Vorkämpfer für Freiheit und Recht, zur Zeit des Kampfes gegen den Erbfeind geschleudert, ließen in den Augen der Gewaltigen ihn als eine Macht erscheinen, der man es nicht verwehren dürfe, ihre Meinung über die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes abzugeben. Zum Unglücke kannte Görres kein Maß. Er sprach ohne alle Rücksicht offen heraus, wie es ihm um das Herz war, und gab dadurch zu so vielen zum Theil wohlbegründeten Beschwerden Veranlassung, daß seine Gegner gewonnenes Spiel erhielten. Im Juli 1815 wurde der rheinische Merkur der Censur unterworfen; einige Monate später wurde das Blatt, da

Görres sich den erhaltenen Weisungen nicht fügte, ganz unterdrückt. Diese Maßregel, obwohl durch die vorausgegangenen unablässigen Reibungen gerechtfertigt, erhielt dadurch eine ernste Bedeutung, daß sie der erste entschiedene Sieg der Partei war, die darauf ausging, die Dinge auf den Stand vor dem Jahre 1806 zurückzuführen. Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden, unter dem Schutze der liebenswürdigen, geistreichen und mit männlichem Muthe begabten Königin Louise und des Freiherrn von Stein, des starren Eisenmannes, der damals die Staatsverwaltung leitete, war in Preußen ein Verein entstanden, der vielbesprochene Tugendbund, dessen offen ausgesprochener Zweck die sittliche und geistige Ausbildung seiner Mitglieder war, während derselbe im Geheimen den Plan verfolgte, die Wiedererhebung des Vaterlandes aus seiner schmachvollen Erniedrigung und Unterdrückung vorzubereiten. Unter den Männern, die in diesem Vereine wirkten, waren neben Prinzen des königlichen Hauses die berühmtesten Namen Preußens: Scharnhorst, Gneisenau, York, Schill, Fichte, Humboldt, Schleiermacher, Niebuhr, Arndt, Jahn, Rühs u. A. Von ihnen gingen beinahe alle die Maßregeln aus, die den Geist des Volkes zu kräftiger Ermannung anregten; und obwohl der Bund auf das gebieterische Verlangen des durch seine Spürer gewarnten Franzosenkaisers äußerlich aufgelöst werden mußte, bestand doch im Verborgenen seine Wirksamkeit fort und breitete sich weit über die Grenzen des preußischen Staates aus. So lange die Feindesgefahr vor der Thüre war, bewegte Alles in Preußen sich in dem Geiste, der durch den Tugendbund, wenn auch nicht ausschließlich geweckt, doch zum feurigsten Aufschwunge erhoben war. Bei der Rückkehr des Friedens wurden jedoch manchem einflußreichen Staatsmanne Gesinnungen, die von einiger Ueberspannung nicht frei waren, unbequem; der König selbst, in dessen Charakter ernste Besonnenheit der Grundzug war, fand sich unangenehm berührt; und es fehlte nicht an eifrigen Dienern, welche die Mißstimmung des Herrn durch Zuträgereien aller Art nährten. Der ersten einer war ein Lehrer des Staatsrechts und der Staatswirthschaft an der Hochschule zu Berlin, der Geheimerath Schmalz, der in einer besonderen Schrift als Ankläger des Tugendbundes und der von diesem Vereine ausgegangenen Richtung auftrat. Das Schriftlein behauptete, der Tugendbund habe nicht das geringste Gute gestiftet, wohl aber viele nachtheilige Uebertreibungen veranlaßt und Grundsätze verbreitet, die dem Staate eine nur durch die strengste Wachsamkeit abzuwendende Gefahr drohten. Nach der Meinung des würdigen Geheimeraths war nichts grundloser, als wenn man vorgebe,

die Begeisterung der Nation habe irgend etwas zu der Befreiung des Vaterlandes vom französischen Joche beigetragen; das Volk habe aus einfachem Pflichtgefühl, dem Gebote seines Fürsten gehorsam, seine Schuldigkeit gethan, und wo sich eine unnöthige Begeisterung gezeigt habe, sey diese nur störend im Wege gewesen. So albern dieses Geschwätz war, erregte dasselbe doch ungeheures Aufsehen, weil man wohl fühlte, daß es nicht die Ansicht eines einzelnen Mannes, sondern einer mächtigen Partei aussprach, die, sobald sie ihren Vortheil dabei fand, frech genug war, abzuleugnen, was vor Aller Augen geschehen war. Ein Ruf der Entrüstung ging nicht allein durch ganz Preußen, sondern durch alle Gaue Deutschlands; eine Menge Schriften und Aufsätze erschienen, die den verleumderischen Ankläger bald mit würdigem Ernste, bald mit glühender Erbitterung oder mit schneidendem Hohne zurechtwiesen. Das Derbste und Kräftigste, was damals über diese Angelegenheit irgend wo gesagt wurde, war ein Spruch, durch den der berühmte Friedrich August Wolf seine Meinung kund gab:

Dem Adler thät in alter Zeit
Nach Luder und nach Aas verlangen;
Jetzt ist er, — denn es stank ja weit und breit,
Auch nach verdorbnem Schmalz gegangen.

Von der andern Seite fanden sich aber auch Freunde und Vertheidiger unter den gesinnunglosen Achselträgern, die unter allen Umständen bereit sind, der Gewalt zu dienen und ihre Grundsätze zu wechseln, so wie die Zeiten sich ändern. So entbrannte der Streit immer heftiger, bis der König selbst, beunruhigt durch die zunehmende Zerrüttung der Gemüther, sich dazwischen legte und durch eine in versöhnlichem Tone abgefaßte Cabinetsordre jedes weitere Schriftenwechseln in der Sache untersagte. Damit, daß ein einzelner Gegenstand der öffentlichen Besprechung entzogen wurde, war aber der Kampf der Meinungen keineswegs beendigt. Die beiden Parteien des Rückschrittes und des Fortschrittes, die einander einmal scharf geschieden gegenüberstanden, ließen nicht ab, ihre Ansichten, Wünsche, Erwartungen in leidenschaftlicher Rede und Gegenrede darzulegen.

Das Schlimmste war, daß der Zwiespalt, der sich auf diese Weise im Schriftwesen offenbarte, auch in den höchsten Behörden des Staats vorhanden war. Der Fürst Hardenberg, der an der Spitze der Verwaltung stand, war ein zu einsichtsvoller Staatsmann, um nicht die Nothwendigkeit einer folgerecht fortschreitenden Entwicklung für Preußen zu begreifen. Am Hofe, in der nächsten Umgebung des Königs herrschte

jedoch die entgegengesetzte Partei vor, und dem Fürsten Staatskanzler waren daher, ungeachtet der ausgedehnten Gewalt, die ihm vertraut war, vielfach die Hände gebunden. Dennoch blieb die Regierung während der ersten Jahre nach dem Frieden im allgemeinen der freisinnigen Richtung treu, der sie in dem Befreiungskampfe ihre Rettung verdankte. Im Jahre 1816 wurde das Heerwesen für immer nach den Grundsätzen geordnet, die bei der allgemeinen Volksbewaffnung im Jahre 1813 obgewaltet hatten. Am 11. Juni 1816 erschien das Gesetz zur Aufhebung der Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle, das im Geiste der glorreichen nach allen Seiten eine freie Entwickelung fördernden Gesetzgebung von 1808 die Schranken beseitigte, welche in den östlichen Provinzen noch den innern Verkehr hemmten. In demselben Jahre wurde eine außerordentliche Commission ernannt, die den Auftrag erhielt, die Einrichtungen der Rheinlande in Bezug auf die Rechtspflege, die aus den Zeiten der französischen Besitznahme herrührten, mit den in den älteren Provinzen der Monarchie bestehenden in Uebereinstimmung zu bringen, so weit sich dies thun ließe, ohne die aus eigenthümlichen Verhältnissen entspringenden Bedürfnisse zu verletzen. Den Berichten dieser Commission ist es zuzuschreiben, daß die überrheinischen Bevölkerungen auch bei den späteren Rückschritten die vortrefflichen mit allen ihren Sitten verwachsenen Anstalten der Friedensgerichte und des Geschwornengerichtes nicht verloren. Am 20. März 1817 wurde der Staatsrath hergestellt, der, im Jahre 1808 begründet, während der Kriegsjahre außer Thätigkeit gesetzt und nach der neuen seine Befugnisse beschränkenden Einrichtung dazu bestimmt war, die bewährtesten und einsichtsvollsten Diener des Staates nebst den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses in einer Behörde zu vereinigen, welche die wichtigsten Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung vor ihrer Durchführung einer nochmaligen Erwägung und Prüfung unterwerfen sollte. Zwei Cabinetsordres vom 30. März, dem Tage, an dem der König die erste Sitzung des Staatsrathes persönlich eröffnete, ernannten die erste einen Ausschuß zur Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den Grundsätzen, die in der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen waren, die andere einen zweiten Ausschuß zur Begutachtung eines neuen Steuergesetzes, zu dem der Finanzminister Graf von Bülow den Entwurf vorgelegt hatte. Der Entwurf des Finanzministers verkannte so sehr die wahren Bedürfnisse des Landes, daß die Annahme allen Irrthümern der alten Steuerverfassung, welche der fortschreitenden Entwicklung des materiellen Wohlstandes

entgegenstanden, nur eine neue Bestätigung verliehen hätte. Der Ausschuß, in dem der Minister Wilhelm von Humboldt den Vorsitz führte, und von dessen Mitgliedern neben diesem ausgezeichneten Staatsmanne die bedeutendsten Maaßen, Rother und Scharnweber waren, vereinigte sich darüber, den ganzen Plan zu verwerfen und die Grundzüge eines durchaus verschiedenen Systems an die Stelle zu setzen. Das Gutachten, welches hierauf dem versammelten Staatsrathe erstattet wurde, gab zu stürmischen Erörterungen Veranlassung, in deren Folge der Entwurf des Finanzministers völlig zu Boden fiel und dieser veranlaßt wurde, seine einflußreiche Stellung mit der minder bedeutenden an der Spitze eines eigens für ihn geschaffenen, aber nur kurze Zeit bestehenden Handelsministeriums zu vertauschen. Erst im folgenden Jahre trugen die Vorschläge, die damals noch nicht durchdrangen, ihre Früchte; denn das Steuergesetz vom 26. Mai 1818, dem der Gewerbfleiß und der Handelsverkehr des preußischen Staates einen früher kaum geahnten Aufschwung verdanken sollte, beruhte im Wesentlichen auf denselben freisinnigen Grundsätzen, die kein volles Jahr vorher im Staatsrathe siegreich geltend gemacht waren. Ganz erfolglos blieben die Arbeiten des Verfassungsausschusses, in dem freilich die verschiedenartigsten Ansichten einander entgegentraten. Die Einen, unter denen man den Polizeiminister Fürsten von Wittgenstein, den Minister des Innern von Schuckmann, den Minister von Brockhausen, den Generaladjutanten von der Knesebeck und den Professor von Savigny nennen darf, behaupteten: Preußen müsse, vermöge seiner eigenthümlichen Lage, schon wegen seiner lang hingestreckten Grenzen von der Memel bis zur Mosel ein Militairstaat seyn; als solcher bedürfe es vor Allem einer Einheit des Entschlusses und des Handelns, die durch jede ständische Versammlung nur gehemmt und gelähmt werden könne. Die Bestandtheile, aus denen der Staat zusammengesetzt sey, ständen in ihren Bedürfnissen, in ihrer Bildung und selbst in ihrer Nationalität einander zu schroff getrennt gegenüber, als daß von einer Versammlung, welche aus freier Wahl der Bevölkerungen hervorginge, eine Ausgleichung zu hoffen sey. Ostpreußen und die Rheinlande, Posen und die Mark, Pommern und Sachsen, Schlesien und Westfalen ließen sich unmöglich nach demselben Maßstabe messen; und die Staatsgewalt dürfe, wenn dereinst eine Verschmelzung zu einem festzusammenhaltenden Ganzen herbeigeführt werden solle, nicht durch störenden Einspruch gehindert werden. Die Andern, unter denen der General Gneisenau voranstand, dem sich der Kriegsminister von Boyen, General von

Grolman, die Minister von Beyme und von Humboldt, der geheime Staatsrath von Stägemann und der geheime Legationsrath Eichhorn anschlossen, entgegneten: Preußen dürfe nicht länger bloß als Militairstaat betrachtet werden; das Heer selbst sey ein volksthümliches geworden, und es sey daher an der Zeit, den Staat zum Bürgerthume zu erheben. Gerade die Verschiedenartigkeit der Bestandtheile des preußischen Staates mache es um so unerläßlicher, daß ein gemeinsames Band alle Provinzen umschlinge; dieses Band könne nur der Gemeingeist bilden, der durch eine gemeinschaftliche Volksvertretung hervorgerufen werde; erst dadurch, daß diese ihren Sitz in Berlin erhalte, werde die Hauptstadt der wirkliche Mittelpunkt des Staates werden, auf den alle Blicke sich richteten, in dem alle Bestrebungen sich vereinigten. Man habe die Bevölkerungen zur Mündigkeit erzogen, und reiche daher mit der alten Bevormundung durch eine gebildete Beamtenaristokratie nicht mehr aus. Alle Einrichtungen, die man in den Jahren der Wiedererhebung getroffen, wären darauf berechnet, eine Volksvertretung vorzubereiten; diese sey in den Jahren der Bedrängniß zu oft und zu bestimmt verheißen, als daß man dem gewissenhaftesten Fürsten rathen könne, jetzt nach dem Siege seine Versprechungen zurückzunehmen. Durch das Edict vom 27. October 1810 habe der König zuerst erklärt, daß er gesonnen sey, eine zweckmäßige Volksvertretung in den Provinzen und für den ganzen Staat zu errichten; im Jahre 1813, in der Verordnung über die Bildung der Landwehr, habe der König sich darauf berufen: die Zeit erlaube nicht, mit seinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Die Verordnung vom 22. Mai 1815 habe nur die den einzelnen neuerworbenen Gebietstheilen bei ihrer Besitznahme ertheilten Zusicherungen wiederholt und bestätigt; und die Bundesacte habe ständische Verfassungen der Gesammtheit der deutschen Nation verbürgt, auf welche das preußische Volk wahrlich nicht geringeren Anspruch habe, als irgend ein anderer deutscher Stamm. Eine dritte Partei, deren vorzüglichster Wortführer der geheime Legationsrath Ancillon war, und zu der sich alle unentschiedene und schwankende Charaktere, aber auch voraussichtige Männer von kalter besonnener Ueberlegung, wie der Minister von Altenstein und wohl auch der Fürst Staatskanzler selbst, neigten, hielt dafür, daß es mit der Einführung der versprochenen Verfassung keine Eile habe, da vor allen Dingen die Finanzen des Staates, so wie alle Zweige der Verwaltung fest geordnet seyn müßten; die Verfassungsfrage könne durch den Verzug nichts verlieren, sondern werde nur ihrer

vollkommeneren Lösung entgegenreifen, zumal da inzwischen die Aufregung sich legen werde, welche im gegenwärtigen Augenblicke, durch den Parteigeist genährt, noch alle Gemüther ergriffen habe. Die überwiegende Mehrheit war auf der Seite der entschiedenern Verfassungsfreunde; aber diese selbst wichen in ihren Wünschen und Forderungen so weit von einander ab, daß zu einer Verständigung unter ihnen beinahe eben so wenig Aussicht war, als mit den Gegnern. Die Einen verlangten Stände mit entscheidender, die Andern mit bloß berathender Stimme; die Einen waren der Meinung, daß für das Erste nur die alten Stände in den einzelnen Provinzen mit den durch die veränderten Verhältnisse gebotenen Umgestaltungen herzustellen wären, die Andern verfochten die Ansicht, daß alsbald eine Versammlung allgemeiner Reichsstände zu berufen sey; die Einen drangen auf gleichmäßige Betheiligung aller Volsclassen bei der Volksvertretung und auf Zulassung aller steuerpflichtigen Bürger zu den Wahlen, die Andern auf Bevorzugung des großen Grundeigenthumes und auf ausschließende Berechtigung der mit festem Grundbesitze angesessenen Classen. In einer der letzten Sitzungen des Verfassungsausschusses, auf welche bald die Vertagung des ganzen Staatsrathes folgte, erklärte der Fürst Staatskanzler: das Nothwendigste was man beginnen müsse, sey eine genaue Kenntniß des Vorhandenen, so wie dessen, was einst vorhanden gewesen. Man werde daher am besten thun, Commissarien in die Provinzen zu senden, die an Ort und Stelle Nachrichten über die alten Verfassungen derselben sammelten, sich mit verständigen Männern über diese Angelegenheit besprächen und deren Meinung hörten. Das Ergebniß sollte der nächsten Sitzung des Staatsrathes vorgetragen und den ferneren Arbeiten zu Grunde gelegt werden. Im September traten die zu Commissarien ernannten Minister von Beyme, von Altenstein und von Klewitz, drei um den preußischen Staat hochverdiente Männer, ihre Entdeckungsreise an. Der Erfolg ist niemals bekannt worden; erheblich kann derselbe nicht gewesen seyn, da eine gründliche Erforschung der alten politischen Zustände in so vielen verschiedenen Landestheilen die Sache jahrelanger Anstrengungen und nicht einer Geschäftsreise von wenigen Monaten gewesen wäre.

Die Kunde von den Vorbereitungen zu der Begründung des Verfassungswerkes, die zu Berlin getroffen wurden, erweckte unter dem gebildeten und denkenden Theile der Bevölkerungen in allen Provinzen die lebhaftesten, aber zugleich die verschiedenartigsten und zum Theil die widersprechendsten Erwartungen. In den alten Landestheilen, die

mit ihrem Könige die schwersten Prüfungen getragen, die drohendsten Gefahren überstanden, herrschte im allgemeinen ein zu unbedingtes Vertrauen zu seiner weisen und väterlichen Regierung, als daß man den Entschließungen derselben durch voreilige Wünsche vorgegriffen hätte. Anders in den neu hinzugekommenen Landschaften, in denen mancherlei Veränderungen unvermeidlich waren, die liebgewordenen Gewohnheiten verletzten, wohlerworbene Rechte kränkten und die wesentlichsten Interessen beeinträchtigten. Das Letzte war besonders in den Rheinlanden der Fall, wo Handel und Gewerbe, zwischen der französischen und niederländischen Grenze und den Grenzen der benachbarten deutschen Staaten eingeengt, den Verlust ihres großen Marktes zu der Zeit des Kaiserreiches schmerzlich empfinden mußten, und wo mitten unter dem Drucke der napoleonischen Herrschaft sich noch von den Tagen der Republik her ein lebendiger Sinn für politische Freiheit erhalten hatte. Hier hatte unmittelbar nach der preußischen Besitzergreifung Görres in seinem rheinischen Merkur die Forderung erhoben, daß den Landschaften, die jetzt einen Bestandtheil des preußischen Staates bildeten, an ständischen Rechten mindestens so viel wieder eingeräumt werde, als sie vor der französischen Eroberung unter ihren alten Regierungen besessen hätten. Damals war diese Stimme eine vereinzelte geblieben, obwohl sie bei den bemittelten Classen in den Städten wie auf dem Lande vielseitigen Anklang fand. Laute Klagen und dringende Beschwerden ließen sich dagegen unter allen Ständen vernehmen, als die Mißerndte des Jahres 1816, welche den Rheinlanden mit dem größten Theile des mittleren Europas gemeinsam war, eine Hungersnoth hervorrief, der die Vorkehrungen der Regierung nur auf sehr unvollkommene und ungenügende Weise begegneten. Der König, der auf die erste Meldung eine Summe von zwei Millionen Reichsthaler zum Ankaufe von Getreide angewiesen hatte, reiste im Sommer 1817 selbst nach dem Rheine, um sich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Er wurde überrascht durch die zwar ehrerbietige und geziemende, aber zugleich gemessene und männlich offene Sprache, welche sowohl einzelne Bürger, als die Abordnungen ganzer Städte gegen ihn führten. Zu Trier und Köln wurden ihm Adressen überreicht, welche um Beseitigung des alten Lehenwesens, um gleiche Vertheilung der öffentlichen Lasten, um Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, um Trennung der richterlichen Gewalt von der Verwaltung, um Unabhängigkeit des Richteramtes, um Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, um Beibehaltung des Geschwornengerichts und um eine den Zeitbedürfnissen

entsprechende ständische Verfassung baten. Er schied, indem er nach allen Seiten die beruhigendsten Versicherungen ertheilte. Von Münster aus ertheilte er dem Oberpräsidenten von Ingersleben den Auftrag, durch die öffentlichen Blätter bekannt zu machen, daß den Gesuchen um Abstellung des Mißverhältnisses, in welches die Fabriken mit den Nachbarstaaten gerathen wären, nach Möglichkeit gewillfahrt werden sollte, und daß auch andere gegründete Vorstellungen nicht unbeachtet bleiben würden.

Der König hatte genug gesehen und gehört, um wohl zu erkennen, daß in gar manchen Punkten eine Abhülfe noth thue. Auf seinen Befehl mußte noch vor Ablauf des Jahres der Staatskanzler sich nach den Rheinprovinzen begeben, um die Wünsche und Bedürfnisse derselben genauer zu erforschen. Kaum war Fürst Hardenberg zu Coblenz angekommen, als ihm, am 12. Januar 1818, eine bunt genug zusammengesetzte Abordnung, den unermüdlichen Görres als Wortführer an der Spitze, eine von sämmtlichen Gemeinden des Regierungsbezirkes mit Ausnahme zweier angenommene Adresse überreichte, welche im Wesentlichen mit den früheren von Köln und von Trier ausgegangenen übereinstimmte und in kühner Rede die Regierung aufforderte, das Versprechen einer landständischen Verfassung zu erfüllen, welches der König bei der Besitznahme gegeben habe. Der Staatskanzler unterhielt sich lange mit den Bevollmächtigten der Bittsteller, sprach offen seine politischen Ansichten aus und versicherte wiederholt, daß die Verfassung, die Preußen zu erwarten habe, eine ungleich freiere werden sollte, als die in der Adresse verlangte. „Herr Professor," sagte er zu Görres, „Ihre Forderungen sind nicht zu erfüllen; wir können jetzt dem Adel nicht mehr die Rechte einräumen, die Sie verlangen; diese Zeiten sind vorbei." Görres stellte den Inhalt der Unterredung in einer eigenen Schrift zusammen, die bei ihrem Erscheinen außerordentliches Aufsehen erregte, deren Treue in einzelnen Angaben von dem Fürsten Staatskanzler in Abrede gestellt, und die von dem Kronprinzen, dem sie der Verfasser, wie dem Könige zugeschickt, in seinem und in des Vaters Namen mit bitterm Tadel zurückgewiesen wurde. Eben so ungnädige Aufnahme fand die Adresse selbst bei dem Könige. Eine Cabinetsordre vom 21. März, die als Erwiderung auf dieselbe erfolgte, sprach das höchste Mißfallen darüber aus, daß man dem Urtheile des Landesherrn über die Zeit, die er für die Einführung einer Verfassung geeignet halte, vorgreifen wollte, und erklärte zugleich, daß die Mahnung an eine aus ganz freiem Entschlusse ertheilte Zusage einen freventlichen Zweifel in die Unverbrüchlichkeit des

königlichen Wortes setze. „Ich,“ schloß die Cabinetsordre, „werde bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen soll, und werde mich durch unzeitige Vorstellungen im richtigen Fortschreiten zu diesem Ziele nicht übereilen lassen. Der Unterthanen Pflicht ist es, im Vertrauen auf meine freie Entschließung, die jene Zusicherung gab, den Zeitpunkt abzuwarten, den ich, von der Uebersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde.“

Dem Beispiele des Coblenzer Regierungsbezirkes war der ritterschaftliche Adel von Cleve, Jülich, Berg und der Grafschaft Mark gefolgt, der dem Staatskanzler eine Denkschrift über die geschichtlichen Verfassungsverhältnisse jener Landschaften vorlegte, worin er eine kräftige Wiederbelebung des alten Ständewesens forderte, dabei aber sich erbot, auf alle Vorrechte zu verzichten, die der Wohlfahrt des Ganzen nachtheilig wären. Die Bürger und Bauern des märkischen Süderlandes reichten eine andere Denkschrift ein, welche eine gleichmäßige Vertretung aller Volksclassen verlangte, da das Süderland sich nie wirklich vertreten glauben werde, wenn nur die alten aus wenigen stiftsbürtigen Edelleuten, einigen Gutsbesitzern und dem Bürgermeister von Iserlohn zusammengesetzten Stände hergestellt würden. Aachen, welches sich der guten alten Zeit erinnerte, wo es noch eine freie Reichsstadt war, wandte sich statt an die Landesregierung unmittelbar an die deutsche Bundesversammlung, mit der Bitte, dieselbe möge endlich den 13. Artikel der Bundesacte in Vollziehung bringen; sie möge den im 19. Artikel ausgesprochenen Grundsatz allgemeiner Handelsfreiheit in dem ganzen Umfange des Bundes geltend machen und gegen jene auswärtigen Staaten, die den deutschen Handel lästigen Beschränkungen unterwürfen, Maßregeln der Wiedervergeltung beschließen. Die Aachner Bürgerschaft erhielt nach einer Verfügung des Fürsten Staatskanzlers die in den mildesten Ausdrücken abgefaßte Weisung, daß sie gefehlt habe, die Regierung zu übergehen und ihre Bitte ohne Weiteres an den Bundestag zu richten, indem das Interesse der Unterthanen doch nur von deren Regierungen vertreten sey. Unter der Hand waren auch Bestrebungen entgegengesetzter Art in den Rheinprovinzen thätig, wie denn einige Beamte im Cleveschen eine Bittschrift in Umlauf zu setzen versuchten, welche darauf antrug, daß das Geschwornengericht aufgehoben und die altpreußische Gerichtsverfassung auch auf dem linken Rheinufer eingeführt werde. Es war indessen von dem Daseyn dieser Bittschrift kaum das Geringste zur öffentlichen Kenntniß gekommen, als der Stadtrath von Cleve sich beeilte, in einem Schreiben an

den König seinen Unwillen darüber auszusprechen, daß es Menschen gäbe, welche sich unterfingen, die königliche Majestät über die wahren Gesinnungen seiner rheinischen Unterthanen zu täuschen; er, der Stadtrath von Cleve, fühle sich deshalb in seinem Gewissen gedrungen, die Erklärung abzulegen, daß er die Grundsätze, welche in den Adressen der Städte Trier, Köln und Coblenz ausgedrückt wären, aus voller Ueberzeugung theile.

Von dem Rheinlande griff die aufgeregte Stimmung der Bevölkerungen nach dem benachbarten Westfalen hinüber, wo die Ritterschaften des Münsterlandes und des Hochstiftes Paderborn sich den Bemühungen ihrer Genossen vom Niederrheine anschlossen. Auch in den vom Königreiche Sachsen losgerissenen und mit Preußen vereinigten Gebietstheilen waren es besonders die Rittergutsbesitzer, welche als die eifrigsten Verfechter des Verfassungswesens, freilich aber am meisten ihrer eigenen ständischen Rechte auftraten. Die alten Stände des thüringischen Kreises hatten bereits im Jahre 1816 sich mit Bitterkeit über die Einführung einer neuen Stempelsteuer ohne ständische Bewilligung beschwert und in den stärksten Ausdrücken die Aufrechterhaltung ihrer Gerechtsame verlangt, die von keiner früheren Regierung angetastet worden wären. Auf neue dringende Vorstellungen im folgenden Jahre erwiderte der König (unter dem 8. Januar 1818): die Stände möchten seiner väterlichen Vorsorge vertrauen und den Zusicherungen im Besitzergreifungspatente vom 22. Mai 1815 wegen der zu bildenden Volksvertretung vollen Glauben schenken. Durch diese beruhigenden Worte ihres milden und väterlich gesinnten Fürsten ließen die sächsischen Rittergutsbesitzer sich nicht abhalten, eine besondere Versammlung zu veranstalten, von der eine Bittschrift ausging, welche die doppelte Forderung bevorwortete: der König möge das in mehrere Regierungsbezirke getheilte Herzogthum Sachsen zu einer einzigen abgesonderten Provinz vereinigen und demnächst die alte Verfassung des Landes, wie sie in den früher sächsischen Gebietstheilen unter der sächsischen Regierung bestanden, wiederherstellen.

Konnte schon in seinem gemäßigtesten Aeußerungen das Verlangen nach neuen Einrichtungen nur einen ungünstigen Eindruck auf Staatsmänner hervorbringen, die dem alten Grundsatze anhingen, daß in einem wohlgeordneten Staate Alles für das Volk und nichts durch das Volk geschehe, so mußte das Mißbehagen und der Unwille der einmal Gereizten durch die offenbaren Uebertreibungen, die bei der allgemeinen Aufregung nicht ausblieben, zum höchsten Grade gesteigert werden. Unter den jüngeren Männern, die im Tugendbunde wirkten, war leicht

der bedeutendste Friedrich Ludwig Jahn, der, als Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Berlin, den kühnen Plan entwarf, das ganze moderne Erziehungswesen umzugestalten, indem er den bisher ganz vernachlässigten Leibesübungen eine nicht geringere Wichtigkeit beilegte, als dieselben in der Erziehung der Alten gehabt hatten. Seiner Ansicht nach, die von vielen einsichtsvollen Männern getheilt wurde, trug die vornehmste Schuld an dem Unglücke des Vaterlandes die Verweichlichung der höheren Stände, die eine Folge ihrer verkehrten, nur auf einseitige Ausbildung des Verstandes berechneten Erziehung war. Nach mehrjährigen Anstrengungen gelang es ihm, die Leibesübungen, die er als die geeignetesten zur Kräftigung des jugendlichen Körpers erkannte, zu einem Ganzen zu ordnen, dem er den Namen der Turnkunst gab. Schon vor dem Ausbruche des Befreiungskampfes richtete er zu Berlin eine Turnschule ein. Nach dem Frieden genehmigte die Regierung die Aufnahme der Turnkunst in den allgemeinen Unterrichtsplan der öffentlichen Schulen. Es wurden jetzt in allen größeren Städten des preußischen Staates Turnmeister angestellt und Turnplätze eröffnet, welche bald auf die Bildung der Jugend einen weit aus überwiegenden Einfluß gewannen. Jahns Absicht beschränkte sich aber nicht darauf, die körperlichen Kräfte der Jugend auszubilden, sondern er wollte sie vor allen Dingen auch zur Sittenreinheit und Einfachheit heranziehen, glühende Vaterlandsliebe und männliche echtdeutsche Gesinnung in ihr entwickeln. Auf den Turnplätzen wurde deshalb alles verhöhnt und verspottet, was nicht einfach, naturgemäß, derb und deutsch war; gegen alles Ausländische, sey es in Sprache, Sitte, Tracht, Trank oder Kost wurde mit Ingrimm geeifert. Der deutsche Rock, dem die in manchen Gegenden übliche Bauerntracht zum Muster diente, war eigens erfunden worden, um aus Frankreich nicht länger die Mode in der Kleidung zu borgen; denn besonders gegen Frankreich wurde täglich der wüthendste Haß gepredigt. Als große Feste wurden die Denktage der Schlachten des Befreiungskrieges gefeiert, und die Lieder, die bei jeder Gelegenheit gesungen wurden, waren vorzugsweise Schlacht- und Kriegslieder oder Gesänge, welche in jeder Zeile Liebe des Vaterlandes und der Freiheit athmeten. Die ungeheure Veränderung, welche in kurzer Zeit in dem Benehmen und in der ganzen Denk- und Handlungsweise eines großen Theiles der Jugend vor sich ging, zog frühe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Schon im Jahre 1816 ließen sich mißbilligende Stimmen vernehmen, die aber kein Gehör fanden vor der Gunst, deren die neue Einrichtung noch genoß. Im folgenden Jahre machte der Geist, der

auf den Turnplätzen herrschte und von diesen aus sich über die ganze deutsche Jugend verbreitete, einen wichtigen Fortschritt. Die deutschen Universitäten waren voll junger Männer, die in dem Kriege gegen die Franzosen mitgestritten und aus demselben mit begeisterter Liebe der Freiheit und des Vaterlandes zurückgekehrt waren. Das wüste Studentenleben, mit seinen Spaltungen in Orden und Landsmannschaften, seinen Schlägereien und Trinkgelagen und seinem steifen pedantisch festgestellten Brauch oder Comment, wie dasselbe sich noch aus dem Mittelalter erhalten hatte, widerte sie an; sie fühlten, daß die Formen, in denen das gesellschaftliche Zusammenleben auf den Universitäten sich bewegte, einer Erneuung und Umgestaltung bedürften; und da nichts sie hinderte, ihrem Sinne und ihrer Neigung zu folgen, so schritten sie ohne langes Säumen rüstig an das Werk. Die ersten Versuche mißlangen, weil es schwer hielt, sich über die einmal hergebrachten Vorstellungen hinwegzusetzen. Da ging der alte Turnmeister Jahn den jungen Freunden mit seinem Rathe an die Hand. Auf mehreren Universitäten, namentlich zu Berlin und Jena, wurden jetzt freie Vereine gestiftet, die im Gegensatze zu den alten Landsmannschaften den Namen der Burschenschaften annahmen und sich zur Aufgabe setzten, dem früheren wilden sittenlosen Treiben durch sittlichen Ernst, besonders aber dem spießbürgerlichen Hängen an den einzelnen kleinen Heimathländern, wie es in den Landsmannschaften herkömmlich war, durch die Liebe zu dem allgemeinen deutschen Vaterlande entgegen zu wirken.

Neben dem sittlichen Ernste und dem Deutschthume oder, wie es von den Gegnern auch wohl genannt wurde, der Deutschthümelei herrschte in den Burschenschaften bei ihrer Begründung besonders ein tiefer religiöser Sinn vor, wie es denn im allgemeinen ein vorragender Zug der Zeit war, daß die Religiosität, welche durch die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts in den Schatten gedrängt war, von neuem kräftig erwachte. Die schweren Leiden, die so lange auf den Völkern gelastet, hatten sie gelehrt, den Trost, den die Scheinweisheit des Tages versagte, im Glauben zu suchen und ihren Blick zu jenen reinen Höhen zu erheben, die durch keine irdische Drangsal getrübt werden. Daß auch den Fürsten diese Richtung nicht fremd war, hatte die Stiftung des heiligen Bundes bewiesen; aber in allen Kreisen der Gesellschaft vom höchsten bis zum niedrigsten machte sie sich geltend; und es fehlte nicht an Verirrungen, die aus derselben hervorgingen. Seher und Propheten traten auf, die für die albernsten Eingebungen eines kranken Gehirnes Glauben fanden; Betstunden und Conventikel wurden gehalten,

in denen die Schwärmerei die Nahrung fand, welche die Kirche mit ihrer öffentlichen Gottesverehrung versagte. In solcher Stimmung waren die Gemüther, als die Gedächtnißfeier des dritten Jahrhunderts der Reformation eintrat. Ueberall im protestantischen Deutschland wurde dieselbe festlich mit erhebender Andacht begangen. Es war eine würdige Feier, die zugleich eine hohe volksthümliche Bedeutung erhielt, da die Zusammenstellung der geistigen Befreiung des sechszehnten Jahrhunderts mit der Befreiung des Vaterlandes in der jüngsten Vergangenheit zu nahe lag, um sich nicht jedem Denkenden aufzudrängen. Nirgend wurde die Feier durch das in früheren Zeiten bei solchen Gelegenheiten übliche Verketzern der Andersglaubenden gestört; an einem einzigen Orte hatte sie einen Nachklang, der übel zu der ernsten Weihe des Tages stimmte. Von der Burschenschaft zu Jena waren Einladungsschreiben an alle deutsche Hochschulen ergangen, sich mit ihr zur Feier des Reformationsfestes auf der Wartburg, der alten thüringischen Feste, die durch Luthers Gefangenschaft berühmt geworden ist, zu vereinigen. Zum Tage der Feier war der 18. October angesetzt, und dadurch wurde das Fest zum voraus als ein doppeltes angekündigt, denn noch hatten die großen Siegestage des Befreiungskampfes nicht aufgehört, Ehrentage des deutschen Volkes zu seyn; noch waren die Freudenfeuer nicht erloschen, welche in den ersten Jahren an jenen Tagen nach alter deutscher Sitte auf allen Höhen brannten, bis die Behörden hier die Holzverschwendung bedenklich fanden, dort eine Gefahr in der Begeisterung für deutsche Freiheit sahen, während die Theilnahme des Volkes überall von selbst erkaltete, je mehr die Erfüllung der anfangs gehegten überschwenglichen Erwartungen sich verzögerte. Als der Tag der Feier herankam, waren in Eisenach über fünfhundert Festgenossen versammelt, die meisten aus Jena, aber mit ihnen Abgeordnete von Berlin, Leipzig, Halle, Göttingen, Kiel, Rostock, Gießen, Marburg, Heidelberg, Tübingen, Erlangen und Würzburg. Am Morgen des 18. Octobers sammelten sich unter dem Geläute der Glocken Alle auf dem Markte, von wo sie paarweise, die schwarzrothgoldene Fahne der Burschenschaft voran, nach der Wartburg zogen. Luthers hohes Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ eröffnete in dem festlich geschmückten Rittersaale die Feier, zu der sich außer den Behörden von Eisenach vier der berühmtesten und beliebtesten Lehrer der Jenaer Hochschule, die Professoren Fries, Oken, Kieser und Schweizer eingefunden hatten. Der Student Riemann aus Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, hielt eine Rede, worin er zur Liebe des großen und herrlichen deutschen Va-

terlandes ermahnte und im Namen Aller gelobte: „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend.“ Darauf sprach Fries, von den Studirenden aufgefordert, einige anregende Worte. Mit dem Segen, der hierauf gesprochen wurde, war die eigentliche Feier beendigt. Die Anwesenden zerstreuten sich in Gruppen auf dem Burghofe und tauschten die Ansichten aus, die durch den festlichen Tag in ihnen geweckt waren. Die Mehrzahl war der Meinung, daß die erhebenden Gedanken, die sie zum Theil aus weiter Ferne zu dem Feste zusammengeführt und zu einer brüderlich verbundenen Genossenschaft vereinigt hätten, auch in Zukunft alle deutsche Hochschulen zu einem höheren Ganzen vereinigen müßten. Es wurde beschlossen, eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu begründen, von der die Burschenschaft der einzelnen Universitäten nur als Theile zu betrachten wären. Professor Oken, der sich von einer großen Zahl seiner Zuhörer umringt sah, sprach zu denselben, was der Augenblick ihm eingab. Nachdem das Mittagsmahl in dem Rittersaale eingenommen war, ging der Zug nach Eisenach zurück, wo der Generalsuperintendent Nebe in der Stadtkirche den Gottesdienst hielt. Für den Abend war noch eine Nachfeier angeordnet, indem die Studirenden einen Fackelzug nach der Wartburg veranstalteten, dem sich der Landsturm der Umgegend anschloß. Auf dem Berge wurde das Octoberfeuer angezündet, welches, weithin durch die Nacht leuchtend, den Flammen antwortete, die von allen benachbarten Höhen aufloderten. Um das Feuer her wurde gejubelt, gezecht, geturnt und gesungen. Als Alle in der höchsten Aufregung waren, trat der Student Rödiger auf und hielt eine Rede, wie sie an solchem Orte und zu solcher Zeit nicht anders zu erwarten war, voll von Begeisterung, von unreifen und unklaren Gedanken, von edlen hochherzigen Entschlüssen und von Uebertreibungen. Die Mehrzahl verlor sich allmälig von dem Berge, als ein Student aus Berlin, Maßmann, mit einem Haufen von Büchern und Papieren erschien und ziemlich verlegen, so daß man wohl sah, wie der Gedanke nicht von ihm selbst kam, den noch Versammelten ankündigte: „Wie einst Luther durch Verbrennung der päpstlichen Bulle das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gegeben, so solle auch hier ein Zeichen gegeben werden, indem die von dem deutschen Volke mit dem Brandmale der Verachtung belegten Schriften, die eine undeutsche dem Zeitgeiste widerstrebende Gesinnung bekundeten, den Flammen überliefert würden.“ Da wurden unter lautem Jubel der Umstehenden verbrannt: „Dabelow, über den dreizehnten Artikel der Bundesacte;“ „Kamptz, Codex der Gendarmerie;“

„Kotzebue, Geschichte des deutschen Reiches;" „Haller, Restauration der Staatswissenschaft;" „Cölln, vertraute Briefe;" „Zachariä, über den Code Napoléon;" „Ancillon, über Souverainetät und Staatsverfassungen," und des Gegentugendbündlers Schmalz sämmtliche Werke. Den Büchern folgten von derben Witzworten begleitet, ein „österreichischer Corporalstock," ein „hessischer Zopf" und ein „preußischer Garde-Schnürleib." Zum Schlusse des neuen politischen Ketzergerichtes wurde ein Lied von dem Stifter der Jenaer Burschenschaft, Karl Follenius, gesungen, das später tausendfältig wiederholte: „Schalle, du Freiheitssang, brause, wie Wogendrang, aus Felsenbrust!"

Der Eindruck, den die Kunde von dieser Feier beinahe durch ganz Deutschland hervorbrachte, war ungeheuer. Auf die Jugend wirkte sie, wie ein elektrischer Schlag, denn unter ihr war die Gesinnung, die sich auf so kühne Weise aussprach, allgemein. Von den ältern Leuten schüttelten die meisten die Köpfe, weil es ihnen sonderbar erschien, daß das sonst nur durch seine heitre Lebenslust bekannte Völklein der Studenten sich auf einmal mit so gar feierlichem Ernste gebehrdete. Ein arges Geschrei dagegen erhoben die Gelehrten und Schriftsteller, deren literarische Eitelkeit durch den Hohn verletzt wurde, der ihren Werken widerfuhr. Das, was der Unbefangene, wenn er auch noch so strenge urtheilte, eben nur als eine Handlung jugendlichen Uebermuthes betrachten konnte, wurde als eine planmäßig angelegte Verschwörung, als der Anfang vermessener Auflehnung gegen die höchsten Staatsgewalten und von den am meisten Entrüsteten als das Zeichen zu einem allgemeinen Umsturze der bestehenden Ordnung gedeutet. Unglücklicher Weise waren mehrere hochgestellte preußische Beamte, von Kamptz, Ancillon, Schmalz, unter den so frevelhaft Angetasteten; und da das Gerücht die stattgefundenen Vorgänge wie gewöhnlich berghoch vergrößerte, so glaubten die Höfe von Berlin und Wien sich der Sache annehmen zu müssen. Ein Notenwechsel mit der weimarschen Regierung war die nächste Folge; und da dieser zu keinem befriedigenden Ergebnisse führte, so begaben sich der preußische Staatskanzler Hardenberg und der österreichische Bevollmächtigte Graf Zichy persönlich nach Weimar und Jena, um mit dem Großherzoge die Maßregeln zu verabreden, die gegen den revolutionairen Schwindel der Jugend erforderlich wären, und um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß das Gespenst, welches man ihnen in den schwärzesten Farben geschildert hatte, in der Wirklichkeit das harmlose Kleid eines fahrenden Scholasten trug. Noch war der Lärmen über die neue Erscheinung des Teufels auf der Wart-

burg keineswegen beschwichtigt, als ein anderer Vorfall in den höheren Kreisen eine kaum geringere Aufregung veranlaßte. Der russische Staatsrath von Kotzebue, eben so bekannt durch sein fruchtbares dramatisches Talent, als durch seine sittliche und politische Haltungslosigkeit, war beauftragt, von Weimar aus, wo er seinen Aufenthalt hatte, Berichte über die literarischen und gesellschaftlichen Zustände in Deutschland an seinen Kaiser zu schicken. Ueber den Geist, in dem diese Berichte geschrieben waren, konnte nach Allem, was man von Herrn von Kotzebue wußte, kein Zweifel seyn. Durch die Fahrlässigkeit eines Abschreibers kam ein Auszug aus einem der „Bulletins" in die Hände des Jenaer Professors Luden, der keinen Anstand nahm, denselben mit den beißendsten Bemerkungen in dem Journale Nemesis abdrucken zu lassen. Das Journalheft wurde in Folge einer Klage des Herrn von Kotzebue vor der Ausgabe unterdrückt; aber wenige Tage darauf theilte ein anderes zu Jena erscheinendes Blatt, der Volksfreund, den Auszug nebst Ludens Bemerkungen mit; und jetzt entspann sich, nach der Art der deutschen Gelehrten, ein endloser Federstreit, durch den die an sich sehr geringfügige Sache eine Bedeutung erhielt, die derselben ursprünglich völlig fremd gewesen war. Kotzebue wurde als ein russischer Spion, als ein Verräther am deutschen Vaterlande dargestellt, den die Verachtung aller Redlichen als gebührende Strafe treffen müsse. Der russische Staatsrath ermangelte nicht, eine Angelegenheit, die zunächst doch nur ihn persönlich anging, zur Sache seiner Regierung zu machen. Die Diplomatie wurde von neuem in Bewegung gesetzt, und die Mißstimmung der Höfe über das Treiben auf den deutschen Universitäten wurde im hohem Grade vermehrt. Die weimarische Regierung, der man von verschiedenen Seiten nicht undeutlich den Vorwurf machte, daß sie durch urtheillose Nachsicht den revolutionairen Geist unter den Studirenden und ihren Lehrern begünstige, kam dadurch in eine nichts weniger als erfreuliche Stellung. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, der Freund Göthe's, der Beschützer Schillers, Wielands, Herders und so vieler anderer weniger gefeierter Namen, hatte, der erste unter allen deutschen Fürsten, die Würde und den Werth des freien Wortes, des fessellosen Austausches der Gedanken erkannt. Der Verfassungsurkunde vom 5. Mai 1816 war eine Verordnung beigefügt, die dem Lande als „besonderes Geschenk" unbedingte, weder durch polizeiliche Beaufsichtigung, noch durch fiscalische Bedrückungen beschränkte Preßfreiheit verlieh. Eine Folge davon war, daß zu Weimar und Jena eine Menge Journale erschienen, welche eine Sprache führten, die, obwohl die äußern Schranken des Anstandes selten ver-

letzend, seit der Unterdrückung des rheinischen Merkurs in Deutschland unerhört war. Als bei dem Lärmen, den das Kotzebuesche Bulletin verursachte, die Beschwerden über den Unfug der Presse im Weimarischen sich von allen Seiten wiederholten, sah der Großherzog, gewiß mit schwerem Herzen, sich genöthigt, ein Opfer zu bringen, das seine Lage gebieterisch erheischte. Im Februar 1818 setzte eine von den Ständen genehmigte Verordnung die gesetzlich bestehende Preßfreiheit außer Kraft und unterwarf nicht allein Journale und Flugschriften, sondern die gesammte Presse von neuem den Fesseln der Censur, bis die in der Bundesacte verheißenen gleichförmigen Bestimmungen über Preßfreiheit für alle deutsche Bundesstaaten festgestellt seyn würden.

So bittere Frucht trug der etwas überspannte Eifer einzelner Männer für das Großherzogthum Weimar. Ungleich größerer Nachtheil sollte aber dem gesammten deutschen Vaterlande daraus erwachsen, daß von den Häuptern der Volkspartei nicht in allen Stücken das rechte Maß eingehalten wurde. Als die Monarchen auf dem Congresse zu Aachen versammelt waren, überreichte ihnen ein walachischer Bojar, der russische Staatsrath Stourdza, eine Denkschrift, die von echt russischem Standpunkte aus die Lage der öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland beleuchtete, zugleich aber, ungeachtet vieler unverkennbarer Mißgriffe und Entstellungen, wohl darauf berechnet war, auf die Gemüther der Fürsten einen tiefen Eindruck zu machen. Der Feldzug des J. 1812 in Rußland wurde als ein Mittel dargestellt, dessen sich die göttliche Vorsehung bedient habe, um die in furchtbare Verderbniß versunkene Menschheit durch russischen Einfluß zum wahren Glauben und zum Heile zurückzuführen. Eine neue Gefahr drohe aber der heiligen Sache der Fürsten und Völker durch den revolutionairen Geist, der in Deutschland, dem Herzen Europas immer weiter um sich greife. Ueberall wären hier die Grundlagen der Ordnung bereits unterwühlt. Das ungestüme Drängen nach neuen Verfassungen, durch welche die rechtmäßige von Gott verliehene Gewalt der Fürsten auf nichts herabgebracht werden sollte, die Ausschweifungen der mit sträflicher Nachsicht bewachten Presse und besonders der auf den Universitäten absichtlich gepflegte Ungehorsam und Haß gegen jede bestehende Ordnung, wie derselbe bei dem Wartburgfeste und bei hundert anderen Gelegenheiten sich gezeigt habe, wären die unzweideutigen Vorboten der Zerrüttung, die auf allen Seiten hereinzubrechen anfange, und der die Regierungen auf wirksame Weise nur durch eine gründliche Verbesserung des öffentlichen Unterrichts entgegenarbeiten könnten. Dieser müsse den Philo-

sophen und Revolutionairen, denen gegenwärtig die Erziehung der deutschen Jugend überlassen sey, entzogen und in die Hände zuverlässiger frommer Männer gelegt werden, die ihre Bemühungen mehr auf die Erweckung gläubiger Gottesfurcht, als eines unzeitigen Forschungsgeistes richteten. Der Kaiser Alexander, dem die Schrift zunächst gewidmet war, ließ dieselbe an die auf dem Congresse anwesenden Diplomaten vertheilen; und daß sie auf manche in jener Periode gefaßte oder vorbereitete Entschließungen einen bedeutenden Einfluß geübt hat, unterliegt keinem Zweifel. Die Verhandlungen, die auf dem Aachener Congresse über deutsche Angelegenheiten Statt gefunden, waren vertraulichen Sitzungen vorbehalten, und sind daher niemals zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Man darf nur vermuthen, daß Vieles von dem, was im nächsten Jahre zur Ausführung reifte, schon jetzt vorläufig besprochen wurde.

Die Schrift des Bojaren war zwar nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt; ein so merkwürdiges Actenstück konnte jedoch, da das Geheimhalten nicht ausdrücklich zur Pflicht gemacht war, kaum lange im Verborgenen bleiben. Eine Abschrift, die nach Paris gelangt war, wurde dort gedruckt und von da aus in alle Welt verbreitet. Der Unwille, den das Werk in Deutschland erregte, war allgemein. Eine Menge Gegenschriften, die eine noch bitterer abgefaßt wie die andere, erschienen; und wenn Herr von Stourdza seine Haut nicht durch eilige Flucht nach Rußland gewahrt hätte, so wäre es von der schriftlichen wohl noch zu schärferer Entgegnung gekommen. Ein junger westfälischer Edelmann, Graf Bochholtz, der zu Jena studirte und Mitglied der Burschenschaft war, nahm die durch den russischen Staatsrath über die deutschen Universitäten ausgestreuten Verleumdungen als eine persönliche Beleidigung auf und schickte dem Bojaren deshalb eine Herausforderung zum Zweikampfe zu, der sich der wenig Kampflustige durch seine Abreise gerade noch zur rechten Zeit entzog.

Die Aufregung, die unter der studirenden Jugend herrschte, und die durch alle diese Vorgänge fortwährend in Athem gehalten wurde, hatte eine krankhafte Höhe erreicht. Die edelsten Gemüther wurden von der allgemeinen Bewegung am weitesten fortgerissen, und mehr als ein mit den trefflichsten Anlagen begabter Jüngling verlor in dem wilden Gedränge so sehr alle feste Haltung, daß er dieselbe auch im späteren Leben entweder gar nicht, oder nur nach den schmerzlichsten Erfahrungen wieder gewann. In diesen Tagen übte zu Jena Karl Follenius, der sich inzwischen an der Universität als Privatdocent habi-

litirt hatte, über seine Umgebung eine verderbliche Herrschaft. Obwohl noch ein junger Mann, beurtheilte er mit eisiger Kälte die Ereignisse; er berechnete, welche Wechselfälle die Parteien für sich hätten, und erklärte laut, daß in Deutschland die Freiheit nur durch eine gewaltsame Umwälzung siegen könne. Die Gesellschaft, die sich um den talentvollen Mann sammelte, bildete einen wahren revolutionairen Klubb. Da wurden Reden gehalten, denen jene bei den Jacobinern während der französischen Schreckenszeit zum Muster dienten. Eine der beliebtesten Redensarten war: „der Baum der Freiheit müsse mit Blut gedüngt werden!“ In diesem Kreise befand sich ein Jüngling von leicht empfänglichem Gemüthe, warmem Herzen und männlicher Willenskraft, Karl Ludwig Sand, der Sohn angesehener Eltern, von Wunsiedel im Fichtelgebirge, der von Jugend auf eine Neigung zur Schwärmerei gezeigt hatte, durch die seinen Angehörigen mehr als einmal ernste Besorgnisse eingeflößt waren. Vertraut mit dem Gedanken, daß der Mord im Dienste einer guten Sache eine edle That sey, faßte er den entsetzlichen Entschluß, „den Mann Kotzebue,“ „den russischen Spion,“ zu tödten, der ihm, wie er selbst sich ausdrückte, als „Erzknecht und Schutzbild einer feilen Zeit“ am meisten verhaßt war, um dadurch, wie er glaubte, seinem Volke ein Zeichen zu mannhafter Erhebung aus der Schlaftrunkenheit zu geben, in die es „ruchlose Verführer“ durch ihre „heuchlerischen Reden“ gewiegt hätten. Daß Kotzebue mit Vorbedacht darauf ausgehe, das deutsche Vaterland an Rußland zu verrathen, wie von vielen Seiten behauptet wurde, nahm Sand als eine ausgemachte Sache an; und da er kaum daran zweifelte, daß dem Schlauen, Vielgewandten auch die Mittel zu Gebote ständen, so erschien es ihm als heilige Pflicht, sein eignes Leben zur Rettung seines Volkes zu opfern. In den Träumen seiner erhitzten Phantasie verglich er sich selbst mit dem Schweizerhelden Winkelried; sein Wahlspruch war:

„Drück dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der deutschen Freiheit eine Gasse!“

Sein Geheimniß in tiefster Brust verschließend, reiste er unter dem Vorwande von Jena ab, daß Familienangelegenheiten ihn nach Hause riefen. Er begab sich gerades Weges nach Mannheim, wo damals Herr von Kotzebue verweilte. Am 23. März 1819 ließ sich bei dem Staatsrathe ein unbekannter junger Mann melden, der vorgab, ihm ein Schreiben überreichen zu wollen. Kaum war Kotzebue dem Fremden entgegengetreten, als dieser einen Dolch hervorzog und ihm denselben mit dem Ausrufe in die Brust stieß: „Hier, Verräther des

Vaterlandes!" Zwei andere Stöße, von denen der eine gleich dem ersten ein tödtlicher war, folgten, und als auf den Hülferuf des mit dem Tode Ringenden dessen Familie in das Gemach stürzte, drückte sich der Mörder die blutige Waffe selbst in die linke Brust, rannte aber bald die Treppe hinab auf die Straße, wo er einem nach der Wache rufenden Diener eine kurze Schrift zur Rechtfertigung seiner That übergab und dem zusammenströmenden Volke zuschrie: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" Darauf kniete er nieder und preßte sich unter dem Ausrufe: „Ich danke Dir Gott für diesen Sieg!" den aus der Wunde herausgezogenen Stahl mit letzter Kraft noch einmal in die Brust. Man brachte den Bewußtlosen in das Hospital und von dort in das Zuchthaus, wo, nachdem eine schmerzliche Operation ihm das Leben gefristet, die peinliche Untersuchung begann.

„Wie ein Blitz" — schrieb damals Görres in seinem Werke: 'Deutschland und die Revolution' — „schlug die That ins Volk; seit den Jahren der Erhebung war nichts geschehen, was es ergriffen hätte. Was lange unverständlich nach Verständigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine blutige That war wieder der Punkt geworden, in dem Aller Gedanken sich versammelten, und die Meinung war schnell über das Ereigniß einverstanden: Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, erneutes Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit in allen menschlichen Dingen, ein helles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes hergeworfen, und erneuerte lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten waren die Resultate der allgemeinen Bewegung, die erfolgt. Die Meinung hatte ein großes Stufenjahr zurückgelegt; ein tiefer Ernst war über die Zeit gekommen, die seither mehr spielend mit den Ereignissen sich abgegeben."

Da Sand — denn er war der Mörder — von der Gerechtigkeit seiner Sache zu fest überzeugt war, um sich nicht mit der größten Offenheit über seine Beweggründe auszusprechen, so konnte es nicht schwer fallen, das Verbrechen als ein vereinzeltes zu erkennen, das zwar in seinem tieferen Grunde mit der allgemeinen Bewegung der Zeit zusammenhing, zunächst aber nur die Folge persönlicher bis an die Grenze des Wahnsinns gesteigerter Ueberspannung war. Dennoch waren lange die übertriebensten Gerüchte verbreitet. Man wollte wissen, daß ein Geheimbund bestehe, dessen Mitglieder sich durch schwere Eide verpflichtet hätten, die Männer zu ermorden, die als Gegner der Turnerei, der Burschenschaft und des deutschen Verfassungswesens bekannt wären. Die Untersuchung, die mit dem gründlichsten Ernste geführt wurde, fand

keine Spuren eines solchen dem deutschen Charakter durchaus widerstrebenden Bundes; wohl aber zeigte sich, daß die Ansichten, welche die unselige That hervorgerufen, bei einem großen Theile der deutschen Jugend tiefere Wurzel gefaßt hatten, als man jemals für möglich hätte halten sollen. Und um dieß zu erkennen, bedurfte es keiner Untersuchung. Ueber das Verbrechen konnte unter allen nicht ganz vom Parteigeiste Verblendeten nur ein Urtheil seyn. Der Meuchelmord war selbst durch die edelsten Beweggründe nimmermehr zu rechtfertigen; außerdem beruhten aber die Gründe, die Sand bestimmt hatten, auf einem ungeheuern Irrthume. Es war offenbarer Unsinn, Kotzebue einen Spion zu nennen. Die russische Regierung, in deren Diensten er stand, bedurfte in den deutschen Staaten, mit denen sie befreundet und verbündet war, keiner geheimen Späher, um zu erfahren, was in denselben vorging. Der russische Staatsrath war in Deutschland nicht mehr noch weniger als ein Schriftsteller, der neben manchem Guten noch viel mehr Schlechtes und Verwerfliches hatte, den man aber, um seine nachtheilige Einwirkung auf den Volksgeist aufzuheben, nicht durch den Mordstahl, sondern durch die Waffe, deren er sich selbst bediente, — die Feder — widerlegen mußte. Dennoch, so klar der Bestand der Sache vorlag, fehlte es nicht an begeisterten Lobrednern des unglücklichen Jünglings; und seine Hinrichtung, die am 20. Mai 1820 Statt fand, erhöhte wo möglich die Abgötterei, die mit ihm getrieben wurde. Man pries ihn als einen Helden, der mit ruhmwürdiger Aufopferung für das Vaterland in den Tod gegangen sey; und Viele drohten laut: „Eine That, wie die seinige, habe geschehen müssen, als ein Zeichen, wessen das Volk in seiner Verzweiflung fähig sey, als ein Schrecken für Jene, die in hochgebornem Stolze mit dem Werthe der Nationen ihr Spiel trieben und an den Rechten der Völker ungestört freveln zu dürfen wähnten.“ Auch war die Nachahmung dem Beispiele in noch ärgerer Verzerrung auf dem Fuße gefolgt. Am 1. Juli 1819 wurde der nassauische Regierungspräsident von Ibell, ein in dem Vertrauen seines Herzogs hochstehender Mann von strengem Wesen, aber redlicher Gesinnung, im Bade Schwalbach von einem jungen Apotheker, Namens Löhning, mit demselben Zurufe, den Sand an Kotzebue gerichtet, meuchlerisch überfallen. Der Präsident, seinem Gegner an Körperkraft überlegen, erwehrte sich des Angriffes; der Wahnsinnige, der in ihm einen Vaterlandsverräther ermorden wollte, wurde verhaftet, fand aber Mittel, wenige Tage darauf im Gefängnisse sich selbst zu entleiben.

Hatte schon der an Herrn von Kotzebue verübte Meuchelmord an

allen deutschen Höfen die äußerste Bestürzung und Entrüstung hervorgerufen, so wurden diese Empfindungen durch die Kunde von dem sobald darauf erfolgten zweiten Mordversuche wahrscheinlich nicht gemildert. Preußen war schon früher durch die Unbesonnenheit, mit der ein Lehrer an der Universität zu Breslau, der als Philologe rühmlich bekannte Passow, sich in einen literarischen Streit über den Werth und die Bedeutung des Turnwesens eingelassen, auf die bedenkliche Richtung aufmerksam geworden, welche eine vom Staate gepflegte Anstalt der Jugend zu geben drohte; im Frühjahre 1819 waren durch ein Ministerialrescript sämmtliche Turnplätze bis auf Weiteres geschlossen worden. Jetzt begann man zu fürchten, daß die Gefahr näher und größer sey, als man vorausgesetzt hatte. Man glaubte, daß ein bestimmter Plan vorhanden sey, eine allgemeine Umwälzung in Deutschland vorzubereiten, und beschloß, das Uebel durch kräftiges Einschreiten bei der Wurzel auszurotten. Am 14. Juli wurde Jahn, den man für einen der Haupträdelsführer hielt, zu Berlin verhaftet; eine Anzahl jüngerer Männer, die großentheils die Universität noch nicht lange verlassen hatten, und entweder durch ihre Verbindung mit Jahn oder durch vorragende Theilnahme an den Burschenschaften verdächtig geworden waren, traf dasselbe Schicksal; unter diesen zu Berlin den Sprecher von der Wartburg Rödiger, den Privatdocenten von Henning, den Studirenden Franz Lieber, zu Köln am Rhein den Procurator-Substituten von Mühlenfels, zu Elberfeld den Zeitungsredacteur Adolf Ludwig Follenius. Bei einer noch größeren Zahl und seltsam genug, zugleich bei Gelehrten, die in ganz Deutschland eine verdiente Achtung genossen, wie die Professoren Arndt, F. G. Welcker und K. Th. Welcker zu Bonn, und bei unmündigen Knaben, die noch die Schule besuchten, wurden Haussuchungen gehalten und alle vorgefundene Papiere mit Beschlag belegt, um den Wühlungen, die man mit dem sonderbaren Ausdrucke der demagogischen Umtriebe bezeichnete, auf die Spur zu kommen. Auch der verdienstvolle Justus von Gruner, der die Stelle eines preußischen Gesandten in der Schweiz bekleidete, entging einer peinlichen Vernehmung nicht, die das vorzeitige Ende des Kränkelnden beschleunigte. Beinahe gleichzeitig mit der Eröffnung der Untersuchung begann auch bereits die Veröffentlichung von zahlreichen Auszügen aus den Acten, welche, wie in der preußischen Staatszeitung unter dem 19. Juli amtlich erklärt wurde, „das von der Regierung bereits ermittelte Daseyn einer durch mehrere deutsche Lande verzweigten Vereinigung übelgesinnter Menschen und verleiteter Jünglinge“ bestätigen sollten, „die den Zweck habe, die

gegenwärtige Verfassung Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten umzustürzen und Deutschland in eine auf Einheit, Freiheit und sogenannte Volksthümlichkeit gegründete Republik umzuschaffen.“ Die entdeckten „demagogischen Umtriebe“ hieß es im Verfolge der amtlichen Erklärung, „gehen nach den Acten in ihren staatsgefährlichen Mitteln noch weiter, als auf Verführung des Volks und insbesondere der Jugend. Sie wollen, wenn sie durch jene Verleitung hinreichend gestärkt sind, ihre Entwürfe durch offene Gewalt und Fürsten- und Bürgermord ausführen.“ Die zu der obern Leitung der Untersuchung eingesetzte Immediatcommission, die aus dem Justizminister von Kircheisen, aus dem Minister des Innern von Schuckmann, und dem Minister des königlichen Hauses Fürsten von Wittgenstein bestand, so wie der das Polizeiministerium verwaltende Geheimerath von Kamptz ging mit einem bei ernsten Geschäftsmännern kaum begreiflichen Leichtsinne von der vorgefaßten Meinung aus, daß an dem Vorhandenseyn eines revolutionairen Geheimbundes, welcher die ganze Masse der auf den Turnplätzen und auf den Universitäten zum Fanatismus entflammten Jünglinge zu seiner Verfügung habe, gar nicht zu zweifeln sey. Man setzte die Schuld der Personen, auf die aus irgend einem wenn auch noch so losen Grunde der entfernteste Verdacht fiel, ohne Weiteres als erwiesen voraus und bot allen erdenklichen Scharfsinn auf, um nach der Hand den Thatbestand des Verbrechens aufzufinden, das ja wohl begangen seyn mußte, da man die Thäter bereits in sicherem Verwahrsam hatte. Lächerlich müßte man die Mißgriffe nennen, die bei einem solchen Verfahren unvermeidlich waren, wenn die Folgen nicht all zu beklagenswerth gewesen wären. Bei Jahn hatte man unter andern gefährlichen Dingen zwei große Messer gefunden, deren der alte Turnmeister sich zum Zuckerzerschlagen bediente; die preußische Staatszeitung vergaß nicht, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, der zu den fürchterlichsten Vermuthungen Raum gab. Unter Arndt's Papieren war ein Zettel, der wie sich später herausstellte, eine Abschrift eigenhändiger Bemerkungen des Königs zu einer während des Krieges vorgeschlagenen Landsturmordnung enthielt. Dem Untersuchungsrichter schauderte die Haut, denn er las: „Ein paar Executionen und die Sache hat ein Ende;“ und weiter unten: „Wenn ein Prediger erschossen seyn wird, hat die Sache ein Ende.“ Die preußische Staatszeitung machte diese Stellen eines von dem Könige selbst geschriebenen Aufsatzes mit dem Zusatze bekannt, daß sie Aeußerungen des Professors A. enthielten. Der Zusammenhang, in den man diese angeblichen Aeußerungen des

ehrlichen Arndt brachte, ließ keinen Zweifel darüber, daß man dieselben auf die bevorstehende Revolution bezog, bei der es, wie man glauben sollte, nächst den Fürsten besonders auf die Geistlichen abgesehen war. Aus einem durchaus unverfänglichen Briefe, den der Professor Karl Welcker vor Jahr und Tag an seinen Bruder geschrieben, deutete man, indem einzelne Sätze verstümmelt und aus dem Zusammenhange gerissen wurden, heraus, daß der Verfasser sich vor Sehnsucht nach practischer Thätigkeit in einer ständischen Versammlung nicht zu lassen wisse, was doch an und für sich gerade kein Verbrechen gewesen wäre, daß er aber — natürlich in der Verzweiflung an der Gegenwart — seine Hoffnung besonders auf die kommenden Geschlechter setze und deshalb sich vorgenommen habe, vorzugsweise auf die Jugend zu wirken. Der berühmte Gottesgelehrte, Professor de Wette, wurde wegen eines Trostschreibens, das er an die Eltern des unglücklichen Sand gerichtet, seines Amtes entsetzt. Nach dem Vorgange Preußens wurden ähnliche Maßregeln auch in mehreren andern deutschen Staaten ergriffen, wozu, wenn man überall mit derselben Uebereilung verfahren wäre, in den wenigsten die Veranlassungen gefehlt hätten. In Mecklenburg wurde Riemann verhaftet, der durch seine Rede auf dem Wartburgfeste bekannt geworden war, und den man beschuldigte, den Vorsitz in einem geheimen Conventikel geführt zu haben, welches, aus den Abgeordneten mehrerer Universitäten bestehend, zu Jena im März 1818 revolutionaire Anschläge verabredet und aufrührerische Proclamationen verbreitet habe. Das Gericht, vor welches er gestellt wurde, erkannte seine völlige Unschuld, da Meinungen, in Privatbriefen, die nie zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt gewesen, oder mündlich im Kreise vertrauter Freunde ausgesprochen, nicht straffällig wären. Im Nassauischen veranlaßte der Mordversuch gegen den Präsidenten von Ibell eine strenge Untersuchung, die aber gleichfalls zu keinem andern Ergebnisse führte, als daß sich zuletzt die Unschuld der auf leichte Verdachtsgründe hin gefänglich Eingezogenen ergab. Im Großherzogthume Hessen hatten aufrührerische Auftritte Statt gefunden, die man mit den demagogischen Umtrieben im übrigen Deutschland in Verbindung setzte, obwohl sich dieselben aus dem Drucke der Steuern genügend erklären ließen, der dem Lande durch eine unverhältnißmäßige Ueberschuldung aufgebürdet worden war. Nur der Lieutenant Wilhelm Schulz wurde überwiesen, durch sein „Frag- und Antwortbüchlein über allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders noth thut" zur Aufregung des Landvolkes beigetragen zu haben.

Da die Ansicht einmal Eingang gewonnen hatte, daß ein Geheimbund bestehe, der es sich zur Aufgabe gestellt habe, eine gewaltsame Umwälzung in Deutschland herbeizuführen, so wurde es leicht, alle Erscheinungen, die möglicher Weise aus einer solchen geheimen Einwirkung hervorgegangen seyn konnten, in diesem Sinne zu deuten. Zu Würzburg waren im Laufe des Juli die Juden, wo sie sich blicken ließen, von muthwilligen Burschen mit dem höhnenden Zurufe: „hep! hep!" begrüßt worden, der in der Erinnerung des Volkes im südlichen Deutschland sich seit undenklichen Zeiten als ein Zeichen der Judenverfolgung erhalten hat*). Am 2. August sammelten sich Hunderte von Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, die ohne irgend eine äußere Veranlassung den Ruf: „hep! hep!" erhoben und nicht anders als durch Militairpatrouillen zerstreut werden konnten. Am Abende des folgenden Tages wurde der Lärmen noch ärger, und die tobenden Haufen warfen jetzt schon an mehreren Judenhäusern die Fenster ein, ohne daß die Polizei dies zu hindern vermochte. Dabei wurde ein junger Bürger, der sich einem Polizeibeamten widersetzte, tödtlich verwundet. Den nächsten Nachmittag rotteten sich noch stärkere Haufen zusammen, zogen von einem Judenhause zum andern und zertrümmerten oder verdarben in größter Eile Fenster, Läden, Thüren, Hausgeräthe, Waarenvorräthe, kurz Alles, was zerstörbar war. Um diesem Unfuge zu steuern, trat die ganze Besatzung unter Waffen; zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, und dem Eifer der Behörden gelang es endlich, die Ruhe wieder herzustellen, die seitdem, da man den Ernst sah, nicht wieder gestört wurde. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von den Vorgängen zu Würzburg von Ort zu Ort durch ganz Deutschland und entzündete unter dem Pöbel beinahe überall die gleichen Leidenschaften. Erst durch die Einwirkung der französischen Revolution waren die äußeren gesellschaftlichen Unterscheidungen, die unter der alten Reichsverfassung zwischen Christen und Juden bestanden, aufgehoben worden, und der Pöbel fühlte sich tief gekränkt, daß dieselben bei der Austreibung der Franzosen nicht in ihrem vollen Umfange wieder hergestellt wurden. Die niedrigste Classe der christlichen Bevölkerungen, der es oft an dem Nothwendigsten

---

*) Man hat dieses hep! hep! auf die seltsamste Weise zu erklären versucht. Das Wort ist nichts als ein alter deutscher Zuruf der Ermunterung, der sich noch im Englischen erhalten hat, obwohl er hier nur bei festlichen Gelagen und ähnlichen Gelegenheiten gebraucht wird.

fehlte, hatte in der alten Zeit doch immer noch den Trost gehabt, daß sie nicht den letzten Rang in der gesellschaftlichen Ordnung einnahm, da es Menschen gab, die, wenn sie auch mit Reichthümern überladen waren und sich durch wissenschaftliche Bildung oder Tugenden jeder Art auszeichneten, doch durch das Gesetz weit unter das roheste besitzlose Gesindel gestellt wurden. Man konnte es dem Pöbel daher kaum verdenken, daß er in der Gleichstellung der Juden mit den Christen und in jeder Annäherung zu einer solchen Gleichstellung eine Kränkung seines guten Rechtes sah; forderte doch der Adel seine alten Vorrechte zurück, warum hätte der Pöbel nicht dasselbe thun sollen? Sein Müthlein an den Juden zu kühlen, war man unter solchen Umständen überall gleich aufgelegt. Von dem Fuße der Alpen bis an die Gestade der Nordsee wurden die armen Hebräer durch das spöttische: „hep! hep!" verfolgt, und glücklich konnten sie sich schätzen, wo es nur bei dieser Verhöhnung blieb. In Frankfurt, Darmstadt und Baireuth, Hamburg, Heidelberg, Mannheim, Bruchsal, Karlsruhe und Pforzheim kam es zu ähnlichen Ausschweifungen, wie in Würzburg. Zu jeder andern Zeit würde man in diesen Auftritten nichts gesehen haben als die gewöhnliche Lust des Pöbels, Lärmen und Unruhe zu erregen und Unfug zu treiben, sobald sich die Gelegenheit bietet; jetzt witterten die besonnensten Staatsmänner revolutionaire Anschläge und demagogische Umtriebe, wo sich irgend eine Spur von Aufregung zeigte; und man war erstaunt über die Gewandtheit, mit der die geheimen Urheber sich so geschickt zu verbergen gewußt hatten, daß man zwar überall den Erfolg ihrer Thätigkeit spürte, nirgend aber sie selbst bei der Arbeit entdecken konnte.

Während die Judenverfolgung durch Deutschland raste, waren die Bevollmächtigten der sechs größeren deutschen Bundesstaaten nebst vier oder fünf andern zu Karlsbad in Böhmen versammelt, um über die Mittel zu berathen, durch welche der weiteren Ausbreitung des revolutionairen Geistes in Deutschland Einhalt geschehen könnte. Der österreichische Staatskanzler, Fürst Metternich, der, wenn auch nicht unbedingten Stillstand, doch die langsamste politische Entwicklung als eine unerläßliche Bedingung für das Wohlseyn und die Erhaltung des österreichischen Kaiserstaates erkannte, hatte längst das ungeduldige Vorwärtsdrängen in dem übrigen Deutschland mit Unruhe beobachtet. Auch dann, wenn das schnellere Fortschreiten in anderen deutschen Staaten für diese selbst mit keinerlei Gefahren verbunden war, konnte dasselbe für Oesterreich die nachtheiligsten Folgen haben, da der öster-

reichische Staat gleichen Schritt zu halten außer Stande war, und doch bei seinen mannigfachen Berührungen mit den deutschen Nachbarländern leicht in die allgemeine Bewegung mit hineingezogen werden konnte. Jetzt nahm die öffentliche Stimmung in dem ganzen außerösterreichischen Deutschland eine Richtung, welche alle deutsche Regierungen mit den ernstlichsten Besorgnissen erfüllte; und es schien daher an der Zeit, sie auf die Nothwendigkeit der Beobachtung eines mit der gemeinen Wohlfahrt verträglichen Maßes zu verweisen. Schon früher hatte der österreichische Staatsmann sich deshalb mit dem preußischen Cabinette in Vernehmen gesetzt; man kam überein, daß die Lücken, die in der eilig entworfenen Bundesacte gelassen waren, in einem Sinne ergänzt werden müßten, wie man ihn zu der Erhaltung der Ordnung nothwendig erachtete, und daß außerdem, da die Ausführung dieses Werkes reifere Erwägung erheischte, Vorkehrungen zu treffen wären, die der Gefahr des Augenblickes begegneten. Einladungen zu Ministerconferenzen, die zu diesem Zwecke gehalten werden sollten, ergingen von Oesterreich und Preußen an die vier Königshöfe von Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg, an Baden, Kurhessen, Mecklenburg und Nassau; an die beiden letzten weniger bedeutenden Staaten, weil man von ihren Ministern die thätigste Unterstützung für die Plane erwartete, die im Werke waren. In den letzten Tagen des Juli war Fürst Metternich in der Begleitung der Fürsten Schwarzenberg und Kaunitz-Rietberg zu Karlsbad angekommen; in den ersten des August trafen die Bevollmächtigten von Preußen, Graf Bernstorff und Generallieutenant von Krusemark, von Baiern Graf Rechberg und Baron Steinlein, von Hannover Graf Münster und Graf Hardenberg, von Sachsen Graf Einsiedel und Graf von der Schulenburg, von Würtemberg Graf Winzingerode, von Baden Freiherr von Berstett, von Mecklenburg Freiherr von Plessen, von Nassau Freiherr von Marschall ein. Der Kurfürst von Hessen hatte Anstand genommen, sich auf dem Congresse vertreten zu lassen, weil er von Versammlungen dieser Art, welche die inneren Angelegenheiten der deutschen Bundesstaaten in den Kreis ihrer Berathungen zögen, eine Gefährdung seiner Unabhängigkeit fürchtete. Erst gegen das Ende des Augusts erschien auf eine besondere Einladung des Fürsten von Metternich der kurhessische Gesandte am Wiener Hofe, Freiherr von Münchhausen und nahm an den letzten Sitzungen des Congresses Theil, obwohl, wie er erklärte, ohne eine bestimmte Ermächtigung von seinem Herrn. In der vierten Conferenz fand sich auf eine an ihn ergangene Einladung

auch der, wie das Protocoll sagte, gerade in Karlsbad anwesende großherzoglich sachsen-weimarische Minister Freiherr von Fritsch als Gast ein, um bei den Berathungen über Universitäten, Gymnasien und Schulen seine Ansichten mitzutheilen.

Die erste Sitzung des Congresses wurde am 6. August von dem Fürsten Metternich mit der Erklärung eröffnet: „die Anwesenheit mehrerer Minister und Gesandten von Bundesstaaten gebe ihm die erwünschte Veranlassung, sich mit ihnen ungesäumt über die Besorgnisse und Gefahren vertraulich zu berathen, in welche sowohl der ganze Bund, als auch einzelne Bundesstaaten durch die revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen versetzt würden, die man in der letzten Zeit entdeckt habe. Die ihm darüber nach den in verschiedenen Ländern angestellten Untersuchungen zugegangenen Mittheilungen setzten dieselben nicht nur außer Zweifel, sondern lieferten auch solche gegründete Anzeigen und Nachweisungen, daß zur Sicherstellung des Gesammtwesens der einzelnen Staaten die ernstesten und dringendsten Maßregeln nothwendig würden. Seine Majestät der Kaiser hielten sich als Mitglied des Bundes verpflichtet, ihrerseits die Sache in Anregung zu bringen. Sie könnten sich aber auch für ihre eigenen Staaten nicht dabei beruhigen, wenn durch dergleichen Umtriebe die Grundfeste aller bürgerlichen Ordnung erschüttert werden sollte. Seine kaiserliche Majestät wünschten deshalb die Ansichten der übrigen Bundesglieder zu kennen, um über die erforderlichen Maßregeln sich gemeinschaftlich zu verständigen und desfällige Anträge an den Bundestag zu bringen."

Hiermit übergab Fürst Metternich der Versammlung eine „Punctation", welche in der Kürze die allgemeinen Grundsätze entwickelte, die in Anwendung zu bringen wären, und die vorzüglichsten Gegenstände bezeichnete, über die eine Uebereinkunft zu treffen sey, und welche je nach ihrer größeren oder geringeren Dringlichkeit in zwei Classen getheilt waren. Die allgemeinen Grundsätze lauteten: I. „Der deutsche Bund besteht als ein politischer Körper, dessen wesentliche Bestimmungen in den Artikeln 1. und 2. der Bundesacte rein ausgesprochen sind. Er besteht als eine für die Erhaltung des Gleichgewichtes und der allgemeinen Ruhe wesentliche und wahrhafte europäische Anstalt und er genießt die allgemeine Bürgschaft, welche das Daseyn jedes europäischen Staates in Folge der Wiener Congreßacte sichert. II. Sobald der deutsche Bund besteht und als eine europäische politische Anstalt bestehen muß, dürfen in seinem Innern keine Grundsätze in Anwendung gebracht werden, welche mit seinem Grundbegriff und Daseyn unver-

träglich sind. III. Der deutsche Bund wird nach Artikel 4. der Bundesacte als Gesammtheit durch die Bundesversammlung vertreten. Die Bundesversammlung ist demnach in Beziehung auf den Bund und dessen inneres Wesen und in besonderer Rücksicht auf die Artikel 1. und 2. der Bundesacte die oberste politische Behörde in Deutschland. Alle gesetzliche Beschlüsse derselben müssen als Gesetze des Bundes unverbrüchlich ausgeführt und gehandhabt werden." Als die nächsten Gegenstände der Berathung waren bezeichnet: 1. die ungesäumte Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Presse in Deutschland; 2. die dringendsten Maßregeln in Hinsicht auf die Universitäten, Gymnasien und Schulen; 3. Maßregeln in Ansehung auf die bereits entdeckten Umtriebe der Parteien; als entferntere Gegenstände 1. die nähere Bestimmung und Erläuterung des Artikels 13. der Bundesacte; 2. ein stehendes Gericht, um den öffentlichen Rechtszustand der Bundesstaaten zu sichern und ihre zum gerichtlichen Wege geeigneten Streitigkeiten unter einander zur schnellen Entscheidung zu bringen; 3. die Einführung einer Bundesexecutionsordnung, um sowohl die Beschlüsse des Bundestages, als die Erkenntnisse des stehenden Gerichtes in ungehinderte Vollziehung zu setzen; 4. die Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten nach Artikel 19. der Bundesacte.

Die sämmtlichen anwesenden Minister und Gesandten erklärten sich sowohl mit den allgemeinen Grundsätzen der Punctation einverstanden, als sie die Dringlichkeit ernsthafter und gemeinsamer Maßregeln anerkannten. Man schritt hierauf sofort zur Berathung der Gegenstände, welche in die erste Classe aufgenommen waren. Fürst Metternich legte zuvörderst zwei aus der Feder des bekannten, als Protocollführer anwesenden Hofrathes von Gentz geflossene Ausarbeitungen vor, von denen die erste im österreichischen Sinne den Standpunkt feststellte, aus welchem eine vom deutschen Bunde zu ergreifende Maßregel gegen den Unfug der Presse beurtheilt werden müsse, die andere die Grundlinien eines Beschlusses umfaßte, durch den dem Mißbrauche der Presse in den deutschen Bundesstaaten vorgebeugt werden sollte. Die erste Ausarbeitung ging von dem merkwürdigen Satze aus, „daß die Presse in Deutschland beinahe ausschließend einer alle bestehende Ordnung untergrabenden Partei diene, welche mächtig genug geworden sey, um alle besser denkende Schriftsteller durch Kunst oder durch Widerwillen zum Schweigen zu bringen. Es gebe keine einzige als Privatunternehmung erscheinende Zeitschrift in Deutschland, welche die Wohlgesinnten als

ihr Organ betrachten könnten: ein Fall, der selbst zu der Zeit der blutigsten Anarchie in Frankreich ohne Beispiel gewesen sey. Bei der Gleichheit der Sprache, dem vielfältigen Verkehr und der engen Verbindung, in welcher die Bundesstaaten unter einander stehen, sey es außer der Gewalt eines einzelnen Staates, seine Grenzen vor dem Eindringen dieses ansteckenden Uebels aus andern deutschen Staaten zu bewahren; und wenn ein einziger Bundesstaat sich von der Ergreifung gemeinsamer Maßregeln dagegen lossagen dürfte, so hinge es von diesem einzelnen — wäre es auch der kleinste von allen — ab, ungestraft den ganzen Bund zu vergiften. Der Bund habe aber das Recht, jedes seiner Mitglieder zur Erfüllung seiner Bundespflichten aufzufordern, und im Falle dasselbe sich seiner Verpflichtung entziehen wollte, es auf gerathenen Wegen dazu anzuhalten. Die Befugniß des Bundes, zu wirksamen Maßregeln gegen den auf das Höchste gestiegenen Mißbrauch der Presse zu schreiten, sey folglich über allem Zweifel erhaben, und es frage sich nur, welcher Art diese Maßregeln seyn müßten. Gegen diese Grundsätze und Schlußfolgen könne kein rechtlicher Einwand aufkommen. Die Feinde des Friedens und der Ordnung könnten höchstens einen neuen Vorwand daraus hernehmen, über die unglückliche Getrenntheit der deutschen Staaten zu klagen und einen Zustand herbeizuführen, welcher die Gesammtheit der deutschen Länder in einen ungetheilten Staatskörper verwandelte. Da aber nicht zu vermuthen stehe, daß die deutschen Fürstenhäuser geneigt seyn sollten, sich aus Patriotismus und Deutschheit von Haus und Hof verjagen zu lassen, so möchte der fromme Wunsch jener Vaterlandsfreunde wohl weder in der Gestalt einer deutschen Monarchie, noch in der eines deutschen Freistaates so leicht zur Verwirklichung kommen."

Die zweite Ausarbeitung beseitigte zuvörderst den Einwand, der gegen die Einführung der Censur in allen deutschen Bundesstaaten von dem Artikel 18. der Bundesacte hergenommen werden konnte, in welchem der deutschen Nation gleichförmige Verfügungen über Preßfreiheit verheißen waren. Herr von Gentz folgerte: „da eine buchstäbliche Erfüllung dieses Artikels in dem ganzen Umfange des deutschen Bundes nicht möglich sey, weil man den Staaten, die in Strafgesetzen und gerichtlichen Einschreitungen keine hinreichende Sicherheit gegen den Mißbrauch der Presse sähen und daher die Censur beizubehalten entschlossen wären, nicht zumuthen dürfe, dieselbe aufzugeben, während es auf der andern Seite unter den obwaltenden Umständen nicht rathsam scheine, das Censursystem überall in seiner Allgemeinheit an-

zuordnen, so wären unter gleichförmigen Verfügungen über Preßfreiheit nur solche Verfügungen zu verstehen, wodurch jedem Bundesstaate möglichst gleicher Schutz gegen die aus dem Mißbrauche der Presse in irgend einem andern Bundesstaate ihn bedrohenden Verletzungen seiner Rechte, seiner Würde oder seines inneren Friedens gesichert werde; oder mit andern Worten, wenn die Bundesacte von Preßfreiheit spreche, so sey damit eigentlich die Censur gemeint. In England und Frankreich sey die Presse durch eine aus vieljährigen Debatten hervorgegangene Reihe von Gesetzen von allen der Veröffentlichung vorangehenden Beschränkungen frei geworden; beide Staaten wären aber, als in sich abgeschlossen, für die Folgen der Preßfreiheit nur sich selbst und ihren Bürgern verantwortlich. Sollten auswärtige Staaten dadurch verletzt und zu Klagen veranlaßt werden, so träten diplomatische Verhandlungen ein, die im Verhältnisse der Wichtigkeit der Sache zu ernsthaften Streitigkeiten und selbst bis zum Kriege führen könnten. Deutschland sey ein Verein souverainer Staaten, deren jeder seine eigene Verfassung und unabhängige Regierung habe, und die, zu wechselseitigem Schutze in Krieg und Frieden verbunden, nur gegen das Ausland einen gemeinschaftlichen Staatskörper bildeten. Zwar stehe der Weg diplomatischer Beschwerden auch den Regierungen der Bundesstaaten gegen ihre Mitstaaten offen; solche Beschwerden würden aber in Deutschland nothwendig in eitle Schreiberei und nutzlosen Wortwechsel ausarten, zumal wenn sie sich auf Gegenstände bezögen, die auch bei dem besten Willen der Regierungen nur zu oft allen ihren Vorkehrungen Trotz böten. Das in England und Frankreich bestehende System würde, nach Deutschland verpflanzt, bei der großen Verschiedenheit der Localverfassungen, Localgesetzgebungen, gerichtlichen und fiscalischen Formen keinen Schatten wechselseitiger Bürgschaft bieten, ohne welche doch die Fortdauer des Bundes schlechterdings nicht denkbar sey. Wenn die unbedingte Aufhebung der vorbeugenden Schranken beim Gebrauche der Presse als allgemeines Gesetz in Deutschland nicht Statt finden könne, ohne die höchsten Zwecke des Bundes auf das Spiel zu setzen, so wäre es eben so unpolitisch als ungerecht, sie in einzelnen Bundesstaaten zuzulassen. Die Regierungen der kleineren Staaten würden allerdings, sofern dies der Fall wäre, der unbeschränkten Preßfreiheit willig die Hand bieten, da sie für sich selbst wenig zu besorgen hätten und da ihre Schriftsteller sich gern würden bereit finden lassen, die unmittelbare Obrigkeit zu schonen, wenn das ganze übrige Deutschland ihrer Kritik und Schmähsucht eröffnet bliebe. Diese Regierungen hätten aber kein Recht zu

verlangen, daß ihrer Bequemlichkeit oder Volksbeliebtheit das Wohl der größeren Staaten und das Wohl der Gesammtheit zum Opfer gebracht werde. Eine große Demarcationslinie müsse gezogen werden. Die Censurfreiheit möge in den Ländern, in denen sie einmal ganz oder halb den Sieg davon getragen, so viel Spielraum behalten, als ihr ohne unmittelbare und dringende Gefahr überlassen werden dürfe; sie müsse aber, wenn man nicht die Sache ein für alle mal verloren geben wolle, für jene Gattung von Druckschriften, durch welche sie von einem Tage zum andern nicht bloß die Sicherheit einzelner Staaten, sondern den Bundesverein selbst auf das Spiel setzen könne, zurückgewiesen werden. In keinem Bundesstaate dürften Schriften historischen und politischen Inhalts, die in der Form periodischer Blätter oder Hefte erschienen oder nicht über eine gewisse Anzahl Bogen stark wären, anders als mit vorgängiger Kenntniß und Genehmigung der obersten Staatsbehörde zum Druck befördert werden. Rein wissenschaftliche Werke und Werke von größerem Umfange könnten allenfalls ohne Censur erscheinen, weil von jenen so leicht nicht zu befürchten sey, daß sie die öffentliche Ruhe störten, und weil diese eine langsamere Circulation hätten und besonders in den mittleren und untern Classen eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Lesern fänden. Nach vorausgegangener Annahme dieser allgemeinen Grundsätze müßten sich die vornehmsten Mitglieder des deutschen Bundes in Abfassung einer gleichförmigen Instruction für sämmtliche Censurbehörden in Deutschland, wie auch gleichförmiger gesetzlicher Verfügungen gegen den Mißbrauch der Presse in censurfreien Schriften beschäftigen. Als Hauptregel bei allen Verhandlungen über diesen Gegenstand sey anzunehmen, daß man sich nie auf irgend eine Erörterung abstracter theoretischer Grundsätze einlasse, sondern den eigenthümlichen Charakter des deutschen Bundes und der wechselseitigen Verhältnisse der Mitglieder desselben unverrückt in das Auge fasse. Auf diesem Terrain allein lasse sich eine Stellung finden, welche die zahllosen Gegner so leicht nicht überwältigen würden, auf deren Widerstand man vorbereitet seyn müsse."

Nach der Verlesung der beiden Actenstücke, denen noch ein sogenannter Separatartikel über das in den Angelegenheiten der Presse zu beobachtende Verfahren angehängt war, wurde von einigen Mitgliedern der Versammlung bemerkt: „die Censur bestehe zwar noch in dem bei weitem größten Theile von Deutschland, und in den Ländern, welche seither theils verfassungsmäßig die Freiheit der Presse eingeführt, theils dieselbe nur thatsächlich geduldet hätten, wären die Mißbräuche so ein-

leuchtend, daß in dem gegenwärtigen Zeitpunkte gefährlicher Umtriebe diesen eine so wirksame Waffe unmöglich gelassen werden könne; inzwischen wäre es doch nicht räthlich, dies mit einem Male und für immer auszusprechen, und man werde sich daher begnügen müssen, nur auf eine bestimmte Zeit von drei oder auch von sechs Jahren eine Censur nach übereinstimmenden Grundsätzen einzuführen." Graf Winzingerode war dagegen der Meinung, daß die Censur überhaupt nicht der gehegten Absicht entspreche, noch ein ausreichendes Mittel sey. „Man werde schwerlich so viele tüchtige Subjecte finden, als zu Censoren erforderlich wären. Er halte dafür, daß die neue französische Einrichtung des Cautionstellens zweckmäßiger sey, da es ihm bedenklich scheine, wenn diejenigen Staaten, in denen bereits die Preßfreiheit eingeführt sey, dem Volke diese Vergünstigung wieder entziehen wollten." Von mehreren Seiten wurde hierauf erwidert: „die genannte französische Einrichtung sey ein neuer Versuch, dessen Erfolg man erst abwarten müsse; auch passe dieselbe in manchem Betracht nicht für Deutschland und sey nicht ausreichend, um dem vorhandenen Uebel zu begegnen." Man kam überein, die Sache in einer der nächsten Sitzungen weiter zu besprechen. Dies geschah in der dritten Sitzung. Man verständigte sich darüber, daß unter den gegenwärtigen bewegten Zeitumständen die nöthige landesherrliche Aufsicht über die Presse nur mittelst einer zweckmäßigen Censur geübt werden könne. Bei der revolutionairen Tendenz fast aller politischer Tagblätter müsse erst in der Presse eine gewisse Ordnung hergestellt seyn, ehe man auch nur daran denken könne, zu erwägen, ob die Einführung einer bloß nachträglich einschreitenden Gesetzgebung in einzelnen Bundesstaaten mit den Pflichten gegen den Bund vereinbarlich sey. Der Vorschlag, den bei dem Bundestage zu stellenden Antrag auf den Artikel 18. der Bundesacte zu begründen, wurde aufgegeben, weil es denn doch gar zu abenteuerlich schien, die Preßfreiheit, welche derselbe versprach, für gleichbedeutend mit dem Preßzwange der Censur zu erklären; und man entschied sich nach längerer Erörterung dahin, daß die Censur als provisorische Maßregel vorläufig auf fünf Jahre auch in jenen Bundesstaaten eingeführt werden solle, in denen dieselbe augenblicklich noch nicht bestehe. Der Freiherr von Plessen erhielt den Auftrag, mit Zuziehung des Hofrathes von Gentz, den Entwurf einer Proposition an den Bundestag nach Anleitung der bereits besprochenen Grundlinien auszuarbeiten. Dieser Entwurf wurde dem Congresse in seiner zehnten Sitzung vorgelegt und mit allgemeinem Beifalle aufgenommen, erlitt aber im weiteren Verlaufe vor seiner

endlichen Genehmigung noch einige nicht unwesentliche Veränderungen. Im Eingange hieß es, daß die Nothwendigkeit vorbeugender Maßregeln von den Bundesregierungen einstimmig anerkannt sey; das Wort einstimmig ward nach einem Beschlusse der eilften Sitzung gestrichen. In der sechszehnten Sitzung sprach der sächsische Bevollmächtigte das Verlangen seines Hofes aus, daß die Censur nicht bloß auf politische Zeitschriften und Werke eines geringeren Umfanges zu beschränken, sondern allgemein beizubehalten oder wiederherzustellen sey. Dagegen sollte der Bundestag Schriften, die ihm gefährlich schienen, nicht, wie vorgeschlagen war, aus eigener Macht unterdrücken, sondern zuvörderst sich begnügen, die betreffende Regierung von seinem Wunsche in Kenntniß zu setzen. Beiden Forderungen wurde keine Folge gegeben. Dagegen wurde in der zwanzigsten Sitzung auf den Antrag des preußischen Hofes beschlossen, die Bogenzahl der Schriften, die nicht nothwendig der Censur unterworfen seyn sollten, von fünfzehn, wie der ursprüngliche Vorschlag war, auf zwanzig zu erhöhen.

Der würtembergische Bevollmächtigte hatte bereits in der ersten Sitzung den Wunsch ausgesprochen, daß die Erläuterung des 13. Artikels der Bundesacte, welche die österreichische Punctation unter die entfernteren Berathungsgegenstände gestellt hatte, in die erste Classe der dringenden Maßregeln aufgenommen werden möchte. Was ihn hauptsächlich bestimmte, war die Besorgniß, daß die würtembergische Verfassung, die eben mit den Ständen berathen wurde, in Widerspruch mit den Grundsätzen gerathen könnte, welche, wie er aus verschiedenen Aeußerungen des Fürsten Metternich schloß, auf dem Congresse geltend gemacht werden würden. Zur Unterstützung seiner Ansicht hielt er jetzt einen Vortrag, worin er seine Ueberzeugung aussprach, daß der Congreß die Uebel, gegen die er gerichtet sey, aus der Wurzel heilen müsse, wenn er sie nicht tausendfach verschlimmern solle; daß gar keine Maßregel weit besser sey, als eine halbe, daß aber jede Maßregel gegen jene Uebel eine halbe bleibe, wenn sie nicht durch eine Erläuterung des 13. Artikels zur ganzen ausgerundet werde. „Daß jetzt noch," sagte er unter Anderem, „dem 13. Artikel eine den Grundsatz der Volksvertretung ganz ausschließende Erklärung gegeben werden könnte, wünsche ich zwar, halte es aber nicht für möglich. Ich wünsche es, weil — wie sehr ich auch von dem Anspruch jedes deutschen Volksstammes auf solche Staatseinrichtungen durchdrungen bin, welche vor blinder Willkür schützen — ich doch eben so überzeugt bin, daß zur Befriedigung dieses Anspruchs eigentliche Repräsentativverfassungen nicht unumgänglich noth-

wendig, sondern andere Einrichtungen möglich sind, die denselben Zweck erreichen, ohne die öffentliche Ruhe den Gefahren auszusetzen, welche bei der revolutionairen Richtung unserer Tage immer mit Volksvertretungen verbunden seyn werden. Ich halte es aber nicht mehr für möglich, weil mehrere von den größeren deutschen Regierungen die Pflicht, den 13. Artikel durch Einräumung einer Volksvertretung zu erfüllen, feierlich anerkannt haben; weil der Mensch, auch wenn er wollte, nicht vergessen kann, was er einmal weiß; weil es mir höchst bedenklich und revolutionaire Ausbrüche herausfordernd erscheinen würde, wenn man ein so wichtiges, da, wo es einmal gegeben ist, vom Volke richtig gewürdigtes Recht jetzt anfechten wollte, nachdem es auf dem Wiener Congreß eher anerkannt, als geleugnet, und nachdem der Augenblick nicht ergriffen worden ist, wo die Unverträglichkeit dieses Rechtes mit andern Bestimmungen der Bundesacte, mit der Natur und dem Zwecke des Bundes hätte ausgesprochen werden müssen." Im Verfolge äußerte Graf Winzingerode sich dahin, daß seiner Meinung nach die Gefahr, die von dem Einschleichen besitzloser Demagogen drohe, vermieden werden könne, wenn der Bund den Grundsatz aufstelle, daß das Wahlrecht in allen repräsentativen Verfassungen entweder an einen gewissen Grundbesitz oder wenigstens an einen gewissen Steuersatz zu binden sey. Er hätte gewünscht, daß der Antheil der deutschen Stände an der gesetzgebenden Gewalt auf eine berathende Stimme zurückzuführen sey, halte dies aber nicht mehr für möglich; dagegen erachte er es als die dringendste aller Nothwendigkeiten, daß dieser Antheil da, wo er schon eingeräumt sey, wenigstens in solche Grenzen zurückgewiesen werde, welche es unmöglich machen, daß der 13. Artikel eine Auslegung und Anwendung erhalte, die ihn mit andern Bestimmungen der Bundesacte in Widerspruch bringen dürften. Die Öffentlichkeit der ständischen Versammlungen hielt Graf Winzingerode unbedingt für gefährlich und glaubte, daß dieselbe durch den Bund geradezu untersagt werden müsse; auch meinte er, daß das Steuerbewilligungsrecht zu beschränken sey, indem demselben weder die Civillisten der regierenden Familien unterliegen dürften, noch die Lasten, die zur Erfüllung von Bundespflichten, noch auch jene, die zur Deckung nachgewiesener und auf erworbenen Rechten beruhender Bedürfnisse nöthig wären.

In der siebenten Sitzung des Congresses wurde die Zweckmäßigkeit einer Erläuterung des 13. Artikels der Bundesacte des Weiteren besprochen. Dabei bemerkte der Fürst Metternich: „die deutschen Fürsten hätten ihren Völkern eine Bürgschaft für die Begründung eines Rechts-

zustandes in Beziehung auf wesentliche Gegenstände ihres gemeinschaftlichen Interesses geben wollen. Der Wortlaut: „landständische Verfassungen" sey im Gegensatze zu reinen Repräsentativverfassungen gewählt, weil nur die ersten die möglichste Einheit in den wesentlichsten öffentlichen Einrichtungen der deutschen Staaten sichern könnten, die zu begründen vornehmlich in der Absicht der deutschen Fürsten gelegen hätte. Der Begriff von landständischen Verfassungen sey mit dem Herkommen in Deutschland so innig verwebt, daß derselbe den deutschen Regierungen näher stehen müsse, als die Nachahmung von Einrichtungen, welche als die Folge von Revolutionen in fremden Reichen eingeführt werden. Auch habe die Gefahr, welche für die Ruhe der Staaten aus der Einführung einer Volksvertretung hervorgehen müsse, den Regierungen im Jahre 1815 nicht so deutlich vorgeschwebt, wie jetzt, weil damals die Erfahrung noch nicht gemacht gewesen sey. Constitutionen, die eine Volksvertretung durch Volkswahl begründeten, ständen mit dem Begriffe des Bundes, wie derselbe durch die Bundesacte festgestellt sey, im offenbarsten Widerspruche. Es genüge die Erwägung des Umstandes, daß in den deutschen constitutionellen Staaten die gesetzgebende Gewalt zwischen dem Fürsten und dem Volke getheilt seyn solle, um die Unvereinbarkeit dieses Verhältnisses mit dem Bundesbegriffe darzuthun, nach welchem die aus Gesandten der deutschen souverainen Fürsten bestehende Bundesversammlung die oberste gesetzgebende Gewalt und demnach die unverbrüchlichste Erfüllung der Bundespflichten zur Erreichung der Bundeszwecke von Seiten der den Bund bildenden Fürsten bedinge. Der Bund habe daher unter allen Umständen das Recht zu fordern, daß kein ähnliches Verhältniß in deutschen Staaten bestehe. Die in Karlsbad eröffneten Besprechungen böten den Stoff der erfreulichen Ueberzeugung, wie die deutschen Höfe ohne Rücksicht auf irgend ein vereinzeltes Verhältniß von der Wahrheit belebt wären, daß ihr gemeinsames, von jenem ihrer Völker unzertrennliches Interesse ihr engstes wechselseitiges Anschließen im treuen Sinne des Bundes fordern, und daß dieses Ziel in der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht mehr ohne die gehörige Auslegung und Anwendung der Bundesacte, ohne Ausbildung des Bundeswesens, so wie der gesetzlichen Kraft und Thätigkeit der Bundesversammlung erreicht werden könne. Die Untersuchung, welche in dieser Hinsicht einzuleiten sey, würde sich nur auf jene Staaten beziehen können, welche unter dem Namen von Ständen Repräsentativverfassungen einführten, so wie auf jene, welche noch keine ständische Verfassungen hätten. Die wesent-

liche Verschiedenheit in der Lage derselben erheische die reifste Würdigung, wenn man auch annehmen dürfe, daß der Wille der Regierungen feststehe, in der richtigen Auslegung des 13. Artikels der Bundesacte Abhülfe gegen das bereits Geschehene und vollkommen oder theilweise Ausgeführte zu suchen. Zwei Gelegenheiten böten sich dar, um die Einigung zwischen den deutschen Regierungen herbeizuführen, die jedem ferneren Schritte vorangehen müsse: die gegenwärtige Zusammenkunft in Karlsbad und eine zweite, die demnächst in Wien zu veranstalten sey."

In der Erörterung, die sich auf diesen Vortrag entspann, wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht rathsam sey, zu verhüten, daß für die nächste Zeit von drei oder vier Monaten keine neue Verfassungen eingeführt würden. Obwohl man die Schwierigkeiten nicht verkannte, welche mit der Aufstellung eines allgemeinen Grundsatzes zu einer entscheidenden Ansicht über die bundesgemäße Bedeutung des 13. Artikels verknüpft wären, kamen doch fast alle Mitglieder des Congresses in der Meinung überein, daß, wo möglich noch während der Karlsbader Conferenzen gewisse und sichere Normen aufzustellen wären, um das fernere Fortschreiten auf dem Wege repräsentativer Verfassungen aufzuhalten und den vielfach abweichenden Instructionen der Bundesgesandten bei den bevorstehenden Berathungen über diesen Gegenstand eine gleichmäßigere Richtung zu geben. Zum Schlusse der Besprechung wurden die Grafen von Bernstorff, von Rechberg und von Münster und der Freiherr von Plessen ersucht, die Redaction eines vom Präsidium am Bundestage zu stellenden allgemeinen Antrages zu verabreden und dieselbe in einer der nächsten Sitzungen zur Genehmigung vorzulegen.

Schon in der nächsten, der achten Sitzung, legte Graf Bernstorff eine von ihm entworfene Skizze zur Fassung sämmtlicher Anträge vor, die bei'm Bundestage zu stellen wären. Am ausführlichsten erging sich der Entwurf über „einen allgemein verbreiteten Mißverstand in Betreff der Art der Vollziehung des 13. Artikels der Bundesacte." Graf Bernstorff versicherte: „die erlauchten Stifter hätten durch die Bezeichnung einer landständischen Verfassung geflissentlich das System der Volksvertretung ausschließen wollen. Nichts sey verschiedener als die beiden einander schroff gegenüberstehenden Verfassungsgrundsätze. Der eine setze der Willkür Schranken, sondere und sichere das Interesse und die Rechte jeder Classe des Volks, ohne die Einheit der Verwaltung zu stören; der andere zersplittere und lähme alle Gewalt, gewähre unfruchtbare, mißverstandene und leicht mißbrauchte Rechte und vermische

alle besondere Interessen in unbestimmter, oft verworrener Allgemeinheit. Es liege am Tage, daß eine nach den neuen Begriffen geformte Volksrepräsentation mit dem Wesen und Zwecke des deutschen Bundes unvereinbar sey. Wenn gleichwohl in einigen Bundesstaaten Verfassungen eingeführt wären, welche von dem strengen Begriffe landständischer Verhältnisse abwichen, so scheine es zu der Verhütung fernerer Mißverständnisse unerläßlich, daß die Bundesversammlung sich förmlich und unzweideutig darüber ausspreche, wie der Bund keinem Fürsten die Befugniß einräumen könne, seine souveraine Gewalt in der Art zu theilen oder beschränken zu lassen, daß dadurch seinen Verhältnissen oder Verpflichtungen gegen den Bund der mindeste Eintrag geschehe. Daß die Bundesversammlung die oberste gesetzliche Behörde in Deutschland sey, für ihre Beschlüsse unweigerliche Folgeleistung zu fordern habe und die Vollziehung derselben nicht durch die Verfassungen und Verhältnisse einzelner Bundesländer beschränken lassen könne, gehe zwar schon aus der Bundesacte hervor; da aber darüber von mehr als einer Seite Zweifel erhoben worden, so sey der Vorsitzende ermächtigt, die Versammlung einzuladen, sich bestimmt über diese ihr zustehende Befugniß zu erklären."

Der Graf von Münster hatte einen selbstständigen Entwurf für den Theil des Präsidialvortrages ausgearbeitet, der sich auf den 13. Artikel beziehen würde. Graf Münster ging, gleich dem Grafen Bernstorff, ganz auf die von dem Fürsten Metternich entwickelten Ansichten ein. Er hob besonders hervor, daß eben so, wie der Bund verpflichtet sey, dafür zu sorgen, daß die innere Ruhe Deutschlands nicht gestört werde, ihm auch die Verbindlichkeit obliege, der zu großen Beschränkung seines monarchischen Princips entgegenzustreben. „Wir haben Beispiele vor uns," sagte er, „daß repräsentative Versammlungen nicht nur mißbraucht worden sind, um revolutionaire Grundsätze zu verbreiten, sondern daß Lehren aufgestellt sind, welche die Gültigkeit der Bundesbeschlüsse selbst angreifen. Der neuerdings behauptete Satz, daß die deutschen Fürsten vereinigt nur dann rechtsbeständige Vorschriften zu geben befugt wären, wenn dieselben bei der Bekanntmachung in den einzelnen Staaten die ständische Genehmigung erhielten, würde begründet erscheinen, wenn man eine wirkliche Theilung der gesetzgebenden Gewalt in deutschen Bundesstaaten zugestehen wollte." Mit der bittersten Schärfe äußerte Graf Münster sich über die „unsern Vätern fremde" Eröffnung der Tribunen für Zuhörer. „Weit entfernt," sagt er, „der ruhigen Ueberlegung des wahren Besten des Landes

günstig zu seyn, reizt die Gegenwart der Zuhörer die Redner nur zu oft, mehr nach dem Beifall der Menge, als nach der Wahrheit zu streben. Die Beibehaltung der offenen Tribunen in den vielen deutschen Ständeversammlungen würde den Revolutionsfreunden immer neuen Stoff darbieten, um das Volk aufzuregen, und die Verbreitung ihrer Declamationen durch die Tribunen würde ihnen die Mittel zur Erreichung ihrer verwerflichen Zwecke reichlich ersetzen, welche die Beschränkung der Presse ihnen zu nehmen beabsichtigt. Jeder ruheliebende Deutsche wird erkennen, daß dieser Unfug besonders in den jetzigen Zeitverhältnissen nicht geduldet werden kann."

Der Freiherr von Plessen überreichte der Conferenz zwei verschiedene Aufsätze, in deren erstem er ausführte, wie es schon durch den ersten Artikel der Bundesacte, nach welchem die souverainen Fürsten Deutschlands sich zu dem Bunde vereinigten, gegeben sey, daß in den von solchen souverainen Fürsten regierten Bundesstaaten das monarchische Princip herrschend seyn und bleiben solle. Nach dem 13. Artikel müsse die Souverainetät der Fürsten im Innern durch eine Verfassung geregelt seyn, die aus Landständen bestehen solle, in der also nach dem alleinigen Begriffe des Wortes die einzelnen Stände oder Glieder, als die Elemente, aus denen der Staat bestehe, die Gesammtvertretung bilden müßten. Die Mäßigung der monarchischen Gewalt durch die Stände werde sich in jedem Lande verschieden gestalten, nach den geschichtlich gebildeten und fortbestehenden Rechten; und wo unter den Ereignissen der Zeit dergleichen weniger übrig geblieben wären, nach dem allgemeinen Begriffe landständischer Verfassungen in Anwendung auf die besonderen Elemente jedes Staates. Von einer Mitregentschaft der Stände könne dabei nicht die Rede seyn. Die Volkssouverainetät, die künstlich erfundene Trennung der Gewalten im Staate, die Volksvertretung durch Wahl aus der Masse erschienen als revolutionaire Ideen, die im deutschen Bunde nicht zulässig wären."

Der zweite Aufsatz, der als „ein Ausgleichungsmodus" bezeichnet war, rieth an: „man möge, statt die repräsentative Verfassung der landständischen entgegenzustellen, nur die Volksvertretung und volksvertretende Ständeversammlungen, denen die Idee der Volkssouverainetät unterliege, für unzulässig erklären. Hierdurch würde keine neu eingeführte Verfassung angegriffen oder in Untersuchung gezogen, sondern man würde dem eingeschlichenen Uebel indirect abhelfen, indem man den Geist und die Richtung der Ständeversammlungen verbessere; denn die Abgeordneten könnten dann nur ihre einzelne berathende Stimme

abgeben, aber weder eine Volksstimme noch einen Volkswillen durch ihr einzelnes Organ auszudrücken beanspruchen. In den älteren noch bestehenden oder auf eine ältere Grundlage fortgebauten Verfassungen — wie die mecklenburgische — wären unter Landständen einzelne Körperschaften oder Stände zu verstehen, von denen allein die Vertretung für das Ganze ausgehe. In den neueren Verfassungen, die bereits ertheilt wären oder noch ertheilt werden möchten, und besonders bei Staaten, die wesentliche Veränderungen erfahren und aus ganz verschiedenartigen Theilen neu gebildet wären, frage es sich vorerst, welche Verfassungselemente in ihnen noch vorhanden, was für Rechte oder Körperschaften etwa noch in Anwendung zu bringen wären. Auch in diesen Staaten würde die neue Verfassung immer landständischer Art seyn müssen, in dem Sinne, daß die Landstände aus bestimmten Classen des Grundeigenthums und größeren Besitzthumes zu bilden wären, die als solche ihre eigene Vertretung und zugleich jene des ganzen Landes hätten."

Die Conferenz beschloß, daß die verschiedenen ihr überreichten Aufsätze als Materialien zur Entwerfung des beabsichtigten Präsidialvortrages am Bundestage zu gebrauchen wären, und es beauftragte mit der Redaction wiederholt den bereits in der siebenten Sitzung ernannten Ausschuß. Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Graf von Rechberg, daß er die in mehreren der Conferenzen ausgesprochene Deutung einer Volksrepräsentation, aus welcher der Begriff einer Volkssouverainetät herzuleiten wäre, auf die baierische Verfassung nicht anwenden könne. „Diese unterscheide sich wesentlich von allen andern bisher eingeführten Verfassungen, indem nach derselben die früher bestandenen und noch bestehenden Classen theilweise vertreten wären und die gesetzgebende Gewalt mit den Ständen keinesweges getheilt sey, da diesen nebst einer sechsjährigen Steuerbewilligung nur die Zustimmung zu jenen Gesetzen überlassen sey, welche sich auf Freiheit und Eigenthum der Staatsbürger bezögen, und da nach der wörtlichen Bestimmung der baierischen Verfassungsurkunde der König alle Rechte der höchsten Staatsgewalt in sich vereinige."

Eine lebhafte Erörterung fand darüber Statt, ob die Oeffentlichkeit der Berathungen in den Ständeversammlungen weiter zuzulassen sey. Bei der Verschiedenheit der Meinungen, die einander entgegentraten, gelangte man jedoch zu keinem Ergebnisse, und die Verständigung wurde daher bis auf Weiteres ausgesetzt.

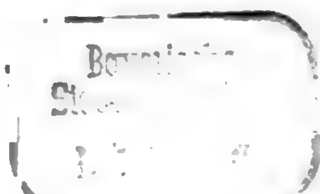
In der neunten Sitzung erklärte der würtembergische Bevollmäch-

tigte: er habe seinem Könige den von dem Fürsten Metternich gegen ihn ausgesprochenen Wunsch berichtet, daß würtenbergischer Seits wo möglich vor dem Ausgange der Karlsbader Zusammenkunft keine neue Verbindlichkeiten gegen die einberufene constituirende Ständeversammlung eingegangen werden möchten. Se. Majestät habe ihn zu erwidern befohlen: „Sofern dieser Wunsch durch die Möglichkeit hervorgerufen sey, daß in Karlsbad eine Anwendung oder Erläuterung des 13. Artikels der Bundesacte verabredet werde, mit welcher jene Verbindlichkeiten im Widerspruch stehen könnten: so würden Höchstdieselben gern zur Ziehung einer Grenzlinie mitwirken, innerhalb welcher die allgemeine Angelegenheiten des Bundes, als einer geschlossenen europäischen Macht, regelnde Gesetzgebung desselben sich frei und mit einer für die einzelnen Staaten unbedingt verbindenden Kraft bewegen könne; vorausgesetzt jedoch, daß alle deutsche Regierungen, welche die Verfassungsangelegenheit noch nicht beendigt haben, diese Grenzlinie einzuhalten vermögen, und daß sie auch auf die bereits eingeführten Verfassungen von Baiern und Baden anzuwenden sey."

Graf Winzigerode fügte dieser Erklärung eine ausführliche Auseinandersetzung bei, in welcher er nachwies, daß es sowohl für den Bund im allgemeinen als für Würtemberg insbesondere die mißlichsten Folgen haben könne, wenn das Mittel zur Ziehung der von seinem Könige verlangten Grenzlinie in einer Auslegung des 13. Artikels gesucht würde, welche alle Volksrepräsentationen ohne Rücksicht auf ihre Form für unvereinbar mit dem Wesen des Bundes erklärte und nur solche landständische Verfassungen zulassen wollte, die entweder eine geschichtliche Grundlage hätten oder nach Art der altdeutschen Verfassungen nicht aus dem Volke durch Volkswahlen, sondern aus den einzelnen Ständen und Körperschaften gebildet wären. „Die Zusagen des 13. Artikels seyen seit zu langer Zeit, ohne Widerspruch des Bundes, durch Volksrepräsentationen erfüllt worden, als daß ein solcher Rückschritt nicht die öffentliche Meinung selbst in den unteren Volksclassen an ihrer empfindlichsten Stelle verletzen sollte. Das Volk wisse in den Staaten, in denen ihm eine unmittelbare Vertretung gestattet sey, sein Recht in eben dem Maße zu schätzen, in welchem ständische Vertretungen durch den Adel, durch die Geistlichkeit, durch Körperschaften, mit einem Worte durch Stände, von denen man den Kastengeist unzertrennlich glaube, verhaßt gemacht wären. In Würtemberg würde eine Verfassung dieser Art nie angenommen werden, und das Volk würde lieber auf jede Verfassung verzichten, um seine Rechte bei

gelegener Zeit wieder geltend zu machen; es sey denn, daß man den alten Landen ihre alte Verfassung wieder geben wollte, was aber der Uebel ärgstes seyn und den Zweck, den man verfolge, ganz verfehlen würde, da, wie traurige Erfahrungen es bewiesen hätten, die Zusammensetzung der altwürtembergischen Stände der Regierung so ungünstig und gefährlich gewesen sey, als irgend eine reine Volksrepräsentation es nur seyn könne. Sollten die Gefahren vermieden werden, die aus einem Widerspruche der beschlossenen Auslegung mit einem vierjährigen Geschehenlassen hervorgehen würden, so scheine es rathsam, die ganze höchst schwierige Unterscheidung von landständischen und Repräsentativverfassungen unberührt zu lassen und nur eine schickliche Einkleidung für den Grundsatz zu suchen, daß den Ständen keines Bundesstaates Befugnisse eingeräumt werden dürften, welche einen Anspruch auf die mit der Natur und dem Zwecke des Bundes unverträgliche Volkssouverainetät und die daraus abzuleitenden Rechte, namentlich auf einen directen oder indirecten Antheil an der Bundesgesetzgebung begründeten. Landstände könnten, wie die altwürtembergischen zu Anfange der Revolution bewiesen hätten, revolutionairen Richtungen eben so gut zum Werkzeuge und zum Tummelplatze dienen, wie Volksvertretungen. Dagegen sey dies bei beiden weniger zu fürchten, wenn man sich entschlösse, einmal die active und passive Wahlfähigkeit auf den ansehnlichen Grundbesitz zu beschränken und sodann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen zu untersagen. Für die Schwierigkeiten, die der würtembergischen Regierung aus einer Erläuterung des 13. Artikels erwachsen müßten, welche nur eigentliche Landstände zuließe, würde er, Graf Winzingerode, eben so verlegen seyn, Worte zu finden, als seinem Gouvernement ein solches Ergebniß der Verhandlungen vorzulegen."

In der nächstfolgenden, der zehnten Sitzung des Congresses, fand sich der badische Bevollmächtigte, Freiherr von Borstell, veranlaßt, seinerseits die Aeußerung zu Protocoll zu geben: „wie nach der Bemerkung des Herrn Grafen von Rechberg die in mehreren Conferenzen ausgesprochene Deutung einer Volksrepräsentation, aus welcher der Begriff einer mit dem monarchischen Princip des Bundes unverträglichen Volkssouverainetät herzuleiten wäre, auf die baierische Verfassung nicht passe, so passe dieselbe auch nicht auf die badische Constitution, indem auch nach derselben die gesetzgebende Gewalt mit den Ständen keinesweges getheilt, sondern die Theilnahme der letzten ebenfalls, wie der baierischen, nur auf ihre Zustimmung zu jenen Gesetzen beschränkt sey,



welche die Freiheit der Personen, oder das Eigenthum der Staatsangehörigen beträfen. Der Großherzog vereinige alle Rechte der Staatsgewalt in sich, übe solche nach den Bestimmungen der Verfassungsurkunde aus, und erlasse außer den aus dem Aufsichts- und Verwaltungsrechte fließenden allgemeinen Verordnungen auch noch solche ohne ständische Berathung, die zwar ihrer Natur nach dazu geeignet, aber durch das Staatswohl dringend geboten wären und keine Verzögerung erlitten. Da übrigens nach §. 2. der Verfassung alle organische Beschlüsse der Bundesversammlung einen Theil des badischen Staatrechtes ausmachten, und für alle Staatsangehörige verbindlich würden, sobald sie von dem Staatsoberhaupte verkündigt wären, so bedürfe es bloß angemessener und kräftiger Bundesbeschlüsse zur Anwendung dieses Grundsatzes, um jeden Versuch einer demagogischen Auslegung der Verfassung zu vereiteln, die mit dem Principe des Bundes im allgemeinen und mit irgend einer Bundespflicht insbesondere im Widerspruche stände."

In der dreizehnten Conferenz berichtete die mit der Abfassung des allgemeinen Präsidialvortrages beauftragte Redactionscommission, welche in der letzten Zeit noch den Hofrath von Gentz zugezogen hatte, über den Theil ihrer Arbeit, der sich auf die Auslegung des 13. Artikels und auf den Mißbrauch der Presse bezog. Nach einigen Erörterungen bezeugte die Versammlung ihren allgemeinen Beifall und ihr Einverständniß mit diesen Ausarbeitungen, „sowohl in Hinsicht der gewählten Darstellungen, Ausdrücke und Wendungen, als der kraftvollen und doch gemessenen Haltung und Würde." Man kam überein, daß in dem Abschnitte über den Mißbrauch der Presse auch die sehr großen Nachtheile mit angeführt werden sollten, welche durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen in den ständischen Versammlungen entständen, und die neben dem Mißbrauche der Presse als eine der sehr stark einwirkenden Ursachen aufzuzählen wären, welche die öffentliche Meinung mißleiteten und verderbten.

In der zwanzigsten Conferenz nahm Graf Winzingerode von der Vorlesung einzelner Theile des vorgeschlagenen Präsidialantrages Veranlassung, einen Aufsatz mitzutheilen, in welchem er die Ansichten seines Hofes darlegte, wie sich dieselben in Folge der von ihm erstatteten Berichte über die bisherigen Erörterungen nach neuerdings ihm zugegangenen Instructionen gestaltet hätten. Se. Majestät der König halte dafür, daß es angemessener seyn dürfte, die Sicherstellung der Bundesgesetzgebung nicht so wohl in einer Auslegung des 13. Artikels zu

suchen, als vielmehr jene als Grundsatz und die dadurch bedingte Beschränkung der Landesgesetzgebung als Folgerung auszusprechen. „Der Bund in seiner Gesammtheit sey eine europäische Macht. In dieser Eigenschaft müsse ihm ein Gesetzgebungsrecht in Beziehung auf äußere und innere Verhältnisse der Gesammtheit zustehen; und diesem Gesetzgebungsrechte müsse die Landesgesetzgebung in den einzelnen Bundesstaaten, mit oder ohne ständische Theilnahme, untergeordnet seyn. Mit der Aufstellung dieses Grundsatzes scheine der Zweck völlig erreicht. Die Gesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten, welches auch ihre Form sey, könne sich lediglich innerhalb des ihr belassenen Wirkungskreises bewegen. Der Bund sey damit der Schwierigkeiten überhoben, welche gegenwärtig die Erklärung des 13. Artikels im Einzelnen darbieten könne, und die von ihm aufgestellte Norm sey auf alle Staaten anwendbar, ob und welche ständische Verfassungen sie eingeführt haben möchten." Weiter bemerkte Graf Winzingerode, daß er beauftragt sey, noch einige Wünsche an den Tag zu legen. „Wie sehr auch die Weisheit und Kraft der deutschen Cabinette, vor allen des kaiserlich österreichischen, dessen stets wachsende Vorsorge für den Bund dankbar anzuerkennen sey, dazu berechtigten, von den auf dem Congresse verabredeten Maßregeln entsprechende Wirkungen zu wünschen, so ließen diese sich dennoch nicht mit gänzlicher Zuversicht verbürgen. Der Anspruch auf ernste Berücksichtigung, den sich die öffentliche Meinung errungen habe, und der directe Angriff, den viele der verabredeten Maßregeln gegen sie unternähmen, rechtfertige einen Zweifel dieser Art, wie rein auch die Absicht seyn möge, die jenen Maßregeln zu Grunde liege. Die Absicht sey offenbar, nicht die Völker wieder der Willkür Preis zu geben, sondern sie im Gegentheile heute von der Willkür der Demagogen zu retten, nachdem der 13. Artikel ein Unterpfand des Willens gegeben habe, sie vor jener der Regierungen zu schützen. Nur gegen die Verführer der Völker, nicht gegen die letzten selbst, nur für die höchsten Interessen der Staaten, nicht für das einseitige der Regierungen oder einzelner Classen haben die Cabinette, von ihren heiligsten Pflichten gemahnt, zu handeln die Absicht gehabt. Zu verhüten, daß die Absicht nicht verkannt und vielleicht gar der Keim zur Reife gefördert werde, der erstickt werden solle, sey um so gebieterischere Nothwendigkeit, je mehr es den Verführern schon gelungen sey, die Völker zu verblenden, dem Irrthum den Stempel der Wahrheit, verderblichen Mißbräuchen den Stempel unveräußerlicher Rechte aufzudrücken; und je härtere Urtheile von dem Tribunale der öffentlichen Meinung, aller Fesseln ungeachtet, gegen

Maßregeln zu erwarten wären, denen zwar nicht mit mehr Anschein als irgend einer bisherigen der Vorwurf nicht erfüllter Hoffnungen und zurückgenommener Versprechungen gemacht werden würde, wenn die Lauterkeit der Auslegung nicht im hellsten Lichte erschiene. Worte dürften dazu nicht genügen, ein augenblicklicher Beweis werde noth seyn. Dieser könne aber nur dadurch geführt werden, daß der Bund gerechte Beschwerden in eben dem Augenblicke aufmerksam prüfe und nach Möglichkeit beseitige, in welchem er ernste Anmaßungen zurückweise. Zu den gerechten Beschwerden rechne Se. Majestät der König von Würtemberg die gegenwärtige Ausdehnung der Beschränkungen des Handels in den Bundesstaaten, und die Ausdehnung, welche mehrere Mediatisirte den Befugnissen zu geben begehrten, die ihnen der 14. Artikel der Bundesacte einräume. In Gemäßheit der hierüber erhaltenen Befehle, habe er, Graf Winzingerode, die Ehre darauf anzutragen, daß in die Präsidialproposition auch eine die Erleichterung der bestehenden Handelsbeschränkungen bezweckende Erläuterung des 19. Artikels und eine die Ausdehnung der von den Mediatisirten und dem Adel zum Theil angesprochenen Befugnisse zeitgemäß bestimmende Auslegung des 14. Artikels der Bundesacte aufgenommen werde."

Fürst Metternich behielt sich vor, auf diesen Vortrag, der einen seltsamen Gegensatz zu der sonst auf dem Congresse herrschenden Auffassung bildete, in der nächsten Sitzung zu antworten, that dies aber nicht in der nächsten, sondern erst in der zweiundzwanzigsten, der vorletzten des Congresses, in der er eine ausführliche, aber in der Hauptsache doch mehr ausweichende Erklärung von sich gab. Der Fürst ließ den Beweggründen Gerechtigkeit widerfahren, welche seine königliche Majestät von Würtemberg bewogen hätten, die Grundsätze darzulegen, die in der Eingabe des Herrn Grafen von Winzingerode die erste Stelle einnähmen, und sprach zugleich seine Ueberzeugung aus, daß, so wie die in Karlsbad gefaßten Beschlüsse dem dringend Nöthigen volles Genüge leisteten, eine neue Zusammenkunft in Wien, die von ihm bereits vor der Eröffnung des Congresses gelegentlich angekündigt war, und an der alle Bundesglieder Theil nehmen sollten, die beste Veranlassung bieten würde, um jedem echten Grundsatze die gehörige Anwendung und Ausbildung in Betreff der Befestigung des Föderativbandes zu geben. „Die königlich würtembergische Eingabe berühre jedoch einige specielle Punkte, die noch einer Erörterung bedürften! Was zuvörderst den Wunsch einer die Erleichterung der bestehenden Handelsverhältnisse bezweckenden Erläuterung des 19. Artikels betreffe, so sey zwar die Wichtigkeit dieser Frage

nicht zu verkennen, doch ständen der Lösung außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Deutschland bestehe aus einer Verbrüderung souverainer Staaten, welche in ihrer Gesammtheit in dem europäischen Staatensysteme als eine Macht erschienen. Der Handel, seine Ausdehnung wie seine Beschränkung, gehöre zu den ersten Befugnissen der souverainen Gewalt; die Handelsfrage könne demnach nicht allein in Beziehung auf die deutsche Gesammtmacht aufgenommen, sondern erst dann in Erwägung gezogen werden, wenn die vorhergehende Bedingung, die selbstständige Ordnung der Handelsverhältnisse, unter den Bundesstaaten zu einer gedeihlichen Verständigung gereift wäre. Die in Karlsbad versammelte Conferenz könne das Geschäft weder beginnen, noch sich demselben nur nähern, weil sie es nicht beendigen könne. Der kaiserlich königliche Hof erachte deshalb, daß vor der Hand in dieser Beziehung Alles geschehen sey, was geschehen konnte, indem die Bundesversammlung eine Zeitfrist zur Berichtserholung über die Handelsangelegenheiten festgestellt habe. In die Zwischenzeit werde die Zusammenkunft in Wien fallen, der mit allem Fuge jede nähere Beleuchtung der Frage vorbehalten bleiben könne. Se. k. k. Majestät würden mit Vergnügen der möglichsten Einigung entgegensehen und an Allerhöchstdenselben werde es nicht liegen, wenn sie durch das klarste und unbefangenste Aussprechen der von ihnen als wahr erkannten Grundsätze zu einem endlichen Verständnisse nicht beizutragen vermöchten. Was sodann die gleichfalls gewünschte Erläuterung des 14. Artikels der Bundesacte angehe, so erachte Se. k. k. Majestät, daß die deutsche Bundesacte jedes einzelne durch dieselbe gesicherte Recht eben so wie das Ganze sichre; daß keine Bürgschaft der Bundesacte durch freie Willkür verletzt werden könne, ohne daß alle Bürgschaften, welche sie darbiete, gefährdet würden; daß keine von der Bundesacte gewährte Bürgschaft irgend eines Rechtszustandes als ein Privilegium, sondern lediglich als ein Recht zu betrachten sey; und daß jede zeitgemäße Auslegung eines Rechtszustandes nur innerhalb der Grenzen desselben gesucht und gefunden werden könne. Von diesen Grundsätzen ausgehend, erachteten Se. Majestät es als erwiesen, daß die Mediatisirten so wie der ehemalige Reichsadel ein gegründetes Recht auf die Erfüllung der ihnen günstigen Bestimmungen der Bundesacte haben; daß es die Pflicht der deutschen Regierungen sey, diese Bestimmungen zu erfüllen; daß demnach jeder unter dem Vorwande der Zeitbedürnisse gegen jenes Recht und diese Pflicht gerichtete Angriff von einer ganz falschen Grundlage ausgehe, wenn derselbe gegen irrig vermeinte Privilegien streite, und daß eben aus

dem wesentlichen Unterschiede zwischen einem politischen Rechtszustande, vermöge dessen die Mediatisirten und der ehemalige Reichsadel Unterthanen geworden, und einem aus freier Willkür gegebenen Privilegium starke Gründe für die Regierungen gegen ungemessene Angriffe der untern Volksclassen hervorgehen. Se. k. k. Majestät hegten den innigsten Wunsch, daß, nachdem der Rechtszustand der Mediatisirten in den meisten deutschen Bundesstaaten auf dem Wege freiwilliger Uebereinkunft berichtigt sey, ein gleiches beruhigendes Ergebniß auf diesem einzigen durch die Erfahrung bewährten Wege auch in Würtemberg baldigst erreicht werden möge."

Der Graf Winzingerode drückte nach der Beendigung dieses Vortrages die Besorgniß aus, daß die Fassung seines Antrages die Absicht desselben nicht deutlich genug bezeichnet habe; denn diese sey weder dahin gegangen, schon jetzt in Karlsbad die Feststellung von Grundsätzen über die beiden in Anregung gebrachten Gegenstände, noch in besonderer Beziehung auf den 14. Artikel eine auf Regulirung der würtembergischen Mediatisirten sich beschränkende Auslegung desselben zu veranlassen, noch viel weniger aber anerkannten und wohlbegründeten Rechten zu nahe zu treten. „Jene Absicht sey vielmehr dahingegangen, die Möglichkeit bedenklicher Folgen der in Karlsbad verabredeten Maßregeln und Mittel zu deren Abwendung anzudeuten. Unter diese Mittel zähle der König, sein gnädigster Herr, auch eine Erläuterung des 14. Artikels und zwar eine zeitgemäße. Daß eine Erläuterung dieses Artikels nothwendig sey, daß auch über ihn Mißverständnisse obwalteten, könne nicht wohl bezweifelt werden, da ihm nicht alle Regierungen eine gleiche Anwendung gäben, da er mehrfache Beschwerden beim Bundestage veranlaßt habe, und da selbst die Mediatisirten nicht gleiche Ansprüche aus ihm ableiteten. Wenn aber Se. Majestät auf eine zeitgemäße Erläuterung antrügen, so geschehe es allein im wahren und wohlberechneten Interesse der Mediatisirten und des Adels selbst, und in der Absicht, deren staatsrechtliche Verhältnisse dauerhaft und so zu begründen, daß die Throne in ihnen eine zuverlässige Stütze zu finden vermöchten. Wie wenig eine nicht zeitgemäße, mit den bestehenden Einrichtungen der Staaten, mit der Einheit der Verwaltung, mit billigen Ansprüchen der übrigen Staatsgenossen nicht übereinstimmende Erläuterung diesen Forderungen entsprechen würde, bedürfe wohl keiner näheren Entwicklung."

Nach einer längeren Besprechung verschiedener Punkte, welche durch die Rede des würtembergischen Bevollmächtigten hervorgerufen war, bemerkte Fürst Metternich in Bezug auf seine vorher abgegebene Erklä-

rung, wie nur von der richtigen Auffassung der darin aufgestellten Grundsätze ein gedeihliches Ergebniß zu einer so wünschenswerthen Einigung zu erwarten sey.

Graf Bernstorff schloß sich im allgemeinen ganz den von dem Fürsten Metternich gemachten Bemerkungen an und bezog sich in Bezug auf die Mediatisirten insbesondere auf die bereits bekannt gemachten preußischen Edicte und Erklärungen. Die beiden hannöverschen Minister und mehrere andere Conferenzmitglieder äußerten sich gleichfalls im Einverständnisse mit dem Fürsten.

Einer der Gegenstände, welche gleich bei dem ersten Zusammentreten des Congresses als vorzugsweise eine ernste Erwägung erheischend vorangestellt wurden, betraf das Universitäts- und Unterrichtswesen. Zu der vierten Conferenz, in welcher dieses zur Berathung kam, war auch der, wie es in dem Protocolle hieß, in Karlsbad „gerade anwesende" sachsen-weimar'sche Minister Freiherr von Fritsch als Gast eingeladen. Herr von Fritsch ergriff auf eine an ihn gerichtete Aufforderung zuerst das Wort und ertheilte Auskunft über die Maßregeln, die von Seiten der großherzoglichen Regieruug in Bezug auf die ihres revolutionairen Geistes wegen übel berüchtigte Universität Jena getroffen wären. Da der Bundestag bereits einen Ausschuß niedergesetzt hatte, um die Einführung einer gleichmäßigen Aufsicht und verbesserten Ordnung auf den deutschen Universitäten zu fördern, von dem in Kurzem umfassende Vorschläge zu erwarten waren, so fand man es angemessen, sich vorläufig nur dahin zu vereinigen, daß die von dem Ausschusse aufgestellten Grundsätze allgemein angenommen und befolgt werden sollten. In der zehnten Sitzung wurden jedoch die wegen der Universitäten und Gymnasien zu verabredenden Maßregeln von einigen Seiten wieder in Anregung gebracht. Es wurde besonders die Frage erörtert, ob nicht die wichtigsten dieser Maßregeln mit der beabsichtigten Präsidialproposition in Verbindung zu setzen wären. Graf Bernstorff war der Meinung, daß man sich über einige Punkte, wie über die Anstellung von Curatoren oder Regierungsbevollmächtigten, so wie über die Entfernung politisch nachtheilig wirkender Professoren auf dem Congresse zu Protocoll einigen müsse, damit diese Maßregeln vom Bundestage sofort, ohne vorhergehende Instructionseinholung, durch provisorischen Beschluß angeordnet werden könnten. In der nächsten Sitzung erklärte Fürst Metternich, daß die dringendsten Verfügungen in Bezug auf das Universitätswesen, welche von dem Bunde vorläufig bis zu dem Beschlusse über den Bericht der Bundestagscommission getroffen werden müßten, die folgenden seyn

würden: zuerst die Aufstellung außerordentlicher Regierungscommissaire bei den Universitäten, welche die Oberaufsicht über die Lehre, die Lehrer und die Studirenden zu führen hätten; sodann die Aufhebung der bestehenden academischen Gesetze und Privilegien, sofern dieselben sich als ein Hinderniß gegen die Entfernung schlechter Lehrer und die Verfolgung demagogischer Umtriebe ergeben sollten; drittens, die wechselseitige Verabredung der Regierungen, keinem wegen seiner Lehre von der einen Universität entfernten Professor auf einer andern eine Anstellung zu verleihen; viertens das allgemeine Gesetz, daß auf keiner deutschen Universität Studirende aus auswärtigen deutschen Staaten zugelassen werden dürften, sofern sie nicht eine besondere Bescheinigung über die landesherrliche Bewilligung beibrächten. In der vierzehnten Conferenz zeigte Graf Münster an, daß ihm durch den Gesandten seines Hofes das von der Bundestagscommission ausgearbeitete, aber noch nicht erstattete Gutachten über das Universitätswesen eingesandt sey, das er dem Congresse vorlegte. Dieser ernannte hierauf einen aus dem Grafen von Münster, Rechberg, Winzingerode und dem Freiherrn von Berstett bestehenden Ausschuß und beauftragte denselben, aus dem Commissionsgutachten die Punkte herauszuheben, welche unter den gegenwärtigen dringenden Umständen sogleich mittelst Disciplinarverfügungen der einzelnen Bundesstaaten in Anwendung zu bringen wären, und wegen der übrigen Punkte sich gutachtlich darüber zu äußern, in wie weit dieselben geeignet wären, darauf einen gemeinsamen Bundesbeschluß zu begründen, dessen Verfügungen auf das gesammte Schulwesen ausgedehnt werden müßten, statt sich, wie die Bundestagescommission beabsichtigte, bloß auf die Universitäten zu beschränken. In der sechszehnten Conferenz stattete der Ausschuß seinen Bericht ab, der nach ausführlicher Besprechung auf den Vorschlag des Fürsten Metternich dem Hofrath von Gentz übergeben wurde, um auf den Grund desselben den Entwurf des zu verabredenden Präsidialantrags am Bundestage auszuarbeiten. In der nächsten Sitzung überreichte Herr von Gentz den inzwischen von ihm gefertigten Entwurf eines provisorischen Bundesbeschlusses, der hierauf im Einzelnen berathen und verbessert und in der folgenden, der achtzehnten Sitzung, in der Form, in welcher derselbe durch die Bundesversammlung verkündet werden sollte, genehmigt wurde.

Der Gedanke, der allen Berathungen des Congresses zu Grunde lag, war die voreilige Voraussetzung von dem Daseyn einer über ganz Deutschland verbreiteten revolutionairen Verbindung, die den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse zum Zwecke habe. Keinem einzigen der

anwesenden Diplomaten fiel es ein, den geringsten Zweifel in die Zuverlässigkeit der amtlichen Bekanntmachungen zu setzen, welche die Entdeckung einer solchen Verbindung als eine mit völliger Gewißheit ermittelte Thatsache ankündigten. Der Vorschlag des Fürsten Metternich zur Einsetzung einer vom deutschen Bunde ausgehenden Centraluntersuchungscommission erschien daher zu sehr durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt, als daß sich gegen denselben auch nur eine Stimme erhoben hätte. Der Freiherr von Marschall, der es in der ersten Sitzung des Congresses übernommen, den Entwurf zu einem deshalb bei dem Bundestage zu stellenden Antrage vorzubereiten, hatte seine Arbeit mit solcher Eile gefördert, daß dieselbe bereits in der zweiten Sitzung zur Erörterung kommen konnte. In der neunten Sitzung erklärte Graf Bernstorff, daß sein Hof wie überhaupt mit dem bisherigen Gange der Berathungen, so auch mit der Bestellung einer Centraluntersuchungscommission vollkommen einverstanden sey. Man sey aber in Berlin der Ansicht, daß man auf einem höhern, unbefangenern und freiern Standpunkte stehen und auch günstiger auf die öffentliche Meinung wirken würde, wenn man statt einer bloßen Untersuchungscommission ein außerordentliches Bundesgericht bestellte, weshalb er einen neuen, in achtzehn Artikeln abgefaßten Entwurf zu einem Bundesbeschlusse einreichte. Nach einer kurzen, vorläufigen Besprechung dieses Entwurfes äußerte Fürst Metternich sich in hohem Grade anerkennend über den Werth einer so vortrefflichen Arbeit, so wie über die Gesinnungen, die der preußische Hof an den Tag lege, bedauerte aber, über den Antrag nicht abstimmen zu können, bevor er die Befehle Sr. Majestät des Kaisers eingeholt habe, zumal da er noch der Antwort Sr. Majestät in Bezug auf den Vorschlag einer bloß untersuchenden Centralcommission entgegensehe, den er dem Kaiser vorgelegt. Graf Rechberg bemerkte, daß er sich in demselben Falle befinde; doch habe er auch ein eigenes Bedenken, da in der baierischen Verfassung der Satz ausgesprochen wäre, daß kein Unterthan seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfte. Mit Entschiedenheit sprachen sich dagegen für ein außerordentliches Bundesgericht die Grafen von Münster und von Winzingerode, so wie die Freiherren von Marschall und von Plessen aus; und der Freiherr von Marschall hob namentlich hervor, daß die in einzelnen Bundesstaaten bestehenden Particulargesetzgebungen, welche die Abberufung der Unterthanen von dem ordentlichen Richter untersagten, nicht auf Fälle ausgedehnt werden könnten, wo ein Bundesgesetz eine Ausnahme begründe, da der Grundsatz fest-

tehe, daß alle besondere Landesgesetzgebungen den auf den Artikel 2. der Bundesacte gegründeten Beschlüssen des Bundes untergeordnet bleiben müßten.

In der zwölften Conferenz zeigte Fürst Metternich an, daß ein aus Wien angelangter Courier ihm die Zustimmung des Kaisers zu dem Vorschlage einer in Mainz zu errichtenden Specialuntersuchungscommission überbracht habe. Zugleich habe er ein Gutachten von dem Vicepräsidenten der kaiserlichen obersten Justizstelle, Freiherrn von Gärtner, erhalten, welches seines innern Werthes wegen ihm würdig scheine, der Conferenz bekannt zu werden. Das Gutachten des Freiherrn von Gärtner ging von der Voraussetzung aus, daß über den Zweck des entdeckten Geheimbundes, nicht allein einzelne deutsche Regierungen zu stürzen, sondern den deutschen Bund selbst aufzulösen, bereits hinreichende Beweise aufgefunden wären. „In dieser Voraussetzung lasse sich das Recht des deutschen Bundes, die zur Vereitelung solcher Unternehmungen erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, nicht bezweifeln. Da die Bundesversammlung durch den 4. Artikel der Bundesacte dazu bestimmt sey, die Angelegenheiten des Bundes zu besorgen, so sey sie auch die Behörde, welcher die Wahl und Ausführung jener Maßregeln zustehe. Als ein Eingriff in die den einzelnen Bundesstaaten vermöge ihrer Souverainetätsrechte zustehende Gerichtsbarkeit könne die vorgeschlagene Commission nicht angesehen werden, weil die Voruntersuchung, von der hier die Rede wäre, keine gerichtliche seyn solle. In privatrechtlicher Hinsicht könnte allerdings das Bedenken eintreten, daß jeder Unterthan eines deutschen Bundesstaates eigentlich nur seinem ordentlichen Richter für seine Handlungen verantwortlich sey. Dieser Grundsatz werde in unsern Tagen als das Palladium aller bürgerlichen Freiheit betrachtet. Jeder hieraus hergeleiteten Einwendung könne jedoch dadurch vollkommen begegnet werden, daß der Zweck der gemeinschaftlichen Bundescommission keineswegs dahin gerichtet sey, die von ihr in Untersuchung gezogenen Personen für ihre Handlungen verantwortlich zu machen oder über ihre Strafbarkeit zu erkennen, daß dieses vielmehr den competenten Richtern derselben vorbehalten bleibe, da sie von der Commission nur zu dem Zwecke vernommen würden, um über die bereits entdeckten, den ganzen Bund gefährdenden Umtriebe nähere Aufschlüsse zu erlangen.“ Dieser seiner Grundansicht gemäß drang der Freiherr von Gärtner besonders darauf, daß der Commission so wenig, wie überhaupt eine richterliche Gewalt, die Entscheidung über die Frage überlassen werde, ob gegen

die Angeschuldigten eine Specialinquisition Statt finden solle, weil darüber nach allen ihm bekannten deutschen Criminalgesetzen der Criminalrichter zu erkennen habe; und er hielt es deshalb für rathsam, es mit unzweideutiger Bestimmtheit auszusprechen, was in dem ihm zur Beurtheilung mitgetheilten Entwurfe zweifelhaft geblieben sey, daß die Commission auch in dieser Hinsicht dem ordentlichen Richter nicht vorgreifen werde.

Der Freiherr von Marschall erklärte, daß er der Ansicht des Gutachtens vollkommen beistimme, nur sey auch bei der Fassung des Entwurfes nichts dieser Ansicht Entgegenstehendes beabsichtigt worden, indem ausdrücklich gesagt sey, daß die inculpirten Individuen, wenn nach dem Ergebnisse der Generaluntersuchung der peinliche Proceß gegen sie erkannt werden könne, an die Gerichte des betreffenden Bundesstaates zur Aburtheilung abzuliefern seyen.

Fürst Metternich eröffnete hierauf der Conferenz seine Meinung über den dermaligen Stand der Verhandlungen, indem er bemerkte: „diese seyen auf einen Punkt gediehen, auf dem nothwendiger Weise die Frage in Erwägung gezogen werden müsse, ob die Conferenz sich über die Aufstellung der allgemeinen, im Grundsatz beliebten Centraluntersuchungscommission vereinigen, oder ob dieselbe die von einigen der Herren Conferenzmitglieder eingeholten Befehle ihrer Monarchen in Betreff des königlich preußischer Seits vorgeschlagenen Gerichtshofes abwarten wolle, ehe sie zu einem Beschlusse in dieser höchstwichtigen Angelegenheit schreite. Die Untersuchung dieser Fragen scheine auf den doppelten Gesichtspunkt des Rechts und der Klugheit gegründet werden zu müssen. Was den ersten Gesichtspunkt betreffe, so scheine es unzweifelhaft, daß der deutsche Bund, als Staat, das Recht habe, unter den Bedingungen der gesetzlichen Formen einen Centralgerichtshof zu bilden. Die Betrachtungen, welche das königlich preußische Cabinet zu seinem Antrage bewogen haben dürften, seyen sehr gewichtig. Dasselbe habe seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß in dem Gerichte etwas weit Imponirenderes liege, als in einer Untersuchungscommission, und daß die Errichtung des ersten weit kräftiger auf die öffentliche Meinung wirken werde. Außerdem aber sey zu erwägen, daß in dem preußischen Staate eine leidige Anomalie in den Ergebnissen der gerichtlichen Urtheile erfolgen könne, wenn diese von preußischen Gerichtsstellen ergehen sollten. Im Preußischen beständen zwei Gerichtsformen für den Criminalproceß: die Gerichtsform nach altdeutscher Sitte in den Provinzen diesseits des Rheines und die französisch-englische

vermittelst der Jurys in den überrheinischen. Nun stehe allerdings zu erwarten, daß die diesseitigen Richter die Schuldbarkeit der Bezüchtigten erkennen würden, während die rheinischen Geschworenen das Nichtschuldig aussprechen dürften. Welche Rückwirkung ein solcher Mißstand hervorbringen würde, sey schwer zu berechnen, da die Jurys durch denselben die öffentliche Stimme noch weit mehr für sich gewinnen würden, als dies gegenwärtig bereits der Fall sey. Es sey aber unleugbar, daß die Einführung der Jurys mit allen dadurch bedingten Gerichtsformen den Umsturz der meisten heute bestehenden Staatseinrichtungen zur unabweislichen Folge haben würde. Wenn aber auch diese Rücksichten für die Bestellung eines Gerichtshofes sprächen, gegen den sich von dem Gesichtspunkte des Rechts aus nichts einwenden ließe, so bliebe doch immer die Klugheit in der Ausführung der Sache zu erwägen. Es frage sich zuerst, ob man bereits sicher sey, eine bedeutende Zahl zu Capitalstrafen zu verurtheilender Schuldigen zu finden. Die Umtriebe seyen Hochverrath; dieser sey aber ein Verbrechen, welches, wie die Erfahrung lehre, schwer zu erweisen sey. Sodann frage sich, ob eine sehr große Anstalt mit einem verhältnißmäßig kleinen Ergebnisse nicht weit eher bloßstellend, als heilbringend seyn würde. Endlich müsse man fragen, ob es unter so bewandten Umständen nicht der Klugheit gemäß wäre, daß man sich erst dann über die Errichtung des Gerichtshofes erklärte, wenn man ein Urtheil über die Ergebnisse der Untersuchungscommission zu fällen vermöchte. Seiner Meinung nach sollte der Antrag auf eine zu errichtende Untersuchungscommission das oberste Gericht weder ankündigen, noch ausschließen. Dieses Mittel könnte vorbehalten und nach den Umständen ergriffen oder beseitigt werden."

Graf Bernstorff entgegnete: „seines Erachtens würde die Besorgniß, daß die Ergebnisse der Bestellung eines Bundesgerichtes der Wichtigkeit und Ausdehnung dieser Anstalt nicht entsprechen möchten, durch die Betrachtung gehoben oder aufgewogen, daß es weniger darauf ankomme, große Ergebnisse zu liefern, als kräftig und günstig auf die Meinung zu wirken. Daß es an der Zahl der Schuldigen nicht fehlen werde, könne schon nicht mehr zweifelhaft seyn, aber gerade, weil die Frage, ob wirklich Hochverrath vorhanden sey, als eine der zartesten und schwierigsten angesehen werden müsse, sey es wichtig, die Gerichtsbehörde, welche darüber zu entscheiden habe, mit möglichster Würde, Feierlichkeit und Vertrauen zu umgeben."

Die Versammlung beschloß, die weitere Verhandlung zu vertagen,

bis der preußische Minister die durch einen Courier erbetenen ferneren Anweisungen seines Hofes erhalten haben werde.

In der zwanzigsten Conferenz erklärte Graf Bernstorff, in Folge einer inzwischen erhaltenen Weisung, daß die preußische Regierung in ihrem Entwurfe eines Bundesbeschlusses wegen eines außerordentlichen Centralgerichtes den dagegen erhobenen Bedenken zwar bereits auf genügende Weise begegnet zu haben glaube und deshalb noch die Hoffnung hege, man werde sich schließlich für ihren Vorschlag vereinigen; daß sie aber, falls jene Bedenken obsiegen sollten, es sich auch gern gefallen lassen wolle, wenn der Bund sich für jetzt nur auf die Niedersetzung einer Untersuchungscommission beschränke und die Bestellung einer richterlichen Behörde für den Fall vorbehalte, daß sich aus der Untersuchung hinreichender Anlaß zu einem peinlichen Proceß ergäbe. In der nächsten Conferenz wurde die Frage, ob mit der beantragten Centraluntersuchungscommission eine gerichtliche Behörde zu verbinden sey, nochmals besprochen. Die Meinungen waren verschieden, doch entschied sich die Mehrheit für die von dem Fürsten Metternich bevorwortete Ansicht, daß es nach dem Schlusse der Untersuchung der Bundesversammlung anheimgestellt werden solle, die Einleitung der gehörigen gerichtlichen Wege zu beschließen. Es wurde hierauf ein aus den Grafen Bernstorff und von der Schulenburg und aus den Freiherren von Marschall und von Plessen bestehender Ausschluß beauftragt, nach Vergleichung der vorliegenden Materialien den Entwurf zu dem Antrage auf eine Centraluntersuchungscommission zu bearbeiten. In der folgenden, zweiundzwanzigsten Conferenz legte der Freiherr von Marschall die zu Stande gebrachte Ausarbeitung vor, die denn nach einer kurzen Erörterung angenommen und genehmigt wurde.

Bei Gelegenheit der Berathung über die Maßregeln gegen die Presse, in der dritten Conferenz, war darauf aufmerksam gemacht worden, daß die verschiedenen Maßregeln, welche vom Bundestage ausgehen sollten, auch in der Anwendung und Ausführung hinreichend gesichert seyn müßten, und daß demnach der Bundesversammlung noch mehr, wie dies bisher der Fall gewesen, die Mittel und Gewalt beizulegen wären, um sowohl jene provisorischen Anordnungen, als ihre Beschlüsse überhaupt selbst gegen eintretende Weigerungen zur Vollziehung zu bringen. Der Graf Münster und Freiherr von Marschall übernahmen es, den Entwurf einer solchen Vollziehungsordnung anzufertigen, und legten denselben dem Congresse in seiner fünften Sitzung vor. In der sechsten begann die sehr in das Einzelne gehende Erörterung; in

der vierzehnten trat der Freiherr von Plessen mit dem Antrage auf die Anwendbarkeit der vorgeschlagenen Executionsordnung nicht bloß auf solche Fälle zu beschränken, in denen es sich um die Ausführung der jetzt beabsichtigten provisorischen Maßregeln handle, sondern dieselbe überhaupt auf alle jene Beschlüsse auszudehnen, welche die Bundesversammlung zur Erhaltung der inneren Sicherheit, der öffentlichen Ordnung und zum Schutze des Besitzstandes zu fassen sich veranlaßt und berechtigt hielte. Die Gründe, mit denen Herr von Plessen seinen Vorschlag unterstützte, überzeugten die Mehrzahl der Conferenzglieder und es wurde beschlossen, denselben bei der ferneren Revision des Entwurfes zu berücksichtigen. In der neunzehnten Conferenz äußerte Graf Münster jedoch den Wunsch, die Executionsordnung auf die provisorischen Maßregeln beschränkt zu sehen, welche wegen der gegenwärtigen Zeitumstände zu treffen wären. Die baierischen Bevollmächtigten schlossen sich der Ansicht des Grafen Münster an; dagegen entwickelten der Fürst Metternich, Graf Bernstorff und andere Conferenzglieder ausführlich die Gründe, weshalb eine wenn auch nur provisorische Executionsordnung nothwendig von dem Grundsatze der inneren Sicherheit überhaupt ausgehen müsse, um allen jenen Beschlüssen eine gewisse Vollziehung zu verschaffen, durch welche die Bundesversammlung die ihr im Artikel 2. der Bundesacte übertragene Aufgabe allein gleichmäßig zu erfüllen befähigt werde. Alle übrige Mitglieder waren hiemit vollkommen einverstanden; nur Graf Rechberg erklärte, daß er außer Stande sey, der vorliegenden Executionsordnung beizutreten; und der kurhessische Gesandte Freiherr von Münchhausen bemerkte, daß er die Zustimmung seines Hofes zu der entworfenen Bundesexecutionsordnung in ihrer Anwendung auf andere Bundesangelegenheiten, als diejenigen wären, welche die demagogischen Umtriebe und revolutionairen Verbindungen beträfen, bezweifeln müsse.

Endlich war der Congreß mit der Erwägung der Angelegenheiten, die vorzugsweise seine Berufung veranlaßt hatten, zum Ziele gediehen. In der dreiundzwanzigsten, der letzten der gehaltenen Conferenzen, erklärte Fürst Metternich: „Bei der Eröffnung des Congresses habe er in der mitgetheilten Punctation zweierlei Gegenstände unterschieden, die eine gemeinsame Berathung erforderlich machten, einmal solche, welche durch die Zeitumstände von so dringender Art wären, daß unverweilt Maßregeln des gesammten Bundes eintreten müßten. Ueber diese Gegenstände habe man sich in den Statt gehabten Berathungen verständigt, und es bleibe daher nur jene zweite Art von Gegenständen übrig,

die ihrer Natur nach weniger dringend, deshalb aber nicht weniger wichtig wären, da sie Einrichtungen und Anstalten zur nöthigen Ausbildung und Befestigung des Bundes bezweckten. Die Gegenstände dieser letzten Art könnten füglich der Wiedervereinigung vorbehalten bleiben, die in der letzten Hälfte des Novembers zu Wien Statt finden sollte, und zu der vorläufig die sämmtlichen Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung sich als Namens Sr. k. k. Majestät eingeladen ansehen möchten. Der Graf von Bernstorff bemerkte, daß man sich von den bevorstehenden Wiener Verhandlungen die gedeihlichsten Ergebnisse werde versprechen können, wofern alle dabei betheiligte Regierungen die Anweisungen ihrer Bevollmächtigten in demselben Geiste abfassen wollten, welcher die Karlsbader Verhandlungen belebt habe. Er sprach schließlich das Gefühl der lebhaftesten Dankbarkeit aus, mit welchem der preußische Hof in der Veranlassung dieser Verhandlungen einen neuen und ausgezeichneten Beweis der immer wachen und thätigen Vorsorge Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich für das Wohl und die Ruhe von Deutschland erkannt habe. Sämmtliche anwesende Minister schlossen im Namen ihrer Höfe sich der preußischen Danksagung an, worauf Fürst Metternich noch einige Worte erwiederte und bei dieser Gelegenheit seine Ueberzeugung äußerte, daß jeder halb ausgeführte oder rückgängige Schritt in den Grundsätzen, welche der Conferenz vom ersten Augenblicke an während ihrer ganzen Dauer so lebendig vorschwebten, durch den Umsturz alles Rechtes gestraft werden würde, so wie jede Gefahr der Zeit durch das engste Festhalten an diesen Grundsätzen zum Wohle Deutschlands beseitigt werden könne.

Sämmtliche zu dem Congreß vereinigte Minister hatten sich gegenseitig die strengste Geheimhaltung aller Verhandlungen desselben versprochen. Je gewissenhafter dies Versprechen gehalten wurde, um so banger war die Erwartung, mit der ganz Deutschland dem Ergebnisse der Berathung entgegensah; und lange sollte die allgemeine Erwartung nicht gespannt bleiben. Am 20. September eröffnete der Präsidialgesandte von Oesterreich, Graf Buol-Schauenstein, die Sitzung der deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt mit einem ausführlichen Vortrage, worin er sich über die Gährung der Gemüther in Deutschland, über ihre Ursachen und Folgen und über die Nothwendigkeit durchgreifender Maßregeln zur Verhütung größeren Unheils verbreitete. Es wurde hervorgehoben, daß eine der vornehmsten Ursachen der Aufregung in der Unbestimmtheit liege, welche die Abfassung des 13. Artikels der Bundesacte habe. „Durch diesen sey allerdings den Völkern

die Zusage ertheilt worden, daß in allen deutschen Bundesstaaten landständische Verfassungen bestehen sollten; man habe aber weder die Zeit festgesetzt, binnen welcher dieselben einzuführen wären, wo sie nicht mehr beständen, noch über die Form irgend eine Bestimmung getroffen, weil beides bei der großen Verschiedenheit in den innern Zuständen und den Bedürfnissen der einzelnen Bundesstaaten gleich unthunlich gewesen sey. Unter Landständen habe man nichts anderes verstanden, als was in Deutschland von jeher darunter verstanden wurde, und man sey weit davon entfernt gewesen, an die Einführung irgend einer Art von Volksherrschaft zu denken, wie man sie jetzt nach fremden Mustern da und dort verlange, obwohl dieselbe mit dem Bestehen monarchischer Staaten durchaus unvereinbar sey, die doch beinahe die Gesammtheit des Bundes ausmachten. Es sey deshalb zu empfehlen, daß über die in verschiedenen Bundesstaaten vorliegenden ständischen Arbeiten kein fester Beschluß gefaßt werde, bis die Bundesversammlung sich über eine der Aufrechterhaltung des monarchischen Principes entsprechende Auslegung des 13. Artikels vereinigt habe." Als ein großer Uebelstand wurde auch bezeichnet, daß sich unrichtige Vorstellungen über den Umfang der Befugnisse gebildet hätten, die der Bundesversammlung zuständen. „Es liege in dem Wesen und Begriff des deutschen Bundesvereines, daß die denselben vertretende Behörde in Allem, was die Selbsterhaltung und die wesentlichen Zwecke des Bundes angehe, die oberste Gesetzgebung in Deutchland sey. Die Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die innere und äußere Sicherheit der Gesammtheit, die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit einzelner Mitglieder des Bundes, so wie die Aufrechterhaltung der rechtlich bestehenden Ordnung beträfen, müßten daher allgemein verbindliche Kraft haben, und es dürfe die Vollziehung derselben durch keine einzelne Gesetzgebung und durch keinen einseitigen Beschluß eines einzelnen Bundesstaates gehemmt werden. Die nächsten Gefahren, von denen die Ordnung in Deutschland bebroht sey, hätten ihre Veranlassung in den Gebrechen des Schul- und Universitätswesens, welche längst die Aufmerksamkeit der Regierungen erregt hätten, bei den vielen durch zwanzigjährige Kriege herbeigeführten Störungen aber nicht eher abzustellen gewesen wären. Die academischen Lehrer, statt die ihnen anvertrauten Jünglinge für den Staatsdienst zu erziehen, zu dem sie berufen wären, hätten das Phantom einer sogenannten weltbürgerlichen Bildung verfolgt, die für Wahrheit und Irrthum gleich empfänglichen Gemüther mit leeren Träumen angefüllt und ihnen dadurch Geringschätzung und Widerwillen gegen die bestehende gesetzliche

Ordnung eingeflößt. Davon sey die natürliche Folge gewesen, daß die edelsten Kräfte der Jugend zu Werkzeugen für abenteuerliche politische Plane und ohnmächtige, aber deshalb nicht weniger verbrecherische, Unternehmungen gemißbraucht worden wären. Da diese Verirrungen sogar zu Thaten geführt hätten, die den deutschen Namen befleckten, so könne man dem Unwesen unmöglich länger zusehen; man müsse Sorge tragen, daß dem unmittelbar drohenden Unheile durch die wirksamsten Maßregeln begegnet werde. Eben so arg, wie der Unfug auf den Universitäten, sey der Mißbrauch, der mit der Presse getrieben worden. Jeder Zeitungsschreiber erlaube sich, in Angelegenheiten seine Stimme zu erheben, die den größten Staatsmännern noch Zweifel und Schwierigkeiten darböten. Die verderbliche Anmaßung der Schriftsteller habe jedes Ansehn herabgewürdigt, alle Grundsätze erschüttert, eine allgemeine Zerrüttung in den Begriffen hervorgebracht und wilde Gährung in die Gemüther geworfen. Welche fanatische Verirrungen, welche Verbrechen davon die Folge gewesen, liege aller Welt vor Augen. Damit der Zwiespalt der Meinungen nicht noch weiter einreiße, sey es unerläßlich, daß von dem Bunde eine Oberaufsicht über die Presse angeordnet werde. Die Gesinnung, welche die deutschen Regierungen bei jeder Gelegenheit gezeigt hätten, enthielten eine hinreichende Bürgschaft, daß diese Aufsicht niemals in Unterdrückung, in Geistestyrannei ausarten könne. Das Uebel, welches man zu bekämpfen habe, sey aber keineswegs auf die allgemeinen Aeußerungen beschränkt geblieben, die sich in dem Zustande der Universitäten und der Presse fänden, dasselbe habe vielmehr eine sehr bestimmte Gestalt gewonnen, indem man auf die Spur einer ausgedehnten, in verschiedenen Bundesstaaten zu gleicher Zeit thätigen Verbindung gekommen sey, die planmäßig darauf hinarbeite, den Umsturz aller bestehenden Ordnung in Deutschland herbeizuführen. Ueber den Umfang der davon zu besorgenden Gefahr möchten die Meinungen getheilt seyn; soviel aber sey gewiß, daß es in hohem Grade bedenklich wäre, wenn man dieselbe vernachlässigen wolle. Da die Verschwörung eben so sehr gegen das Daseyn des Bundes, als gegen die einzelnen deutschen Fürsten und Staaten gerichtet wäre, so sey der Bundestag offenbar verpflichtet, davon Kenntniß zu nehmen; auch sey bei der weiten Verbreitung dieser Umtriebe eine gründliche Erforschung nur dann zu hoffen, wenn die Untersuchung von dem Bundestage, als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, ausgehe, und unter dessen unmittelbarer Aufsicht eingeleitet werde."

In Folge seines Vortrages brachte der würdige Präsident eine Reihe

von Maßregeln in Vorschlag, deren Annahme in den Karlsbader Ministerconferenzen zum voraus beschlossen war. Zuvörderst wurde der Bundesversammlung der Entwurf einer vorläufigen Executionsordnung vorgelegt, nach welchem eine von sechs zu sechs Monaten zu erneuende Commission von fünf Mitgliedern niedergesetzt werden sollte, die über die Vollziehung der Bundesbeschlüsse zu wachen hätte. Sofern die Bundesbeschlüsse in einem einzelnen Bundesstaate wegen einer Widersetzlichkeit der Staatsangehörigen und Unterthanen nicht vollzogen würden, welche die Landesregierung zu heben außer Stande wäre, sollte der Bundestag angemessene Mahnungen an die Widerspänstigen ergehen und bei deren Nichtbeachtung den Vollzug durch militairische Gewalt erzwingen lassen. Dem Bundestage sollte es zustehen, sowohl die Zahl der Truppen, die zu diesem Zwecke zu verwenden wären, als die Bundesstaaten zu bestimmen, welche sie zu stellen hätten. Dasselbe Verfahren sollte Statt finden, sobald die Regierung eines Bundesstaates sich weigere, die Bundesbeschlüsse zu vollziehen, nur mit dem Unterschiede, daß die Execution dann nicht gegen die Unterthanen, sondern gegen die Regierung selbst erfolgen müßte.

Der zweite Entwurf, welcher der Bundesversammlung vorgelegt wurde, betraf die Maßregeln, welche gegen das Umsichgreifen des revolutionairen Geistes auf den Universitäten verabredet waren. Bei jeder Universität sollte ein mit ausgedehnten Befugnissen versehener landesherrlicher Bevollmächtigter angestellt werden, der über die strengste Befolgung der bestehenden Gesetze und die Disciplinarvorschriften zu wachen, den Geist der academischen Lehrer in ihren öffentlichen Vorlesungen, wie in ihren Privatvorträgen sorgfältig zu beobachten, und demselben ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und in die Lehrmethode eine heilsame auf Förderung der Staatszwecke berechnete Richtung zu geben hätte. Sämmtlichen Bundesregierungen wurde die Pflicht auferlegt, jeden Lehrer an einer Universität oder an einer andern Lehranstalt, der seinen Einfluß auf die Gemüther der Jugend durch Verbreitung verderblicher, die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdender Grundsätze mißbrauchte, für immer von dem öffentlichen Unterrichte zu entfernen; und ein auf solche Weise einmal in irgend einem Bundesstaate ausgeschlossener Lehrer sollte in keinem anderen jemals wieder bei einer öffentlichen Lehranstalt angestellt werden. Die längst bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht eigens erlaubte Verbindungen auf den Universitäten sollten mit Strenge in Kraft erhalten und insbesondere gegen den unter dem Namen der allgemeinen Burschenschaft bekannten Verein angewandt werden; auch verpflichteten

sich die Regierungen, kein Individuum, welches nach Bekanntmachung des Bundestagesbeschlusses noch an einer unerlaubten Verbindung Theil nehme, zu irgend einem öffentlichen Amte zuzulassen.

Noch schärfere Maßregeln als gegen die Universitäten wurden gegen die Presse beantragt. Es wurde ein Preßgesetz vorgeschlagen, welches, wenn es in voller Strenge zur Ausführung gekommen wäre, allem literarischen Leben in Deutschland ein Ende gemacht hätte. Vorläufig für die Dauer von fünf Jahren sollte in keinem Bundesstaate weder eine Zeitschrift ausgegeben werden, noch überhaupt eine Schrift, die nicht über zwanzig Druckbogen stark wäre, erscheinen dürfen, deren Inhalt nicht die Quarantaine einer vorgängigen „Genehmhaltung" der Landesbehörden überstanden hätte. Jeder einzelne Bundesstaat wurde für den Inhalt aller unter seiner Oberaufsicht erscheinenden Druckschriften der Gesammtheit des Bundes verantwortlich gemacht. Außerdem behielt sich die Bundesversammlung aber vor, Zeitschriften oder Schriften unter zwanzig Bogen, deren Inhalt, nach dem Gutachten einer von ihr ernannten Commission, der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufe, aus eigner Machtvollkommenheit zu verbieten ohne daß gegen ihren Spruch irgend eine Berufung Statt finden dürfe; und als allgemein geltender Grundsatz wurde ausgesprochen, daß der Redacteur einer durch Bundestagesbeschluß unterdrückten Zeitschrift binnen fünf Jahren in keinem Bundesstaate bei der Redaction eines periodischen Blattes zuzulassen sey.

Der letzte unter den in Vorschlag gebrachten Gesetzentwürfen betraf die Bestellung einer Centralbehörde zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe. Diese sollte aus sieben Commissarien bestehen, welche, von eben so vielen durch Stimmenmehrheit bezeichneten Bundesmitgliedern ernannt, sich innerhalb vierzehn Tagen in der Bundesfestung Mainz zu versammeln hätten. Der Centralbehörde wurde die oberste Leitung aller Untersuchungen übertragen, die in den verschiedenen Bundesstaaten wegen revolutionairer Anschläge entweder bereits eingeleitet wären oder noch eingeleitet werden würden. Sämmtliche Localbehörden sollten angewiesen werden, die betreffenden Acten der Bundescommission auszuliefern, mit derselben in beständiger Beziehung zu bleiben, ihren Requisitionen auf das Schleunigste Folge zu leisten, aber auch, wo sich Spuren zeigten, die zu neuen Entdeckungen führen könnten, sie sogleich mit Eifer zu verfolgen, ohne deshalb eine Weisung der Centralbehörde abzuwarten. Der letzten wurde die außerordentliche Ermächti-

gung ertheilt, in dem ganzen Umfange aller deutschen Bundesstaaten nicht allein Verhaftungen vornehmen, sondern auch die verhafteten, Personen zu ihrer Vernehmung nach Mainz abführen zu lassen, wo deshalb die erforderlichen Anstalten zu deren sicherer Verwahrung ohne Zeitverlust getroffen werden sollten.

Alle diese Anträge wurden, ohne Einsprache von irgend einer Seite, einstimmig genehmigt und dadurch zu Bundesbeschlüssen erhoben, die denn auch sogleich in allen deutschen Bundesstaaten verkündet und in Kraft gesetzt wurden. Die Urtheile über die Zweckmäßigkeit der beschlossenen Maßregeln waren je nach den Ansichten der Urtheilenden verschieden; aber das Erstaunen war bei allen Parteien allgemein. Denn soviel konnte Niemand, der einige Einsicht in die politischen Verhältnisse besaß, verkennen, daß in aller Stille eine wahre Revolution des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland bewirkt worden war. Auf dem Wiener Congresse war den einzelnen Bundesstaaten die unbeschränkteste Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vorbehalten worden; und der höchsten Bundesbehörde, die, aus den Bevollmächtigten sämmtlicher Bundesstaaten zusammengesetzt, nach der Bundesacte sich in der freien Stadt Frankfurt am Main versammeln sollte, konnten daher nur sehr schwankende und wenig ausgedehnte Befugnisse zustehen. Zum Theil vielleicht mit aus diesem Grunde hatte sich die Eröffnung der Bundesversammlung, die ursprünglich auf den 1. September 1815 festgesetzt war, bis zum 5. November 1816 verzögert. Seitdem hatten die Sitzungen unter dem Vorsitze des österreichischen Bevollmächtigten in regelmäßiger Folge Statt gefunden; es war eine vorläufige Ordnung für die Berathungen angenommen und beliebt worden, daß die Protocolle aller öffentlichen Sitzungen durch den Druck bekannt gemacht werden sollten. Aber ungeachtet dieser Oeffentlichkeit der Verhandlungen hatte die deutsche Nation nur sehr geringen Antheil an denselben genommen. Denn es war nach dem alten Gebrauche ähnlicher Versammlungen in Deutschland auf dem Bundestage zwar viel und zuweilen vortrefflich gesprochen, aber wenig zur Entscheidung gebracht und gethan worden. Unendliche Zeit wurde darauf verwendet, Entschädigungen für Präbendarien, Reichskammergerichtsbeamte, Deutschordensritter und andere Personen zu ermitteln, welche durch die Aufhebung des deutschen Reiches mehr oder weniger beträchtliche Einbußen erlitten hatten. Als aber der Bundestag, dem schönen bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Grundsatze treu, daß in Deutschland nirgend maßlose Willkür Platz greifen dürfe, sondern überall einem Jeden sein

Recht werden müsse, sich der Sache der westfälischen Domainenkäufer gegen die kurhessische Regierung annahm, verbat sich der Kurfürst in einem sehr unhöflichen Bescheide jede solche unbefugte Einmischung in seine Angelegenheiten, und die unglücklichen mit der schreiendsten Willkür ihres Eigenthumes Beraubten, blieben in der hülflosen Lage, in welcher der Bundestag sie gefunden hatte. Bei dem allgemeinen Nothstande, den die Mißerndte des J. 1816 zur Folge hatte, fanden einzelne Bundesstaaten für gut, durch Verbote der Getreideausfuhr oder hohe Ausfuhrzölle sich abzusperren, wodurch in den Nachbarländern die ohnedies furchtbare Theuerung natürlich vermehrt wurde. In der Bundesversammlung wurde deshalb ein Antrag auf Herstellung des freien Verkehrs mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen eingebracht; da die Gesandten jedoch für den fraglichen Fall ohne Instructionen waren, so konnte kein Beschluß gefaßt werden, bis die neue Erndte der Noth von selbst ein Ende gemacht hatte. Im Frühjahre 1817 erschienen zwei in dem Raubstaate Tunis ausgerüstete Corsaren in der Nordsee und nahmen, beinahe im Angesichte der deutschen Küste, am 16. Mai das reichbeladene hamburgische Schiff Ocean und das von Lübeck abgesegelte Schiff Christina, so wie später noch zwei andere Kauffahrer, einen hamburgischen und einen oldenburgischen, die beide Katharina genannt waren. Glücklicher Weise schien es der englischen Regierung unangemessen, das Unwesen zu dulden. Die Corsaren wurden von englischen Kriegsschiffen aufgebracht und die von ihnen genommenen Fahrzeuge erhielten die Erlaubniß, ihre Reise fortzusetzen. Der Bevollmächtigte der freien Städte zeigte diese ganz Deutschland zur Schmach gereichende Thatsache dem Bundestage an, der sich aber nicht anders zu helfen wußte, als indem er den Wunsch aussprach: die Seemächte möchten den Grundsatz aufstellen, daß die Barbaresken außerhalb des Mittelmeeres als Seeräuber zu betrachten und als solche von allen bewaffneten Fahrzeugen zu verfolgen wären. An den freilich bei der Verfassung des Bundes unvermeidlichen Weitläufigkeiten des Geschäftsganges lag es, wenn auch Dinge, in denen die Befugnisse der Bundesversammlung von keiner Seite bestritten wurden, sich auf ungemessene Weise in die Länge zogen. Das Heerwesen des Bundes war offenbar eine Lebensfrage, die, sofern der deutsche Bund überhaupt etwas mehr als ein bloßer Name seyn sollte, vor allem Andern erledigt werden mußte. Dennoch dauerte es bis in das Jahr 1819 hinein, ehe man mit den wesentlichsten und durch die dringendste Nothwendigkeit gebotenen Anordnungen zu Ende kam. Be-

fremden konnte es nicht, wenn unter solchen Umständen Angelegenheiten, die tiefer in die innere Verwaltung der einzelnen Bundesstaaten eingriffen, entweder ganz liegen blieben, oder nichts als unfruchtbare Berathungen und Besprechungen veranlaßten. Der 13. Artikel der Bundesacte hatte bei allen deutschen Volksstämmen die Hoffnung erweckt, in kürzester Frist freie Verfassungen zu erhalten, die ihnen einen wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung sicherten. Die Verzögerung, welche die Erfüllung der Zusage erfuhr, mußte in feurigeren Gemüthern den Wunsch hervorrufen, das Ihrige zu der Beschleunigung des wichtigen Werkes beizutragen. Es war deshalb, kurze Zeit nach der Wartburgfeier, eine Bittschrift an den Bundestag in Umlauf gesetzt und in vielen Gegenden des nördlichen wie des südlichen Deutschlands zahlreich unterzeichnet worden, in welcher die erlauchte Versammlung um baldige Vollziehung des dreizehnten Artikels der Bundesacte ersucht wurde. Ehe die Bittschrift aber noch überreicht war, stellte der Gesandte der beiden mecklenburgischen Höfe, Freiherr von Plessen, einen Antrag, der dem Zwecke derselben vollkommen entsprach. Er nahm von einem mecklenburgischen Gesetze, welches die Verhältnisse der großherzoglichen Regierungen zu den alten Ständen ordnete, Veranlassung, auf die Erfüllung des dreizehnten Artikels in allen Bundesstaaten zu bringen, und schlug vor, dieselbe nöthigenfalls durch gemeinsame Berathungen zu fördern. Der preußische Bevollmächtigte fand das Letzte unzweckmäßig, da bei der großen Verschiedenheit in der Lage der einzelnen Bundesstaaten allgemein gültige Grundsätze doch nicht aufzustellen wären, versicherte aber im Namen seiner Regierung, daß dieselbe fortwährend mit den Vorbereitungen zur Einführung einer ständischen Verfassung beschäftigt sey, und erklärte sich bereit, nach Verlauf eines Jahres den Bund von dem Fortschreiten ihrer Arbeiten in Kenntniß zu setzen. Nachdem die übrigen Gesandten gleichfalls ihre Stimmen abgegeben hatten, ließ man die Sache auf sich beruhen, ohne daß von den Berichterstattungen binnen Jahresfrist, welche die meisten nach Preußens Vorgang versprochen, weiter die Rede gewesen wäre.

Je mehr man bei allen Berathungen der Bundesversammlung an den langsamsten Fortgang gewöhnt war, um so mehr mußte die Eile überraschen, mit der auf einmal die kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln getroffen wurden, als es sich darum handelte, das Schreckbild der Revolution zu bekämpfen, welches die Ueberspannung einer nicht einmal allzu großen Zahl junger Leute heraufbeschworen hatte. Dieselbe Versammlung, die man bisher immer als den schwächsten

aller politischen Körper betrachtet hatte, entwickelte jetzt eine Kraft, die in den wichtigsten Fällen sogar die Souverainetät der einzelnen Bundesregierungen in Schatten stellte. Gab doch die neue Executionsordnung dem Bundestage die Macht, seine mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüsse nicht allein gegen die Widersetzlichkeit aufrührerischer Bevölkerungen, sondern auch gegen den Willen widerstrebender Regierungen mit bewaffneter Hand durchzusetzen. Wenn man über die Beweggründe, welche die früher auf ihre Vollgewalt übereifersüchtigen Bundesstaaten zu so bedeutenden Zugeständnissen an die Bundesbehörde bestimmten, irgend im Dunkel war, so mußte ein Schreiben, welches der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich an den ihm persönlich befreundeten badischen Minister, Freiherrn von Berstett richtete, und welches bald auch durch die Presse bekannt wurde, jeden Zweifel heben. Der Fürst schrieb: „Die Zeit schreitet in Stürmen vorwärts, ihren ungestümen Gang gewaltsam aufhalten zu wollen, wäre ein eitles Unternehmen. Nur durch Festigkeit, Mäßigung und Weisheit, durch vereinte und in der Vereinigung wohlberechnete Kraft, seine verheerenden Wirkungen zu mildern: das allein ist den Beschützern und Freunden der Ordnung noch übrig geblieben. Das ist die Pflicht aller wohlgesinnten Fürsten und Staatsmänner, und wohlgesinnt verdient am Tage der Gefahr nur derjenige genannt zu werden, welcher, nach einmal erlangter deutlicher Kenntniß des Möglichen und des Rechten, sich weder durch leere Hoffnungen und ohnmächtige Wünsche, noch durch Kleinmuth von dem Ziele, worauf alle seine Bestrebungen gerichtet seyn müssen, entfernen läßt. Dieses Ziel läßt sich sehr einfach bezeichnen, es ist heute nichts mehr und nichts minder als die Erhaltung des Bestehenden. In diesem Punkte, mit welchem Alles gerettet, ja selbst das Verlorene zum Theil noch wieder gewonnen werden kann, müssen alle Anstrengungen der Einzelnen und alle gemeinschaftliche Maßregeln der in gleichem Sinne und gleichem Interesse Verbundenen zusammentreffen: — die Erhaltung des Bestehenden ist unser nächstes und wichtigstes Augenmerk. Wir begreifen aber darunter nicht bloß die alte und in wenig Staaten unberührt gebliebene Ordnung, im engeren Sinne des Wortes, sondern auch neu eingeführte Institutionen, sobald sie einmal verfassungsmäßige Kraft haben. Wie unendlich viel davon abhängt, diese da, wo sie eingetreten sind, mit Festigkeit und Nachdruck zu behaupten, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Wahnsinn des Zeitgeistes, trotz aller gleißnerischen Anpreisungen ihrer Vorzüge, sie mit gleicher, oft mit größerer Wuth

angreift, als die durch hohes Alter ehrwürdigsten Verfassungen. In Zeiten, wie die jetzigen sind, ist der Uebergang vom alten zum neuen Bau mit größeren Gefahren verknüpft, als die Rückkehr vom Neuen zu dem bereits erloschenen Alten. Der eine Wunsch kann wie der andere materielle Unruhen herbeiführen, die heute um jeden Preis vermieden werden müssen. Von der einmal feststehenden anerkannten Ordnung, sie sei älteren oder neueren Ursprungs, sich um keinen Schritt weder vorwärts noch rückwärts wegdrängen zu lassen, und Abänderungen, wenn sie durchaus nothwendig werden sollten, nur in vollkommener Freiheit und nach selbstständiger ruhiger Ueberlegung zu beschließen, das ist die erste Pflicht einer Regierung, die den Gefahren der Zeit die Spitze bieten will. Allerdings wird dieser Vorsatz, so gerecht und so natürlich er auch seyn mag, noch Veranlassung genug zu harten Kämpfen darbieten. Der Vortheil, auf einer bekannten rein ausgesprochenen Basis zu stehen, ist aber einleuchtend und groß, weil von diesem sichern Standpunkte aus die nothwendig divergirenden Bewegungen des Feindes in allen Richtungen gehemmt und vereitelt werden können. — Die Lebensregeln, welche forthin jede deutsche Regierung vor Augen haben muß, lassen sich durch wenige Worte bezeichnen: Uneingeschränktes Vertrauen auf die Dauer des europäischen Friedensstandes und auf die Gleichförmigkeit der Grundsätze, von welchen die sämmtlichen Hauptmächte beseelt sind; strenge Aufmerksamkeit auf ihr eigenes Verwaltungssystem; beharrliches Festhalten an der gesetzlichen Grundlage ihrer bestehenden Verfassungen und der Entschluß, sie gegen jeden einzelnen Angriff mit Kraft und Klugheit zu vertheidigen; zugleich aber recht überlegte von der Regierung selbst ausgehende, durch triftige Gründe gerechtfertigte Verbesserung ihrer wesentlichen Mängel, endlich, wenn nichts destoweniger die eigenen Mittel nicht mehr ausreichen sollten, Appellation an die Hülfe der Gesammtheit, auf welche ihre Stellung im Bunde die gerechtesten Ansprüche giebt."

Nach der Ansicht des Fürsten Metternich war das große Werk der Befestigung der bestehenden Ordnung in Deutschland durch die in Folge der Karlsbader Berathungen bekannt gemachten Bundesschlüsse zwar begonnen, aber noch keineswegs vollendet worden. Eine Einladung des österreichischen Cabinettes versammelte der zu Karlsbad getroffenen Verabredung gemäß im Spätherbste die Bevollmächtigten aller deutschen Bundesstaaten zu Wien, um die dort abgebrochenen Verhandlungen in gleichem Geiste fortzusetzen. Sonderbar genug gab die deutsche Nation, die doch durch die Karlsbader Beschlüsse hinreichend darüber

hätte belehrt seyn können, was sie von ihren Diplomaten erwarten durfte, in ihrer gewöhnlichen Gutmüthigkeit und ihrem unzerstörbaren Vertrauen zu ihren Fürsten und Regierungen bei der Kunde von der bevorstehenden Eröffnung eines neuen Ministercongresses sich den übertriebensten Hoffnungen hin. Man hatte durch dunkle Gerüchte vernommen, daß die Aufgabe des Congresses hauptsächlich die weitere Ausbildung der deutschen Bundesverfassung seyn sollte, deren Grundzüge auf dem Wiener Congresse im Jahre 1815 nur in ihren allgemeinen Umrissen angedeutet werden konnten; und so wenig Grund zu einer solchen Voraussetzung vorhanden war, so glaubte man doch die Gewißheit zu haben, daß jetzt wenigstens einige der Verheißungen der Bundesacte in Erfüllung gehen würden. Namentlich zweifelte der Handelsstand nicht im Geringsten daran, daß die vielfachen Uebel, über die er zu klagen hatte, von Grund aus geheilt werden müßten. Da nach der Bundesacte sämmtliche Bundesstaaten die volle Souverainetät besaßen, so betrachtete jeder sich selbst als ein abgeschlossenes Ganze und hielt es seiner Würde wie seinem Vortheile angemessen, sich mit Zolllinien gegen das Ausland zu umgeben, worunter die nächsten deutschen Nachbarländer eben so gut wie alle andere fremde Staaten verstanden waren. Wie sehr das Gewerbwesen in Deutschland leiden und wie sehr der Binnenhandel gelähmt werden mußte, wenn in jedem der 39 verschiedenen Bundesstaaten besondere Zölle erhoben wurden, begriff man zwar vollkommen, aber bei der allgemeinen Ueberschuldung, die eine Folge der vorausgegangenen Kriege war, konnte man den Ertrag der Zölle nicht entbehren, und man wußte nicht, wie man denselben auf andere weniger drückende Weise ersetzen sollte. Die auf der Ostermesse des J. 1819 zu Frankfurt am Main anwesenden Kaufleute richteten eine Eingabe an den Bundestag, worin sie die traurige Lage des deutschen Handels der Wahrheit gemäß schilderten, und die Mittel angaben, durch welche dem Nothstande desselben zu begegnen sey. Alles, was von der Bundesversammlung zu erlangen war, beschränkte sich darauf, daß zu den vielen Ausschüssen, welche derselbe bereits niedergesetzt hatte, um alle mögliche Dinge zu berathen, ein neuer hinzukam, dem aufgetragen wurde, die Handelsbeziehungen zwischen den verschiedenen deutschen Bundesstaaten in Erwägung zu ziehen. Von der Erfolglosigkeit dieses ersten Schrittes nicht entmuthigt, stifteten die einmal in Thätigkeit getretenen Kaufleute einen eigenen deutschen Handelsverein und ertheilten dem Professor List aus Tübingen, einem durch seine staatswirthschaftlichen Kenntnisse ausgezeichneten Manne, den Auftrag,

ihre Sache bei dem Ministercongresse zu Wien zu führen. Unglücklicher Weise stand List in dem Rufe eines unruhigen Kopfes von überspannten politischen Ansichten; seine Wahl war daher nicht die beste Empfehlung und er wurde ohne Weiteres mit der Erklärung zurückgewiesen: „der Handelsverein könne, als eine ungesetzliche und eigenmächtig zusammengetretene Verbindung, von dem Congresse weder gehört noch berücksichtigt werden." Eine ähnliche Antwort erhielt der sogenannte antipiratische Verein, der sich in den Hansestädten gebildet hatte und den Congreß mit der Bitte anging, eine eigene deutsche Nationalflagge zu schaffen, weil unter dieser allein die deutsche Schifffahrt Schutz gegen fremde Bedrückungen und Sicherheit gegen die Seeräubereien der Barbaresken finden könne. Der Congreß, dessen Sitzungen seit dem 25. November eröffnet waren, beschloß, sich ausschließlich mit jenen politischen Verhältnissen zu beschäftigen, deren Feststellung die beiden großen deutschen Mächte schon bei den Karlsbader Berathungen als eine Lebensbedingung des deutschen Bundes bezeichnet hatten. Fürst Metternich, der von neuem darauf drang, daß aus den süddeutschen Verfassungen Alles entfernt werden sollte, was seinen Ansichten von der Bedeutung einer ständischen Vertretung widersprach, wurde von dem preußischen Bevollmächtigten, Grafen Bernstorff, auch jetzt auf das Eifrigste unterstützt; dennoch wurde der Zweck, den der österreichische Staatskanzler sich vorgesetzt hatte, nur unvollkommen erreicht. Ohne den Grundsätzen im allgemeinen entgegen zu treten, welche die großen Mächte geltend machten, nahm sich doch sowohl der baierische Bevollmächtigte, Freiherr von Zentner, als der würtembergische, Graf Mandelslohe, der ständischen Vertretungen, deren Wirksamkeit auf nichts herabgesetzt werden sollte, kräftig an. Ihrem Widerspruche war es zu danken, wenn weder das ständische Recht der Steuerbewilligung noch die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen aufgehoben wurde; und wenn man sich begnügte, die Beziehungen der ständischen Verfassungen zum Bunde durch eine Reihe von Bestimmungen zu ordnen, die großentheils schon wegen ihrer Allgemeinheit der verschiedenartigsten Auslegung fähig waren und daher dem Belieben der einzelnen Regierungen den weitesten Spielraum übrig ließen. Nach weitläufigen Erörterungen kam über die wesentlichsten Punkte, die der Berathung unterworfen waren, eine Vereinigung zu Stande; am 16. Mai 1820 unterzeichneten die versammelten Bevollmächtigten das wichtige Actenstück, welches unter dem Namen der Wiener Schlußacte bekannt ist, und dem durch einen Beschluß des Bundestages vom 8.

Juni desselben Jahres, als einem der Grundgesetze des deutschen Bundes, gleiche Kraft mit der Bundesacte verliehen wurde.

Verändert wurde in dem öffentlichen Rechtszustande Deutschlands, wie derselbe seit den Karlsbader Beschlüssen sich ausgebildet hatte, durch die Wiener Schlußacte wenig; von hoher Bedeutung blieb es jedoch immer, daß ein politisches System von Seiten des deutschen Bundes die Weihe öffentlicher amtlicher Anerkennung erhielt, welches, wenn es auch nicht alle politische Entwicklung hemmte, dieselbe doch in ungleich engere Bahnen zurückdrängte, als sie nach der jugendlichen Erfrischung der Befreiungskriege thatsächlich bereits eingeschlagen hatte. In dem 57. Artikel der Schlußacte hieß es: „Da der deutsche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus souverainen Fürsten besteht, so muß dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zu Folge die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereint bleiben, und der Souverain kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden." Bei folgerechter Anwendung dieses Grundsatzes wäre es unvermeidlich gewesen, den Ständen das unbedingte Recht der Steuerbewilligung zu entziehen, welches denselben durch die meisten Verfassungen zugestanden war, da eine Volksvertretung, von der es abhängt, die zur Führung der Statsverwaltung erforderlichen Steuern zu bewilligen oder zu verweigern, natürlich immer auch die Macht hat, den Gang der Verwaltung im allgemeinen zu bestimmen, also nicht bloß bei der Ausübung einzelner Regierungsrechte mitzuwirken. Man überließ es indessen der Zukunft, diesen nur dem Auge des schärfer Blickenden nicht verborgenen Widerspruch auszugleichen, wozu man sich um so unbedenklicher verstehen konnte, da dem Bundestage das ausschließende Recht vorbehalten war, die Grundgesetze des Bundes auszulegen, und da zum Ueberflusse die Wiener Schlußacte in ihrem 58. Artikel ausdrücklich festsetzte, daß „die im Bunde vereinigten souverainen Fürsten durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden dürften."

Drittes Hauptstück.

Die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel.

Während die deutschen Minister zu Wien mitten in ihren Berathungen begriffen waren, gingen zwei Nachrichten ein, beide gleich sehr geeignet, in den höheren Kreisen der Gesellschaft den beunruhigendsten und erschütterndsten Eindruck hervorzubringen und auf den Gang der Verhandlungen einen bestimmenden Einfluß zu üben. Die erste dieser Nachrichten war die Kunde von der Ermordung des Herzogs von Berri, die als eine Folge der unverständigen Zugeständnisse der französischen Regierung an die Revolution und des dadurch um so höher gesteigerten Uebermuthes der revolutionairen Partei dargestellt wurde; die andere war die in ihren weitreichenden Folgen noch viel bedeutendere Kunde von dem Ausbruche der Revolution in Spanien, die, wenn auch aus den natürlichsten Ursachen leicht zu erklären, doch einen neuen Beweis für die verderbliche Wirksamkeit des von allen Gemüthern eingesaugten und auf allen Punkten thätigen Giftes der revolutionairen Grundsätze und Lehren bot.

Spanien, das Land, welches in dem Kampfe gegen die französische Gewaltherrschaft vor allen anderen europäischen Nationen die unbezwinglichste Ausdauer bewährt, hatte für seine vielfachen Anstrengungen unter allen den schlechtesten Dank davon getragen. Nach seinen Niederlagen in Deutschland, als Napoleon fühlte, daß er den vereinten Kräften von ganz Europa nicht gewachsen war und daß die Macht ihm völlig zu entschlüpfen drohte, wenn er sie in allzu weitem Umfange fest halten wollte, machte er den Versuch, bei dem von allen Seiten gegen ihn einbrechenden Sturme sich wenigstens den Rücken zu decken, indem er mit seinem Gefangenen, dem schwachen Könige Ferdinand VII. von Spanien, am 11. December 1813 zu Valençay einen Vertrag schloß, durch welchen er diesem die Freiheit und die Wiedereinsetzung in sein Reich zusicherte, wogegen derselbe immerwährenden Frieden und beständige Freundschaft mit Frankreich zu unterhalten versprach. Die Cortes, in stolzem Selbstvertrauen, verwarfen den Vertrag und erklärten durch ihren Beschluß vom 2. Februar 1814, daß König Ferdinand, sofern er vor dem allgemeinen Frieden zurückkehren sollte,

nicht eher als wirklich frei zu betrachten wäre und nicht eher zu der Ausübung von Regierungsrechten befugt seyn könnte, als bis er die während seiner Gefangenschaft verkündete Constitution beschworen hätte. Schon dieses Verfahren mußte einen Fürsten von dem schwankenden und haltunglosen, aber im höchsten Grade reizbaren Charakter Ferdinands VII., der überdies von frühester Jugend auf in den Vorstellungen unbeschränkter Königsgewalt erzogen war, mit den bittersten Gefühlen erfüllen. Sein Bevollmächtigter, der Herzog von San Carlos, ein engherziger Höfling, dem jede freie Bewegung verhaßt war, trug bei der Rückkehr von seiner verfehlten Sendung das Seinige dazu bei, diese Mißstimmung zu vermehren; und als Ferdinand VII. im März 1814, seiner Haft entlassen, die spanische Grenze betrat, war er fest entschlossen, das neue Grundgesetz des Reiches, welches ihm als ein Act frevelhafter Auflehnung erschien, umzustoßen und sich von den Rathgebern zu befreien, die man ihm wider seinen Willen aufdrängen wollte. Er durchzog, ohne seinen Vorsatz durch ein Wort oder eine Gebehrde zu verrathen, Catalonien und Aragonien, wo der Verfassung ergebene Generale befehligten; erst zu Valencia, wo der durch seinen blinden Fanatismus und seine knechtische Gesinnung bekannte Elio den Befehl führte, wagte er es, die Maske fallen zu lassen. Hier bildeten bald glaubenswüthige Pfaffen, welche die Constitution für ein Werk des Teufels erklärten, weil durch sie die heilige Inquisition aufgehoben war, und knechtisch gesinnte Höflinge, die an dem Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes entweder gar keinen oder einen sehr untergeordneten Antheil genommen, seine ausschließende Umgebung. An einem Hoftage wurde ihm eine Denkschrift überreicht, welche die Constitution als eine Quelle des Unglückes für das Land schilderte, das nur nach seinen alten Gesetzen regiert zu werden verlange, und zugleich förmliche Verwahrung gegen alle von den Cortes ausgegangene Schritte und Maßregeln einlegte, da dieselben durchaus gesetzwidrig und das Werk einer geringen verbrecherischen Partei wären, die sich durch den Schrecken der Gewalt bemächtigt habe. Neunundsechzig Mitglieder der Cortes, eine schwache Minderheit aus einer Zahl von 203, hatten diese Denkschrift unterzeichnet, von deren Anfangsworten sie später den Spottnamen der „Perser“ erhielten. Unmittelbar nach der Ueberreichung des schmachvollen Actenstückes erschien General Elio und stellte dem Könige das unter seinen Befehlen stehende Heer zu freier Verfügung. Die Anführer mehrerer Truppenabtheilungen, von Elio verführt, umfaßten die Knie des Fürsten und schwuren ihm unverbrüchliche Treue und unbedingten

Gehorsam. Jetzt glaubte Ferdinand VII. keine Rücksicht mehr nehmen zu dürfen, und am 4. Mai 1814 erließ er eine Bekanntmachung, welche in einer geschichtlichen Uebersicht der Ereignisse seit dem J. 1808 sich weitläufig über die Gefühle und natürlichen Gesinnungen des Königs verbreitete, die Anstrengungen nicht vergaß, durch welche das treue spanische Volk sich der fremden Unterdrückung erwehrt, dabei aber die Cortes beschuldigte, daß sie sich auf die widerrechtlichste Weise einer ihnen nicht zukommenden Macht angemaßt und dem Lande eine Verfassung gegeben hätten, die weder dessen Wünschen noch Bedürfnissen entspreche, die Grundlagen des Königthumes umstürze und nichts als ein der französischen Revolution abgeborgtes Machwerk sey, dessen Annahme nur durch offene Gewalt erzwungen worden wäre. König Ferdinand versicherte, daß er den Despotismus verabscheue, den jedoch nur die revolutionairen Neuerer mit dem Königthume verwechseln könnten. Er versprach, um den Mißbräuchen zu steuern, die sich in die wohlbewährten alten Einrichtungen des Landes eingeschlichen haben möchten, die alten Stände einzuberufen, und mit ihnen Alles, was dem Wohle des Reiches förderlich sey, fest und gesetzlich zu ordnen. Die persönliche Freiheit und Sicherheit sollte durch Gesetze verbürgt werden, welche zugleich die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten und den Genuß einer weisen Freiheit gewähren würden. Allen Spaniern sollte das Recht der freien Gedankenmittheilung durch die Presse zustehen, ohne andere Schranken als jene, welche die gesunde Vernunft vorschreibe, damit die Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarte. Um jeden Verdacht einer Verschleuderung der öffentlichen Gelder abzuschneiden, sollten die Ausgaben für den Hofhalt von jenen der Staatsverwaltung ausgeschieden werden. Auf diese kostbaren Verheißungen folgte der eigentliche Kern des Manifestes. Die zu Madrid versammelten Cortes wurden aufgelöst, die mit Strömen von Blut erkaufte Constitution wurde aufgehoben und ein Jeder des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Todes schuldig erklärt, der durch Rede oder That sich der Vollziehung dieser Verordnung widersetze.

Da das Ansehen der Cortes in dem größten Theile von Spanien noch anerkannt war und das wohlgerüstete Heer des Generals Villacampa unter den Mauern der Hauptstadt zu ihrer Verfügung stand, so würde es ihnen an den Mitteln nicht gefehlt haben, ihren Beschluß vom 2. Februar und damit den rechtmäßigen Zustand der Dinge in Kraft zu erhalten. Aber während die Einen sich in ein falsches Gefühl der Sicherheit einwiegten, wollten die Anderen den Ruhm ihrer

Treue nicht durch gewaltsame Erhebung gegen das Oberhaupt des Staates entweihen. Deshalb begnügte man sich, den König durch ein ehrfurchtvolles Schreiben um Zerstreuung der allgemein verbreiteten beunruhigenden Gerüchte und um Beschleunigung seiner Ankunft in der Hauptstadt zu bitten und ihm den Präsidenten der Regentschaft, den Erzbischof von Toledo, Cardinal Bourbon, entgegen zu schicken, um durch dessen Vorstellungen seinen harten Sinn zu milderen Entschlüssen zu lenken. König Ferdinand ließ den Cardinal nicht vor sich, sondern brach, von Elio's Schaaren geleitet, in finsterm Schweigen gegen Madrid auf. Unter Weges wurde er überall von dem ungemessenen Jubel des leicht beweglichen Volkes begrüßt, dem jetzt erst der siegreiche Kampf gegen den Feind völlig beendigt schien. Die Abgeordneten der Cortes, die dem Könige entgegen kamen, wurden zurückgewiesen; und schon erhob der Pöbel, von wüthenden Mönchen aufgereizt, den wahnsinnigen Ruf: „Tod den Liberalen!“ der seitdem in dem unglücklichen Spanien so oft das Zeichen zu den entsetzlichsten Greueln geworden ist. Am 11. Mai hielt der Vortrab des königlichen Heeres unter dem blutdürstigen Eguia seinen Einzug in Madrid; in derselben Nacht wurden die Mitglieder der Regentschaft, der gelehrte Don Pedro Agar und der edle Ciscar, General Villacampa, sämmtliche Minister und die Häupter des Nationalcongresses in ihren Wohnungen verhaftet und, gleich gemeinen Verbrechern, in den Kerker geworfen. Inzwischen war Ferdinand VII. zu Aranjuez angelangt und hier, in einem Orte, welcher der Gunst des Hofes sein Daseyn verdankte, erreichte die Begeisterung für den geliebten Fürsten ihren Gipfel; die Pferde wurden von dem Wagen des Königs abgespannt und das Volk zog denselben sieben Meilen weit bis in die Hauptstadt, wo der Empfang von Seiten der niederen Stände kaum geringere Ueberspannung bethätigte. Der König mußte dadurch in der Meinung bestärkt werden, daß er nur den Wünschen der Nation entgegenkomme, wenn er alle Anordnungen umstoße, welche die Cortes während seiner Abwesenheit getroffen. Schon von Valencia aus hatte er, ungeachtet der Versprechungen seines Manifestes vom 4. Mai, die Preßfreiheit aufgehoben; jetzt wurde eine Censur eingeführt, die ungleich strenger war, als jede früher vorhandene. Eine der ersten Verordnungen, die in der Hofzeitung erschienen, stellte die Mönchsorden wieder her, die von den Cortes aufgehoben waren. Darauf folgte das strengste Verbot gegen alle geheime Gesellschaften, besonders aber gegen die ruchlosen Freimaurer, die als eine Rotte zum Umsturze des Thrones und

des Altares verschworener Bösewichter dargestellt wurden. Nach diesen Vorbereitungen wurde das furchtbare Glaubensgericht der Inquisition, unter besonderer Genehmigung des römischen Stuhles, in den ganzen Umfang seiner alten Grauen erweckenden Befugnisse wieder eingesetzt. Der neue Großinquisitor, Don Francisco Mir Campillo, Bischof von Almeria, war mit rastlosem Eifer bemüht, das gottgefällige Werk zu vollenden. Bald waren in ganz Spanien die fanatischen Banden der heiligen Hermandad wieder geordnet, und die unterirdischen Kerker wie die Marterkammern des Glaubensgerichtes mit Ketzern und Verächtern der heiligen Religion gefüllt. Mit der religiösen Inquisition Hand in Hand ging die politische, die der neue Minister der Justiz und der Gnaden, Don Pedro Macannaz, einrichtete. Am 30. Mai wurde ein königliches Decret bekannt gemacht, welches alle Josefinos oder alle Spanier, welche für die Franzosen Partei ergriffen und Anstellungen von dem napoleonischen Könige Josef angenommen hatten, bei Todesstrafe aus dem Vaterlande verwies. Mehr als 10,000 Unglückliche, von denen freilich die Mehrzahl bei dem Abzuge der französischen Heere ihnen gefolgt war, traf dieses Schicksal. Noch schlimmer als gegen die Anhänger der Franzosen, da diese sich wenigstens dem Aergsten durch die Flucht entzogen, wurde gegen die Anhänger der Cortes gewüthet. Die edelsten Männer Spaniens — der tapfere Greis O'Donoju, der kühne Calvo de Rosas, der neben Palafox den vorzüglichsten Antheil an der heldenmüthigen Vertheidigung von Saragossa hatte, General Alava, der Adjutant und Freund des Herzogs von Wellington, der berühmte Augustin Arguelles, von seinen Bewunderern der Göttliche genannt, der beredte Calatrava, der gemäßigte Martinez de la Rosa, die Dichter Quintana und Galego, der Marquis von Alcanizes, der Graf Cinera und viele andere weniger allgemein bekannte Namen schmachteten in den Verließen der Inquisition, auf den Galeeren oder in den glühenden Kerkern der africanischen Presidios. Die geheime Polizei verrichtete so gute Arbeit, daß in den Provinzen, wie in der Hauptstadt kein freies Wort straflos gesprochen wurde; binnen Jahresfrist sollen nicht weniger als 50,000 Personen wegen politischer Meinungen verhaftet worden seyn. Die Käufer von Nationalgütern mußten diese nicht allein wieder herausgeben, sondern sie wurden außerdem mit mehr oder weniger schweren Strafen belegt; so mußte der reiche Don Alvaro Benito eine Geldbuße von 50,000 Piastern entrichten. Die Verwaltung wurde ganz wieder auf den alten Fuß eingerichtet, wie dieselbe vor dem Ausbruche des Befreiungkampfes be-

standen. Alle von den Cortes Angestellte, bis zum letzten Alcaden und Corregidor hinab, wenn ihre Gesinnungen nicht ganz untadelhaft erschienen, wurden abgesetzt. In dem Heere führte der Kriegsminister Eguia bei den Bewerbungen um Officierstellen die früher übliche Adelsprobe wieder ein; die Guerillas, die mehr als die regelmäßigen Truppen zur Befreiung des Vaterlandes beigetragen, wurden aufgelöst, und die tapfern Leute, die über dem Handwerke der Waffen jedes andere vergessen, dem Elende Preis gegeben. Dabei fielen die Finanzen mitten im Frieden, wo möglich in eine ärgere Zerrüttung, als während des verheerendsten Volkskrieges; der Werth der Staatsschuldscheine sank von Stufe zu Stufe, und alle öffentliche Cassen waren so erschöpft, daß weder die Beamten ihre Besoldungen noch die Truppen ihre Löhnung erhielten. Dennoch kannte der Uebermuth der spanischen Regierung keine Grenzen; auf dem Wiener Congresse führte der Bevollmächtigte Spaniens eine Sprache, wie sie dem Minister des mächtigsten Staates nicht geziemt hätte. Der Rath, die abgefallenen americanischen Colonien durch Nachgiebigkeit gegen ihre Forderungen zu versöhnen, wurde mit Unwillen zurückgewiesen; auch scheute man die ungeheuersten Opfer nicht, um die bereits halb verlorenen überseeischen Besitzungen mit Waffengewalt wieder zu gewinnen. Durch eine gezwungene Anleihe wurden die Geldsummen zusammengebracht, die zu der Ausrüstung einer großen Expedition erforderlich waren; und am 16. Februar 1815 ging ein Geschwader von sechs bewaffneten Fahrzeugen und 51 Transportschiffen mit 10,000 Mann Landungstruppen unter dem Befehle des Generals Morillo von Cadiz nach dem spanischen Südamerica unter Segel.

Die traurige Lage, in welche die Mißverwaltung Ferdinands VII. Spanien stürzte, mußte in allen edleren durch die Gewohnheit knechtischer Unterwerfung nicht entnervten Gemüthern den Wunsch, in kühneren Seelen den Entschluß erwecken, den Leiden des Vaterlandes durch jedes Mittel, und wenn es kein anderes gab, durch gewaltsame Erhebung ein Ziel zu setzen. Schon im Spätjahre 1814 hatte man es versucht, das Heer, welches zur Einschiffung nach Südamerica bei Cadiz zusammengezogen wurde, zu diesem Zwecke zu bearbeiten. Selbst der Oberbefehlshaber Morillo war in dem Geheimnisse, verließ aber bald die Sache, deren Gelingen ihm nicht sicher genug schien, und vereitelte durch seine Sinnesänderung den Plan. Der Admiral Villavicencio, ein dem Hofe unbedingt ergebener Mann, wurde mit unbeschränkten Vollmachten nach Cadiz geschickt, wo er bei seiner Ankunft

das Kriegsgesetz verkündete und eine militairische Commission niedersetzte, um Jeden zu richten, der sich die geringste strafbare Aeußerung erlauben würde. Dennoch kam die Bewegung zum Ausbruche. Die Verschwornen glaubten bei der Schwäche der Besatzung sich der Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen, hatten dabei aber den Irrthum begangen, auf die Mitwirkung des niederen Volkes zu rechnen, welches inzwischen durch den Einfluß der Geistlichkeit für die entgegengesetzte Partei gewonnen war und, statt ihnen zu helfen, mit der äußersten Wuth über sie herfiel. Nach kurzem Kampfe überwältigt, verfielen sie der ganzen Strenge des Blutgerichtes, das gegen die Theilnehmer an dem Aufstande keine Schonung kannte. Durch dieses Beispiel nicht entmuthigt, erhob bald darauf in Navarra der durch seine Thaten im Befreiungskampfe berühmte Guerillero Francisco Espoz y Mina, der von Ferdinand VII. seiner Stelle als Militaircommandant der Provinz beraubt war, die Fahne des Aufruhrs. Er machte den Anschlag, sich der Festung Pamplona durch Ueberfall zu bemächtigen, wurde aber von den Soldaten, die anfangs dem Rufe ihres alten Führers gefolgt waren, verlassen, und mußte sich mit seinem Neffen, dem an Geist und Kühnheit ihm weit überlegenen Xavier Mina durch die Flucht nach Frankreich retten. Unter den ihrer politischen Meinungen wegen Verhafteten war einer der bedeutendsten der General Don Juan Diaz Porlier, vom Volke als Guerillaführer im Unabhängigkeitskampfe el Marquesito genannt. Im Sommer 1815 erhielt er seiner Kränklichkeit wegen eine Erleichterung seiner Haft, die er dazu benutzte, Verbindungen mit den Officieren der Besatzung von Coruna anzuknüpfen, wo er gefangen saß. Am Abende des 18. Septembers versammelte er die Officiere und Sergeanten des Bataillons Lugo, auf das er sich am meisten verlassen konnte, kündigte ihnen an, daß zu dieser Stunde in ganz Spanien eine Bewegung ausgebrochen sey, um die Constitution wieder herzustellen, und daß er vom Kriegsminister Ballesteros den geheimen Auftrag erhalten habe, in Galicien den Befehl zu übernehmen. Niemand hatte dagegen das Geringste zu erinnern; Porlier ließ sogleich den Generalcapitain der Provinz, den Commandanten des Platzes und einige andere höhere Officiere, von denen er Widerstand befürchten mußte, verhaften, und am andern Morgen war er Herr der Feste Coruna, wo er die früheren constitutionellen Behörden wieder einsetzte und von wo er allen in Galicien vertheilten Truppen durch vertraute Boten den Befehl zugehen ließ, sich ungesäumt in Marsch zu setzen, um sich mit ihm zu vereinigen. Bei den meisten fand er bereit-

willige Folge; nur die zu Sant Jago liegenden Bataillone wurden von ihren Befehlshabern zurückgehalten. Porlier, davon unterrichtet, bildete eine Colonne von 800 Mann, mit der er am 21. September gegen Sant Jago aufbrach. Er kam nur bis Ordenes, nicht weit über die Hälfte des Weges hinaus. Die Unterofficiere der Colonne erfuhren hier, daß sie sich gegen königlich gesinnte Truppen schlagen sollten, und erkannten erst jetzt, daß man sie zu einer Auflehnung gegen die königliche Gewalt verleiten wollte. Ein Marinesergeant, Namens Chacon, verabredete sich mit seinen Cameraden, Porlier und die Officiere, denen sie als Empörern keinen Gehorsam mehr schuldig wären, zu verhaften. In der Nacht darauf kam der Anschlag zur Ausführung; die im Schlafe Ueberraschten wurden mit leichter Mühe übermannt; und mit ihrer Verhaftung war das ganze verwegene Unternehmen zu Ende. Der tapfere Porlier wurde am 3. October durch den Strang zum Tode gebracht; die nach ihm am meisten bloßgestellten Anführer hatten Zeit gehabt, zu entfliehen; aber mehr als 200 weniger Betheiligte büßten durch vieljähriges Gefängniß für ihre unbesonnene Freiheitsliebe. Ganz vergebens war Porlier doch nicht gestorben. Ferdinand VII., durch die nahe Gefahr geschreckt, kam einigermaßen zur Besinnung und entließ die Räthe, denen er bisher sein volles Vertrauen geschenkt und die ihn zu immer neuen Gewaltthaten drängten: seinen alten Lehrer, den Staatsrath Escoiquiz, den Domherrn Ostolazza, den Günstling Calomarde und sämmtliche Minister. In dem Geiste der Regierung wurde dadurch nichts verändert, doch wollte man bemerken, daß die Härte der Verfolgungen wenigstens in etwas nachgelassen habe. Von menschlicher Milde war deshalb aber keine Rede. Bei einer der zahlreichen Veränderungen des Ministeriums, die an der Tagesordnung waren, wurde der fromme Bischof von Mechoacan, Abady Queypo, zum Minister der Gerechtigkeit und der Gnaden ernannt. Zum Staunen des Königs erklärte der würdige Mann, daß er nur dann die ihm angetragene Stelle annehmen könne, wenn eine allgemeine Amnestie erlassen und die Zurückberufung aller politischen Flüchtlinge und Verbannten beschlossen würde. Der Hof sah in einem solchen Ansinnen ein Zeichen der Geistesverwirrung; die Inquisition urtheilte strenger und zog den tadellosen Prälaten, als der Ketzerei verdächtig, vor ihr furchtbares Gericht. Der Bischof vertheidigte sich aber mit so männlichem Muthe, indem er mit einem Aufstande aller Bischöfe Spaniens und mit der Ahndung des römischen

Stuhles drohte, daß man ihn mit keiner Strafe zu belegen wagte, sondern frei aus dem Kerker gehen ließ.

Ungeachtet des unermüdlichen Eifers, mit dem fortwährend allen geheimen Gesellschaften nachgespürt wurde, breiteten diese, von denen vaterlandliebende Männer allein noch Rettung erwarteten, sich von dem einen Ende Spaniens zum andern aus. Die einflußreichsten Großen und die ausgezeichnetsten Feldherren waren unter den Mitgliedern. Zu Granada führte der Generalgouverneur Graf Montijo den Vorsitz in dem geheimen Ausschusse, bis er verhaftet wurde, um in den Kerkern der Inquisition sein Verbrechen zu büßen. Zu Madrid, wo der Generallieutenant Lascy die Arbeiten der Verschwornen leitete, wurde der bei Hofe im größten Vertrauen stehende General Heinrich O'Donnell, Graf von Abisbal, eingeweiht. Catalonien, wo ein großer Theil der Truppen gewonnen war, sollte das Zeichen zum allgemeinen Ausbruche geben. Dahin ging Lascy, unter dem Vorwande, die Bäder von Caldeta bei Barcelona zu gebrauchen. Schon war der Tag bestimmt, an dem der große Schlag geführt werden sollte, als zwei Officiere, die den Bund mit beschworen, die ganze Sache verriethen. Der General Castanos, der Held von Baylen, ergriff, schnell entschlossen, die kräftigsten Maßregeln. Der Brigadier Llauder wurde mit einer Abtheilung der zuverlässigsten Truppen ausgesandt, um sich der Häupter der Verschwörung, unter denen neben Lascy der General Milans das bedeutendste war, zu bemächtigen. Milans, wie mehreren anderen Verschworenen, gelang es mit genauer Noth, zu entkommen; aber der unglückliche Lascy, durch die Gicht festgehalten, wurde in seinem Zufluchtsorte von wüthenden Bauern entdeckt und gefangen. Nachdem er längere Zeit zu Barcelona in engem Gewahrsam gehalten worden, wurde er, weil man hier das gegen ihn gefällte Todesurtheil bei der bedenklichen Stimmung der Bevölkerung nicht zu vollziehen wagte, nach Mallorca eingeschifft und unmittelbar nach seiner Landung, am 4. Juli 1817, erschossen. Lascy's blutiger Ausgang erfüllte ganz Spanien mit Schrecken und Bestürzung, da sein Name unter den Heerführern des Befreiungskampfes einer der am meisten gefeierten war. Die Thätigkeit der geheimen Vereine wurde auf lange Zeit gelähmt; und wenn auch der Arm des Henkers nie ganz ohne Beschäftigung blieb, so trat doch im Verhältnisse zu der früheren rastlosen Aufregung eine gewisse Ruhe ein. Die Stille, die in dem unglücklichen Lande herrschte, war aber die Stille des Grabes, und der Verfall, der in allen Zweigen der Verwaltung eingerissen war, wurde dadurch nur in

einer noch abschreckenderen Gestalt sichtbar. Der Handel, das Gewerbwesen und der Ackerbau lagen gleich sehr darnieder. Räuberbanden, die sich selbst den Namen von Parteigängern gaben und die Herstellung der Constitution zum Vorwande ihrer Plünderungen nahmen, durchzogen alle Provinzen und streiften bis vor die Thore der Hauptstadt. Kaper, von den empörten Colonien oder in ihrem Namen von Engländern und Nordamericanern ausgerüstet, umschwärmten die Küsten und nahmen im Angesichte des Hafens von Cadiz die Handelsfahrzeuge weg, die aus den noch treu gebliebenen überseeischen Besitzungen kamen. Dennoch bot die Regierung ihre letzte Kraft auf, um den Vertilgungskrieg fortzusetzen, den sie gegen die Bevölkerungen von Peru und Chile, Venezuela, Caraccas und Neugranada führte. Im südlichen Andalusien wurde ein neues Heer zusammengezogen, welches zur Einschiffung nach Südamerica bestimmt war. Graf Abisbal, Lascy's Freund, der durch kluge Vorsicht bisher jeden Verdacht von sich entfernt zu halten gewußt hatte, war der Befehlshaber. Unter ihm commandirten die Generale Sarsfield und Santa Cruz-Morgeon, von denen der erste gleich ihm und der Mehrzahl der Officiere dem Geheimbunde beigetreten war, der die Herstellung verfassungsmäßiger Freiheit zu seinem Zwecke hatte. In ganz Spanien erhoben jetzt die Verbündeten, die durch das traurige Schicksal Porliers und Lascy's bereits jede Hoffnung verloren hatten, ihr Haupt von neuem und schickten sich an, die Bewegung zu unterstützen, zu der sie jede Stunde das Zeichen erwarteten. Die Unglücklichen ahnten nicht, wie bittere Enttäuschungen und Prüfungen ihnen noch bevorstanden. In Valencia, wo der finstere Elio fortwährend den Befehl hatte, war unter den Augen des Wüthrichs ein revolutionairer Klubb gebildet worden, in dem der Obrist Vidal den Vorsitz führte. Ein Verräther unterrichtete Elio von Allem, was in dem Klubb vorging, und in der Nacht vom 2. Januar 1819 überfiel der Generalcapitain mit seinen Wachen den Versammlungsort der Verschwornen. Vidal, der sich widersetzte, wurde niedergestoßen, die übrigen, 13 an der Zahl, wurden ohne Gegenwehr verhaftet. Wenige Wochen darauf endete Vidal, der sich von seinen Wunden wieder erholt hatte, durch den Strang; seine Genossen wurden als Verräther von hinten erschossen. Wie weit die Verschwörung verbreitet war, vermochte Elio nicht zu ermitteln. Um so furchtbarer wüthete sein Argwohn; über 100 Personen sollen durch ihn auf die Folter gebracht worden seyn, von denen mehrere unter den grausamsten Qualen ihren Geist aufgaben, ohne daß einem ein Geständniß zu ent-

locken gewesen wäre. Inzwischen erfuhr Graf Abisbal, daß der Hof zu Madrid gegen ihn Verdacht zu schöpfen anfange; eine Besprechung mit Sarsfield überzeugte ihn, daß das Unternehmen, in das sie sich eingelassen, ihre Kräfte übersteige; und beide kamen überein, dasselbe aufzugeben und durch die Unterdrückung der Verschwörung, die sie selbst geleitet, den Verdacht von sich abzulenken und sich bei dem Könige wieder in Gunst und Gnade zu setzen. Am 8. Juli mit Tagesanbruch ließ General Sarsfield die in dem Puerto de Santa Maria, Cadiz gegenüber, liegenden Bataillone ausrücken. In der Ebene von Palmar befahl er, Halt zu machen und den Ruf: „Es lebe der König!" zu erheben, der ohne Weigerung auf der ganzen Linie wiederholt wurde. In diesem Augenblicke erschien Abisbal und ertheilte den Befehl, sämmtliche Officiere, die in den Empörungsplan verwickelt waren, zu verhaften. Fünf Obristen, Sebastian Velasquez, Antonio Rotten, Felipe de Arco-Aguero, Demetrio O'Daly und Antonio Quiroga, so wie 118 untergeordneten Officieren wurden die Degen abgenommen. Doch begnügte man sich, die Gefangenen in leidlicher Haft zu halten; man ließ ihnen absichtlich Zeit, die Papiere, die gegen sie zeugen konnten, zu vernichten, und Mehrere der am meisten Betheiligten, wie der später so berühmt gewordene Obristlieutenant Rafael Riego, gingen sogar völlig frei davon. Abisbal sowohl als Sarsfield hatten sich jedoch sehr verrechnet, wenn sie für ihr zweideutiges Benehmen bei Ferdinand VII. großen Dank zu finden hofften. Beide wurden von dem Commando entfernt, und ein zuverlässigerer Führer, der alte General Calleja, Graf von Calderon, erhielt den Oberbefehl über das Expeditionscorps.

Die Einschiffung verzögerte sich inzwischen von Monat zu Monat. Die Verschworenen kamen von ihrer Betäubung zurück und beschlossen, ihren Plan auch ohne die Mitwirkung irgend eines der bedeutenden Namen, auf die sie anfangs ihre Hoffnung gesetzt, auszuführen. Am 1. Januar 1820 ließ Riego dem Bataillon Asturien, welches er befehligte, in der Kirche von las Cabezas de San Juan nach der Messe durch seinen Adjutanten die Constitution von 1812 vorlesen und forderte die Soldaten auf, dem Grundgesetze des Reiches den in demselben vorgeschriebenen Eid der Treue zu schwören. Unter lautem Jubel leistete die Truppe Folge; unmittelbar darauf brach er nach dem Hauptquartiere Arcos de la Frontera auf, wo er den Obergeneral Calderon mit dessen gesammtem Generalstabe gefangen nahm. Durch die Bataillone Sevilla, Aragon, Espana und Coruna, die sich ihm anschlossen, verstärkt, wandte er sich nach der Isla de Leon, der durch eine Landzunge

image
not
available

image
not
available



mit der Stadt Cadiz verbundenen Insel, auf der gleichfalls mehrere Bataillone des zur Einschiffung bestimmten Heeres lagen. Alle diese Truppen erklärten sich sogleich für die Constitution. Obrist Quiroga, der nebst seinen Genossen Aguero und O'Daly aus dem Kerker befreit wurde, übernahm als der älteste Stabsofficier den Befehl und rückte an der Spitze des bereits auf 10,000 Mann angewachsenen Corps vor Cadiz, um sich dieses wichtigen Platzes zu bemächtigen. An der Cortadura, dem Durchstich der Landenge, fanden die empörten Truppen einen Widerstand, auf den sie nicht gerechnet hatten. Gezwungen, ihre Absicht aufzugeben, begnügten sie sich damit, die befestigten Punkte San Pedro und la Caracca mit dem Marinearsenal zu besetzen und ihre Stellung auf der Isla de Leon zu befestigen, um gegen jeden möglichen Angriff gesichert zu seyn. Quiroga erließ hierauf im Namen des Heeres eine Reihe von Proclamationen, welche in begeisterter Rede die Ursachen darlegten, von denen die Bewegung veranlaßt war, und die spanische Nation zur Nachahmung des ihr gegebenen Beispieles aufforderten. In einer Adresse, die Quiroga an den König richtete, sagte er: „Auf der Stufe der Aufklärung, die Europa in unseren Tagen erreicht hat, ist es unmöglich, die Völker als das bloße Eigenthum der Fürsten zu behandeln. Die Fürsten gehören den Völkern an. Dies ist eine Wahrheit, die von Niemand länger in Zweifel gezogen wird. Wenn die Regierungen andere Ansichten heucheln, so ist dies die Sprache des Betruges und der Verstellung, aber nicht der Unwissenheit oder des Irrthumes. Der Wunsch und das Verlangen des Heeres ist, daß eine solche Sprache in Zukunft nicht wieder gehört werde. Denselben Wunsch theilt die ganze Nation; nur die Gewohnheit der Knechtschaft und die Eingebungen der Furcht haben bisher ihren Unwillen gezügelt. Sie wird diesen Damm, den die Gewalt ihr entgegensetzt, durchbrechen, sobald sie hört, daß die Tapfern des Heeres ihn bereits durchbrochen haben." Die Wirkung, welche die Häupter des Aufstandes von ihren nach allen Seiten ausgestreuten Proclamationen erwarteten, blieb aus, weil die gebildeten Stände, unter denen allerdings die constitutionellen Ansichten vorherrschten, durch den ungünstigen Erfolg der vorausgegangenen Empörungsversuche zu sehr eingeschüchtert waren, um sich bloß zu stellen, so lange das Gelingen noch nichts weniger als gewiß war. Der Hof zu Madrid hatte auf die erste Nachricht von dem Ausbruche der Isla de Leon einem seiner bewährtesten Heerführer, dem General Don Manuel Freyre zu Sevilla den Auftrag ertheilt, alle treu gebliebene Truppen in Andalusien zusammenzuziehen

und die Empörung mit der äußersten Strenge zu unterdrücken. Ein Versuch, Cadiz für die constitutionelle Sache zu gewinnen, den der Obrist Sant Jago de Rotaldo mit einem Theile der Besatzung machte, mißlang; und von allen Seiten rückten Truppen gegen die Isla de Leon vor, die bald von jeder Verbindung mit dem festen Lande abgeschnitten war. In dieser schwierigen Lage entschloß sich Riego, mit einer Heeresabtheilung von 1500 Mann einen Streifzug in das Innere zu unternehmen, um die Bevölkerungen aufzuregen und die Truppen, die man für schwankend hielt, zum Abfalle zu vermögen. Er gelangte ohne Hinderniß bis nach Algesiras, wo er mit großen Freudenbezeigungen empfangen wurde und die Constitution ausrufen ließ, aber weder, wie er gehofft hatte, sich eine Verbindung mit Gibraltar zu eröffnen vermochte, da der englische Gouverneur die Constitutionellen als Aufrührer behandelte, noch bei den benachbarten Bevölkerungen eine seinen Zwecken günstige Stimmung fand. Er wollte deshalb nach der Isla de Leon zurückkehren, erfuhr aber, daß es dazu zu spät war, da überlegene Streitkräfte bereits alle Zugänge besetzt hatten. Er faßte deshalb den verzweifelten Entschluß, seinen Marsch auf jede Gefahr fortzusetzen. Er zog sich längs der Küste nach Malaga, wo er die schwache Besatzung vertrieb und sich festzusetzen suchte, indem er das Volk zu den Waffen rief. Niemand folgte seiner Aufforderung, und der königlich gesinnte General Josef O'Donnell, ein Bruder des Grafen de l'Abisbal, rückte mit überlegener Macht gegen ihn an. Riego erwartete ihn festen Fußes, schlug seinen Angriff zurück, verließ aber anderen Tages die Stadt, die er bei der Theilnahmlosigkeit der Einwohner auf die Dauer nicht halten konnte, und wandte sich nach den Gebirgen im Norden, wo es ihm wenigstens leichter werden mußte, sich den Nachstellungen des Feindes zu entziehen. Auf dem Marsche verlor er eine Menge Leute durch Desertion; dennoch griff er die Vorhut O'Donnells, die er vor Ronda aufgestellt fand, unverzagt an. Zurückgeworfen stieg er bei Moron in die Ebene hinab, weil ihm die Hoffnung gemacht war, daß die Truppen, die in derselben zerstreut lagen, zu ihm übergehen würden. In der That schloß sich ihm ein Hauptmann mit 200 Dragonern an, aber schon war O'Donnell ihm auf den Fersen. Ein Mittel der Rettung schien ihm noch übrig zu bleiben, und dieses war, mit seinem Häuflein Tapferer die Schluchten der Sierra Morena zu gewinnen. Unterwegs eingeholt und auf das Haupt geschlagen, kam er in der großen Stadt Cordova mit nicht mehr als 300 Mann an. Am 11. März, als er Bienvenida mitten im rauhesten Gebirge

erreichte, war das Corps so sehr zusammengeschmolzen, daß er jeden Gedanken an ferneren Widerstand aufgeben mußte, und den wenigen Getreuen, die er noch um sich hatte, erlaubte, sich nach allen Richtungen zu zerstreuen, um für ihre persönliche Rettung zu sorgen, so gut sie es vermochten.

Während Riego auf diese Weise die letzte Hoffnung verlor, waren aber bereits Ereignisse eingetreten, die der Sache mit einem Male eine andere Wendung gaben. Am 21. Februar begab sich das gesammte Officiercorps der Besatzung von Coruna zu dem Generalcapitain Venegas und forderte diesen auf, die Constitution beschwören zu lassen. Auf seine Weigerung wurde er sogleich in Verhaft genommen und eine Junta zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten im Königreiche Galicien eingesetzt, an deren Spitze der aus seinem Kerker befreite Schiffscapitain Don Pedro Agar, einst, während Ferdinands VII. Abwesenheit, Mitglied der Regentschaft von Cadiz, trat, während der Obrist Acevedo den Oberbefehl über die Truppen übernahm. Alle Städte und Ortschaften der Provinz unterwarfen sich den Anordnungen der Junta; nur Sant Jago de Compostella, wo der Einfluß der Geistlichkeit jeden andern überwog, versuchte Widerstand zu leisten, fügte sich aber auch, als Acevedo mit einer schnell ausgerüsteten Truppenschaar vor den Thoren erschien. Die Kunde von diesen Vorgängen versetzte die ganze Nordküste Spaniens bis nach Santander in Bewegung, und noch höher stieg die Gährung, als man vernahm, daß der ältere Mina am 26. aus seiner Verbannung zu Sant Estevan in Navarra angekommen sey und die Constitution ausgerufen habe, während der Vicekönig Ezpeleta genöthigt gewesen sey, sich in Pamplona einzuschließen. Ferdinand VII., von allem Glanze der unbeschränkten Herrschaft umgeben, wurde durch diese Vorgänge nicht erschüttert; er traf kaltblütig die geeigneten Vorkehrungen, um dem drohenden Sturme zu trotzen. General Losada de Pol erhielt den Befehl, den Aufstand in Galicien zu unterdrücken, Don Juan dé Serano, den Unordnungen zu Santander und in Asturien zu steuern. Noch war der Hof in volle Sicherheit eingewiegt, als die Unglücksbotschaften von allen Seiten einander jagten. Aus Aragon meldete der Generalcapitain Marquis de Alazan, daß der Geist der Truppen immer schwieriger werde, aus Catalonien der tapfere Castanos, daß er für die Ruhe der Provinz nicht länger einstehen könne; und plötzlich erhob der Aufruhr sein Haupt sogar in der Nähe von Ocana, drei Stunden von Aranjuez. Der Graf de l'Abisbal hatte sich beim Könige beurlaubt, um, wie er vorgab, in eine Art freiwilliger Ver-

weisung nach Catalonien zu gehen. Statt dessen begab er sich nach Ocana, wo sein dritter Bruder Don Carlos O'Donnell das Regiment Kaiser Alexander als Obrist befehligte. Am 4. März ließ er hier die Constitution ausrufen, ernannte sich selbst zum Oberbefehlshaber des Nationalheeres und zog alle in der Nähe liegende Truppen an sich, die seinen Befehlen unweigerlich Folge leisteten. Jetzt sah Ferdinand ein, daß es vergeblich war, dem allgemeinen Drange länger zu widerstehen. Zwar versuchte er anfangs noch einen Mittelweg einzuschlagen, indem er am 7. März ein Decret bekannt machen ließ, welches die unverzügliche Einberufung der Cortes in ihrer alten Form, als der rechtmäßigen Vertreter des Volkes, verfügte. Da die alten Cortes, wie sie in den letzten Zeiten der Monarchie zuweilen mehr zur Schau als zu irgend einem anderen Zwecke einberufen waren, nicht die geringste politische Macht besessen hatten, so war dies Zugeständniß, durch welches man die Meinung zu beschwichtigen gedachte, in der That nur ein scheinbares: ein leeres Wort, wie deren freilich oft genug mit Erfolg gebraucht worden sind, um die unwissende Masse zu täuschen. Zu solchen Ausflüchten war aber jetzt nicht mehr die Zeit. Die Bevölkerung der Hauptstadt war durch die Nachrichten aus den Provinzen, die man derselben umsonst durch die gröbsten Entstellungen der Wahrheit in dem einzigen geduldeten politischen Blatte, der amtlichen Gaceta de Madrid, zu verbergen suchte, längst in die höchste Aufregung gerathen; nur die Furcht vor der blutigen Gewalt, die über jedem Haupte schwebte, hatte die lauten Aeußerungen des Unmuthes und der Entrüstung bisher zurückgehalten: aber je tiefer diese Gefühle in die innerste Brust zurückgedrängt waren, um so unwiderstehlicher brachen sie hervor, als es sich zeigte, daß die Werkzeuge des Schreckens den erbarmungslosen Tyrannen, die sie so lange gehandhabt hatten, ihre Dienste zu versagen anfingen; als man sah, daß die Säulen des blutgetränkten Thrones wankten, und daß der Fürst, dessen Namen man nie anders als mit Zittern genannt, unsicher und rathlos wurde und in seiner Noth zu Mitteln griff, die seine Schwäche nur zu unzweideutig verriethen. Das Volk wogte durch die Straßen nach der Puerta del Sol, dem gewöhnlichen Versammlungsorte der Müßigen und Unterhaltungslustigen, oder nach dem Palaste des Königs. Ueberall wurden die Placate, welche die Einberufung der alten Cortes ankündigten, heruntergerissen; Alles stimmte in den Ruf: „Es lebe die Constitution von 1812! Wir wollen keine veraltete Cortes!“ Die Garden, die zum Schutze des Palastes aufgestellt waren, zeigten keine Neigung, sich gegen

die Bürger brauchen zu lassen. Unter diesen Umständen begab General Ballesteros, der bei dem Aufstande Porliers seiner Stelle als Kriegsminister entsetzt und nach Valladolid verbannt, jetzt aber von neuem an den Hof gerufen war, sich zum Könige und stellte ihm vor, daß nichts als schnelle Nachgiebigkeit der Thron retten könne. Ferdinand wich endlich der unvermeidlichen Nothwendigkeit; noch am Abende, um zehn Uhr, unterzeichnete er eine Bekanntmachung, worin er erklärte, daß er den Beschluß gefaßt habe, die Constitution von 1812 zu beschwören. Mit dieser Anzeige ging Ballesteros zu den Tausenden hinunter, die noch immer vor dem Schlosse versammelt waren und erst jetzt unter dem Rufe: „Es lebe die Constitution!“ auseinander gingen. An demselben Abende erhielt der Großinquisitor Don Mir Campillo seine Entlassung mit der Anzeige, daß die Inquisition in Spanien aufgehört habe zu bestehen. Am andern Morgen begab Ballesteros, der zum Gouverneur von Madrid ernannt war, sich in die Gefängnisse und setzte alle ihrer politischen Meinungen oder religiösen Ansichten wegen Verhafteten in Freiheit. Am meisten gefüllt waren die Kerker der Inquisition, aus denen unter anderen weniger bedeutenden Personen auch der bekannte Graf Montijo, einst Ferdinands Günstling, nach langen Leiden zur Unkenntlichkeit entstellt, an das Licht des Tages emporstieg. So grauenerregend der Eindruck war, den dieser Anblick hervorbrachte, so wurde dennoch der König, als er in Ballesteros Geleit mit den beiden Infanten Don Francisco und Don Carlos den Prado besuchte, den großen öffentlichen Garten, der den Bewohnern der Hauptstadt zum Spaziergange dient, mit stürmischem Jubel begrüßt. Nur Don Carlos, von dem man wußte, daß er der Urheber der finstersten Rathschläge war, erfuhr eine weniger günstige Aufnahme. Drei Tage dauerten die Freudenbezeigungen, drei Nächte war die Hauptstadt festlich erleuchtet.

Schon am Morgen des 8. März hatte König Ferdinand eine vorläufige Junta eingesetzt, die er mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten beauftragte und an deren Spitze der Cardinal Bourbon als Präsident, General Ballesteros als Vicepräsident standen. Nach einem Besuche, den Ballesteros auf dem Stadthause machte, wurde auch der alte constitutionelle Stadtrath, der bei der Aufhebung der Constitution aufgelöst worden war, in seine Verrichtungen wieder eingesetzt. Vor der Junta und im Beiseyn einer Abordnung des Staatsrathes beschwor der König darauf die Constitution und versprach den Eid bei der Eröffnung der Cortes vor diesen zu wiederholen. In einem Mani-

feste, durch welches Ferdinand VII. die vorgegangenen Veränderungen der Nation anzeigte, sagte er: „Ich habe eure Wünsche gehört, und als ein zärtlicher Vater habe ich bewilligt, was meine Kinder ihrem Glücke am zuträglichsten halten. Ich habe die Constitution beschworen, die ihr verlangtet, und werde immer ihre festeste Stütze seyn. Schon habe ich die geeigneten Maßregeln zur Zusammenberufung der Cortes getroffen. In ihrer Mitte, vereinigt mit euren Stellvertretern, werde ich das Vergnügen genießen, zu dem großen Werke der öffentlichen Wohlfahrt mit zu wirken. Spanier, euer Ruhm ist das Einzige, wonach mein Herz strebt, und alle Wünsche meiner Seele gehen dahin, alle wahren Spanier um meinen Thron vereinigt, friedlich und glücklich zu sehen. Vertraut eurem Könige, der in der Lage, in der ihr euch befindet, mit Aufrichtigkeit und mit dem innigen Gefühle der Pflichten, welche die Vorsehung ihm auferlegt, zu euch spricht." In der That schienen alle Schritte der Regierung die Aufrichtigkeit der Gesinnungen zu verbürgen, die der König aussprach. Eine Amnestie befreite alle Gefangenen, die in dem ganzen Umfange des Königreiches ihrer politischen Meinung wegen eingekerkert waren, und rief die zahlreichen Ausgewanderten zurück, die um ähnlicher Ursachen willen ihr Vaterland verlassen hatten. Die Preßfreiheit wurde bereits am 10. wiederhergestellt. In dem ganzen Lande wurden die alten constitutionellen Behörden wieder eingesetzt, und sobald als möglich wurde ein Ministerium gebildet, welches die bewährtesten Freunde der Freiheit unter seinen Mitgliedern zählte. Der neue Justizminister Garcia de la Torre konnte nur mit Mühe die ihm vorgelegten Decrete unterzeichnen, da die Gelenke seiner Hand noch durch die Folgen der Tortur gelähmt waren, die er erlitten. Er sagte jedoch lächelnd: „Das sind vergangene Dinge; in der allgemeinen Freude über die Herstellung der Freiheit muß man Alles vergessen."

In wenigen Provinzen waren die Befehle der Regierung noch erforderlich, um der constitutionellen Sache den Sieg zu verschaffen. Zu Murcia, von wo alle Truppen weggezogen waren, um das Heer in Andalusien zu verstärken, war bereits am 29. Februar ein Aufstand ausgebrochen, in dessen Folge das Inquisitionsgebäude erstürmt und eine große Zahl von Gefangenen aus den Händen ihrer Henker befreit war. Das Cortesmitglied Romero Alpuente und der Obrist Torrijos, die sich unter denselben befanden und beide die grausamsten Qualen der Tortur erlitten hatten, waren der erste zum bürgerlichen Haupte der Verwaltung, der andere zum Militairgouverneur ernannt worden. Zu Saragossa

begab sich auf den Wunsch des Volkes und der Besatzung am 5. März der Generalcapitain von Aragon Marquis de Alazan nebst den vornehmsten Behörden auf den Hauptplatz und beschwor unter tausendstimmigem Zurufe die Constitution, die darauf in ganz Aragon verkündet wurde. Der Marquis de Castrejon, der andern Tages, von dem Könige geschickt, eintraf, um den Generalcapitain abzulösen, mußte unverrichteter Dinge umkehren. In Catalonien riefen die Städte Tarragona, Reus, Vich und andere die Constitution am 8. März aus. Bald ließ sich auch in der Hauptstadt Barcelona die Bewegung nicht länger zurückhalten. Am 10. März verkündete der Generalcapitain Castanos die Constitution; da er selbst sich aber weigerte, dieselbe zu beschwören, bevor er vom Könige den Befehl dazu erhalten habe, so strömte das Volk in wildem Toben nach der Citadelle und nach dem Inquisitionspalaste, verbrannte alle Acten des geistlichen Gerichtes, befreite die Gefangenen und führte sie im Triumphe durch alle Straßen der Stadt. Der Brigadier Jose de Castellar, den man, durch die Folter furchtbar entstellt, in einem der tiefsten Verließe fand, wurde an Castanos Statt zum vorläufigen Generalcapitain erwählt. Zu Pamplona ließ der Vicekönig von Navarra, General Ezpeleta, die Constitution beschwören, sobald er Kunde von den Vorgängen in Saragossa erhalten hatte. Bald darauf erschien Mina mit zahlreichen Schaaren vor der Stadt und begehrte Einlaß; der Vicekönig öffnete ihm bereitwillig die Thore. Der hartnäckigste Widerstand war von Eguia zu Granada und von Elio zu Valencia zu erwarten. Beide dachten natürlich nicht eher an die Verkündung der Constitution, als bis sie die gemessensten Befehle von Madrid erhielten. Eguia war klug genug, bei Zeiten sich durch die Flucht zu retten. Elio hatte die Stirn, mit dem empfangenen Befehle nach dem Rathhause zu gehen, um dort die Constitution ausrufen zu lassen. Da erhob sich ein gewaltiger Aufruhr; der eben aus dem Kerker befreite Graf Almodovar wurde zum Generalcapitain ausgerufen, und Elio wäre in Stücke zerrissen worden, wenn sein Nachfolger ihn nicht hätte verhaften und nach der Citadelle abführen lassen, wo er in engem Gewahrsam gehalten wurde.

Die traurigsten Auftritte fanden in Cadiz Statt. Hier waren in den ersten Tagen des März die übertriebensten Gerüchte über Bewegungen verbreitet, die auf allen Punkten des Reiches zum Ausbruche gekommen wären. Die Gährung, die unter der Bevölkerung herrschte, fing an, sich der Mannschaft der Flotte mitzutheilen. Da scheint General Freyre, der Oberbefehlshaber des Beobachtungsheeres, welches die

Isla de Leon eingeschlossen hielt, einen teuflischen Plan entworfen zu haben. Am 9. März kam er von seinem Hauptquartiere zu Puerto Santa Maria nach Cadiz hinüber. Umgeben von allen Civil- und Militairbehörden versprach er der auf dem Platze Sant Antonio aufgestellten Besatzung, am folgenden Morgen die Constitution ausrufen zu lassen; zugleich schickte er einen Parlementair an den Obristen Quiroga auf der Isla de Leon und lud denselben ein, mit seinem Officiercorps der Feierlichkeit beizuwohnen. Quiroga erklärte sich bereit, sofern ihm zu seiner Sicherheit der Schlüssel von Cadiz, die Cortadura, eingeräumt würde. Auf die Weigerung Freyre's begnügte er sich, als Repräsentanten seines Heeres die unter ihm commandirenden Obristen Arco-Aguero, O'Daly und Lopez-Banos nach Cadiz zu schicken. Am Morgen des 10. wurden alle Vorkehrungen getroffen, um die verheißene Feierlichkeit würdig zu begehen. Auf dem Platze Sant Antonio wurde ein großes Gerüst aufgerichtet; alle Häuser waren auf Freyre's Befehl festlich geschmückt; eine ungeheure Masse Menschen aus allen Ständen füllte den Platz. Jetzt marschirte von der einen Seite das Bataillon der Guias (Schützen) des Generals, von der andern das erst im Januar aus dem niedrigsten Pöbel gebildete Bataillon Lealtad auf. Die Truppe umringte das Volk und feuerte unter dem Rufe: „Es lebe der König!" scharf in die gedrängten Massen. Die Bürger stürzten sich entsetzt in die Seitenstraßen, um zu entfliehen; aber wohin sie sich wandten, wurden sie von Kugeln empfangen. Die wüthenden Soldaten, von denen die Officiere sich absichtlich zurückzogen, brachen in die Häuser, plünderten und mordeten, ohne daß irgend eine Behörde versucht hätte, ihnen Einhalt zu thun. Bis um drei Uhr Nachmittags dauerte das Gemetzel. Nicht eher, als nachdem über 400 Bürger erschlagen und mehr als 1000 verwundet waren, wurden Patrouillen ausgeschickt, um die noch immer fort mordenden größtentheils berauschten Soldaten in ihre Casernen zurückzuführen. Des andern Tages waren alle Häuser verrammelt. Eine Büste Ferdinands VII. wurde durch die Straßen getragen, die mit Leichen bedeckt waren. Ein Schuß fiel, und es wurde behauptet, daß die Bürger auf das Militair feuerten. Dies war das Zeichen zu neuen Greuelthaten. Die Soldateska fing von neuem zu plündern an und ermordete mehrere friedliche Bürger in ihren Häusern. Am Abende erließ der Commandant General Campana einen Tagesbefehl, worin er „der tapfern und getreuen Besatzung von Cadiz" seinen Dank „für ihr glänzendes militairisches Benehmen" ausdrückte. Drei Tage darauf erhielt General Freyre, der sich inzwischen nach seinem

Hauptquartiere zurückbegeben, von Madrid den Befehl, die Constitution zu verkünden. Er setzte anfangs Zweifel in die Echtheit und zögerte mit der Bekanntmachung, bis die von allen Seiten eingehenden Berichte ihm nicht den geringsten Vorwand zum Zweifel mehr ließen. Die Truppen auf der Isla de Leon unterwarfen sich sogleich, als ihnen die eingetretene Veränderung angezeigt wurde. Zu Cadiz wagte der Gouverneur nicht eher Folge zu leisten, als bis die Truppen entfernt waren, die an dem Blutbade vom 10. Theil genommen hatten. In den Berichten, die General Freyre nach Madrid schickte, hatte er weislich die Greuelthaten von Cadiz so dargestellt, als ob dieselben von den Truppen gegen seinen Willen verübt worden wären; denn er wußte bereits von dem Abfalle des Grafen de l'Abisbal, und er hatte erfahren, daß dieser mit seinem Heere sich gegen Andalusien in Bewegung gesetzt und daß die Bevölkerung zu Sevilla die Gefangenen, die von Riego's Corps eingebracht waren, gewaltsam befreit und die Constitution ausgerufen habe. Die constitutionelle Behörde zu Madrid maß den Versicherungen des Generals jedoch keinen rechten Glauben bei. Der bewährte Vaterlandsfreund O'Donoju wurde zum Generalcapitain und Oberbefehlshaber des Heeres in Andalusien ernannt und beauftragt, die strengste Untersuchung über das Vorgefallene anzuordnen; und bei dessen Ankunft wurden nicht allein sämmtliche Officiere der Guias und des Bataillons Lealtad, sondern auch der Commandant von Cadiz, General Campana, der Gouverneur General Rodriguez Valdes, so wie Freyre selbst verhaftet.

Nach allem Vorausgegangenen konnte man es dem Heere der Isla de Leon nicht verdenken, wenn es in die Aufrichtigkeit der Sinnesänderung des Königs billigen Zweifel setzte; wurde doch von verschiedenen Seiten behauptet, daß General Freyre zu Cadiz nur in Folge geheimer Befehle vom Hofe gehandelt habe. Zwar beeilte man sich, die Officiere der Truppen, die zuerst das Zeichen zur Erhebung gegeben, mit Belohnungen zu überhäufen: Quiroga, Riego, Arco-Aguero, O'Daly und Lopez-Banos wurden zu Generalmajors ernannt und ihre Unterbefehlshaber erhielten ein entsprechendes Avancement. Darin fanden aber die braven Männer keine genügende Beruhigung; sie lehnten daher für sich jede Beförderung ab und konnten nur durch wiederholte Befehle vermocht werden, dieselbe anzunehmen. Zuvörderst aber sandten sie einen der ihrigen, den Obristlieutenant Infantes, nach Madrid, um dem Könige zur Herstellung der Constitution Glück zu wünschen und zugleich ihm anzuzeigen, daß das Heer, da es die

Waffen für das Wohl der Nation ergriffen, dieselben nur auf Befehl der Cortes niederlegen und deshalb für das Erste in seiner militairischen Stellung bleiben werde, bis das constitutionelle System mehr befestigt sey. Mittlerweile nahm zu Madrid Alles den Anschein, als ob die neue Ordnung der Dinge ohne Widerstand festen Grund und Boden gewinnen werde. Durch ein königliches Decret vom 22. März wurden die Cortes zum 9. Juli einberufen, und bald war ganz Spanien von dem einen Ende bis zum andern mit den Wahlen zu den Gemeinde-, Bezirks- und Provinzausschüssen beschäftigt, welche nach der Constitution die vorbereitenden Stufen zu den Corteswahlen bildeten. Eine Menge Verbesserungen drängten einander in rascher Folge. Die Rechtspflege wurde nach den Bestimmungen der Constitution geordnet. Die Güter der aufgehobenen Inquisition nebst den reichen Commenden der geistlichen Ritterorden, sobald sie durch den Tod der zeitigen Inhaber erledigt wären, wurden zum Grundstocke eines Tilgungsfonds für die Staatsschulden bestimmt. An die Klöster erging ein Befehl, der ihnen die Aufnahme von Novizen, so wie die Veräußerung von Grundstücken vor dem Zusammentreten der Cortes verbot und auf diese Weise zum voraus das Schicksal andeutete, das ihnen zugedacht war. Eine Reihe von Decreten hob alle Privilegien, alle Beschränkungen der Gewerbefreiheit und die vielfachen Schranken auf, die den innern Verkehr hemmten. Die Begeisterung war allgemein; ganz Spanien schien von einem freudigen Taumel ergriffen. Die verhältnißmäßig geringe Zahl von Personen, die aus persönlichem Interesse Feinde der Volksfreiheit waren, wagte es nicht, ihre Gefühle laut werden zu lassen. Nur die Mönche, die vorhersehen konnten, daß ihrem behaglichen Müßiggange ein trauriges Ende bevorstand, erhoben an einzelnen Orten ihre Stimme und eiferten gegen die Ketzerei, die, nicht zufrieden, dem guten Könige Gewalt angethan zu haben, sich jetzt auch an dem Heiligsten vergreife. Aber der Einfluß der frommen Männer auf die fanatische Menge wurde durch jenen der Weltgeistlichkeit aufgewogen, welche längst die vorzügliche Begünstigung der geistlichen Orden mit Eifersucht angesehen hatte und sich daher mit wenigen Ausnahmen zu glühenden Vertheidigern der Constitution aufwarf. Eine der auffallendsten Veränderungen, welche die Herstellung der Constitution hervorrief, war das plötzliche Auftauchen einer Menge von Journalen, die sämmtlich die freieste, wenn auch immer dem ernsten Charakter des Spaniers gemäß eine sehr gemessene Sprache führten. Während der Dauer der Willkürherrschaft waren in ganz Spanien nur drei oder

vier öffentliche Blätter geduldet worden, welche außer den amtlichen Erlassen nur wenige dürftige Notizen in dem Sinne der Machthaber enthielten. Jetzt wurde das Volk über alle öffentliche Angelegenheiten aufgeklärt und dadurch der Besprechung der weiteste Spielraum eröffnet. Selbst in den Dörfern, wo nur wenige Personen sich fanden, die lesen und schreiben konnten, fehlte es selten an einem Vorleser, der Allen zur Kenntniß brachte, was für Alle in gleichem Maße wichtig war.

Am 9. Juli wurden die Cortes eröffnet. Es waren beinahe überall dieselben Männer erwählt worden, welche die Nation in den alten mit Gewalt auseinander gesprengten Cortes vertreten hatten. Ausgeschlossen blieben nur die sogenannten Perser, denen die Regierung überdies, da ihre Bestrafung von allen Seiten verlangt wurde, eine nicht allzu strenge Haft aufgelegt hatte. Bei der feierlichen Eröffnung erschien der König persönlich uud beschwor nochmals die Verfassung. In der Anrede, die er bei dieser Gelegenheit an die Cortes hielt, sagte er: „Ein feierlicher Schwur vereint von dieser Stunde an meine eigenen und meines Hauses Interessen mit jenen meines Volkes. So wie das Uebermaß unverschuldeter Leiden die lange unterdrückten Wünsche der Nation zu lautem Ausbruche brachte, beeilte ich mich, den Weg einzuschlagen, der durch dieselben bezeichnet wurde; ich erbot mich, der von den Cortes im J. 1812 beschlossenen Constitution den Eid der Treue zu leisten. Von diesem Augenblicke traten Krone und Volk in ihre legitimen Rechte ein. Mein Entschluß war frei und freiwillig; er entsprach meinem persönlichen Vortheile so wie dem Besten des spanischen Volkes, dessen Glück immer mein erster Gedanke war. Den Cortes liegt es ob, die öffentliche Wohlfahrt durch gerechte und weise Gesetze zu begründen, durch Gesetze, welche die Religion, die Rechte der Bürger und der Krone schützen. Der königlichen Macht liegt es ob, über die Vollziehung der Gesetze zu wachen, insbesondere über die Beobachtung des Staatsgrundgesetzes, welches der Mittelpunkt der Wünsche aller Spanier und der festeste Hort ihrer Hoffnungen ist. Dies wird meine liebste, meine beständige Beschäftigung seyn. Der Aufrechterhaltung und Befestigung der Constitution will ich die Macht widmen, die sie in die Hände des Königs legt; ich will keine andere Macht; diese genügt zu meinem Glücke und zu meinem Ruhme." Die Aufgabe, welche den Cortes oblag, war nur durch ein Wunder zu lösen. Man erwartete von den freisinnigen vaterlandliebenden Männern, die in der gesetzgebenden Versammlung vereinigt waren, daß sie in

wenigen Monaten Wunden heilen würden, die sechs Jahre des furchtbarsten Verzweiflungskampfes gegen auswärtige Unterjochung dem Lande geschlagen und darauf sechs Jahre des unsinnigsten Druckes durch Pfaffen und Höflinge noch weiter aufgerissen hatten; man verlangte, daß sie an einem Tage Uebel heben sollten, die von drei Jahrhunderten der Thorheit und des Wahnsinnes, grausamen Wüthens und planmäßiger Verdummung herrührten. Die Cortes schraken vor dem riesenhaften Werke nicht zurück. Es ist leicht, ihnen zum Vorwurfe zu machen, daß sie mit Uebereilung und mit unvorsichtiger Geringschätzung eingewurzelter Vorurtheile, so wie ohne die durch Klugheit gebotene Achtung der bestehenden Verhältnisse verfuhren. Aber die traurige Lage, zu der Spanien herabgesunken war, gestattete weder langes Säumen, noch überzärtliche Schonung. Rettung konnten nicht halbe Maßregeln, sondern nur die schnellste kräftig durchgreifende Hülfe bringen, und man darf es den Cortes nicht zum Verbrechen anrechnen, wenn sie das Unmögliche nicht möglich zu machen wußten. Das am dringendsten Nothwendige, zugleich aber auch das Schwierigste, womit sie sich beschäftigten, war die Einführung einer festen Ordnung in den durchaus zerrütteten Staatshaushalt. Da die Einkünfte des Staates bei weitem nicht ausreichten, um nur die laufenden Ausgaben zu decken, so sah man sich genöthigt, kein Mittel zu verschmähen, welches eine wenn auch nur augenblickliche Erleichterung gewährte. Es mußte eine Anleihe unter den ungünstigsten Bedingungen geschlossen werden; die Zinsen der Staatsschuld wurden nur in neuen Staatsschuldscheinen bezahlt, und um diese nicht allen Werth verlieren zu lassen und sich dadurch die letzte Zuflucht abzuschneiden, schritt man zu einer Maßregel, die, wie zweckmäßig sie immer war, doch mehr als irgend eine andere dazu beigetragen hat, bei einem großen Theile der Nation den leidenschaftlichsten Haß gegen die Cortes zu erwecken. Man zog sämmtliche Klostergüter ein und beschloß, den Ertrag, der aus dem Verkaufe aufkäme, zur Tilgung der Staatsschuld zu verwenden. Die Mönche, die der Constitution von Anfang nicht geneigt waren, wurden durch diesen Beschluß zu einem Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert und mit ihnen Alles, was entweder in irgend einer Beziehung von den Klöstern abhing oder sonst mit denselben in Verbindung stand. Zum Unglücke begnügte man sich nicht damit, die Wuth der Mönche zu reizen, die doch auf keine Weise mit der neuen Ordnung zu versöhnen waren, sondern man stieß auch die Weltgeistlichen zurück, indem man diesen den Genuß der Zehnten entzog, von denen die Hälfte den Ge-

meinden erlassen, die andere Hälfte zu allgemeinen Staatszwecken bestimmt wurde.

Während die Cortes auf diese Weise die gesammte Geistlichkeit gegen sich empörten, entfremdeten sie auf der andern Seite sich auch die überspannten Liberalen, die, weil die Revolution durch ihre Aufopferung bewirkt war, sich berechtigt glaubten, ihren Willen dem Staate als ausschließendes Gesetz vorzuschreiben. Der Kriegsminister Marquis de las Amarillas hatte von Anfang das Mißtrauen der Liberalen erregt, weil er der Schwager des Generals Castanos war, den der Volksaufstand zu Barcelona von seinem Posten vertrieben. In einem Klubb, der sich zu Madrid in den ersten Tagen nach Verkündigung der Constitution gebildet hatte und der in dem Café Lorenzini regelmäßige Sitzungen hielt, war bereits am 16. Mai eine Bittschrift an den König unterzeichnet worden, welche die Entlassung des Marquis verlangte. Statt der Antwort wurde der Sprecher der Abordnung verhaftet, die der Klubb mit seiner Bittschrift abgesandt hatte. Nach dem Zusammentritte der Cortes fand der Kriegsminister für gut, das auf der Isla de Leon versammelte Heer aufzulösen, weil dessen drohende Stellung ihm bedenklich schien. Riego, der inzwischen den Befehl übernommen, wurde zum Generalcapitain von Galicien ernannt, lehnte aber diese Stelle ab und schickte im Namen des Heeres eine Protestation gegen die Auflösung nach Madrid, welche den Marquis de las Amarillas bestimmte, seinen Abschied zu nehmen. Sein Nachfolger Jabat hielt die Verfügung seines Vorgängers aufrecht, und jetzt reiste Riego selbst nach Madrid, um dem Könige die Gründe vorzutragen, welche das Zusammenbleiben des Heeres räthlich machten. Kaum war er in der Hauptstadt angekommen, als seine Anwesenheit zu argen Unordnungen Veranlassung gab. Er schlug den vornehmsten Schauplatz seiner Thätigkeit in dem Café Lorenzini auf, wo man sich täglich die gröbsten Ausfälle gegen die Minister, wie gegen die Cortes erlaubte, welche nach der Meinung der Wortführer durch ihre Lauheit die ersten in ihrem verderblichen Beginnen bestärkten. Im Theater stimmten Riego's Adjutanten das revolutionaire Lied traga-lo, perro (Friß das, du Hund) an, und als der Jefe politico (der Polizeidirector) das Singen untersagte, ließ sich Riego mit ihm in einen Wortwechsel ein, der einen Aufruhr zur Folge hatte, welcher jenen Beamten zwang, die bewaffnete Macht zu Hülfe zu rufen und das Theater schließen zu lassen. Am andern Morgen wurde Riego von der Regierung nach Oviedo in Asturien, seiner Vaterstadt, verbannt, wohin er denn auch ohne

Widerstand abreiste. Der Verein Lorenzini nahm seitdem immer mehr den Charakter eines revolutionairen Klubbs an, so daß die Cortes sich endlich bewogen fühlten, mit ihrer Autorität einzuschreiten und ein Gesetz zu erlassen, welches alle förmlich constituirte gesellschaftliche Vereinigungen untersagte, die keine besondere Ermächtigung von den Behörden erhielten. Der Klubb Lorenzini wurde jetzt geschlossen; an seiner Stelle entstanden aber sogleich andere ähnliche Vereine; und als die Cortes am 9. November, nach der Beendigung ihrer dringendsten Arbeiten, auseinander gingen, konnte man vorhersehen, daß in der Zukunft neue und schlimmere Stürme nicht ausbleiben würden.

Wie an dem Unabhängigkeitskampfe gegen die französische Gewaltherrschaft, so nahm das kleine Königreich Portugal auch an den innern Erschütterungen der Halbinsel Theil, obwohl hier die politischen Verhältnisse sich sehr verschieden von jenen des benachbarten Spaniens gestaltet hatten. Im Jahre 1807, bei dem ersten Andringen der Franzosen, hatte das Haus Bragança Portugal verlassen und sich zu Lissabon nach dem fernen Brasilien eingeschifft. Als nach dem Sturze Napoleons jede Gefahr verschwunden war, kehrte Dom Joao VI., der den Titel eines Königs von Portugal und Brasilien angenommen, durch brittischen Einfluß bestimmt, nicht nach Europa zurück, sondern zog es vor, mit seinem Hofe in der reichen Colonie zu verweilen und das verarmte Mutterland in seinem Namen durch eine Regentschaft verwalten zu lassen, an deren Spitze der Patriarch von Lissabon stand, während die wichtigsten Angelegenheiten thatsächlich durch den zum Oberbefehlshaber des portugiesischen Heeres ernannten brittischen General Lord Beresford entschieden wurden. Wenn schon die Abwesenheit des Königs, die der Stolz der Portugiesen als eine Herabwürdigung betrachtete, große Unzufriedenheit erregte, so wurde diese durch das eigenmächtige herrische Benehmen des Lords bis zur äußersten Erbitterung gesteigert. Ein Drittheil sämmtlicher Officierstellen in den portugiesischen Regimentern war mit Engländern besetzt; und der Oberbefehlshaber ertheilte diesen bei jeder Gelegenheit vor den Eingebornen den Vorzug. Die Einschiffung portugiesischer Truppen nach Brasilien, die dazu bestimmt waren, dort zu der Unterdrückung des durch das Beispiel der benachbarten spanischen Colonien geweckten unruhigen Geistes mitzuwirken, rief bereits im J. 1816 blutige Ausbrüche hervor. Diese Stimmung des Heeres beschloß der Generallieutenant Dom Gomez Freyre d'Andrade, der Sprößling einer der edelsten Familien Portugals, ein durch seine bürgerlichen und miltairischen Verdienste gleich ausgezeich-

neter Mann, der von Beresford vielfach gekränkt und zuletzt sogar ohne Grund verabschiedet war, zu benutzen, um sein Vaterland von dem schimpflichen Joche zu befreien, welches ein Fremdling demselben auferlegte. Er trat an die Spitze einer Verschwörung, deren Verzweigungen sich bald über ganz Portugal breiteten und an der die Häupter der ersten Adelsgeschlechter wenigstens mittelbar Theil genommen zu haben scheinen. Der 5. Juni 1817 war zum Ausbruche bestimmt; an diesem Tage sollte Lord Beresford nebst den vornehmsten englischen Officieren ermordet und Dom Gomez Freyre zum Oberbefehlshaber des Heeres und Haupte einer provisorischen Regierung ausgerufen werden. Keiner der Verschwornen, so groß ihre Zahl war, verrieth das Geheimniß. Dennoch wurde Beresford zu rechter Zeit gewarnt. Durch seine Geliebte, die Vicomtesse de Juramenha, die zugleich mit mehreren der Verschorenen in vertrautem Umgange stand, erhielt er die ersten Andeutungen, vollkommene Aufklärung gab ihm die Verletzung des Postgeheimnisses. Unter Genehmigung der Regentschaft, der er den Plan als einen gegen sie eben so gut, als gegen ihn selbst gerichteten darstellte, traf er in aller Stille seine Gegenanstalten, und in der Nacht vom 25. Mai wurden alle Theilnehmer an der Verschwörung, deren Namen man erfahren hatte, sowohl zu Lissabon als in den Provinzen gleichzeitig verhaftet. Bei Freyre fand man unter anderen auf die Verschwörung bezüglichen Actenstücken eine gedruckte Proclamation, welche, von der obersten provisorischen Junta des unabhängigen Portugals unterzeichnet, das portugiesische Volk in feurigen Worten zur Freiheit aufrief und für sich allein den Zweck der Verschwörung klar genug aussprach. Die Regentschaft setzte sogleich eine außerordentliche Gerichtsbehörde nieder, um die Untersuchung zu führen und die Aufrührer zu richten. In ihren Verhören erklärten Viele der Gefangenen offen, daß sie gegen Beresford Alles für erlaubt hielten, da derselbe sich eine gesetzwidrige Herrschaft angemaßt habe. Freyre behauptete, von der Verschwörung nur im allgemeinen Kunde gehabt zu haben. Er versicherte, daß er den Theilnehmern, die ihm den Plan entdeckt, nur zu dem Zwecke versprochen habe, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, um das Land in seiner Treue gegen den König zu erhalten und vor der Anarchie zu retten; er fügte hinzu, daß er die Angeklagten nicht als Verschwörer ansehe: er kenne nur einen Verschwörer in Portugal und der sey der General Beresford, der sich eigenmächtig Beschlüssen der Regentschaft widersetzt habe. Der Proceß, über dem noch ein gewisses Dunkel schwebt, dauerte bis in den Herbst; im October

wurden der Generallieutenant Dom Gomez Freyre d'Andrade, der Obrist Monteiro de Carvalho, der Major Francisco das Nives, die Lieutenants Pinto da Silva, Campello und Ribeiro Pinto, der Sergeant Henrique Garcia, der Gutsbesitzer Cabral Calheiros, die Hauptleute Figueiro und Manuel Monteiro, der Gutsbesitzer Figueiredo und der Schreiber Diaz Ribeiro verurtheilt, durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Nach der Hinrichtung sollte allen der Kopf vom Rumpfe gehauen, und von den acht zuerst genannten sollten außerdem die Leichname verbrannt und die Asche in das Meer gestreut werden. Drei der Angeklagten wurden nach den africanischen Colonien verbannt; der Generalmajor Baron Eben, ein Deutscher in portugiesischen Diensten, gegen den nur Verdachtsgründe vorlagen, wurde für immer aus dem portugiesischen Gebiete verwiesen; nur zwei Angeklagte wurden freigesprochen. Am 19. October fand auf dem St. Annenplatze zu Lissabon die Vollziehung der Todesurtheile Statt, während welcher die ganze Besatzung unter den Waffen stand, und die wegen der damit verbundenen Verschärfungen volle sieben Stunden dauerte.

Dom Joao, von Gemüthsart ein milder, aber schwacher Fürst, vernahm zu Rio de Janeiro die Dinge, die in Portugal vorgingen, halb mit Unwillen, halb mit Erstaunen, weil er für das Beste seiner Unterthanen gethan zu haben glaubte, was in seinen Kräften stand. In die Berichte, die ihm seine Räthe erstatteten, setzte er nicht den geringsten Zweifel; und da diese ihm das Treiben der Verschwörer zu Lissabon als die Folge des revolutionairen Geistes schilderten, den die Freimaurer und andere geheime Gesellschaften verbreiteten, so erließ er am 30. März 1818 eine Verordnung, die im August nach Portugal kam und allen Mitgliedern geheimer Verbindungen, welchen Namen diese auch hätten, die härtesten Strafen androhte. Den Richtern und den Polizeibehörden wurde aufgegeben, alljährlich die genauesten Nachforschungen zu halten und auf die mindeste Spur eines Verdachtes sogleich zur Untersuchung zu schreiten. Diese Strenge war für den Augenblick nicht nöthig. Das blutige Schauspiel, welches zu Lissabon Statt gefunden, hatte die Nation mit solchem Entsetzen erfüllt, daß lange Zeit Niemand es wagte, ein Wort über politische Angelegenheiten zu sprechen. Erst der Ausbruch der Revolution in Spanien riß die Gemüther aus der allgemeinen Erstarrung empor. Jetzt gaben sich aber so bedenkliche Zeichen der öffentlichen Stimmung kund, daß Lord Beresford es für gerathen hielt, sich nach Rio de Janeiro einzuschiffen, um sich neue Verhaltungsbefehle und unbeschränktere Vollmachten zu

holen, da die seinen Händen vertraute Gewalt ihm nicht hinreichend schien, die Ruhe auf die Dauer zu sichern. Vor seiner Abreise erließ er einen Tagesbefehl, worin er das Heer wegen seiner guten Kriegszucht belobte, es aufforderte, seiner Pflicht treu zu bleiben, und versprach, die gerechten Beschwerden, die dasselbe wegen seiner seit vielen Monaten nicht gezahlten Soldrückstände habe, zur Kenntniß des Monarchen zu bringen und für deren Abhülfe zu sorgen. Während seiner Abwesenheit übertrug er den Oberbefehl dem Generallieutenant Dom Franzisco de Paula Leite, einem Manne, auf dessen unbedingte Ergebenheit er sich verlassen konnte. Kaum war er jedoch unter Segel gegangen, als die so lange eingeschüchterten Freunde des Vaterlandes und der Freiheit das Haupt kühner erhoben. Die Nachrichten, die von dem Siege und der Befestigung des constitutionellen Systemes aus Spanien kamen, wurden im vertrauteren Kreise mit Begeisterung besprochen. Bald keimte in Einzelnen der Entschluß, hinter dem Nachbarvolke nicht zurück zu bleiben, und im August 1820 war Alles zu einer Erhebung vorbereitet, die am 15. September, dem Jahrestage der Befreiung von den Franzosen, auf allen Punkten des Königreiches losbrechen sollte. Der Mittelpunkt der Bewegung war in der reichen Handelsstadt Oporto, wo bei der Entfernung vom Regierungssitze der Druck der brittischen Gewaltherrschaft weniger schwer empfunden wurde. Von hier aus ergingen die Einladungen zum Beitritte zu der vaterländischen Sache; aber in der zweiten Hälfte des Augusts erfuhr man, daß die Regentschaft Kunde von dem Anschlage erhalten und dem Marschall Pamplona den Auftrag ertheilt habe, den Befehl in Oporto zu übernehmen und die Plane der Verschworenen zu vereiteln. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. In der Nacht vom 23. auf den 24. August versammelten sich die Befehlshaber der zu Oporto liegenden portugiesischen Truppen in dem Hause des Obristen Sepulveda, des Hauptes der Verschwörung, und beschlossen, ungesäumt das Werk der Befreiung zu beginnen. Am folgenden Morgen trat die ganze Besatzung unter das Gewehr, die Officiere hielten einen Kriegsrath und bestätigten den in der Nacht gefaßten Beschluß. Der Artillerieobrist de Brito-Cabreira hielt hierauf eine Anrede an die Soldaten, worin er ihnen ihre eigene Noth und die Bedrängniß des Vaterlandes vorstellte und ihnen erklärte, daß es kein anderes Mittel der Rettung gebe, als eine provisorische Regierung einzusetzen, die Cortes einberufen und durch diese eine Constitution abfassen zu lassen, was König Joao, der gute, von seinem Volke geliebte Fürst, sobald er es erfahre, selbst nicht anders

als billigen könne. Die Truppen hörten jetzt die Messe und schworen nach derselben der provisorischen Regierung, die bis zur Einberufung der Cortes das Land im Namen des Königs verwalten sollte, den Eid der Treue; dann rückten sie auf die Prada Nova und stellten sich vor dem Stadthause in Schlachtordnung auf. Hieher wurden die obersten geistlichen und weltlichen Behörden beschieden, die beinahe einstimmig zu dem Vorgefallenen ihre Zustimmung gaben und übereinkamen, eine vorläufige Verwaltungsjunta zu bilden, die aus sechszehn der angesehensten Männer aus allen Ständen zusammengesetzt war, und an deren Spitze der durch seine begeisterte Vaterlandsliebe, aber auch durch seinen unruhigen, unstäten Charakter seit langer Zeit wohlbekannte Graf Silveira, aus einer der ältesten und einflußreichsten Familien des Landes, trat. Die Junta erließ noch an demselben Tage eine Proclamation an das portugiesische Volk zur Rechtfertigung des kühnen Schrittes, der geschehen war. Der Ruhm der Vergangenheit wurde mit dem Elende der Gegenwart zusammengestellt und darauf hingewiesen, daß die portugiesische Nation in jener großen Zeit, als ihre Thaten die Welt in Erstaunen setzten, eine repräsentative Regierungsform und volksthümliche Cortes hatte. „Die Constitution," sagte die Junta, „hielt die Rechte des Souverains und der Unterthanen im Gleichgewichte und verschmolz Nation und Dynastie in eine Familie, deren festes Band die Wohlfahrt Aller war. Nehmen wir also jene Constitution wieder an und wir werden glücklich seyn."

Die ganze Provinz entre Minho e Douro, die kleinste, aber die fruchtbarste und bevölkerteste von Portugal, fiel sofort dem Vorgange von Oporto bei. Zu Braga berief der Erzbischof die Behörden, um der Junta und den Cortes den Eid der Treue zu schwören. Nirgend fielen Ausschweifungen vor; die brittischen Officiere wurden verhaftet, aber mit aller möglichen Achtung behandelt und ihnen sogar ihr Sold fortgezahlt, bis die Cortes über ihr Schicksal entschieden hätten. Den ersten Widerspruch fand die Bewegung durch den Militairbefehlshaber der Provinz Tras os Montes, Grafen Amarante, einen Bruder des Präsidenten der Junta von Oporto, der aber von diesem sehr verschiedenen Sinnes und Charakters war. Er erließ bereits am 26. August von seinem Hauptquartier Chaves aus eine Proclamation, worin er es für ein Verbrechen erklärte, die revolutionaire Regierung von Oporto anzuerkennen, und seinen Entschluß aussprach, seinen letzten Blutstropfen zur Vertheidigung der geheiligten Rechte des Königs zu vergießen. In einer Depesche an die Regierung zu Lissabon bedauerte

er, seinen Bruder an der Spitze des Aufruhrs zu sehen, tröstete sich aber, daß derselbe „von jeher ein Narr" gewesen sey. Da auch der Befehlshaber der Provinz Beira alta, General Vittoria, ihr treu blieb, so glaubte die Regentschaft mit leichter Mühe des Aufstandes Herr zu werden; in einem Manifeste vom 29. August benachrichtigte sie das portugiesische Volk von dem abscheulichen Verbrechen, das durch eine geringe Anzahl Uebelgesinnter zu Oporto verübt worden sey, und warnte alle treue Portugiesen, sich durch die trügerischen Vorspiegelungen der Rebellen nicht irre leiten zu lassen. Nicht den angenehmsten Eindruck konnte es auf die Regenten machen, als sie erfuhren, daß ihr Manifest in den Straßen der Hauptstadt vom Pöbel abgerissen und mit Koth besudelt werde; ungleich größer aber wurde ihre Verlegenheit, als der von ihnen gegen die Aufrührer ausgesandte Marschall Pamplona nach Lissabon zurückkehrte und meldete, daß das Regiment Caçadores, mit dem er von Santarem auf Coimbra rückte, ihn verlassen und in der letzten Stadt die Constitution ausgerufen habe. Man überzeugte sich jetzt, daß die Strenge, mit der man anfangs einzuschreiten beabsichtigte, wenig Hoffnung bot, und ließ sich herab, einen Versuch zu machen, die Gemüther zu versöhnen, indem man am 1. September eine zweite Proclamation erließ, welche der Nation verkündete, daß die Regentschaft, um dem Lande die Gefahr zu ersparen, die aus einer Verlängerung des eingetretenen Zerwürfnisses hervorgehen könne, den Beschluß gefaßt habe, die Cortes zusammenzurufen, und deshalb eine Commission ernennen werde, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Eine andere Bekanntmachung verhieß den irregeleiteten Bürgern und Soldaten vollkommene Verzeihung, die jetzt, nachdem jeder Vorwand zu längerer Widersetzlichkeit gehoben sey, sich beeilen würden, zum Gehorsam zurückzukehren; den Officieren, die durch ihre Anstrengungen dazu beitragen würden, ihre Truppen unter die Fahnen des Königs zurückzuführen, wurde außerdem die Aussicht auf die besondere Gunst der Regentschaft eröffnet. Alle diese schönen Worte blieben unglücklicher Weise erfolglos, da die Abhängigkeit der Regentschaft von dem verhaßten Beresford zu bekannt war, als daß irgend Jemand geneigt gewesen wäre, in die Versprechungen derselben besonderes Vertrauen zu setzen. Der Generallieutenant Graf Amarante, der von Chaves mit 5000 Mann gegen Oporto aufgebrochen war, hatte kaum die kleine Stadt Villareal an der Grenze seines Mitairdistrictes erreicht, als sich in seinem Heere eine Stimmung zeigte, die ihn nöthigte, am 7. September sich selbst der Junta von Oporto zu unterwerfen. Schon früher hatten die Stu-

direnden zu Coimbra in Masse sich erboten, als Freiwillige im Heere der Junta zu dienen. Durch den Uebergang der Truppen des Grafen von Abrantes im Rücken gedeckt und der günstigen Stimmung der vor ihr liegenden Landschaften versichert, beschloß die Junta endlich, sich mit der gesammten zu ihrer Verfügung stehenden Macht gegen Lissabon in Bewegung zu setzen. Noch war sie jedoch nicht über Coimbra hinausgekommen, als die Gewalt der schwachen Regenten, die gestürzt werden sollten, bereits von selbst in sich zusammenbrach. Der 15. September war in Lissabon, wie in ganz Portugal immer festlich begangen worden; diesmal scheute sich die Regentschaft, eine öffentliche Feier zu veranstalten, weil diese leicht zu Ausbrüchen des Mißvergnügens Veranlassung geben konnte. Der größte Theil des Tages ging ruhig vorüber. Um vier Uhr des Nachmittags hielt ein Hauptmann vom 16. Infanterieregiment, welches in seine Casernen verwiesen war, eine Anrede an seine Leute und forderte sie auf, dem Beispiele ihrer Brüder von Oporto zu folgen. Sogleich begab sich das ganze Regiment unter dem Rufe: „Es lebe die Constitution! Es lebe der König!" auf den Rocioplatz, wo es von dem zusammenströmenden Volke mit lautem Jubel empfangen wurde. Im Augenblick theilte sich die Bewegung der ganzen Stadt mit; ein Regiment nach dem andern erschien auf dem Platze und schloß sich den Cameraden an, während eine unermeßliche Volksmasse den Ruf: „Es lebe die Constitution! Es lebe Joao VI!" wiederholte. Der Generalmajor Graf Rezende, der von den höheren Officieren sich zuerst eingefunden hatte, übernahm den Befehl über die Truppen und schickte auf das Verlangen der wogenden Massen nach dem Juiz do Povo oder Volksrichter, einem Beamten, welcher, obwohl in der neueren Zeit zu einem Schatten seiner früheren Macht herabgesunken, noch von den Tagen der längst außer Kraft getretenen mittelalterlichen Constitution her das Recht bewahrt hatte, die Wünsche der Bevölkerung von Lissabon vor den Thron zu bringen. Auch der Juiz do Povo erklärte sich für die Constitution, und als das Volk darauf stürmisch die Einsetzung einer provisorischen Regierung verlangte, schlug er demselben nach getroffener Verabredung mit dem General Rezende eine Reihe von Candidaten vor, über welche die Masse durch beistimmenden oder mißfälligen Zuruf entschied. So kam eine Junta zu Stande, die aus dem Bischof Freyre, dem Oberfehlshaber der Reiterei, Grafen Sam-Payo, dem General Rezende, dem Grafen von Penafiel, dem Generallieutenant Acedo und dem reichen Bürger Brancamp zusammengesetzt war. Die Junta entkleidete die

königliche Regentschaft ihrer Befugnisse und nahm die höchste Gewalt in Besitz, ohne daß von irgend einer Seite der geringste Widerstand versucht worden wäre. Eine Abordnung wurde nach Coimbra geschickt, um die dort eingetroffene Junta von Oporto von dem Vorgefallenen zu unterrichten und zur Mitwirkung einzuladen. Am Abend war die ganze Stadt wie durch einen Zauberschlag erleuchtet; auf allen Straßen drängten sich die Bürger, die freudig bewegt einander in die Arme fielen und sich gegenseitig Glück wünschten.

Die Meinung der provisorischen Regierung von Lissabon war, daß sie, da sie von der Hauptstadt erwählt war und die alte Regentschaft abgelöst hatte, alle Befugnisse der letzten in sich vereinige; deshalb machte sie den Gesandten der auswärtigen Mächte die bei jeder Regierungsveränderung herkömmliche Anzeige, daß sie das gute Vernehmen mit denselben fortzusetzen wünsche, worauf sie freilich als eine noch nicht anerkannte Behörde keine Antwort erhielt; und in diesem Sinne waren auch die ersten Depeschen abgefaßt, die sie der Junta von Oporto zuschickte. Die letzte, der inzwischen das ganze nördliche Portugal sich unterworfen hatte, war aber keinesweges gemeint, die Ansprüche, die sie ihrerseits auf die oberste Gewalt erhob, so leichten Kaufes aufzugeben; und es drohte daher ein Zwiespalt zu entstehen, der alle aufrichtige Freunde des Vaterlandes mit gerechter Besorgniß erfüllte, bis man endlich sich dahin vereinigte, daß beide Junten zusammentreten sollten, um als ein einziger Körper die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen. Da man fühlte, daß eine solche Behörde doch zu bunt zusammengesetzt und zu zahlreich seyn würde, um nicht Unordnung in die Geschäfte zu bringen, so beschloß man, dieselbe in zwei Sectionen zu theilen, von denen die eine unter dem Titel der provisorischen Regierung die Verwaltung zu leiten und die andere die Vorbereitungen zur baldigsten Einberufung der Cortes zu besorgen hätte. Nachdem diese Verabredung getroffen war, hielt die Junta von Oporto unter dem Donner der Kanonen und dem Beifallsgeschrei der Menge ihren feierlichen Einzug zu Lissabon; unmittelbar darauf wurde die neue Regierung eingesetzt, die aus den einflußreichsten Mitgliedern der beiden Junten gemischt war, an deren Spitze jedoch der Präsident der Lissaboner Junta, der allgemein verehrte Bischof Freyre, blieb. Drei Tage dauerten die Freudenbezeigungen, und kaum hatte der allgemeine Jubel sich einigermaßen gelegt, als derselbe durch die Ankunft des Heeres von Oporto neue Nahrung erhielt, welches, einem Befehle der Regierung zu Folge, am 5. October in die

Hauptstadt einrückte. Wenige Tage später gab ein Ereigniß anderer Art dem leicht beweglichen Volke Stoff zu ernstem Nachdenken. Das brittische Linienschiff Le Vengeur lief, von Rio Janeiro kommend, in den Tejo ein. An dessen Bord befand sich der einst so gefürchtete Lord Beresford, vom Könige mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattet. Die Regierung unterrichtete ihn von der während seiner Abwesenheit vorgefallenen Staatsveränderung, stellte ihm vor, daß seine Landung zu Lissabon die Ruhe stören und selbst seine persönliche Sicherheit gefährden könne, und ersuchte ihn deshalb, sich mit seinem Schiffe zu entfernen. Zugleich traf sie Anstalten, um jede Verbindung mit dem Vengeur zu unterbrechen. Der Marschall drohte hierauf: „Wenn die Junta das Ansehen des Königs noch anerkenne, so müsse sie seinen Befehlen gehorchen; erkenne sie dasselbe nicht an, so werde Europa ihr Verfahren würdigen und England genöthigt seyn, die Verträge zu erfüllen, die es zu Schutz und Trutz mit dem Könige abgeschlossen.“ Die Junta erwiderte, daß sie allerdings das Ansehen des Königs anerkenne, daß aber die Nation ihre Rechte wieder erlangt habe, und daß diese von Lord Beresford nichts wissen wolle. Da der edle Lord sah, daß alle Unterhandlungen zu nichts führen konnten und daß seine Gewalt zu Ende war, schiffte er sich auf einem kleineren bewaffneten Fahrzeuge, das den Vengeur begleitete, nach England ein. Mit ihm verließen fünf Generallieutenants, Engländer in portugiesischen Diensten, die den Marschall gegen den Befehl der Regierung auf seinem Schiffe besucht hatten, zwei brittisch-portugiesische Obristen und drei portugiesische Officiere, welche die revolutionaire Junta nicht anerkennen wollten, das Land.

Nachdem diese letzte Gefahr beseitigt war, die bisher immer über dem Haupte der provisorischen Regierung geschwebt hatte, nahmen auch jene Große, die anfangs sich vorsichtig zurückgehalten, nicht länger Anstand, derselben den Eid der Treue zu leisten. Nur drei, unter denen der Herzog von Palmella der bedeutendste war, weigerten sich auch jetzt, wahrscheinlich weniger, weil sie mit dem Sturze der brittischen Oberherrschaft, als weil sie mit der Wendung, welche die inneren Angelegenheiten des Landes nahmen, nicht zufrieden waren. Denn schon waren unter den Siegern neue Parteiungen ihrem Ausbruche nahe. Die Abtheilung der Junta, der die Vorbereitungen zur Einberufung der Cortes oblagen, hatte die namhaftesten Gelehrten in Portugal aufgefordert, ihr Gutachten über die dem Lande zu ertheilende Verfassung abzugeben. Aus diesem Schritte schlossen die feurigeren Freunde der

Freiheit, die sich für die Constitution der spanischen Cortes begeistert hatten, daß man damit umgehe, die alten Stände des Reiches, die seit dem Jahre 1697 nicht mehr versammelt waren, in veränderter Form von neuem in das Leben zu rufen, wodurch der Einfluß des Adels und des großen Grundeigenthumes durchaus überwiegend geworden wäre. Zwar gab auf die Vorstellungen, die ihr gemacht wurden, die Junta so weit nach, daß sie beschloß, die Einberufung der Cortes nicht in der alten Form Statt finden zu lassen, sondern die in der spanischen Constitution vorgeschriebene Wahlart anzunehmen. Nachdem das Mißtrauen aber einmal geweckt war, ließ sich dasselbe so leicht nicht wieder bannen, zumal da persönliche Eifersucht hinzukam, indem mehrere der einflußreichsten Häupter von Oporto zu Lissabon hinter Männern zurückstehen mußten, die ihrer Meinung nach bei weitem nicht so große Verdienste um die Revolution hatten. An der Spitze der Unzufriedenen standen der Graf Antonio Silveira, der in der Junta die seinem unruhigen Ehrgeize wenig entsprechende Stelle eines Vicepräsidenten bekleidete, und Obrist Cabreira. Der letzte ließ, nachdem er die Mehrzahl der höheren Officiere für seine Zwecke gewonnen hatte, das Heer von Oporto am 11. November, unter dem Vorwande einer Musterung, vor dem Sitzungspalaste der Junta aufstellen und verlangte von dieser, daß sie fünf ihrer Mitglieder, die das Vertrauen des Volkes nicht hätten, aus ihrer Mitte ausstoße. Die Junta blieb fest in ihrer Weigerung, sich einem so schimpflichen Ansinnen zu unterwerfen. Inzwischen erschien Obrist Sepulveda, der in den Plan nicht eingeweiht war, weil man ihn als einen Anhänger der Regierungspartei betrachtete und zugleich sein Ansehen bei den Truppen fürchtete. Er erklärte sich nachdrücklich gegen den Staatsstreich, den die Officiere ausführen wollten, und durch seine Vermittlung kam eine Art von Vergleich zu Stande, indem die Junta einwilligte, sogleich die spanische Constitution zu verkünden, sich durch vier neue Glieder, die ihr bezeichnet wurden, zu verstärken, und dagegen jene vier ihrer älteren Mitglieder, die den eigentlichen Regierungsgeschäften vorstanden, auf diesen Wirkungskreis zu beschränken und ihnen das Stimmrecht in den Berathungen über allgemeine Angelegenheiten zu entziehen. So wie diese Ergebnisse der militairischen Bewegung bekannt wurden, verbreitete sich allgemeine Bestürzung, denn man begriff wohl, daß man ganz in die Hände einer Anzahl ehrgeiziger Parteigänger gegeben war, wenn ein solches Verfahren einmal rechtskräftigen Bestand gewann. Von allen Seiten gingen Bittschriften ein, welche die entschiedenste Mißbilligung über die Vorgänge vom

11. November aussprachen, und verlangten, daß Alles wieder auf den vorigen Stand gesetzt werde. Auch die irre geleiteten Officiere kehrten bald zur Besinnung zurück. Bereits am 16. wurde auf die Veranlassung des Obristen Sepulveda eine Versammlung sämmtlicher in Lissabon anwesender Generale und Stabsofficiere gehalten, in der man übereinkam, der Junta die Erklärung zugehen zu lassen, daß das Heer jedes militairische Einschreiten in Regierungsangelegenheiten als gesetzwidrig und den gegen vier Mitglieder der Junta geäußerten Verdacht als durchaus unbegründet erkenne. Am folgenden Tage wurden auch die Officiere, die sich am 11. den entgegengesetzten Bestrebungen angeschlossen, vermocht, dieser Erklärung beizutreten. Graf Silveira, der die ganze frühere Bewegung im Hintergrunde geleitet hatte, sah sich jetzt genöthigt, mit den Collegen, die er selbst sich gegeben, aus der Junta auszuscheiden; und die durch ihn verdrängten Mitglieder übernahmen ihre alten Stellen wieder, die sie im Unmuthe über die ihnen widerfahrene Ungerechtigkeit niedergelegt hatten. Die Verkündung der spanischen Constitution unterblieb, und man begnügte sich, die Versicherung zu ertheilen, daß bei dem demnächst beginnenden Verfassungswerke die Bestimmungen der spanischen Constitution, so weit sie auf Portugal anwendbar wären, zum Grunde gelegt werden sollten.

Während auf solche Weise die innere Ruhe gesichert wurde, gestalteten sich auch die auswärtigen Verhältnisse günstiger, als man nach des scheidenden Beresford Drohungen zu hoffen Ursache hatte. Das brittische Cabinet, dem die Junta eine Rechtfertigung ihres Benehmens gegen den Lord übersandte, lehnte es ab, seinerseits irgend ein Urtheil zu fällen, und verwies darauf, daß es nur dem Souverain des Landes zukomme, über die in demselben vorgefallenen Ereignisse zu entscheiden. Durch diese Erklärung wurde wenigstens die Besorgniß vor einer unmittelbaren brittischen Einmischung gehoben. Noch sorgloser wurde man, als am 16. December die Brigg Providencia von Rio Janeiro einlief, die ein Decret des Königs überbrachte, durch welches die von der alten Regentschaft beschlossene Einberufung der Cortes genehmigt wurde. Zwar hatte man, als die Providencia den Hafen von Rio Janeiro verließ, dort noch keine Kunde von dem Ausbruche der Revolution zu Lissabon; bei der Bereitwilligkeit, mit welcher der Hof sich zu der Genehmigung der durch die ersten Anfänge der Bewegung erzwungenen Zugeständnisse verstand, ließ sich jedoch erwarten, daß die seitdem erfolgte fernere Entwickelung nicht mindere Nachsicht finden würde.

Früher noch, als in Portugal, hatte das Beispiel kühner Volkserhebung, welches Spanien gab, seine Nachwirkung auf der Halbinsel des Apennins hervorgerufen. Italien, das reich begabte herrliche Land, war von seiner alten Größe, wo möglich, noch tiefer herabgesunken als Spanien, da hier zu den vielen gemeinschaftlichen Ursachen des innern Verfalls, dem starren Festhalten an den geisttödtenden Lehren der römischen Kirche, der daraus hervorgehenden Lähmung der edelsten Kräfte, dem Drucke willkürlicher Gewalt und der dem Volke zur andern Natur gewordenen allgemeinen Trägheit, auch noch das Uebel der Vielherrschaft kam, welches für sich allein jeden großartigen Aufschwung unmöglich machte. Der Sturz der französischen Herrschaft war von der Mehrzahl der Italiener mit Freuden begrüßt worden, weil die Leiden der Vergangenheit über jenen der Gegenwart vergessen waren, und weil das Volk, wenn es sich in unbehaglicher Lage fühlt, mit kindischem Sinne in jeder Veränderung eine Verbesserung sieht. Der gebildetere Theil der Nation verkannte zwar keinesweges, wieviel das Land den Franzosen und insbesondere Napoleon verdankte. Eine Menge uralter Mißbräuche war abgestellt; die Verwaltung war fest geordnet und dem öffentlichen Wohle dienstbar gemacht, während sie unter den früheren Regierungen beinahe überall nur Privatzwecken dienen mußte; die Gerechtigkeit war nicht länger für Geld käuflich, sondern einem Jeden, dem Höchsten, wie dem Geringsten auf gleiche Weise zugänglich; auf den Straßen war eine Sicherheit wiedergekehrt, die sie seit den Römerzeiten nicht gekannt hatten; und selbst die unnachsichtige Strenge, mit welcher jede Abweichung von dem vorgeschriebenen Wege geahndet wurde, hatte wenigstens die eine vortheilhafte Folge, daß der gedankenlose Leichtsinn der Masse sich allmälig an einen gewissen sittlichen Ernst gewöhnte. Aber nur Wenige der Gebildetsten begriffen, daß Italien keine Hoffnung hatte, sich jemals aus seinem schmälichen Verfalle zu erheben, wenn es nicht durch den Druck der Fremdherrschaft von neuem zu selbstständiger Kraft erzogen wurde. Nur diese Wenigen gaben sich den napoleonischen Planen willig zu Werkzeugen hin; alle Andere, ob sie sich zu sclavischer Unterwerfung bequemten oder den Herren in trotziger Haltung gegenüberstanden, nährten den gleichen Haß im Busen und nahmen bei dem siegreichen Vordringen der österreichischen Heere die ehrlichen Deutschen, zu deren eigenem Erstaunen, als Retter und Befreier auf. Die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Zuerst wurde das Land wie ein Stück Tuch zu einem Rocke zugeschnitten; aber es fand sich Niemand, der die ein-

zelnen Theile wieder zusammengenäht hätte, sondern es wurde darüber gewürfelt, wem das Beste zufallen sollte, ohne daß auf die Wünsche der Bevölkerung die geringste Rücksicht genommen worden wäre. Die Lombardei, das Veltlin und das Gebiet der alten Republik Venedig wurden Oesterreich zugetheilt, welches seine Eroberungen unter dem Titel eines lombardisch-venetianischen Königreiches zu einem Ganzen vereinigte. Außerdem wurde der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, in den Besitz des Großherzogthums Toscana wieder eingesetzt; ein anderer österrreichischer Prinz, Erzherzog Franz, erhielt das Herzogthum Modena als sein väterliches Erbe, und die Tochter des Kaisers, Marie Louise, die Herzogthümer Parma und Piacenza, die früher einem Zweige der spanischen Bourbonen gehört hatten, welcher durch die kleine ehemalige Republik Lucca sehr unzureichend entschädigt wurde und erst nach langen Unterhandlungen die Aussicht errang, bei dem Tode der Erzherzogin in seine alten Besitzungen zurückzukehren. Piemont und Savoyen fielen dem Könige Victor Emanuel von Sardinien als die alten Erbstaaten seines Hauses zu, zu denen aber jetzt noch das ganze Gebiet der stolzen einst mit Venedig wetteifernden Republik Genua geschlagen wurde, theils weil das republicanische Wesen bei den Siegern überall nicht in sonderlicher Gunst stand, theils weil man einen mächtigen Grenzhüter gegen Frankreich aufstellen wollte. Von dem Kirchenstaate ergriff der Papst zu Rom, von dem Königreiche Neapel nach der thörichten Schilderhebung Murat's im J. 1815 der durch die Franzosen nach Sicilien vertriebene und hier durch die Engländer geschützte König Ferdinand als rechtmäßiger Eigner Besitz, ohne daß beider Ansprüche von irgend einer Seite bestritten worden wären. So verschieden der Charakter der Regenten war, unter welche das schöne Italien vertheilt wurde, so verschiedenartig war der Geist ihrer Regierungen. Nur darin stimmten alle überein, daß jede Einrichtung vertilgt werden mußte, die das Unglück hatte, von den Franzosen herzurühren. Am folgerechtesten verfuhr hiebei König Victor Emanuel von Sardinien. Seine größte Sorge war darauf gerichtet, in seinen Staaten keine Spur der französischen Herrschaft zurückzulassen. Deshalb wurden nicht allein die französischen Gesetze aufgehoben, sondern selbst die Sprüche der Civilgerichte für ungültig erklärt, die nach diesen Gesetzen gefällt waren. Alle alte Privilegien wurden hergestellt. Alle Franzosen, die sich seit dem J. 1792 in dem sardinischen Gebiete niedergelassen, mehrere Tausend an Zahl, wurden ausgetrieben; die Juden kehrten unter den schimpflichsten Druck zurück, den ihnen die alte Gesetz-

gebung auferlegte. Einer der ersten Schritte der Regierung war, die Jesuiten zurückzurufen, denen die obere Leitung der Erziehung beinahe ausschließlich übertragen wurde. Die strengste Censur wachte darüber, daß kein Buch weder im Innern des Staates erschien, noch von außen eingeführt wurde, welches sittenverderbende oder gar den Staat und die Religion gefährdende Grundsätze verbreiten könnte. Um es an nichts fehlen zu lassen, was das Seelenheil der Unterthanen förderte, wurden an die Stelle von acht Bisthümern, welche die ruchlosen Franzosen in Folge eines Concordates mit dem Papste aufgehoben, zehn neue errichtet; und der König selbst ging der Frömmigkeit mit so gutem Beispiele voran, daß mehrfach der Zweifel rege wurde, ob der schwache Fürst nicht insgeheim in irgend einem geistlichen Orden Profeß gethan habe. Der einzige Widerspruch in seiner sonstigen Regierungsweise war, daß er dem ehemaligen Freistaate Genua bei der Besitznahme eine Art Repräsentativverfassung gab, was sich aber dadurch wieder ausglich, daß er sich vorbehielt, die Mitglieder der Stände oder Provinzialräthe, wie sie genannt wurden, für das Erste selbst zu ernennen: das bequemste Mittel, um jeder Möglichkeit einer Abweichung von den Ansichten der Regierung vorzubeugen. Oesterreich führte in seinem lombardisch-venetianischen Königreiche statt der französischen Gesetze die in den Erblanden geltenden ein; die Verwaltung wurde gleichfalls auf ähnliche Weise wie in den deutschen Provinzen geordnet; doch wurden nicht allein die von den Franzosen eingerichteten Gemeinderäthe beibehalten, sondern es wurde außerdem eine neue Einrichtung begründet, die manches von dem Scheine einer freien Verfassung hatte. Sogenannte Provinzialcongregationen, aus den angesehensten Einwohnern zusammengesetzt, erhielten die Aufsicht über die örtlichen Angelegenheiten der verschiedenen Bezirke, in die das Land getheilt war; und zwei Centralcongregationen, die eine für die Lombardei, die andere für das Venetianische, wurden ermächtigt, die ausgeschriebenen außerordentlichen Steuern zu vertheilen, die Arbeiten der Provinzialcongregationen zu beaufsichtigen und die Wünsche oder Bitten des Volkes vor den Kaiser zu bringen. Auch wurde ihnen die Aussicht eröffnet, daß die Regierung sie um Rath fragen werde, sobald sie dies für gut fände. Aber weder die Mitglieder der Provinzial- noch Centralcongregationen wurden von den Bevölkerungen frei gewählt, vielmehr erhielten die zur Wahl befugten Körperschaften nur das Recht, drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen die Regierung den ihr gefälligen wählte, so wie es denn auch dem Kaiser zustand, jedes Mitglied einer Congregation

auszuschließen, das sich seines Vertrauens unwürdig zeigte. Die übrigen italienischen Regierungen gaben sich nicht so viele Mühe, den Schein der Freiheit zu bewahren. Ueberall herrschte die unbeschränkteste Gewalt, die am mildesten in Toscana geübt wurde, am schroffsten in dem kleinen Ländchen des Despoten von Modena.

Das erbärmlichste Regiment in ganz Italien führte der seiner persönlichen Sinnesart nach hochachtbare heilige Vater Pius VII., der ohne Zweifel das Beste wollte, aber von Regierungsangelegenheiten wenig verstand und daher Alles den Pfaffen in seiner Umgebung überlassen mußte. Unmittelbar nach dem feierlichen Einzuge, den der „Knecht der Knechte Gottes" am 24. Mai 1814 in Rom gehalten, wurde in dem Kirchenstaate Alles wieder auf den Fuß gesetzt, auf dem es sich vor der französischen Revolution befunden. Daß man in geistlichen Dingen in das alte Gleis zurückkehrte, war bei der Unveränderlichkeit der Grundsätze, die eine Lebensbedingung des römischen Stuhles ist, unvermeidlich; unverzeihlich aber bleibt es, daß die Rathgeber des Papstes, denen es an Einsicht nicht fehlte, wenn sie von derselben nur Gebrauch machen wollten, die Unfehlbarkeit der Kirche auch auf Gegenstände ausdehnten, die mit dieser nicht das Geringste gemein haben, und deshalb die ganze abscheuliche Mißverwaltung zurückriefen, welche der Welt seit Jahrhunderten zum Spott oder Aergerniß gedient, der Hauptstadt der katholischen Christenheit zu unauslöschlicher Schmach gereicht hatte. Die feste Ordnung, welche die französische Regierung mit eisernem Arme gehandhabt hatte, war mit einem Male verschwunden. In den Straßen begegnete man nur Bettlern oder Mönchen. Wer sich aus den Thoren der ewigen Stadt hinaus wagte, war seines Lebens nicht sicher; und selbst im Innern waren Dolchstöße und Meuchelmorde nach altem Brauche an der Tagesordnung. Im August 1815 wurden zwar die strengsten Maßregeln ergriffen, um dem immer mehr überhand nehmenden Unwesen ein Ziel zu setzen; es wurden bewegliche Colonnen ausgerüstet, Militaircommissionen niedergesetzt und die Gemeinden für die in ihrem Gebiete verübten Räubereien verantwortlich gemacht, weil man wußte, daß die Bauern bei denselben oft insgeheim betheiligt waren; auch wurden wirklich in kurzer Frist nicht weniger als 180 Banditen eingefangen oder erschlagen. Ein solcher Kraftaufwand war jedoch bei der päpstlichen Regierung nicht von langer Dauer, und je größer die Anstrengung war, zu der man sich emporgerafft hatte, um so länger glaubte man auf seinen Lorbeeren ausruhen zu können, so daß bald Alles wieder beim Alten war. Die einzige Verbesserung in der Ver-

waltung, die Pius VII. einführte, war, daß er, nachdem er die unter der französischen Verwaltung abgestellten Vorrechte des Adels eben erst selbst erneuert hatte, die eigene Gerichtsbarkeit der Barone wieder aufhob, die denn doch zu arge Mißbräuche veranlaßte. Dabei schien der heilige Stuhl absichtlich darauf auszugehen, die seiner Pflege untergebenen Bevölkerungen in die alte Roheit zurückzustürzen, aus der sie sich kaum zu den Anfängen gesellschaftlicher Bildung erhoben hatten. Der albernste Wunderglaube wurde auf jede Weise begünstigt; die Schulen und Erziehungsanstalten verfielen und jede freie wissenschaftliche Regung wurde durch eine Censur unterdrückt, die so unumstößliche astronomische Wahrheiten, wie die Bewegung der Erde um die Sonne, als ketzerisch verdammte. Gegen die Freimaurer und andere geheime Gesellschaften, von denen man voraussetzte, daß sie dem herrschenden Systeme widerstreitende Ansichten verbreiteten, wurde mit unnachsichtiger Strenge verfahren. Der milde Greis, der den Staat regierte, konnte sich selbst so sehr vergessen, daß er den Gerichten die Erlaubniß ertheilte, gegen Alle, die wegen Theilnahme an einer freimaurerischen Verbindung angeklagt wären, bei hartnäckigem Leugnen die Folter anzuwenden. Während man mit so furchtbarer Härte gegen Alles wüthete, was als eine Folge sträflicher Neuerungssucht erschien, bewies man gegen die ärgsten Unordnungen, die aus entgegengesetzter Richtung hervorgingen, eine väterliche Nachsicht. In der Romagna war der Sumpfboden, der einen großen Theil des niederen Landes einnimmt, unter der französischen Verwaltung dazu benutzt worden, Reisfelder anzulegen, die einen reichen Ertrag gewährten. Das unwissende Landvolk, das jede Veränderung in dem Altherkömmlichen mit Mißgunst ansieht, überredete sich: es strömten aus den Reispflanzungen giftige Dünste aus, welche auf die Gesundheit der Umgegend einen nachtheiligen Einfluß übten. Im Mai 1816 rotteten sich in der Nähe von Bologna über tausend Bauern zusammen, die alle Reisfelder zerstörten. Die päpstliche Regierung, statt dem Unfuge zu steuern, ordnete eine Commission ab, um zu untersuchen, welche Reispflanzungen zu nahe an bewohnten Orten angelegt wären und deshalb nicht geduldet werden könnten.

Der engherzige Geist, der aus jedem Schritte der römischen Verwaltung sprach, war aber keine zufällige Verirrung einzelner, in dem Vertrauen des Papstes hochgestellter Personen, er war der unveränderliche Geist des römischen Kirchenthums, wie derselbe sich seit den Zeiten Gregorius VII. und Bonifacius VIII. geltend gemacht hat. Sobald einmal der Grundsatz als das oberste Glaubensgesetz der katholischen

Kirche anerkannt war, daß der Nachfolger des heiligen Petrus der Stellvertreter Gottes auf Erden, daß jeder seiner Ansprüche eine göttliche Offenbarung und daß neben dieser unversieglichen Quelle aller Wahrheit jedes selbstständige Denken nicht allein überflüssig, sondern auch schädlich sey, weil es zu Widersprüchen gegen die Lehren der höchsten Weisheit führen könne; sobald ein so ungeheurer Irrthum einmal an die Spitze des ganzen römischen Kirchenwesens gestellt war, mußte die Curie jedem Fortschritte entgegen treten, der in irgend einem Fache menschlichen Wissens gemacht wurde; durfte sie keine Anstrengung scheuen, um der Ausbreitung allgemeiner Bildung entgegen zu wirken, um die Völker in der tiefsten Nacht der Unwissenheit, Roheit und Dummheit zu halten und den göttlichen Funken der Vernunft, sofern dies möglich gewesen wäre, in den Gemüthern zu tödten. Bewunderungswürdig ist die Kühnheit, mit welcher der römische Stuhl beinahe unmittelbar nach seiner Wiederherstellung alle seine alten Ansprüche wieder aufnahm, und die Bereitwilligkeit, mit der die meisten Regierungen, theils aus Liebe zum Frieden, theils in der Hoffnung, in der römischen Kirche einen mächtigen Verbündeten gegen die Bestrebungen ungeordneter Freiheitsliebe zu finden, seinen übertriebensten Forderungen entgegen kamen. Aber noch bewunderungswürdiger erscheint uns die Naivetät, mit welcher der Papst in seinen Bullen sich das Ansehen gab, als wäre er eben aus dreihundertjährigem Schlafe erwacht und hielte es unter seiner Würde, von den großen Veränderungen, die inzwischen in allen menschlichen Dingen vorgefallen waren, die geringste Kenntniß zu nehmen. Gewaltiges Aufsehen, obwohl freilich nur bei Unkundigen, erregte die Bulle vom 29. Juni 1816, welche die Bibelgesellschaften als eine „Pest" bezeichnete, die der Religion die äußerste Gefahr drohe, weil „die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Volkssprachen bei der Vermessenheit der Menschen mehr Schaden als Nutzen bringe." In gleichem Tone waren alle Actenstücke abgefaßt, die von Rom ausgingen.

Beinahe eben so arg, wie im Kirchenstaate, war die Zerrüttung, die im Königreiche beider Sicilien herrschte, seit König Ferdinand IV. nach seiner Hauptstadt Neapel zurückgekehrt war. In seiner Erziehung so sehr vernachlässigt, daß er nur die Volksmundart von Neapel und nicht einmal die italienische Schriftsprache verstand, hatte dieser Fürst weder von den Pflichten, noch von der Würde eines Regenten eine Ahnung. Er kannte kein höheres Vergnügen als die Jagd, die den größten Theil seiner Zeit ausfüllte. Während der neun Jahre, die er,

aus Neapel verdrängt, zu Palermo zubrachte, hatten ihm die Engländer, deren Schutz er angerufen, die Last der Regierungssorgen beinahe ganz abgenommen. Im J. 1812 war er durch den brittischen Oberbefehlshaber Lord Bentinck genöthigt worden, der Insel Sicilien eine freie Verfassung zu geben und ein dem englischen nachgebildetes Parlement einzuberufen. So unbegrenzt war der Einfluß der Engländer, daß im Sommer des nächsten Jahres sogar die Königin Caroline, die sich demselben nicht willig genug unterwarf, die Insel verlassen mußte. Wie trägen Geistes aber König Ferdinand auch war, so war er doch froh, des drückenden Joches entledigt zu werden. Kaum hatte der Sturz des napoleonischen Königs Murat ihm die Rückkehr nach seinen Staaten jenseit der Meerenge eröffnet, so säumte er nicht, Alles umzustoßen, was die Engländer während ihrer Anwesenheit auf Sicilien geschaffen hatten. Am 16. Mai 1815 wurde das Parlement zum letzten Male versammelt. Der Fürst del Campo franco, als königlicher Commissair, hielt eine Anrede an dasselbe, die voll von derben Zurechtweisungen war; darauf löste er kraft königlicher Vollmacht das Parlement auf, und da es seitdem nicht wieder einberufen wurde, so war damit auch die neue brittisch-sicilianische Constitution thatsächlich aufgehoben. Mit der Verfassung verschwanden die letzten Spuren der Ordnung, welche die Engländer auf Sicilien begründet hatten, und das von der Natur mit ihren köstlichsten Gaben im Ueberflusse ausgestattete Eiland sank bald in die Verwilderung zurück, aus der es die Disciplin der Britten zur Civilisation zu erheben versucht hatte. So wie in Sicilien die Abreise, so war in Neapel die Ankunft König Ferdinands das Zeichen zu einer Verwirrung, die hier eine allgemeine Auflösung aller Bande der Gesellschaft herbeigeführt hätte, wenn durch die österreichischen Bajonette die wildesten Leidenschaften nicht einigermaßen gezähmt worden wären. Versprengte Soldaten von Murats Heere hatten in den Abruzzen Banden gebildet, die das ganze Land in beständigem Aufruhr erhielten, Städte und Dörfer brandschatzten und nur durch die deutsche Kriegsmacht zu Paaren getrieben wurden, die Oesterreich zur Befestigung des Thrones König Ferdinands IV. in Neapel zurückgelassen. Mit der Bildung des neuen neapolitanischen Heeres ging es so langsam, daß, obwohl dasselbe nach dem Plane der Regierung auf 60,000 Mann gebracht werden sollte, zu Ende des J. 1816 noch keine 30,000 Mann unter den Waffen standen. Diese Truppen waren anfangs wenig mehr als zusammengeraafftes Gesindel, das man in Uniformen gesteckt und dem man Gewehre in die Hand gegeben hatte. Mußten doch während der ersten Monate Officiere mit geladenen

Kanonen vor den Casernen Wache stehen, damit die Mannschaft nicht unversehens auseinander laufe. Auch später blieb das neapolitanische Militair von so trauriger Beschaffenheit, daß es selbst gegen die Banditen, die fortwährend alle Straßen unsicher machten, nur selten etwas auszurichten vermochte. Bei mehr als einer Gelegenheit wußte die Regierung sich nicht anders zu helfen, als daß sie mit den berüchtigtsten Räuberhauptleuten förmliche Friedensverträge abschloß, die diesen außer vollkommener Straflosigkeit auch noch mehr oder weniger bedeutende Belohnungen sicherten, sobald sie sich dazu bequemten, ihr Handwerk als Wegelagerer aufzugeben. So ging man im J. 1816 mit dem gefürchteten Furia, der die Brücke von Bovino in Apulien besetzt hielt, einen Vertrag ein, der dem Räuber monatlich eine Summe von 300 Ducati oder 450 Rthlr. aussetzte, sofern er selbst mit seiner Bande Ruhe hielte und die Gegend gegen anderes Raubgesindel schützte. Da man solches Treiben in Neapel aber von Alters gewohnt war, so glaubte man mitten in der heillosesten Zerrüttung fremder Unterstützung füglich entbehren zu können; im Juli 1817 trat daher das österreichische Corps von 14,000 Mann, welches die neapolitanische Regierung in Sold genommen hatte, seinen Rückmarsch an. Die öffentliche Sicherheit wurde dadurch nicht vermehrt; selbst auf der großen Straße von Rom nach Neapel blieben Reisende, die nicht durch zahlreiche Bedeckungen geschützt waren, räuberischen Anfällen ausgesetzt. Den Männern, denen König Ferdinand die Regierung überließ, mochte allerdings daran gelegen seyn, das gemeine Beste zu fördern; es wurden Schulen errichtet und ansehnliche Summen zur Anlegung von Straßen ausgesetzt, auch manche recht gute Gesetze und Verordnungen erlassen. Nur kam bei allem mehr auf den äußeren Schein, als auf das innere Wesen an. Man war zufrieden, wenn die Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung einen glänzenden Anblick darbot, und ließ in den entfernteren Provinzen die Dinge gehen, wie sie wollten, sobald nur die ausgeschriebenen Steuern regelmäßig beigetrieben wurden. Ihre größte Sorge richtete die Regierung darauf, die politischen Gährungsstoffe auszurotten, die das Regiment des Usurpators Murat zurückgelassen haben konnte. Deshalb wurde die Censur mit einer Strenge gehandhabt, wie außer in Sardinien und Rom, nirgend in Italien; kein ABC-Buch durfte ohne besondere Erlaubniß des Polizeiministeriums gedruckt, aus dem Auslande nichts Gedrucktes eingeführt werden, was nicht vorher der schärfsten polizeilichen Durchsicht unterlegen hatte. Die Theilnahme an geheimen Gesellschaften, welcher Art sie immer seyn mochten, war bei

fünf bis zwanzigjähriger Verbannungsstrafe verboten; dennoch machte den Behörden ein politischer Geheimbund, von dessen Daseyn sie wohl unterrichtet waren, dem sie aber nirgend auf die Spur zu kommen vermochten, fortwährend zu schaffen.

In Neapel war in der ersten Zeit der französischen Herrschaft von den Anhängern der alten Regierung ein Verein gestiftet worden, der von seinen äußeren der Freimaurerei nachgeahmten Zeichen den Namen der Carbonari oder der Kohlenbrenner annahm und sich ursprünglich nur die Vertreibung der Franzosen zum Zwecke setzte. Allmälig verbreiteten sich die Logen oder Vendite der Carbonari über ganz Italien; die angesehensten Männer aus allen Ständen waren zu Theilnehmern gewonnen, und weitaussehende Plane bildeten sich aus, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als auf die Vereinigung von ganz Italien zu einem Staate unter den Formen der constitutionellen Monarchie. Im J. 1814 war dieser Bund bereits zu solcher Macht gediehen, daß Eugen Beauharnois es für möglich hielt, mit dessen Hülfe selbst nach dem Sturze Napoleons Italien als selbstständiges Reich gegen die Verbündeten zu behaupten. Im J. 1815 rechnete Murat hauptsächlich auf die Unterstützung der Carbonari, deren Zahl damals auf eine halbe Million geschätzt wurde, als er seinen unbesonnenen Kriegszug gegen das weit überlegene Oesterreich unternahm. Nach der Herstellung der neuen Ordnung in Italien bestand der Bund fort, ohne daß die Regierungen bei aller Mühe, die sie auf die Unterdrückung wandten, etwas Erhebliches ausrichteten. Von Zeit zu Zeit wurden einzelne Mitglieder verhaftet oder auch wohl ganze Logen aufgehoben, wie am Johannistage 1817 zu Macerata im Kirchenstaate, im Frühjahre 1819 zu Rovigo im Venetianischen; über die Verzweigung des Ganzen erhielt man jedoch keine Aufschlüsse. Die Ausführung der Entwürfe, mit denen man sich trug, war bei der ungünstigen Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse in weite Ferne hinausgerückt, als die Kunde von dem Aufstande des spanischen Heeres auf der Isla de Leon wie ein elektrischer Schlag in die Gemüther fiel. Eine allgemeine Erhebung schien zwar der österreichischen Macht in Oberitalien gegenüber für den Augenblick nicht thunlich; in Neapel, wo man des Erfolges gewiß zu seyn glaubte, beschloß man indessen nicht länger zu säumen. In der letzten Zeit hatte hier der Bund sich besonders durch zahlreiche Anwerbungen im Heere verstärkt, dessen Anführer es empfindlich kränkte, daß die obere Leitung des Kriegswesens einem Ausländer, dem österreichischen General Nugent, vertraut war. In dem Lager bei Sessa, zwischen Capua

und Gaeta, wo während der zweiten Hälfte des April und der ersten des Maimonates 1820 ein bedeutender Theil des neapolitanischen Heeres zu Kriegsübungen zusammengezogen war, wurden unter den Officieren bereits Plane zu einem Umsturze der despotischen Gewalt besprochen, welche die Günstlinge des Hofes im Namen eines rohen*) und ungebildeten Fürsten übten. Die Bewegung, welche nach der Auflösung des Lagers sich unter den Eingeweihten zeigte, veranlaßte zahlreiche Verhaftungen, durch die aber wahrscheinlich der Ausbruch nur beschleunigt wurde. In der Nacht vom 1. auf den 2. Juli sammelte der Lieutenant Michele Morelli, der mit 150 Mann von dem Dragonerregimente Bourbon in dem Städtlein Nola, drei Meilen von Neapel, lag, seine Leute und hielt eine Anrede an sie, in der er ihnen die traurige Lage des Landes und des Heeres in den schwärzesten Farben schilderte, eine Constitution, wie die spanische, als das einzige Mittel der Abhülfe pries und sie aufforderte, dem ruhmwürdigen Beispiele der tapferen Spanier zu folgen und das Zeichen der Erhebung für die Sache der Freiheit zu geben. Da die Soldaten sich bereit erklärten, so schloß sich ihnen der Domherr Luigi Minichini, das Haupt der Carbonari-Vendita von Nola, mit einem Dutzend Genossen an, und der kleine Haufe zog unter dem Rufe: „Es lebe die Constitution!" gegen Avellino, die Hauptstadt des Principato ulteriore, in dem der Obrist Lorenzo de Conciliis, einer der geheimen Leiter des Bundes, den Militairbefehl führte. Zu Monte Forte, drei Stunden von Avellino, machte die Schaar, die unterwegs durch das Zuströmen von Verbündeten sich beträchtlich vermehrt hatte, Halt, und Lieutenant Morelli berichtete von hier aus das Vorgefallene dem Obristen. Dieser bot sogleich die Milizen der Provinz auf, und als er sah, daß das 3000 Mann starke Corps seine persönlichen Gesinnungen theilte, ließ er sofort die Constitution ausrufen. Zu Neapel vernahm man den Abfall des Häufleins von Nola mit der größten Sorglosigkeit; erst die Nachricht von den Vorgängen zu Avellino, wo sich alle Civil- und Militairbehörden zu der Verkündung der Constitution vereinigt hatten, erweckte einige Besorgniß; doch glaubte man auch jetzt noch der Bewegung ohne große Anstrengung Herr zu werden. General

*) Der Engländer Hamilton, der den Hof von Neapel genau kannte, erzählt von dem Könige Ferdinand IV., er habe nach der Verbindung mit seiner Gemahlin Caroline sich im Beiseyn mehrerer Höflinge über dieselbe geäußert: „dorme com' un ammazata, e suda com' un porco!"

Carascosa wurde mit 5000 Mann Linientruppen auf der geraden Straße nach Avellino, General Nunziante mit 2300 Mann nach Salerno geschickt, um die Meuterer im Falle hartnäckigeren Widerstandes in die Seite zu nehmen. Aber Carascosa, dem es wohl bekannt war, wie wenig er sich auf den Geist seiner Truppen verlassen konnte, wagte es nicht, über Nola hinauszurücken; und als Nunziante den unter ihm stehenden General Campana mit einer Abtheilung über Solofra gegen den Heerd des Aufstandes entsandte, fand dieser das ganze Gebirge in voller Empörung. Nunziante, der jetzt befürchten mußte, von Neapel abgeschnitten zu werden, zog sich hierauf mit seinem ganzen Corps nach Nocera zurück, von wo aber der größte Theil desselben zu den Empörern überging, die unmittelbar nach dem Abmarsche der königlichen Truppen Salerno besetzt und auf den Thürmen der alten Burg die dreifarbige Fahne der Carbonari, schwarz, rosenroth und himmelblau, aufgesteckt hatten. In Neapel, wo die Ruhe bisher ungestört geblieben war, stieg die Spannung auf das Höchste. General Guglielmo Pepe, den die Regierung im Juni von seiner Stelle als Militairbefehlshaber im Principato ulteriore entfernt hatte, weil sie in seine Gesinnungen einen durch den Erfolg allerdings vollkommen gerechtfertigten Verdacht setzte, stellte sich, von seinen Freunden gedrängt, in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli an die Spitze eines Dragonerregimentes, der einzigen Truppe außer der Garde, die in Neapel zur Erhaltung der Ordnung zurückgeblieben war, und zog mit demselben auf Nebenwegen, bei Carascosa's Heerhaufen vorüber, nach Avellino, wo er sogleich den Oberbefehl übernahm. Am andern Morgen in aller Frühe hielt der König einen außerordentlichen Staatsrath, um über die Mittel zu rathschlagen, durch die man dem drohenden Sturme begegnen könne. Um sieben Uhr war an allen Straßenecken eine Bekanntmachung angeschlagen, worin König Ferdinand erklärte: da der allgemeine Wunsch des Landes eine constitutionelle Regierung verlange, so habe er sich entschlossen, demselben zu entsprechen, und verpflichtete sich, binnen acht Tagen die Grundlagen der neuen Verfassung zu verkünden. Eine andere Bekanntmachung zeigte die Entlassung sämmtlicher Minister und die Bildung eines neuen Ministeriums an, welches beinahe ausschließend aus Männern zusammengesetzt war, die unter der Regierung König Murats eine bedeutende Rolle gespielt hatten und deshalb am Hofe bisher nicht mit den günstigsten Blicken angesehen wurden.

Wenige Stunden, nachdem diese Bekanntmachungen erschienen waren, wurden die Gefängisse geöffnet, und Hunderte von Personen,

die in den letzten Tagen ihrer politischen Meinungen wegen verhaftet waren, frei gegeben. Bald erschollen alle Straßen von dem Rufe: „Es lebe die Constitution!“ Schon zeigten sich Einzelne mit den Farben der Carbonari. Tausende von Bürgern und Studenten, unter die auch Soldaten in Uniform gemischt waren, sammelten sich um den Palast und verlangten laut, daß der König die Verfassung, die er in acht Tagen versprochen, sogleich gebe und die spanische Constitution als das Grundgesetz des Reiches verkünde. Da erschrak König Ferdinand; er fürchtete Gefahr für sein Leben und konnte sich doch auch nicht entschließen, der ungestümen Forderung nachzugeben. Deshalb schützte er Krankheit vor und ernannte bis zu seiner Herstellung seinen Sohn, den Kronprinzen, Herzog von Calabrien, mit unbeschränkter Vollmacht zum Verweser des Reiches. Dieser, um die Gemüther zu beruhigen, erließ am folgenden Tage eine Proclamation, worin er erklärte, die Constitution des Königreiches beider Sicilien solle dieselbe seyn, welche die spanischen Cortes im J. 1812 angenommen, mit Vorbehalt der Abänderungen, welche die einzuberufenden Reichsstände treffen würden, um sie den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes anzupassen. Damit gab sich aber die aufgeregte Bevölkerung nicht zufrieden. Die Carbonari besorgten, daß in der plötzlichen Erkrankung des Königs ein Hinterhalt verborgen liege, und bestanden darauf, daß Ferdinand mit seinem königlichen Worte bestätige, was sein Sohn verheißen habe. Der so auf das Aeußerste gedrängte Fürst fügte sich endlich; durch eine neue Bekanntmachung bestätigte er die Acte des Kronprinzen und versprach bei seinem königlichen Worte die Constitution zu halten.

Am nächsten Nachmittage kehrten die Truppen Carascosa's, die dieser bisher noch zusammengehalten, bereits mit den drei Farben geschmückt, nach Neapel zurück. Der Reichsverweser nahm hierauf selbst die Farben der Carbonari an und befahl dem gesammten Heere das Gleiche. Am 9. gegen Mittag hielt General Pepe mit den Milizen, die er aufgeboten, den Truppen, die zu ihm übergegangen waren, und einer ungeheuren Menge bewaffneter und unbewaffneter Bauern unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Neapel. Die ganze bunte Masse wogte vor den Palast des Königs, wo der Kronprinz nebst seiner Gemahlin und seinem ältesten Söhnlein, so wie sein Bruder, der Herzog von Salerno, auf dem Balcone standen, und erfüllte im Vorübermarschiren die Luft mit tausendstimmigem Geschrei: „Es lebe der König! Es lebe die Constitution!“ Der Generallieutenant Guglielmo Pepe wurde hierauf zum Oberbefehlshaber sämmtlicher

Truppen des Königreiches ernannt; er verstand sich bescheiden dazu, diese Würde bis zur Befestigung der constitutionellen Ordnung anzunehmen. Am 13. legten der König und die beiden Prinzen, Franz, der Reichsverweser, und Leopold, der Herzog von Salerno, so wie die Mitglieder der höchsten Behörden den Eid auf die Constitution unter festlichem Gepränge in der Hauptkirche ab. Die Freude dieses Tages wurde jedoch, ein übles Vorzeichen, durch einen blutigen Auftritt gestört. Das Regiment Farnese hatte den Befehl erhalten, die Hauptstadt zu verlassen und nach Molo di Gaeta abzumarschiren, wohin es zur Verstärkung der Besatzung dieser Feste verlegt war. Den Soldaten gefiel dies nicht, und 300 Mann brachen am hellen Tage mit Waffen und Gepäck aus ihrer Caserne und schlugen den Weg nach Portici ein. General Ambrosio verfolgte die Ausreißer mit dem Dragonerregimente Bourbon, holte sie außerhalb der Stadt ein und ließ auf sie einhauen. In dem Gefechte, welches sich entspann, wurden auf beiden Seiten über sechzig Mann getödtet und verwundet, bis es gelang, die Meuterer zu überwältigen. Dies war das erste Zeichen einer Spaltung, die im Verlaufe sich immer weiter ausdehnte und zuletzt die verhängnißvollsten Folgen herbeiführte. Das Regiment Farnese hatte zu den Truppen des Generals Carascosa gehört, die sich nicht eher als nach dem Beitritte des Königs für die Constitution erklärt hatten, und sah in seiner Verlegung aus der Hauptstadt einen Beweis des Mißtrauens und eine Zurücksetzung hinter diejenigen seiner Cameraden, die gleich zu Anfange sich zum Abfalle hatten verleiten lassen. Der neue Obergeneral Pepe, statt durch ein so bedenkliches Beispiel sich warnen zu lassen, erweiterte den Bruch, wie es schien, absichtlich, indem er Belohnungen für die zuerst abgefallenen Truppen forderte, welche die Eifersucht aller übrigen rege machten. Schon standen die beiden Parteien einander in entschiedener Feindseligkeit gegenüber, als es dem Bunde der Carbonari, der auf beide gleichen Einfluß besaß, noch einmal gelang, eine Versöhnung zu bewirken, die aber, wenn sie auch keine bloß scheinbare war, doch nicht verhindern konnte, daß ein Stachel in der Wunde zurückblieb.

Eine viel schlimmere Entzweiung, als die durch Unvorsichtigkeit der Anführer hervorgerufene unter den Truppen, kam in den ersten Tagen der Revolution zwischen den durch Mundart, Sitten und Interessen gleich sehr von einander geschiedenen Bevölkerungen der Insel Sicilien und des Festlandes von Neapel zum Ausbruche. Die Sicilianer hatten von jeher die neapolitanische Herrschaft mit Mißvergnügen

getragen, und nichts verschaffte der von den Engländern ertheilten Constitution so allgemeinen Beifall, als die Selbstständigkeit, welche sie der Insel von den Neapolitanern gewährte, die den Hof auch während seines Aufenthaltes in Sicilien vorzugsweise bildeten. König Ferdinand achtete so wenig auf die laut ausgesprochenen Gesinnungen des sicilianischen Volkes, daß er sich nicht damit begnügte, beinahe unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Neapel die Constitution der Insel außer Kraft zu setzen, sondern innerhalb Jahresfrist auch ein neues Grundgesetz erließ, welches die von Alters bestandene Trennung der Verwaltungen von Sicilien und Neapel aufhob und beide Staaten unter dem Namen des Königreiches beider Sicilien für immer zu einem Reiche vereinigte, als dessen Fürst er sich fortan nicht mehr Ferdinand IV., sondern Ferdinand I. nannte. Diese Verfügung hatte in Sicilien die äußerste Mißstimmung hervorgerufen, die nur wenig dadurch gemildert wurde, daß ein anderes Gesetz den Eingebornen der Insel das Recht zusicherte, ausschließlich alle Staatsämter auf derselben zu bekleiden. Man konnte es nicht verschmerzen, daß die alte Trinakria als die Provinz eines Reiches betrachtet werden sollte, welches seinen Sitz jenseit der Meerenge unter den Italienern hätte, zu denen die Sicilianer, ungeachtet ihrer Sprach- und Stammgemeinschaft, sich nicht rechnen; und schon damals hielt nur das Gefühl hülfloser Schwäche einen gewaltsamen Ausbruch zurück. Am 14. Juli 1820 wurden zu Palermo die Vorbereitungen zu dem Feste der heiligen Rosalie getroffen, welches von alten Zeiten als ein großes Volksfest begangen wird, zu dem das Landvolk aus einem Umkreise von vielen Meilen herbeiströmt. Alles war bereits in freudiger Erregung, als ein Staatsschiff von Neapel einlief, das die Kunde von der dort erfolgten Staatsveränderung überbrachte. Sogleich steckte Jedermann die dreifarbige Cocarde auf; aber daneben erschien auch die gelbe sicilianische Landesfarbe, und einzelne Stimmen wurden laut, welche die Herstellung des sicilianischen Parlements forderten. Am folgenden Tage fand die kirchliche Feier unter den hergebrachten großen Ceremonien Statt; bei der Procession, welche dieselbe am Abende beschloß, war das Bild der Heiligen mit einem breiten gelben Bande geschmückt. Da verbreitete sich das Gerücht, daß der Platzcommandant General Church, der als Fremder längst verhaßt war, einem Bürger die gelbe Schleife von der Brust gerissen habe. Darüber brach der furchtbarste Aufruhr aus. Wüthende Volkshaufen durchzogen mit wildem Geschrei die Straßen, rissen das königliche Wappen, wo sie dasselbe fanden, herunter und steckten statt

dessen den normännisch-sicilianischen Adler auf. General Church, den der Pöbel zwingen wollte: „Es lebe die Unabhängigkeit!“ zu rufen, antwortete mit: „Es lebe der König, es lebe die Constitution!“ Er entzog sich den Mißhandlungen, von denen er bedroht war, durch die Flucht; aber der immer mehr anschwellende Haufe wälzte sich nach seiner Wohnung, um diese zu stürmen. Die Wache, die sich hier befand, widersetzte sich; mehrere Personen wurden durch Flintenschüsse verwundet; und es wäre schon jetzt zu dem erbittertesten Kampfe zwischen dem Volke und dem Militair gekommen, wenn ein höherer Officier die Wache nicht zurückgezogen hätte. Darauf brach der Pöbel in das Haus, plünderte dasselbe und schleppte das vorgefundene Hausgeräthe auf den Marineplatz, wo es unter wildem Jubel verbrannt wurde. Der Statthalter General Diego Naselli beschloß jetzt, um größeren Unordnungen zuvorzukommen, die rechtlichen Bürger zu bewaffnen. In der Nacht wurden die Zünfte versammelt; man kam überein, daß diese in Gemeinschaft mit der neapolitanischen Besatzung die Forts Castellamare, della Sanita und del Molo besetzen sollten. Am Morgen des 16., als die Zünfte zu diesem Zwecke auszogen, mischte sich aber der zur wahnsinnigsten Wuth entflammte Pöbel in die Reihen, drang mit ihnen in die Forts und bemächtigte sich der darin aufbewahrten Vorräthe von Waffen und Kriegsbedarf, ohne daß die Truppen, größtentheils neu ausgehobene Recruten, den geringsten Widerstand geleistet hätten. Jetzt hatte der Pöbel die Herrschaft in der Stadt und begann von derselben auf seine Weise Gebrauch zu machen. Alle öffentliche Gebäude wurden erstürmt, die Acten, die sich vorfanden, verbrannt, und was sonst zerstörbar war, zertrümmert. Wiederholte Versuche, die gefangenen Verbrecher zu befreien, wurden jedoch durch die Unerschrockenheit der Wachen noch vereitelt. In der Nacht vom 16. auf den 17. hielten die vornehmsten Behörden bei dem Erzbischof Cardinal Gravina eine Berathung, zu der auch die angesehensten Einwohner gezogen wurden, und in der man den Beschluß faßte, um jeden Preis die Entwaffnung des Pöbels zu bewirken und ihn aus den eingenommenen Forts zu vertreiben. Mit Tages Anbruch rückten die Truppen in guter Ordnung gegen die Volkshaufen an und warfen sie aus den Punkten, die sie besetzt hielten. Aber dadurch wurde der Grimm der empörten Massen nur wilder aufgereizt; mit aller Gewalt stürzten die Rasenden sich auf die Gefängnisse, aus denen 700 der verworfensten Verbrecher, Räuber und Mörder, befreit wurden. Diese, schnell bewaffnet, stellten sich an die Spitze des Aufstandes, während ein Mönch, der Pater Vaglica von Monreale

eine Art von militairischem Oberbefehl übernahm. Als das Volk gegen den Palast des Statthalters anstürmte, vor dem der größte Theil der Besatzung aufgestellt war, rückte diese den Tobenden entgegen und drängte sie in die Straßen zurück, die auf den Platz auslaufen. Hier wurde der Kampf entsetzlich. Die ganze Bevölkerung hatte sich auf die Seite der Empörer geschlagen; von den Dächern, aus den Fenstern wurden Steine und schwere Hausgeräthschaften auf die Truppen herabgeworfen, wurde siedendes Oel auf sie herabgegossen, während die dicht gedrängte Volksmasse jeden Fußbreit Bodens mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte. Endlich siegte die Ueberzahl; das Regiment Regina, welches sich mit großer Tapferkeit schlug, wurde beinahe ganz niedergemetzelt, was sonst von Truppen noch in der Stadt war, entwaffnet und von den befreiten Galeerensclaven in denselben Gefängnissen bewacht, aus denen jene vor wenigen Stunden erst ausgebrochen waren. Mehrere hundert Soldaten, aber auch 3000 erschlagene Palermitaner deckten mit ihren Leichen den Boden. Der Statthalter nebst den vornehmsten Beamten war während des Gemetzels an Bord des Packetbootes il Tartaro entflohen, mit dem er zwei Tage darauf die Schreckensbotschaft nach Neapel brachte.

Nachdem die Besatzung überwältigt und jeder Schatten einer geordneten Gewalt umgestürzt war, wurden in der unglücklichen Stadt die empörendsten Ausschweifungen verübt. Die Fürsten Cattolica und d'Aci, die den Berathungen in der vergangenen Nacht beigewohnt, wurden aus den Verstecken, in denen sie sich verborgen hielten, hervorgezogen, auf das Grausamste ermordet, ihre Leichen schändlich verstümmelt, die vom Rumpfe getrennten Häupter auf Stangen durch die Stadt getragen. Eine Menge anderer Personen fielen als Opfer der Privatrache oder weil sie aus irgend einem Grunde den Verdacht der Sieger auf sich zogen; die Paläste der Großen, die nicht als gute Sicilianer bekannt waren, wurden zerstört und geplündert. Des andern Tages gelang es den Anstrengungen des Magistrates, welchen die 72 Vorsteher der Zünfte mit ihrem Einfluß unterstützten, die Ruhe einigermaßen herzustellen. Es wurde eine Regierungsjunta eingesetzt, die den beim Volke beliebten Fürsten von Villafranca zu ihrem Präsidenten wählte. Aber fortwährend strömten Haufen von bewaffneten Landleuten in die Stadt, und es wurden immer noch arge Gewaltthätigkeiten verübt, bis der Erzbischof mit der gesammten Geistlichkeit in feierlicher Procession, der das Kreuz vorangetragen wurde, durch die Straßen zog und das Volk zur Menschlichkeit und Ruhe ermahnte.

Die erste Maßregel der Junta war, daß sie alle Bezirke Siciliens aufforderte, Abgeordnete nach Palermo zu schicken, um an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Darauf wurde die ganze Insel in vier Militairkreise getheilt, deren jeder eine bestimmte Truppenzahl zur Vertheidigung der Unabhängigkeit aufzubringen hatte. Um das Landvolk zu gewinnen, wurde ein Drittheil der Grundsteuer erlassen und jede andere Abgabe vom Grunde und Boden ganz aufgehoben. Auch die Zölle wurden bedeutend herabgesetzt; dagegen schrieb man, um die dringendsten Bedürfnisse der Verwaltung zu decken, eine gezwungene Anleihe von 200,000 Unzen oder ungefähr 100,000 Rhtlr. aus. Beinahe bie ganze Insel unterwarf sich auf die erste Aufforderung den Anordnungen der Junta von Palermo. Nur die Städte Trapani, Syracus, Caltanisetta, Catania und Messina, wo neapolitanische Besatzungen lagen, widerstanden. Um auch diese zum Gehorsam zurückzuführen, rückten zwei Colonnen von Palermo aus, die eine gegen Trapani, am äußersten Westende der Insel, die andere gegen Caltanisetta, die einzige Stadt im Innern, die sich der Bewegung nicht angeschlossen hatte. Von Trapani wurden die Palermitaner zurückgeschlagen, weil dahin auf die erste Kunde von den Ereignissen in Sicilien Verstärkungen aus Neapel abgegangen waren. Gleich ungünstigen Erfolg hatte anfangs die Expedition gegen Caltanisetta. Als die Palermitaner vor dieser Stadt ankamen, schickten ihnen die Bewohner einen Dominicanermönch entgegen, um über die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu unterhandeln. Da sie aber sahen, daß die Gegner nicht so stark waren, wie sie vorausgesetzt hatten, fielen sie aus der Stadt und schlugen die Belagerer in die Flucht. Während sie in voller Siegesfreude waren, traf der Marquis von San Cataldo, den die Junta von Palermo zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, mit einer zahlreicheren Abtheilung ein. Voll Entrüstung über den Treubruch stürmten die Palermitaner jetzt Caltanisetta, nahmen die Stadt ein, gaben sie den Flammen Preis und erschlugen Alles, was ihrer Rache nicht durch die Flucht entrann.

Inzwischen hatte die Junta von Palermo eine Abordnung nach Neapel gesandt, um eine gütliche Ausgleichung zu bewirken. Die Abgeordneten sollten verlangen, daß die Unabhängigkeit der Insel anerkannt und der dritte Sohn des Kronprinzen, der junge Graf von Syracus, ihnen zum Könige gegeben werde. Außerdem schlugen sie vor, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Neapel einzugehen, dagegen sollte die Flotte zwischen Neapel und Sicilien getheilt werden. Erst

nach langem Zögern wurde die Abordnung in Neapel zugelassen, wo sie den Bescheid erhielt, daß man zwar Sicilien eine getrennte Verwaltung zugestehen wolle, daß aber von einer Anerkennung der Unabhängigkeit nicht die Rede seyn könne, weil durch die Verträge mit den großen auswärtigen Mächten die Vereinigung der Insel mit Neapel unter einem Haupte verbürgt sey. Ehe diese Unterhandlungen noch angeknüpft waren, hatte die Regierung bereits ansehnliche Verstärkungen nach Sicilien hinübergeschickt, um die Unterdrückung des Aufstandes vorzubereiten. General Florestano Pepe, ein Bruder des Oberbefehlshabers, erhielt den Befehl über die dazu bestimmte Heeresmacht, und am 31. August schiffte er sich mit 4000 Mann regelmäßiger Truppen und Milizen ein, denen in den nächsten Tagen ein aus sechsundzwanzig Segeln bestehendes Geschwader mit Landungstruppen folgte, um seine Bewegungen von der Seeseite zu unterstützen. Am 5. September landete das Heer zu Milazzo, einige Meilen von Messina. Nachdem Pepe eine Proclamation erlassen, worin er den Sicilianern ankündigte, daß er nicht komme, um sie zu bekriegen, sondern nur, um die Einigkeit herzustellen, zog er, von der Flotte begleitet, längs der Küste gegen Palermo. Er gelangte bis Cefalu, einer kleinen, nur zehn Meilen von Palermo entfernten Stadt, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Einer seiner untergeordneten Befehlshaber, der Obrist Costa, der in den letzten Tagen des August mit einer 3000 Mann starken Colonne von Catania ausgezogen war, hatte noch vor seiner Ankunft über die empörten Sicilianer Vortheile erfochten, die unter dem des Krieges ungewohnten Volke Schrecken und Bestürzung verbreiteten. Er war am 29. August nach einem unbedeutenden Gefechte in Caltagirone eingedrungen, einen Ort, der die Sache der Unabhängigkeit mit dem feurigsten Eifer ergriffen, hatte den palermitanischen General Abela daraus vertrieben und darauf die Einwohner des ganzen Bezirks entwaffnet. Dadurch im Rücken gesichert, war er weiter nach dem zerstörten Caltanisetta vorgedrungen, hier am 5. September auf das Corps des Marquis San Cataldo gestoßen, welches 1500 Mann zu Fuß 200 zu Pferde zählte, hatte dasselbe auseinander gesprengt, ihm sein Geschütz abgenommen und den Anführer selbst zum Gefangenen gemacht. Von Cefalu eröffnete Pepe über Polizzi sich eine Verbindung mit dem Obristen Costa und setzte darauf seinen Marsch weiter fort. In der kleinen Stadt Termini, fünf Meilen von Palermo, versuchten die Empörer sich zu halten; sie hatten die Thore verrammelt, Geschütze auf den alten Mauern aufgestellt und eine Anzahl Kanonen-

boote, die bei dem Aufstande zu Palermo in ihre Hände gefallen waren, am Ufer vor Anker gelegt. Da der Parlementair, der die Stadt zur Uebergabe aufforderte, zurückgewiesen wurde, so begann am Morgen des 20. Septembers der Angriff. Die Kanonenboote waren im Augenblicke von der Flotte genommen, und die Stadt, die sich ihres wirksamsten Schutzes beraubt sah, öffnete die Thore. Am folgenden Tage erschien der Präsident der revolutionairen Junta, Fürst Villafranca, im Hauptquartier, bot die Unterwerfung der Hauptstadt an und verlangte nur drei Tage Frist, um die nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme der Truppen zu treffen. Dieser Verabredung gemäß brach das Heer, das durch seine Vereinigung mit der Brigade des Obristen Costa auf 12,000 Mann angewachsen war, am 24. von Termini auf. Als man sich der Ortschaft Bagaria, drei Stunden von Palermo, nahte, zeigte es sich aber, wie wenig man auf die Erfüllung der Versprechungen des Fürsten Villafranca rechnen durfte. Eine Masse bewaffneter Bauern hielt die Anhöhen besetzt, welche die Straße beherrschten, und das Heer mußte sich durch ein kurzes, aber blutiges Gefecht freie Bahn öffnen. Am andern Morgen, bei dem Uebergange über den Küstenfluß Oneto, waren neue Schwierigkeiten zu überwinden. Eine Batterie von acht Kanonen mußte genommen werden, ehe das Heer weiter vorrücken konnte. Endlich war man im Angesichte von Palermo. Die Vorhut, die ihren Weg längs des Strandes nahm, näherte sich indessen kaum den Vorstädten, als sie das Feuer einer Batterie von 12 Geschützen und dreier Kanonenboote begrüßte. Die Batterie wurde genommen, der Feind aus den Gärten und den zerstreut liegenden Gebäuden der Vorstädte verdrängt, und das Heer brachte die Nacht in der ohne großen Verlust gewonnenen Stellung zu. Mit Tages Anbruch wurde ein Parlementair in die Stadt geschickt. Da derselbe nach dem Verlaufe mehrerer Stunden nicht zurückkehrte, brachen die Truppen durch die Porta reale in die Stadt; die bewaffneten Haufen, die sich entgegenstellten, wurden von den geschlossenen Colonnen geworfen; aber jetzt wurde aus allen Häusern auf die Vordringenden gefeuert, und es entspann sich in den Straßen der wüthendste Kampf, obwohl eine Menge Gebäude durch das Bombardement der Flotte, die den Angriff des Heeres unterstützte, in Flammen aufging. Beim Einbruche der Nacht zog General Pepe seine Truppen zurück, und um die Hauptstadt des Landes nicht der Gefahr einer völligen Vernichtung auszusetzen, beschloß er dieselbe bloß einzuschließen, um die mit Vorräthen sehr unzulänglich versehene Bevölkerung durch

den Hunger zur Uebergabe zu zwingen. In Palermo bestand inzwischen die greulichste Pöbelherrschaft. Der von der Junta zu dem Range eines Obristen erhobene Mönch Vaglica hatte auf die Kunde von der beabsichtigten Unterwerfung das Volk von neuem aufgewiegelt; die alte Junta war gestürzt und eine neue, den Fürsten Patorno an der Spitze, eingesetzt worden. Fürst Villafranca schwebte in der äußersten Lebensgefahr und wurde den Händen der Rasenden nur mit Mühe entrissen.

Acht Tage vergingen, ohne daß der wüthende Pöbel zur Besinnung zurückkehrte; es wurde vielfach parlementirt, aber alle Versuche, zum Zwecke führende Unterhandlungen anzuknüpfen, scheiterten an der Hartnäckigkeit der Rädelsführer, die der von Pepe zugesicherten allgemeinen Verzeihung keinen Glauben beimaßen. Indessen stieg die Noth in der Stadt auf das Höchste, da derselben auch das trinkbare Wasser abgeschnitten war, und zuletzt begriffen selbst die überspanntesten Köpfe, daß sie sich zum Ziele legen müßten. Am 5. October kamen neue Parlementairs in das Lager; am Bord des englischen Kutters the Racer wurde eine Capitulation abgeschlossen, in deren Folge die neapolitanischen Truppen noch am Abende desselben Tages sämmtliche Forts besetzten. Die Bedingungen waren für die Palermitaner so günstig, wie sie dieselben niemals hätten erwarten können. Es wurde ihnen nicht allein von neuem gänzliche Vergessenheit alles Vorgefallenen versprochen, sondern auch zugesagt, daß Abgeordnete aus allen Gemeinden der Insel durch Stimmenmehrheit darüber entscheiden würden, ob dieselbe ein besonderes Parlement oder eine mit der neapolitanischen vereinigte Volksvertretung haben sollte. Die Regierung wurde vorläufig, bis der Reichsverweser darüber einen andern Entschluß gefaßt hätte, einer aus den angesehensten Bürgern ernannten Junta übertragen, in welcher der Fürst Patorno den Vorsitz führte.

In Neapel, wo inzwischen der Volkshaß gegen die Sicilianer sich bei vielfachen Gelegenheiten ausgesprochen hatte, erregte die Nachricht von dieser Capitulation allgemeinen Unwillen. Durch einen Beschluß des Reichsverwesers vom 14. Juli war das Parlement des Königreichs beider Sicilien auf den 1. October einberufen. Die Wahlen hatten nicht allein in allen Provinzen des Königreichs Neapel, sondern auch in den Bezirken der Insel Sicilien, die entweder der Regierung treu geblieben oder zeitig genug zum Gehorsam zurückgeführt waren, unter den von der spanischen Constitution der Cortes vorgeschriebenen Formen Statt gefunden, und an dem festgesetzten Tage war unter großen Feierlichkeiten die Eröffnung des Parlements erfolgt. In einer der ersten

Sitzungen wurde von dem Obristen Gabriele Pepe der Antrag gestellt und einstimmig genehmigt, daß die Capitulation von Palermo für nichtig zu erklären sey, weil sie durch die Gestattung einer Losreißung Siciliens die Verfassung verletze, welche den Grundsatz der Unveräußerlichkeit aller Gebietstheile aufstelle. Der Reichsverweser bestätigte den Beschluß des Parlementes und rief den General Pepe von seinem Commando zurück. Der zu seinem Nachfolger ernannte General Colletta ging bereits am 21. October mit einer Verstärkung von 3000 Mann nach Palermo unter Segel, wo die Ruhe vollkommen wiederhergestellt war und auch durch die Kunde von der Verwerfung der Capitulation nicht unterbrochen wurde, weil General Pepe keine Zeit verloren hatte, die Bevölkerung zu entwaffnen. Dennoch war die Zurückweisung des allgemeinen Volkswunsches der Sicilianer unter den Umständen, in denen Neapel sich befand, ein großer politischer Mißgriff. Man setzte sich selbst in die Nothwendigkeit, die Insel als ein erobertes Land zu behandeln, das mit Gewalt im Gehorsam erhalten werden mußte, theilte dadurch seine Kräfte und verzichtete auf alle die bedeutenden Hülfsmittel, die Sicilien darbot, während man sich doch unmöglich verbergen konnte, daß das Land Gefahren entgegen ging, die, mit einiger Aussicht auf den Erfolg, nur durch die äußerste Anspannung aller Nerven, durch einen allgemeinen begeisterten Aufschwung der ganzen Nation in allen Theilen des Reiches zu bekämpfen waren.

Zweites Buch.

Der heilige Bund auf der Höhe seiner Macht und der Sieg über die Revolutionen im westlichen Europa.

Erstes Hauptstück.

Die Congresse von Troppau und Laybach.

Zwei Staaten gingen aus dem Kampfe gegen die französische Revolution und gegen das napoleonische Kaiserreich mit der bedeutendsten Machtvermehrung hervor: Großbritannien und Rußland. England behauptete die Herrschaft zur See, die es während des Krieges gewonnen; in allen Meeren hatte es feste Punkte erworben, die im Frieden seinem Handel zur Stütze dienten, im Kriege gleich Warten alle Küsten übersahen und die brittischen Flotten in den Stand setzten, jede Bewegung des Feindes in vollkommener Sicherheit zu beobachten und nach Gefallen zur gelegensten Zeit zum Angriffe hervorzubrechen. Dabei hatten die brittischen Colonien in allen Welttheilen eine Ausdehnung erlangt, die das brittische Reich, in Bezug auf den Umfang nach China und Rußland zum dritten, in Bezug auf die Volkszahl nach China zum zweiten Reiche der Erde machte. Kaum weniger bedeutend war der Machtzuwachs, den Rußland erhielt. Durch die Erwerbung des Königreiches Polen wurden seine Grenzen bis in das Herz von Mitteleuropa vorgerückt, und man kann sagen, daß es erst jetzt aus einer asiatischen wirklich zu einer europäischen Macht wurde. Der Einfluß, der dem St. Petersburger Cabinette in den ersten Jahren nach dem Frieden zu

Gebote stand, war wunderbar. An den Ufern des Tajo und am Golf von Neapel wurden die Wünsche des Zaaren mit nicht viel geringerer Bereitwilligkeit befolgt, als an den eisigen Gestaden der Newa; in den wichtigsten deutschen Angelegenheiten gab seine Stimme den Ausschlag, und keine Regung des deutschen Volkslebens entging seiner aufmerksamen Beachtung. Aber der Zauber, den Kaiser Alexanders liebenswürdige Persönlichkeit anfangs über die Völker übte, begann mehr und mehr zu schwinden, je unzweideutiger sich die große Umwandlung herausstellte, die in seinem Innern vorging, als er nach dem allgemeinen Dafürhalten den Gipfel menschlichen Glückes und menschlicher Macht erreicht hatte. Als er sich von jeder andern Sorge befreit sah, stiegen die furchtbaren Erinnerungen eines blutbefleckten Tages, gleich den Erynnien des Orestes, vor seinem geistigen Auge herauf; um ihnen zu entgehen, warf er sich einer überspannten Frömmigkeit in die Arme. Eine ängstliche Scheu vor revolutionairen Erschütterungen umdüsterte fortan sein heiteres für alles Große und Schöne empfängliches Gemüth und drängte seine alte Vorliebe für freisinnige Staatseinrichtungen und freie Entwickelung des Volksgeistes im Verlaufe der Zeit immer tiefer in den Hintergrund zurück. Der letzte große Act, in dem der Kaiser seine ursprüngliche freie Geistesrichtung bewährte, war die Verfassung, die er dem mit dem russischen Kaiserstaate vereinigten Königreiche Polen gab. Polen erhielt sein eigenes von dem russischen gesondertes Heer, seine eigene selbstständige Verwaltung und eine Volksvertretung, die, bei den umfassendsten Rechten, auf Grundlagen ruhte, wie sie von dem Charakter, der Bildung und den gesellschaftlichen Verhältnissen der Nation gefordert wurden. Nur eine freilich wichtige Bestimmung widersprach dem Geiste des Ganzen. Dem Könige war das Recht vorbehalten, ohne Zuziehung der Kammern Verordnungen zu erlassen, die volle gesetzliche Kraft hatten, und es daher möglich machten, die Wirksamkeit der Volksvertretung bis zu einem gewissen Grade aufzuheben. In dem schroffsten Widerspruche, nicht allein mit dem Geiste, sondern auch mit dem Buchstaben der Verfassung aber stand es, daß der Kaiser seinem Bruder Konstantin, den er zum Oberbefehlshaber des polnischen Heeres ernannte, zugleich eine Gewalt ertheilte, die in der Art, wie sie geltend gemacht wurde, an gar keine gesetzliche Schranken gebunden war. Der greise Statthalter Zajonczek, Kosziusko's Kampfgenosse, der dem Namen nach an die Spitze der Verwaltung gestellt war, hatte kaum den Schatten einer wirklichen Macht. Statt seiner leitete alle Geschäfte der russische Staatsrath Nowosilzow, der dem

Großfürsten Konstantin als Beistand beigegeben war und dessen volles Vertrauen genoß, ein hochgebildeter, aber habsüchtiger, von den niedrigsten Leidenschaften beherrschter Mann, der, obwohl im russischen Polen geboren, als echter Russe planmäßig auf die Vernichtung der polnischen Volksthümlichkeit und auf die Auflösung des polnischen Volkscharakters in das von ihm viel höher gehaltene russische Volkswesen ausging. Durch die geheime Polizei, die er errichtete, wurde bald das ganze Land mit russischen Spähern erfüllt, die jede freie Aeußerung in dem vertrautesten Kreise belauschten; und die geringste Unvorsichtigkeit, die auf diese Weise zur Kenntniß der Machthaber kam, wurde von dem Großfürsten Konstantin mit aller Härte einer wilden, unbezähmbaren Natur geahndet. Gegen die empörendsten Roheiten und Grausamkeiten boten weder die Gesetze, noch die klarsten Bestimmungen der Verfassung Schutz. Das Geschenk des edeln Kaisers, durch welches er Polen für immer an Rußland zu knüpfen hoffte, mußte daher von Anfang den größten Theil seiner Wirkung verfehlen. Der milde Fürst, der sich von den Ursachen nicht genauer unterrichten konnte, wurde auf das Empfindlichste gekränkt, als er fand, daß er Haß erndtete, wo er Liebe gesäet hatte; und der Undank, den er in der Mißstimmung der Polen sah, trug nicht wenig dazu bei, ihn in der Verirrung zu bestärken, der er während seiner späteren Lebensjahre sich hingab.

Der erste Reichstag, den der Kaiser am 27. März 1818 in Person eröffnete, schien noch zu den heitersten Erwartungen zu berechtigen. Alexander rief den Polen zurück, was er für sie gethan habe, und forderte sie auf, sich durch Eintracht, Ruhe und Mäßigung seines Vertrauens würdig zu bewähren und der Welt zu beweisen, daß die freien Staatseinrichtungen, deren Grundsätze man oft mit den verderblichen Lehren der Revolution verwechsle, sofern sie redlich und aufrichtig durchgeführt würden, kein gefährliches Blendwerk wären, sich vollkommen mit der Ordnung vertrügen und mit dieser vereint die wahre Wohlfahrt der Nation bewirkten. Er erklärte, daß er ähnliche Einrichtungen in allen den Ländern zu begründen beabsichtige, welche die Vorsehung seiner Sorge vertraut habe, und fügte hinzu, daß Polen berufen sey, dem russischen Kaiserreiche, an das sein Schicksal unauflöslich geknüpft wäre, zu zeigen, was dieses erwarten dürfe. Beim Schlusse des Reichstages, der am 27. April erfolgte, sprach der Kaiser seine vollkommene Zufriedenheit mit dem Geiste aus, der die Versammlung beseelt habe; selbst darüber gab er seine Freude zu erkennen, daß nicht alle von der Regierung vorgeschlagenen

Gesetzentwürfe angenommen worden, sondern einer abgelehnt wäre; weil dadurch die Unabhängigkeit der Stimmen dargelegt werde. Der edle Fürst erkannte es an, daß Ueberzeugung und gute Absicht bei diesem Erfolge den Ausschlag gegeben habe, und entließ die Versammelten mit dem Zeugnisse, daß sie redlich für das Beste ihrer Mitbürger und für das Wohl des Vaterlandes gearbeitet hätten. Zwei Jahre vergingen, ehe der Reichstag von neuem einberufen wurde; inzwischen hatte aber die traurige Veränderung, die allmälig in den Ansichten des Kaisers vor sich ging, einen bedeutenden Fortschritt gemacht; die Nachrichten von den Ereignissen in Spanien und zuletzt wieder in Neapel hatten ihn tief erschüttert, während auf der andern Seite die durch vielfache Roheiten und Bedrückungen hervorgerufene Mißstimmung unter den Polen sich schärfer und bestimmter ausgebildet. In der Sitzung des Reichstages vom 28. September 1820 wurde der Entwurf eines neuen peinlichen Gesetzbuches, den die Regierung vorgelegt hatte, beinahe mit Stimmeneinhelligkeit verworfen. Man tadelte, daß weder die Geschwornengerichte, noch das öffentliche Verfahren der französischen Gesetzgebung darin Eingang gefunden, daß der alte polnische durch die Verfassung von neuem verbürgte Rechtssatz darin umgestoßen werde, nach dem Niemand gefänglicher Haft unterliegen sollte, außer im Falle einer gerichtlichen Verurtheilung, und daß den Verwaltungsbehörden ein außerordentliches Strafrecht beigelegt sey. Am 13. October schloß der Kaiser den Reichstag mit einer Rede, welche die unverhohlenste Mißbilligung ausdrückte; er rückte den Polen vor, daß sie von Rußland statt des Bösen nur Gutes empfangen, deutete darauf hin, daß sie sich durch die Verführungen der Zeit hätten hinreißen lassen, und sagte den bestürzten Landboten, daß sie den widrigen Eindruck ihres Verfahrens nur dadurch mildern könnten, wenn sie bei der Rückkehr in die Heimath den Geist der Ruhe und des Friedens verbreiteten, ohne den die besten Gesetze ewig fruchtlos bleiben müßten. Unmittelbar darauf verließ Alexander Warschau, um sich nach Troppau auf den Congreß zu begeben, zu dem ihn Fürst Metternich im Namen seines Kaisers eingeladen hatte.

Der österreichische Minister, ein Mann von hellem, durchsichtigem Verstande, abhold jeder Art von romantischen Gefühlen, hatte den Gedanken eines heiligen Bundes, als Kaiser Alexander denselben zuerst in Vorschlag brachte, mit Scheu aufgenommen; er besorgte, daß hinter der gar zu uneigennützigen Aufopferung irgend eine geheime Absicht verborgen liege; erst als er sich überzeugte, daß es sich wirklich nur

darum handle, die christliche Lehre der Nächstenliebe zur Grundlage der europäischen Politik zu erheben, vermochte er seinen Fürsten, die Acte als eine unschuldige Spielerei zu unterzeichnen. Sein durchdringender Geist erkannte jedoch bald, daß sich dem, was ihm anfangs nur als ein harmloser Scherz oder als eine Aeußerung überspannter Frömmigkeit erschienen war, eine ernste politische Bedeutung abgewinnen lasse; und da von den hohen Unterzeichnern des Vertrages sich keiner einen scharf bestimmten Zweck vorgesetzt hatte, so war von dieser Stunde seine politische Ansicht die Seele des heiligen Bundes. Das höchste Ziel, welches dem Fürsten Metternich von dem Beginne seiner politischen Laufbahn vorschwebte, war die feste Begründung der Größe und der Macht des Hauses Oesterreich, und wenn man unter diesem Gesichtspunkte seine Bestrebungen auffaßt, so muß man zugestehen, daß dieselben ihm den vollsten Anspruch auf die Bewunderung seiner Zeitgenossen, ja aller Zeiten geben. Nach England und Rußland hatte Oesterreich von den Gebietsvertheilungen, die der Sturz des französischen Kaiserreiches zur Folge hatte, den besten Gewinn gezogen. Während Preußen im Frieden nicht einmal den ganzen Umfang seiner Besitzungen vor dem Unglücke des Jahres 1806 zurück erhielt und außerdem in zwei ungleiche durch dreier Herren Länder getrennte, auf allen Seiten offen da liegende Haupttheile zerfiel, gewann Oesterreich nicht allein einen sehr beträchtlichen Gebietszuwachs, sondern bildete auch eine zusammenhängende in sich abgeschlossene und abgerundete Staatenmasse, die, durch ihre Lage gegen jeden Angriff vortrefflich gedeckt, einem äußern Feinde nur wenig verwundbare Stellen bot. Die größte Schwäche des österreichischen Kaiserstaates lag in der Verschiedenartigkeit der Bestandtheile, die das Haus Habsburg im Laufe vieler Jahrhunderte allmälig zu einem Ganzen zusammengefügt hatte. Da waren Deutsche in den alten österreichischen Erblanden, Czechen in Böhmen und Mähren, Polen und Kleinrussen in Galizien, Serben in Illyrien, Croatien, Dalmatien und Slavonien, Magyaren, Slaven, Walachen und Deutsche in Ungarn und Siebenbürgen, Italiener in dem lombardisch-venetianischen Königreiche und im südlichen Tyrol; der Religion nach fanden sich neben einander Katholiken, Protestanten und Griechen; und eben so groß wie die Verschiedenheit in Stammverwandtschaft, Sprache und Religion, war die Verschiedenheit der politischen Bildung und der materiellen Interessen. Um einen aus so vielen ungleichartigen Theilen zusammengesetzten Staat nicht der Gefahr auszusetzen, daß er bei dem ersten äußeren Anstoße oder der ersten

inneren Erschütterung aus einander gefallen wäre, gab es nur ein Mittel: es war keine andere Einheit vorhanden, als in der Person des Monarchen; in dieser mußte daher alle politische Macht und alle Gewalt vereinigt werden. Die nächste Bedingung war, daß den Völkern Alles geboten wurde, was ein behagliches Daseyn möglich machte, damit der Wunsch einer Veränderung in ihnen nicht aufkam; ihre Volksthümlichkeit mußte daher auf jede Weise geschont,. dabei durfte aber nichts geduldet werden, was den Gedanken an politische Selbstständigkeit und Freiheit erwecken konnte. Dasselbe Gebot der Nothwendigkeit, welches Oesterreich zwang, aus seinem Innern alle liberale Ideen zu verbannen, mußte es aber auch bestimmen, denselben im Auslande, wo sie irgend festen Fuß gewannen, mit kräftigster Entschiedenheit entgegen zu treten, weil die Erfahrung hinreichend gelehrt hatte, wie schnell die Ansteckung politischer Meinungen und Beispiele wirkt. Deshalb war Fürst Metternich, als er sah, daß die deutschen Regierungen durch die ersten Regungen eines revolutionairen Geistes bei ihren Unterthanen mit Besorgniß erfüllt wurden, sogleich bereit, zu der Ergreifung gemeinschaftlicher Maßregeln die Hand zu bieten. Der alle Verhältnisse mit dem schärfsten Blicke überschauende Staatsmann begriff wohl, daß Oesterreich von der Unterdrückung der liberalen Ideen in Deutschland nicht allein den Vortheil vermehrter Sicherheit, sondern auch einer wirklichen Machtvermehrung hatte. Die österreichische Politik hatte, obwohl im Verborgenen wirkend, auf dem Wiener Congresse hauptsächlich dazu beigetragen, daß Preußen, welches Oesterreichs Einfluß in Deutschland theilte, durch keine zu bedeutende Gebietserweiterung übermächtig wurde. Dagegen vermochte die österreichische Eifersucht es nicht, zu verhindern, daß der preußische Staat, so lange er an der Spitze der fortschreitenden Entwickelung in Deutschland blieb, alle geistige Kräfte der Nation sich dienstbar machte; und man verhehlte sich nicht, daß das Uebergewicht, welches diese verliehen, durch den Gegendruck der todten Masse niemals aufzuwägen war. Es war daher für Oesterreich ein wahrer Sieg, als Preußen durch die Scheu vor dem jugendlichen Aufbrausen einer Anzahl unreifer Knaben sich vermögen ließ, auf der Bahn einzuhalten, die es seit des großen Friedrichs Tagen zu Ruhm, Ehre und Größe geführt hatte. Sobald Preußen nicht länger durch die öffentliche Meinung unterstützt war, auf der seine ganze Macht beruhte, trat es nothwendig gegen Oesterreich in den Schatten, und kein anderer Staat durfte dem Hause Habsburg die Herrschaft streitig machen.

Während man in Wien sich des Vortheils freute, den man über den alten Nebenbuhler davon getragen, erscholl die Kunde von dem Ausbruche der Revolution in Neapel, auf die man durch die vorausgegangenen Erschütterungen der pyrenäischen Halbinsel, so wie durch die vielfachen Zeichen der Gährung in Deutschland, Frankreich und Italien zwar vorbereitet seyn konnte, die man aber doch so nahe schwerlich erwartet hatte. Der Entschluß des Fürsten Metternich war daher schnell gefaßt. Das österreichische Heer in Tyrol und in der Lombardei wurde auf den Kriegsfuß gesetzt, und eine Reihe von Noten an den deutschen Bundestag, an die italienischen Fürsten und an die großen europäischen Mächte bereitete auf die Maßregeln vor, die Oesterreich durch sein Interesse geboten waren. Daß das Wiener Cabinet ein wohlbegründetes Recht hatte, mit bewaffneter Hand zu der Unterdrückung jeder revolutionairen Bewegung in Neapel einzuschreiten, ließ sich auf keine Weise in Abrede stellen, da dem Vertrage, den der König von Neapel am 12. Juni 1815 mit Oesterreich geschlossen, ein geheimer Artikel beigefügt war, durch welchen der erste die bestimmte Verpflichtung übernahm, bei der Herstellung seiner Regierung keine Veränderung zuzulassen, die nicht mit den alten monarchischen Staatseinrichtungen und mit den bei der inneren Verwaltung der österreichischen Besitzungen in Italien befolgten Grundsätzen verträglich wäre. Die nach der Revolution in Neapel eingesetzte Regierung erkannte die Gefahr, die von dieser Seite der neuen Ordnung der Dinge drohte, und ließ nichts unversucht, um dieselbe durch diplomatische Unterhandlungen abzuwenden. Schon in der ersten Hälfte des Juli, noch ehe der König die Constitution beschworen, wurde der Fürst Cariati nach Wien geschickt, um dem Kaiser ein Schreiben des Reichsverwesers zu überbringen und dem Wiener Cabinette die Versicherung zu ertheilen, daß alle zwischen beiden Staaten bestehende Verbindlichkeiten fortwährend gewissenhaft beobachtet werden sollten. Fürst Metternich erklärte dem neapolitanischen Abgeordneten offen, daß die zu Neapel vorgefallene Staatsveränderung das Werk einer Partei sey, die den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung bezwecke, und daß dieselbe von Oesterreich niemals anerkannt werden würde. In den ersten Tagen des August sandte man den Herzog von Serra-Capriola mit vertraulichen Briefen vom Könige und vom Kronprinzen ab, erhielt jedoch keinen besseren Bescheid. Der Herzog di Gallo, der dazu bestimmt war, den Fürsten Ruffo als Botschafter in Wien abzulösen, weil dieser sich der constitutionellen Regierung zu unterwerfen weigerte, wurde, als er Klagenfurt erreichte, be-

deutet, seine Reise nicht weiter fortzusetzen, weil der Kaiser ihn nicht empfangen könne. Nach allen diesen fehlgeschlagenen Versuchen beschloß man, die Verwendung des Kaisers Alexander anzurufen; und der Fürst Cimitele erhielt den Auftrag, sich zu diesem Zwecke nach St. Petersburg zu begeben. Zu Wien angekommen, erfuhr der Fürst durch den russischen Minister, daß seine Sendung nicht angenommen werden würde, da der Kaiser, durch feste Verträge und unauslöschliche Freundschaft mit seinem erhabenen Bundesgenossen vereint, keinen ersten Schritt thun könne, zumal in einer so wichtigen Sache, wie der gegenwärtige Stand der Dinge im Königreiche beider Sicilien, welcher eine gemeinschaftliche Ueberlegung von Seiten der die europäische Ordnung verbürgenden Mächte erheische. Der Principe Cimitele hatte, nachdem auf diese Weise der Zweck seiner Sendung vereitelt war, noch eine Unterredung mit dem Fürsten Metternich, der ihm wiederholte, was er bereits dem Fürsten Cariati gesagt hatte, daß die Revolution in Neapel das Werk einer verworfenen Secte sey. Sie genehmigen, hieße soviel, als den Samen der Empörung auch in solche Landschaften werfen, wo derselbe noch nicht Wurzel gefaßt; die erste Pflicht und das dringendste Interesse der Mächte sey daher, sie im Keime zu ersticken. Auf die Bemerkung des Principe, seine Regierung habe keinen andern Wunsch, als mit aller Welt in Frieden und Freundschaft zu leben, und werde sich jeder Einmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten sorgfältig enthalten, entgegnete der österreichische Staatskanzler: er bedauere, der neapolitanischen Regierung für diese Abneigung, sich auf auswärtige Eroberungen einzulassen, keinen Dank zu wissen; es gebe für dieselbe nichts Natürlicheres, als ein so richtiges Gefühl ihrer Lage. Uebrigens verfahre man im eigenen Interesse von Neapel, wenn man der Revolution die Anerkennung verweigere, weil man durch diese das Königreich der letzten Mittel berauben würde, sich vor innerer Zerrüttung zu schützen. Diese Mittel wären die Herstellung der Ordnung und die Aufrechthaltung der alten Staatseinrichtungen gegen die Angriffe der Neuerer. Fürst Cimitele erinnerte: die Stätigkeit sey zwar von bedeutendem Gewichte unter den Kräften, die den Regierungen zur Stütze dienten, doch keinesweges das einzige Mittel; die Civilisation schreite fort, und man sehe, daß überall, wo eine Volksvertretung eingeführt wäre, Ordnung und Wohlfahrt herrsche, während alle andere Länder in stäter Sorge vor gewaltsamen Erschütterungen schwebten. Da der Fürst die Hoffnung äußerte, daß doch wohl noch eine Versöhnung möglich seyn werde, erwiderte Metternich:

einer Versöhnung bedürfe es nicht, wohl aber gebe es ein Heilmittel. Alle wohlgesinnte Männer des Landes sollten den König angehen, daß er wieder die Zügel der Regierung ergreife, sämmtliche Verfügungen seit dem 5. Juli für nichtig erkläre, die Menschen bestrafe, die ihr Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht, und von freien Stücken die Vorkehrungen treffe, die geeignet wären, das Glück und die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu begründen. Sobald dies geschehe, werde nicht allein Oesterreich, sondern die ganze europäische Gesellschaft die neapolitanische Regierung unterstützen. Der Neapolitaner warf die Frage ein, wo die Männer zu finden wären, die es wagen dürften, eine solche Sprache zu führen. Darauf erklärte der Staatskanzler: wenn sie in Neapel nicht zu finden wären, so sey der Kaiser von Oesterreich zur Unterstützung bereit. Man möge über dessen Mittel verfügen; auf die erste Aufforderung würden 80,000 und im Nothfolle 100,000 Mann anrücken, und man werde als Sieger über die Empörung in Neapel einziehen. Unangenehm überrascht bedauerte Cimitele, daß man sich nicht dazu verstehen könne, und daß somit Blut fließen müsse. Auf den Entschluß des österreichischen Ministers, der längst fest stand, konnte diese Aeußerung keinen Einfluß haben; Fürst Metternich brach die Unterhaltung ab, indem er versicherte, daß er sich in dem, was das Interesse seines Landes ihm gebiete, von jeder Verantwortlichkeit frei wisse.

So wenig der Fürst darüber im Zweifel war, was er Neapel gegenüber zu thun habe, so waren doch Rücksichten zu nehmen, die der vorsichtige Diplomat keinesweges unbeachtet lassen durfte. Ein eigenmächtiges Verfahren von Seiten Oesterreichs gegen die Regierung eines unabhängigen Landes würde bei allen europäischen Mächten gerechtes Befremden erregt und vielleicht offenen Widerspruch hervorgerufen haben, weil man darin einen Anspruch auf Oberherrlichkeit sehen konnte, der schwerlich ohne Weiteres zugegeben worden wäre. Unvermeidlich war es, daß die Empfindlichkeit des französischen Cabinettes gereizt wurde, das, durch alte Familienverträge mit dem in Neapel regierenden Zweige der Bourbonen verbunden, unmöglich gleichgültig bleiben konnte, wenn eine fremde Macht demselben seinen Schutz aufdrängte oder seinen Willen als Gesetz vorschrieb. Auch des Kaisers Alexander war man nicht sicher, da dieser zu der französischen Regierung in den freundschaftlichsten Beziehungen stand und außerdem seine frühere Hinneigung zur constitutionellen Regierungsweise noch nicht ganz aufgegeben hatte. Unter diesen Umständen erschien es als das Zweckmäßigste, die neapolitanischen Angelegenheiten zum Gegenstande der Berathung auf einem

Congresse zu machen, auf dem Fürst Metternich, mit den Verhältnissen und den geheimsten Schwächen aller europäischen Höfe vertraut, gewiß war, mit seinen Ansichten durchzudringen. Schon auf dem Aachener Congreß war eine neue Vereinigung der dort versammelten Monarchen in Aussicht gestellt; Fürst Metternich berief sich auf das Schlußprotocoll der Aachener Berathungen, indem er Einladungen an die Regenten der bei diesen betheiligten Staaten ergehen ließ, sich entweder persönlich oder durch ihre Bevollmächtigte bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich einzufinden, die zu Troppau im österreichischen Schlesien gehalten werden sollte, weil dieser Ort dem Kaiser Alexander am besten gelegen war, wenn er sich von St. Petersburg zur Eröffnung des polnischen Reichstages nach Warschau begab. Alle sagten zu, und in der zweiten Hälfte des Octobers waren zu Troppau die Kaiser von Oesterreich und Rußland, der Kronprinz von Preußen, als Stellvertreter seines Vaters, der erst im November erwartet wurde, und die ausgezeichnetsten Diplomaten der fünf großen Mächte, Fürst Metternich für Oesterreich, die Minister von Nesselrode und Capo d'Istria für Rußland, Fürst Hardenberg und Graf Bernstorff für Preußen, der Marquis von Caraman und Graf de la Ferronays für Frankreich und Sir Charles Stuart für Großbritannien nebst einem Heere von untergeordneten Beamten und Höflingen versammelt. Bei der Eröffnung der Conferenzen fand Fürst Metternich größere Schwierigkeiten, als er vorausgesehen haben mochte. Sir Charles Stuart trat ihm mit einer Note entgegen, welche die Unzulässigkeit jeder fremden Einmischung in die inneren Angelegenheiten unabhängiger Staaten darlegte; die französischen Bevollmächtigten waren gleichfalls angewiesen, ihre Zustimmung zu allen gewaltsamen Maßregeln gegen Neapel zu verweigern, und der Kaiser von Rußland, durch den Einfluß seines vertrauten Ministers, des Grafen Capo d'Istria, und des französischen Gesandten am St. Petersburger Hofe, Grafen de la Ferronays, bestimmt, neigte sich zu einer Mäßigung und Milde, die den österreichischen Absichten nichts weniger als günstig war. Fast schien es, als ob der Vorschlag des französischen Hofes, statt bewaffneter Gewalt eine friedliche Vermittlung zu versuchen, die Oberhand gewinnen sollte, als ein zufälliger Umstand in dem Sinne des Fürsten Metternich den Ausschlag gab. Am 17. October war in dem Semenowschen Garderegimente zu St. Petersburg eine Meuterei ausgebrochen. Durch die übertriebene Strenge des Obristen gereizt, hatten die Soldaten sich eigenmächtig versammelt, um Beschwerde zu führen, und ihren Officieren, die sie zurückhalten

wollten, den Gehorsam verweigert. Fürst Metternich, durch den österreichischen Gesandten am St. Petersburger Hofe sogleich von diesem Vorgange unterrichtet, benutzte denselben mit diplomatischer Gewandtheit, um auf das Gemüth des leicht beweglichen Kaisers Alexander zu wirken. Er stellte dem russischen Monarchen vor, welche Folgen es für Rußland selbst haben könne, wenn man den Geist der Meuterei unter dem Militair, der die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel hervorgerufen, ungestraft sich weiter verbreiten lasse. Der Kaiser entgegnete, er sehe wohl, daß der österreichische Minister Recht habe, und warf die Frage hin, was zu thun sey. Dies war es, was Metternich erwartete. „Mögen Rußland, Preußen und Oesterreich," rief er aus, „sich zu einer Erneuung des heiligen Bundes und zur Anwendung seiner Grundsätze vereinigen, und ich verbürge mich für die Zukunft." Damit ergriff er die Feder und entwarf auf der Stelle ein Protocoll, wodurch die drei Mächte den Grundsatz der Einmischung zur Aufrechthaltung der Staaten in dem Stande, den die Verträge von 1815 festgestellt hätten, sowohl in Bezug auf ihre Regierungsweise als auf ihren Gebietsumfang in seiner weitesten Ausdehnung annahmen und die Höfe von Paris und London zum Beitritte einluden. „Der Umsturz der Ordnung in Spanien, Portugal und Neapel," hieß es in diesem Actenstücke, „mußte die Sorge und Unruhe der Mächte erwecken, welche die Revolution bekämpft haben, und mußte sie von der Nothwendigkeit überzeugen, den neuen Bedrängnissen ein Ziel zu setzen, von denen Europa bedroht ist. Dieselben Grundsätze, welche die großen Mächte des Festlandes vereint haben, um die Welt von dem militairischen Despotismus eines Menschen (d'un individu) zu befreien, der aus der Revolution hervorgegangen war, müssen sie bestimmen, gegen die neue revolutionaire Gewalt einzuschreiten, die in ihrer Entwicklung begriffen ist. Die Souveraine, die in dieser Absicht zu Troppau versammelt sind, wagen es zu hoffen, daß sie ihr Ziel nicht verfehlen werden. Sie werden bei diesem großen Werke die Verträge zur Richtschnur nehmen, die Europa den Frieden wieder gegeben und die Nationen unter sich vereinigt haben." Man kam überein, in kürzester Frist einen neuen Congreß zu Laybach, in geringerer Entfernung von dem Schauplatze der Revolution, zu halten und dahin auch den König von Neapel einzuladen, „damit er als Vermittler zwischen seinem irregeleiteten Volke und den Staaten auftrete, deren Ruhe durch diesen Stand der Dinge gefährdet sey." Nicht eher, als nachdem Rußland, Oesterreich und Preußen das Protocoll unterzeichnet hatten, wurde dasselbe den Bevoll-

mächtigten von Frankreich und England mitgetheilt. Sir Charles Stuart, der eine solche Wendung der Dinge nicht geahnet hatte, wurde zur leidenschaftlichsten Heftigkeit aufgeregt; er soll dem Fürsten Metternich in's Gesicht gesagt haben, daß derselbe England getäuscht habe, und man wollte wissen, es hätte wenig gefehlt, daß es zu einer Herausforderung gekommen wäre. Aber die brittische Protestation kam zu spät, um in dem, was einmal fest beschlossen war, etwas zu ändern.

In den ersten Tagen des Januars 1821 trafen die Kaiser von Oesterreich und Rußland zu Laybach ein; der König von Preußen, der abgeneigt war, die weite Reise zu machen, ließ sich durch seinen Staatskanzler, den Fürsten Hardenberg, vertreten, der von dem Grafen Bernstorff und dem General von Krusemark begleitet war. Dem Fürsten Metternich standen der Freiherr von Vincent und der Hofrath von Gentz zur Seite. Neben Capo d'Istria erschienen der Graf von Nesselrode und der russische Botschafter am Pariser Hofe, der vielgewandte Corse Pozzo di Borgo. Frankreich sandte außer seinen früheren Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Troppau, Caraman und de la Ferronays, den Herzog von Blacas, den persönlichen Freund Ludwigs XVIII., der als Botschafter bei dem päpstlichen Stuhle beglaubigt war und jetzt beauftragt wurde, den König von Neapel bei dessen Ankunft zu Laybach im Namen seines Königs zu begrüßen. Das brittische Cabinet, unzufrieden mit dem Ergebnisse der Verhandlungen von Troppau, wollte anfangs gar keinen besonderen Bevollmächtigten nach Laybach schicken und beauftragte nur seinen Gesandten am Wiener Hofe, Richard Gordon, die brittischen Interessen auf dem Congresse wahrzunehmen; später wurde demselben jedoch Lord Clanwilliam beigegeben und zuletzt entschloß man sich, auch den gewandten Unterhändler Sir Charles Stuart nach Laybach zu schicken. Von den verschiedenen kleinen italienischen Staaten, deren Interessen zunächst betheiligt waren, hatte Sardinien den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marchese de St. Marsan, Rom den Cardinal Spina, Toscana den Fürsten Neri-Corsini und Modena den Marchese di Molza bei dem Congresse beglaubigt. Vor der Eröffnung der förmlichen Sitzungen hielten die Fürsten Metternich und Hardenberg und Graf Capo d'Istria eine Reihe von Berathungen, in denen man sich über die Grundsätze, die bei dem Einschreiten in Neapel anzuwenden wären, leicht verständigte. Sir Charles Stuart überreichte dagegen unmittelbar nach seiner Ankunft eine Note, in welcher die brittische Regierung erklärte, daß sie an den Maßregeln, die zu Troppau vorgeschlagen worden, nicht Theil nehmen

könne, weil das System, welches dieselben voraussetzten, wenn es mit vollkommener Gegenseitigkeit durchgeführt werde, im geraden Widerspruche mit den Grundgesetzen des brittischen Reiches stehe. Aber selbst wenn dieses entscheidende Hinderniß nicht vorhanden wäre, würde man eine so außerordentliche Gewalt, wie jene der bewaffneten Einmischung nicht annehmen können, ohne sich eine Oberhoheit anzumaßen, die mit den Rechten anderer Staaten nicht verträglich wäre. In Bezug auf den besonderen Fall von Neapel glaube England sich auf keine Weise berechtigt, gewaltsame Schritte zu thun, gebe aber zu, daß andere Staaten und namentlich Oesterreich sich in einer andern Lage befinden möchten, und wolle deshalb kein Urtheil über die Maßregeln fällen, die diese Staaten zu ihrer Sicherheit zu ergreifen für gut erachteten, sofern nur eine hinreichende Bürgschaft gegeben werde, daß dabei keine Vergrößerungsplane obwalteten. Der Marquis von Caraman hatte den Befehl, im allgemeinen sich den Ansichten des brittischen Bevollmächtigten anzuschließen, dabei aber Alles zu vermeiden, was den Kaiser Alexander verletzen könne. Der französische Botschafter versuchte es, die italienischen Staaten auf seine Seite zu ziehen, scheiterte in dieser Bemühung aber einem so überlegenen Staatsmanne, wie dem Fürsten Metternich, gegenüber vollkommen; die Abgeordneten der italienischen Höfe, jenen von Sardinien an der Spitze, sprachen sich gerade mit dem größten Eifer für die Nothwendigkeit der Einmischung aus. Bald kündigte ein Rundschreiben der drei Mächte Oesterreich, Rußland und Preußen allen europäischen Höfen an, daß ein österreichisches Heer den Befehl erhalten habe, gegen die neapolitanische Grenze vorzurücken, um die Revolution zu unterdrücken. „Die große Masse der Nation," sagte man, „sey ihrem Fürsten ergeben und wolle nichts von einer eingebildeten Freiheit wissen, die ihr nur die Sclaverei gebracht habe; sie werde die Truppen mit Vertrauen aufnehmen, die im Namen des Kaisers von Oesterreich und seiner erhabenen Verbündeten kämen, um ihr Frieden, Freundschaft und Schutz zu bieten. Sofern eine so gerechte Erwartung sich aber nicht verwirklichte, so werde das Heer die Schwierigkeiten zu überwinden wissen, die es aufhielten, und wenn gegen alle Berechnung eine Unternehmung, die in den reinsten Absichten beschlossen sey, durch den Widerstand einer unversöhnlichen Partei in einen förmlichen Krieg ausartete, so werde der Kaiser von Rußland, durchdrungen von der Nothwendigkeit gegen ein so schweres Uebel zu kämpfen, nicht zögern, seine Streitkräfte mit jenen Oesterreichs zu vereinigen."

Inzwischen erwartete man zu Laybach von Tage zu Tage den

König von Neapel. Dieser war bereits von Troppau aus durch eigenhändige Schreiben der Kaiser von Oesterreich und von Rußland, wie des Königs von Frankreich nach Laybach eingeladen worden. Am 6. December hatte König Ferdinand diese Schreiben erhalten, und am folgenden Tage ließ er dieselben durch den Minister des Auswärtigen, Herzog von Campochiaro, dem Parlemente mittheilen und kündigte seinen Entschluß an, ungeachtet seines vorgerückten Alters und der strengen Jahreszeit den an ihn ergangenen Einladungen Folge zu leisten, da er nur dadurch hoffen dürfe, die Geißel des Kriegs von der Nation abzuwenden. In einer ausführlichen Botschaft versprach er feierlich, Alles aufzubieten, um seinem Volke die Vortheile einer freien Verfassung zu sichern. Welche Maßregeln auch in Bezug auf den politischen Zustand des Landes gefordert werden möchten, so werde er doch immer kräftig dafür wirken, daß die Grundlagen der Constitution aufrecht gehalten würden. Ein Staatsgrundgesetz solle die persönliche Freiheit verbürgen; eine Volksvertretung solle bestehen, der über alle öffentliche Ausgaben Rechenschaft abgelegt werde, ohne deren Zustimmung keine Auflagen einzuführen wären, und deren Mitwirkung bei der Abfassung aller Gesetze erforderlich sey. Eine Civilliste sollte festgestellt werden, die Rechtspflege vollkommen unabhängig seyn, die Preßfreiheit unter Vorbehalt der gesetzlichen Schranken fortbestehen und die Verantwortlichkeit der Minister anerkannt werden. Diese Eröffnung rief im Parlemente die stürmischesten Auftritte hervor; die heftigsten Anklagen wurden gegen die Minister erhoben, die viele der leidenschaftlicheren Mitglieder geradezu des Verrathes beschuldigten, so daß denselben nichts Anderes übrig blieb, als ihre Stellen niederzulegen. Nach langen Debatten wurde endlich eine Adresse an den König beschlossen, worin das Parlement erklärte: es glaube sich nicht berechtigt, in die Abreise des Königs zu willigen, sofern dieselbe nicht zum Zwecke habe, die gemeinschaftlich beschworene spanische Constitution aufrecht zu erhalten. In einer zweiten Botschaft versicherte der König: er sey weit davon entfernt, die Constitution verletzen zu wollen, der Volksvertretung sey jedoch das Recht vorbehalten, in der spanischen Constitution zweckmäßige Abänderungen zu treffen, und er hoffe, durch seine Anwesenheit zu Laybach den auswärtigen Mächten solche Abänderungen annehmlich zu machen, welche, ohne die Rechte der Nation zu verletzen, jeden Anlaß zum Kriege entfernen würden. Auch diese Zusicherung beruhigte das Parlement nicht; erst am 13. December, nachdem eine dritte Botschaft die bestimmte Zusage ausgesprochen hatte, daß die Reise des

Königs keinen anderen Zweck habe, als die spanische Constitution aufrecht zu halten, ertheilte die gesetzgebende Versammlung ihre Einwilligung. Am Abende desselben Tages schiffte König Ferdinand sich am Bord des englischen Linienschiffes le Vengeur nach Livorno ein, wo er am Morgen des 20 anlangte. Hier, so wie an allen Orten, die er auf seiner Durchreise berührte, wurde er mit großen Ehren empfangen, und bei wiederholten Gelegenheiten bezeugte er eine kindische Freude, daß er den Händen der Carbonari glücklich entronnen sey. Als er zu Laybach eintraf, war der Congreß bereits in voller Thätigkeit. Fürst Metternich hatte an dem Tage seiner Ankunft eine lange Unterredung mit ihm, in der es nicht schwer wurde, den durch so lange erlittenen Zwang tief Verletzten von der Nothwendigkeit einer unbedingten Abstellung aller in Neapel seit dem Ausbruche der Revolution eingetretenen Veränderungen in dem alten Zustande der Dinge zu überzeugen. Fürst Ruffo, den das Wiener Cabinet ungeachtet seiner vorlängst erfolgten Absetzung fortwährend als den neapolitanischen Botschafter zu Wien anerkannte, erhielt darauf von dem Könige den Auftrag, ihn in den Conferenzen der Minister zu vertreten. Dagegen wurde der Herzog di Gallo, der nach den stürmischen Verhandlungen über die Reise des Königs von der revolutionairen Regierung zum Minister des Auswärtigen ernannt und von Ferdinand selbst aufgefordert war, ihm nach Laybach zu folgen, unterweges zu Görz zurückgehalten und dort unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. Bei den Berathungen, die zu Laybach Statt fanden, herrschte eine seltene Einmüthigkeit. Die brittischen Bevollmächtigten hielten sich von jeder Theilnahme entfernt; die französischen glaubten Alles, was sie wünschen konnten, erreicht zu haben, als dem Könige von Neapel das Recht zugestanden wurde, sobald er in seine ganze Machtvollkommenheit wieder eingesetzt sey, „für sich allein, mit Zuziehung des Rathes der rechtschaffensten und unterrichtetsten Männer im Lande, die Kraft und Stätigkeit seiner Regierung auf eine weise und gerechte Verwaltung zu gründen, welche den bleibenden Interessen der beiden unter seinem Scepter vereinten Völker angemessen sey und dadurch den benachbarten Staaten eine hinreichende Bürgschaft für ihre Sicherheit und Ruhe gewähre.“ Man kam überein, daß die revolutionairen Behörden aufgefordert werden sollten, freiwillig sich aufzulösen und dem Könige zu unterwerfen; in diesem Falle sollte ein österreichisches Heer von 10,000 Mann das Land besetzen, das aber unter den Befehlen des Königs stehen und nur so lange verweilen würde, als seine Anwesenheit zur Erhaltung der Ordnung unumgänglich erforderlich

schiene; auch sollte dem Lande keine Kriegssteuer auferlegt werden, von der es dagegen so wenig als von den übrigen Lasten des Krieges verschont bleiben könne, sobald man genöthigt wäre, die Waffen zu ergreifen. Nachdem die Beschlüsse des Congresses unabänderlich gefaßt waren, wurde der Herzog di Gallo von Görz nach Laybach beschieden. Der Fürst Metternich, dem er sich vorstellte, sagte ihm: „Man hat sie kommen lassen, um die Entscheidungen des Congresses zu hören; was ich Ihnen eröffnen werde, geschieht im Namen der Mächte und in Uebereinstimmung mit dem Könige von Neapel." — „Aber ich wünsche, den König, meinen Herrn, zu sehen," war die Antwort des Herzogs di Gallo. „Sie werden ihn sehen, und er wird Ihnen Alles bestätigen, was ich Ihnen mittheilen werde." — „Ich hätte indessen einige Bemerkungen zu machen." — „Man hat Sie nicht gerufen, um Ihre Bemerkungen zu hören," entgegnete der österreichische Minister mit Heftigkeit. „Sie sind hier, um zu erfahren, daß die Mächte keine der Veränderungen anerkennen, die zu Neapel Statt gefunden haben, und daß der König mit derselben Gewalt zurückkehren muß, die er durch die Verträge von 1815 hatte. Ein österreichisches Heer von 50,000 Mann wird Neapel drei Jahre hindurch besetzen und auf Kosten des Landes erhalten werden. In seine Rechte wieder eingesetzt, wird der König die Einrichtungen treffen, die er für das Wohl seiner Völker angemessen erachtet. Sollte man aber die Thorheit haben, sich zu vertheidigen, so werden 100,000 Mann mehr in Ihr Vaterland einrücken, und die Kriegssteuern, die wir ausschreiben werden, sollen nur denen zur Last fallen, die es wagen, sich zu widersetzen." Am andern Morgen hatte der Herzog di Gallo eine Zusammenkunft mit seinem Könige. So wie dieser ihn sah, rief er ihm entgegen: „Gut, gut, lieber Gallo! Du hast gehört, was Metternich Dir gesagt hat; ich bestätige Dir Alles. Du kannst abreisen, wann Du willst; ich bedarf Deiner nicht mehr." — „Aber," warf der Herzog di Gallo, durch diesen Empfang überrascht, ein, „ich werde mir erlauben, Ew. Maj. zu fragen, —" — „Alle Bemerkungen sind unnütz," unterbrach ihn der König, „ich sehe wohl, daß Dir das nicht gefällt, aber ich bin mit meinen Alliirten einig; auch habe ich schon einen Courier abgeschickt, um meinem Sohne unsere Entscheidung zu melden." — Der Herzog war außer Stande, ein Wort vorzubringen; da wiederholte ihm der König: „Reise gleich ab, lieber Gallo; ich habe Dir nichts mehr zu sagen."

Das Schreiben an seinen Sohn, dessen König Ferdinand gedachte, war am 28. Januar geschrieben und vorsichtig genug in einem Tone

abgefaßt, der darauf berechnet war, den Eindruck hervorzubringen, als habe der König keine Mühe gespart, um die großen Mächte zur Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge in Neapel zu vermögen, sey aber an der unerschütterlichen Festigkeit ihrer Entschließungen gescheitert. Das Schreiben traf am 7. oder 8. Februar in Neapel ein, wo man sich noch immer der nach allem Vorausgegangenen unbegreiflichen Hoffnung hingab, daß die Mächte sich nicht allzu sehr beeilen würden, gewaltsame Maßregeln zur Unterdrückung der Revolution zu ergreifen. Das Parlement, statt unmittelbar nach seinem Zusammentreten seine ganze Sorge darauf zu richten, das Land in achtbaren Vertheidigungszustand zu setzen, hatte seine Zeit in Berathungen über Dinge verloren, die unter andern Umständen allerdings seine Aufmerksamkeit mit vollem Rechte in Anspruch genommen hätten, bei der drohenden Gefahr eines Kampfes mit weit überlegenen Feinden aber billig der Zukunft aufbewahrt geblieben wären. Selbst die Berathungen über die Abänderungen, die in der spanischen Constitution zu treffen waren, um sie zum Grundgesetze des Reiches zu erheben, zogen sich so sehr in die Länge, daß sie bei der Abreise des Königs nach Laybach noch nicht beendigt waren. Nicht eher als am 30. Januar erhielt das neue Grundgesetz die Genehmigung des Reichsverwesers, den der König während seiner Abwesenheit unter dem Titel eines Regenten mit unbeschränkter Vollmacht zurückgelassen. An demselben Tage wurde das Parlement, das kurz vorher die in der Zwischenzeit der Sessionen mit der Beaufsichtigung der Verwaltung beauftragte permanente Deputation gewählt hatte, geschlossen, ohne daß davon auch nur die Rede gewesen wäre, daß der Feind bereits so gut als vor den Thoren stand. Man glaubte genug gethan zu haben, indem man den Beschluß faßte, das regelmäßige Heer auf 50.000 Mann zu bringen, 200.000 Mann Milizen in den Provinzen auszurüsten und die festen Plätze des Reiches zu bewaffnen, traf aber weder Anstalten für die Anschaffung von Waffen, noch von Kriegsvorräthen, und that nichts, um die Nation zum Widerstande gegen den Feind zu ermuthigen. General Guglielmo Pepe, der bei der Eröffnung des Parlementes den bis dahin geführten Oberbefehl niedergelegt und sich mit der Stelle eines Generalinspectors der Milizen begnügt hatte, ließ es seinerseits an Eifer nicht mangeln, um diese Truppen, in denen er die vornehmste Stärke der Revolution erkannte, in schlagfertigen Stand zu setzen; und er wurde dabei durch den Geist der Bevölkerungen kräftig unterstützt. In den letzten Tagen des Januars konnte er dem Parlemente melden, daß in den Abruzzen

allein 36,000 Mann Milizen gerüstet ständen, von denen zwei Drittheile sich auf eigene Kosten uniformirt hätten und der Rest im Begriffe sey, ihrem Beispiele zu folgen; nur klagte er, daß es am Wesentlichsten, an Waffen und Kriegsbedarf, fehle, und dafür zu sorgen, hatte er nicht die Mittel. Dies war selbst in den bei einem feindlichen Angriffe zunächst bedrohten Provinzen die Lage der Dinge, als das Schreiben des Königs aus Laybach jede Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung abschnitt. Der Eindruck, den dasselbe hervorbrachte, wurde durch die diplomatischen Mittheilungen verstärkt, welche die Gesandten der drei großen Mächte dem Prinzen Regenten machten. Diese setzten den Prinzen in einer vertraulichen Audienz von den Beschlüssen des Congresses in Kenntniß und zeigten ihm an, daß das österreichische Heer in Italien den Befehl zum Aufbruch erhalten habe und vorrücke, um das Königreich entweder als Freunde friedlich zu besetzen oder als Feinde mit bewaffneter Gewalt einzubrechen. Auf die Bemerkung der Gesandten, daß die Mächte zu der Klugheit des Prinzen das Vertrauen hätten, er werde die Nation zu der erwünschten Ordnung zurückführen, entgegnete der Reichsverweser: „er sey keineswegs gemeint, sich als ein Werkzeug zum Umsturze des constitutionellen Systemes brauchen zu lassen. Treu den Eiden, die er geschworen, sey er entschlossen, sich niemals von der Sache des Volkes zu trennen und, komme, was da wolle, dessen Schicksal zu theilen. Wenn er von dem Wege, den er einmal eingeschlagen, abweiche, so würde er alles Recht nicht allein auf die Achtung der Nation, sondern auch der auswärtigen Mächte verlieren.“ Da die Diplomaten hierauf bedauerten, die vollziehende Gewalt in einer Lage zu sehen, die sie außer Stand setze, eine andere als eine bloß leidende Rolle zu spielen, erwiderte der Prinz mit erhobener Stimme: „wenn ihm auch jede mögliche Macht zu Gebote stände, würde er dieselbe doch nie gegen die Nation, sondern nur zu ihrem Schutze und Vortheile verwenden; er könne seine Schwüre nicht brechen und halte sich auf ewig an das Volk gebunden, welches während der sieben Monate seiner politischen Wiedergeburt die größte Mäßigung bewiesen und die höchste Ehrfurcht gegen den König und das königliche Haus an den Tag gelegt habe.“ Nach dieser Audienz wurde ein Ministerrath gehalten, in welchem der Prinz Regent ein eigenhändiges Schreiben an seinen Vater vorlas, worin er den Zweifel aussprach, daß die Zuschrift vom 28. Januar aus des Königs freiem Willen herrühre, da derselbe früher niemals ähnliche Gesinnungen geäußert habe, und worin er zugleich seinen festen Entschluß erklärte,

für die Sache des Rechts, der Unabhängigkeit und der Ehre sein Leben daran zu setzen.

Unmittelbar darauf wurde das Parlement zu einer außerordentlichen Session einberufen, und am 13. Februar wurde die gesetzgebende Versammlung unter unermeßlichem Zudrange eröffnet. Zuvörderst erstattete der Duca di Gallo, der kurz vorher von Laybach angekommen war, Bericht über den Erfolg seiner Sendung. Selbst jetzt, da über die dringende Gefahr doch nicht der Schatten eines Zweifels mehr übrig blieb, fand man nicht für gut, sich über die Beobachtung der gewöhnlichen parlementarischen Formen hinwegzusetzen. Nicht etwa auf der Stelle, sondern erst am 15. wurde daher über die von dem Congresse an den Prinzen Regenten gerichtete Aufforderung ein Beschluß gefaßt. An großen und hochtönenden Worten ließ man es dabei nicht fehlen. Es wurde erklärt, daß das Parlement in die Vorschläge des Congresses nicht willigen könne, da dieselben auf die Vernichtung der Constitution gingen; daß man den König, dessen der Constitution und seinen Eiden zuwiderlaufende Handlungen unmöglich aus seinem freien Willen hervorgehen könnten, als einem Zustande des Zwanges unterworfen ansehe; daß während der Dauer dieses Zustandes der Herzog von Calabrien die Regentschaft fortführen werde, und daß in Gemäßheit dieser Beschlüsse alle Maßregeln zur Rettung des Staates zu ergreifen wären. Ferner wurde erklärt, daß die Nation beider Sicilien die natürliche Verbündete aller Völker sey, die ihre Constitution oder eine andere freie Verfassung besäßen; daß sie sich nicht in die Regierungen anderer Staaten mische, aber auch nicht dulde, daß andere sich in die ihrige mischten; daß sie allen Fremden, die wegen liberaler Meinungen aus ihrem Vaterlande verbannt wären, eine Freistätte biete, und daß sie nie mit einem Feinde, der ihr Gebiet besetzt halte, Frieden schließen werde. Die Maßregeln, welche demnächst ergriffen wurden, waren anscheinend durchgreifend genug. Es wurde eine Zwangsanleihe von 3 Millionen Ducati ausgeschrieben, und zu einer Anleihe von 11 Millionen, die ein einheimisches Haus angeboten, die Genehmigung ertheilt; außer den bereits einberufenen Bataillonen der Milizen und Legionaire wurden 32 neue Bataillone zur Verfügung der Regierung gestellt und endlich alle Truppen aus Sicilien zurückgerufen. Im Volke zeigte sich nach den Berichten, die aus den Provinzen eingingen, eine Stimmung, welche bei dem Ausbruche des Krieges die verzweifeltesten Anstrengungen erwarten ließ. Von allen Seiten strömten Freiwillige zu den Fahnen; sogar die Schüler zu

Neapel erboten sich, zu den Waffen zu greifen. Die Milizen der Provinz, die zuerst das Zeichen zur Revolution gegeben, verlangten in Masse an die Grenze geschickt zu werden. Schon im December hatten 300 Männer aus den Abruzzen, die sich selbst den Namen der Bruttier gaben, eine Adresse an das Parlement gerichtet, worin sie baten: „man möge ihnen den Paß bezeichnen, der dem Feinde am meisten streitig gemacht werden müsse; sie wollten ihn mit ihren Herzen schließen. Sie wären es müde, immer von Thermopylae und Cremera sprechen zu hören und wollten den Enkeln ein neues Beispiel zur Nachahmung hinterlassen!" Selbst in dem weichlichen Campanien regte sich ein gleicher Heldengeist; hundert Grundeigenthümer dieser Provinz erboten sich, unter dem Namen der neuen Fabier ein freiwilliges Reitergeschwader zu bilden. Bei alle dem konnte sich, wer in der Begeisterung nicht alle Besonnenheit verloren hatte, unmöglich die große Unwahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Widerstandes verbergen. Für Waffen war so schlecht gesorgt, daß General Pepe sich genöthigt sah, in den Abruzzen einen großen Theil der Milizen mit Piken zu bewaffnen. Es gab weder Magazine, noch Hospitäler, noch Transportmittel. Die Geschütze zur Bewaffnung der Verschanzungen, die in der Eile aufgeworfen wurden, mußten durch Ochsen herbeigeführt werden. Eine Möglichkeit des Sieges hätte sich dargeboten, wenn bei dem Vorrücken der Oesterreicher auf allen Punkten Italiens Aufstände ausgebrochen wären, die den Kriegsschauplatz über die ganze Halbinsel des Apennins ausgebreitet hätten; und darauf scheint allerdings, wenn nicht die Regierung zu Neapel, doch der Bund der Carbonari seine Hoffnung gesetzt zu haben. Im Laufe des Februars wurden im Kirchenstaate von einer im Verborgenen wirkenden „patriotischen Union" gedruckte Proclamationen verbreitet, welche die Bevölkerungen aufriefen, zum Umsturze der päpstlichen Regierung die Waffen zu ergreifen und sich in vier Lagern bei Pesaro, Macerata, Spoleto und Frosinone zu sammeln. Auch brach am 15. Februar eine Bande von 300 bewaffneten römischen Flüchtlingen, die sich auf neapolitanischem Gebiete gesammelt hatten, in die Mark Ancona ein, pflanzte zu Ossida und in mehreren anderen kleinen Orten an der Grenze die dreifarbige Fahne der Carbonari auf und verkündete die spanische Verfassung, fand aber bei den Bevölkerungen so wenig Unterstützung, daß eine kleine Schaar päpstlicher Soldaten und Carabiniere, mit welcher der Delegat von Ascoli gegen sie anrückte, hinreichend war, sie über die Grenze zurückzutreiben. Um einem solchen allgemeinen Revolutionsplane den erforderlichen Nach-

druck zu geben, hätten die Neapolitaner sich entschließen müssen, statt den Angriff des Feindes innerhalb ihrer Grenzen zu erwarten, denselben mit Heeresmacht entgegen zu gehen. Aber theils gestattete ihnen dies das Gefühl der Schwäche nicht, welches sie bei allen ihren Prahlereien nicht unterdrücken konnten, theils ließen ihnen dazu die Oesterreicher nicht die Zeit.

Am 4. Februar hatte der Oberbefehlshaber des gegen Neapel ziehenden österreichischen Heeres, General Frimont, von seinem Hauptquartiere zu Padua aus einen Tagsbefehl erlassen, worin er seinen Truppen ankündigte, daß sie die Grenzen ihres Vaterlandes mit friedlichen Absichten überschritten und nur die allgemeine Ruhe gegen die Angriffe Uebelgesinnter sichern sollten. In Neapel werde jeder gute Bürger ihr Freund seyn; nur Aufrührer könnten sich ihnen widersetzen, und wenn es diesen gelingen sollte, auch Andere zum Widerstande zu verleiten, so werde deshalb der heilsame Zweck, der dem Heere vorliege, doch erreicht werden. Vom 5. bis zum 9. Februar gingen bei San Benedetto und Ferrara fünf österreichische Divisionen, die zusammen mehr als 60,000 Mann geschätzt wurden, über den Po. Die Division des Generals Wallmoden, die den linken Flügel bildete, schlug die Straße längs der Meeresküste über Rimini nach Sinigaglia ein, wo sich dieselbe in zwei Abtheilungen theilte, von denen die eine ihren Marsch längs der Küste über Ancona nach Loreto fortsetzte, während die andere, von Wallmoden selbst befehligt, sich über Nocera nach Foligno im Innern des Kirchenstaates wandte. Die vier anderen Divisionen unter den Generalen Stutterheim, Wied-Runkel, Hessen-Homburg und Lederer zogen über Modena und Bologna nach Florenz, wo General Frimont am 12. Februar sein Hauptquartier aufschlug. Von hier marschirte der Oberbefehlshaber mit drei Divisionen über Siena und Perugia nach Foligno, wo sich seine Vorhut am 21. mit der Abtheilung des Generals Wallmoden vereinigte und wohin er am 24. sein Hauptquartier verlegte. Seine rechte Flanke deckte die Division Stutterheim, die über Radicofani und Viterbo bis nach Civita castellana auf dem rechten Ufer der Tiber gerückt war. Am 27. besetzte die Vorhut des Hauptheeres unter dem General Wallmoden bereits die Stadt Rieti, eine halbe Meile von der neapolitanischen Grenze, deren sich 3000 neapolitanische Milizen einige Tage vorher bemächtigt hatten, die sich aber bei der Annäherung des Feindes eilig entfernten. General Frimont gewährte seinen Truppen, die den weiten Weg vom Po bis in die Nähe der neapolitanischen Grenze in 18 Tagen zurückgelegt

hatten, einige Tage Ruhe. Am 3. März hatte er sein Hauptquartier zu Terni, während sein Hauptheer staffelweise von Rieti bis nach Foligno aufgestellt war und die Division Stutterheim zur Deckung von Rom sich bei Tivoli festsetzte. In diesen Stellungen beschloß der General wieder einige Tage zu verweilen, um die Wirkung einer Proclamation des Königs von Neapel abzuwarten, die dieser von Laybach aus an seine Unterthanen erlassen, um sie zur friedlichen Aufnahme seiner Bundesgenossen, der Oesterreicher, und zur Unterwerfung aufzufordern.

Der Vertheidigungsplan, der in dem Kriegsrathe zu Neapel unter dem Vorsitze des Prinzen Regenten entworfen war, würde gegen ein zahlreicheres Heer als das österreichische vielleicht entscheidende Vortheile geboten haben, wenn die Ausführung dem Entwurfe nur einigermaßen entsprochen hätte. Die Truppen, deren Ausrüstung man hatte vollenden können, waren in zwei Heerhaufen getheilt, von denen der eine schwächere, aus 45 Bataillonen größtentheils Milizen bestehend, unter dem General Guglielmo Pepe, zur Vertheidigung der Gebirgspässe in den Abruzzen bestimmt war, während der andere, der an Linientruppen und Milizen 76 Bataillone und 36 Schwadronen zählte, unter dem General Carascosa eine verschanzte Stellung bei San Germano am Ausgange des Gebirges zur Deckung der campanischen Ebene und der Straße von Rom nach Neapel einnahm. Unter Pepe befehligten die Generale Verdinosi den rechten Flügel, der den Grenzfluß Tronto und die kleine Feste Civitella del Tronto vor sich hatte, und Ruffo den linken Flügel, der die Verbindung mit dem Hauptheere in Campanien schützte. Sobald es dem Feinde gelang, die schwierigen Pässe in den Abruzzen zu durchbrechen, sollte Carascosa ihm in der Ebene die Stirne bieten. Für den schlimmsten Fall aber, wenn auch das Heer Carascosa's geschlagen wurde, waren Vorkehrungen getroffen, das ganze Land mit Guerillas zu bedecken, die den Feind bei seinem Vordringen in das Innere auf allen Seiten umschwärmt und durch unablässige Angriffe im Einzelnen aufgerieben hätten. Die unerläßlichste Bedingung für das Gelingen dieses Planes war, daß die Truppen sich schlugen, und darein, daß dies geschehen würde, setzte man natürlich keinen Zweifel. Besonderes Vertrauen hatte man zu den Milizen, die allerdings an großartigen Redensarten den meisten Aufwand gemacht hatten, und denen man eben deshalb den ehrenvollen Auftrag ertheilte, den ersten Anstoß des Feindes auszuhalten. Dabei hätte man nicht vergessen sollen, daß die tapferen Bruttier, Hirpiner und Samniten, wie die Provinzialbataillone mit prunkender Erneuung altitalischer Völkernamen bezeichnet wurden, noch

niemals einen Feind gesehen hatten, in dem Gebrauche der Waffen nur sehr unvollkommen geübt waren und an dem Nothwendigsten Mangel litten. Die Begeisterung, welche die Helden bei ihrem Aufbruche nach der Grenze zeigten, hatte sich daher bereits abgekühlt, als die Kunde von dem Anrücken der Oesterreicher erscholl. Drei ganze Bataillone, denen alle Kriegslust vergangen war, lösten noch vor der Eröffnung der Feindseligkeiten sich auf und eilten, die Ortschaften plündernd, durch die sie kamen, der Heimath zu. General Pepe, in der Besorgniß, daß dieses Beispiel eine noch größere Zahl seiner Leute verführen möchte, entschloß sich, einen kühnen Schlag zu wagen. Er hatte sein Hauptquartier der österreichischen Vorhut gerade gegenüber, zu Civita ducale, am obern Laufe des Velino. Von hier ziehen sich auf beiden Seiten des Flusses steile Höhen bis über Rieti hinaus, wo der österreichische General Geppert mit der Spitze der Vorhut lag. Diesen beschloß Pepe zu überfallen und er ließ deshalb am 7. März des Morgens zwei Colonnen seiner Truppen die Anhöhen einnehmen, um die österreichische Stellung zu umgehen, während eine dritte stärkere in dem Thale gegen Rieti vordrang. Die Neapolitaner blieben anfangs im Vortheil, sie warfen die österreichischen Vorposten von den Höhen hinunter und wurden erst in der Ebene von Rieti durch die feindliche Reiterei aufgehalten, der sie keine Reiter entgegenzusetzen hatten, weil man dieselben in den Gebirgen der Abruzzen für entbehrlich hielt. Dadurch gewann der österreichische General Wallmoden Zeit, seine Reserve von Casa Vicentini zur Unterstützung des hartbedrängten Vortrabes anrücken zu lassen, und Pepe, in dessen Plane es nicht lag, ein ernstes Treffen zu liefern, gab seinen Truppen den Befehl, sich in ihre früheren Stellungen bei Civita ducale zurückzuziehen. Die neapolitanische Hauptmacht, als sie die Ihrigen zur Rechten und zur Linken weichen sah, hielt Alles für verloren, und da sie überdies durch das Geschütz des entschlossen vorrückenden Feindes einigen Verlust erlitt, so ergriff sie die eiligste Flucht. Ganze Bataillone lösten sich auf und warfen die Waffen weg; alle Anstrengungen, die Fliehenden wieder zu sammeln, waren vergebens, und in wenigen Stunden war das Corps, das am Morgen noch 10,000 Mann gezählt hatte, bis auf dürftige Trümmer wie vom Erdboden verschwunden. General Pepe selbst mit seinem Generalstabe wurde von der wilden Flucht mit fortgerissen; er konnte nicht daran denken, das von den zersprengten Milizen geplünderte Civita ducale zu halten. Die Oesterreicher, die von alle dem keine Ahnung hatten, verfolgten ihren Vortheil mit großer Vorsicht. Erst in der Nacht be-

setzten sie Civita ducale, wo sie eine von den Artilleristen verlassene Kanone fanden und die schmähliche Flucht der Neapolitaner erfuhren. Am 9. erhielt die Division Wallmoden, die sich inzwischen um Civita ducale vereinigt hatte, und der die Division Wied-Runkel auf dem Fuße folgte, den Befehl, gegen den wichtigen Paß von Androdocca aufzubrechen, der die Straße von Aquila beherrscht, und dessen Einnahme in dem Feldzuge gegen Murat viele Leute gekostet hatte. Pepe hatte zur Vertheidigung dieses Passes den linken Flügel seines Heeres unter dem General Ruffo herangezogen, der noch nicht in das Gefecht gekommen war und bis jetzt eine ziemlich gute Haltung bewahrt hatte. Der österreichische General Mohr, der das Commando über sämmtliche österreichische Truppen in den Abruzzen erhalten hatte, beschloß den Paß durch Umgehung zu nehmen. Zwei Colonnen unter dem Major d'Aspre und dem General Villata wurden in die linke und rechte Flanke desselben ausgesandt, während General Geppert mit dem Reste der Division Wallmoden in der Fronte anrückte. Das Dorf Canetro, wo Gepperts Vorposten zuerst auf den Feind stießen, wurde ohne Widerstand verlassen. Eben so gaben die Neapolitaner die verschanzte Brücke vor Borghetto beim ersten Angriffe auf. Dagegen wurden die Oesterreicher, als sie vor Androdocca eintrafen, durch ein lebhaftes Feuer von dem Geschütze des Castells empfangen und gezwungen Halt zu machen, um das Eintreffen ihrer Seitencolonnen zu erwarten. Gegen Abend ließ sich aus der Ferne das Feuer des Majors d'Aspre vernehmen, der mit seiner Colonne, unaufhaltsam vordringend, in dem Nebenthale erschienen war, das von Posta nach Androdocca führt. Beim Einbruche der Nacht räumten die Neapolitaner das Castell, wo sie drei Stück schweres Geschütz und alle Kriegsvorräthe zurückließen, und warfen sich in die Gebirge. Inzwischen hatte General Villata den Paß des Corno im Rücken von Androdocca erzwungen, von den Vertheidigern hundert Mann nebst mehreren Officieren zu Gefangenen gemacht und dadurch die Straße von Androdocca nach Aquila vom Feinde befreit. Mit Tagesanbruch setzte sich die Division Wallmoden, von Wied-Runkel gefolgt, gegen Aquila in Bewegung. Bei San Tommaso versuchten die Neapolitaner noch einen Augenblick Widerstand zu leisten, entflohen aber nach den ersten Flintenschüssen mit der Zurücklassung zweier Kanonen. Am Abende erreichte der Major d'Aspre mit der Spitze der Vorhut Aquila und hielt unter dem Freudenrufe der Bevölkerung seinen Einzug in die Hauptstadt der Provinz Abruzzo ulteriore. General Pepe hatte sich mit den wenigen Leuten, die er noch zusammenzuhalten

vermochte, nach Sulmona zurückgezogen, von wo er bei dem schnellen Vordringen der Oesterreicher noch weiter, nach Castel di Sangro wich. Umsonst erließ er von hier aus einen Aufruf an die Frauen seiner Hirpiner und Samniten, um sie zu bestimmen, ihre feldflüchtigen Söhne und Gatten nach dem Schlachtfelde zurückzuschicken; die beredtesten Proclamationen konnten die ungarischen Grenadiere des Generals Frimont in ihrem Marsche nicht aufhalten, nachdem das Heer, welches ihnen gegenüberstand, statt die uneinnehmbaren Gebirgspässe zu vertheidigen, die es besetzt hielt, auseinander gelaufen war.

Während diese Dinge in den Abruzzen vor sich gingen, stand das zahlreiche Heer des Generals Carascosa in seinen festen Stellungen hinter dem Garigliano noch ganz unberührt. Am 8. März war der Prinz Regent selbst, nebst seinem Bruder, dem Herzog von Salerno, und einem zahlreichen Gefolge von Generalen und höheren Officieren, von Neapel in das Lager abgegangen, um sich persönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Er hatte kaum Capua erreicht, als er die Unglücksbotschaft von dem Tage bei Rieti erhielt, mit welcher die Meldung vom General Pepe verbunden war, daß er daran zweifle, ob er die Stellung von Androdocca werde halten können. Dennoch beharrte der Prinz auf seinem Vorsatze; ehe er noch Torricello erlangte, begegnete ihm aber schon ein Haufe von Flüchtlingen, und in diesem kleinen Orte traf er einen Adjutanten Carascosa's, der ihm den Rath ertheilte, seine Reise nicht weiter fortzusetzen. General Carascosa hatte auf die Nachricht von der Niederlage der Heeresabtheilung in den Abruzzen den Beschluß gefaßt, die Stellung von San Germano zu räumen, weil er fürchten mußte, in derselben umgangen und von Neapel abgeschnitten zu werden. Er verstärkte daher die Besatzung des Forts Monte Casino bei San Germano und zog sich in das stark verschanzte Lager von Mignano zurück, wo er dem Feinde mit Erfolg die Spitze zu bieten hoffte. So wie der Befehl zum Rückzuge ertheilt war, bemächtigte sich der Truppen jedoch ein Geist der Meuterei, der in Kurzem den größten Theil des Heeres in eine gestaltlose Masse auflöste. Die Milizen liefen haufenweise davon, ohne länger auf ihre Anführer zu hören. Die Garde, der die Proclamation des Königs mitgetheilt worden war, ließ Carascosa durch den General Silvaggio erklären, daß die Pflicht ihr geböte, dem Willen ihres Fürsten Folge zu leisten. Nur unter der ausdrücklichen Bedingung verstand sie sich dazu, den Garnisondienst in der befestigten Stadt Capua zu übernehmen, daß nichts von ihr gefordert werde, was den Befehlen des Königs zuwider-

laufe. Carascosa mußte unter diesen Umständen das Lager von Mignano verlassen, wie er jenes von San Germano verlassen hatte. Zu Capua, wohin er sich wandte, versuchte er es, die zuchtlosen Truppen zur Ordnung zurückzuführen. Statt der Antwort gaben die Meuterer Feuer auf ihn, und es blieb ihm, wie dem General Filangieri, dem dasselbe widerfuhr, nichts anderes übrig, als sich durch die Flucht nach Neapel zu retten. Alle Straßen waren von Ausreißern bedeckt, die sich in das Innere zerstreuten und zur Rache für die Plünderungen, die sie verübten, haufenweise von den Bauern erschlagen wurden. Nur zwei Bataillone der Garde unter dem General Ambrosio hielten Capua noch besetzt. Inzwischen waren die Oesterreicher in den Abruzzen, nirgend auf einen Feind stoßend, bereits über Castel di Sangro hinaus vorgedrungen; General Frimont, der am 17. März sein Hauptquartier zu Ceprano an der äußersten Grenze des Kirchenstaates hatte, besetzte in der Nacht vom 18. auf den 19. das verlassene San Germano und schickte, da er hier die völlige Auflösung des neapolitanischen Heeres vernahm, in Folge eines Auftrages, den Carascosa an den General Wallmoden gerichtet hatte, den General Fiquelmont nach Capua, um wegen der Uebergabe dieser Feste zu unterhandeln. Am 20. kam die Capitulation zu Stande; am folgenden Tage besetzten die Oesterreicher die im besten Vertheidigungsstande befindliche Festung und am 24., nachdem Tages vorher eine Convention abgeschlossen war, die ihnen nicht allein die Hauptstadt, sondern auch die festen Plätze Gaeta und Pescara überlieferte, hielten sie unter dem Jubelgeschrei alles Volkes ihren Einzug in Neapel.

Das Parlement behauptete während aller der Unfälle, welche in so rascher Folge die constitutionelle Sache trafen, eine würdige Haltung. Am 12. März wurden demselben im geheimen Ausschlusse die traurigen Nachrichten mitgetheilt, die vom Heere eingegangen waren. Man sah ein, daß wenig Hoffnung vorhanden war, dem Feinde zu widerstehen, und entschloß sich daher, eine Bittschrift an den König zu richten, in der man ihm zurückrief, wie das Parlement nur einem von ihm selbst ausgegangenen Befehle gemäß zusammengetreten sey, ihn einlud, nach Neapel zurückzukehren, wo Alles gern sich den Anordnungen unterwerfen würde, die er zu treffen für gut fände, und ihn beschwor, dem Lande nur die verhaßte Dazwischenkunft der Fremden zu ersparen. Am nächsten Tage wurde in öffentlicher Sitzung über die Lage des Landes verhandelt. Der beredte Galdi zeigte, daß mit der Niederlage in den Abruzzen noch nicht Alles verloren sey; man solle das Beispiel des

römischen Senates nachahmen, der nach der Schlacht bei Cannä den Consul belobte, daß er an der Rettung der Republik nicht verzweifelt habe. Der kühne Poërio forderte die Regierung auf, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, da die erlittenen Verluste sich bald wieder einbringen ließen. Es wurde beschlossen, daß sofort Freicorps errichtet werden sollten, um die Verbindung des Feindes zu unterbrechen, auch wurde ein Aufruf an die pflichtvergessenen Milizen erlassen, der sie aufforderte, neuen Muth zu schöpfen und das Vaterland zu retten, das nur ihrer Tapferkeit gedenken und ihre vorausgegangenen Verirrungen mit einem Schleier bedecken würde. Auch in den folgenden Tagen wurden die Sitzungen regelmäßig fortgesetzt, und am 22., nachdem der letzte Rest des Heeres bereits capitulirt hatte, wurde auf Poërio's Antrag noch eine Protestation gegen die Verletzung des Völkerrechtes unterzeichnet, die Oesterreich durch den Einbruch seines Heeres begangen, und der Beschluß gefaßt, daß die in Neapel noch anwesenden Mitglieder ihre Berathungen nicht eher einstellen sollten, als bis sie durch Gewalt dazu gezwungen würden. In der That waren am 24., während das österreichische Heer seinen Einzug hielt, noch zweiundzwanzig Parlementsglieder versammelt, die erst um 2 Uhr des Nachmittags sich trennten, nachdem bereits eine provisorische Regierung eingesetzt worden, deren erste Maßregel es war, Alles zu widerrufen und für ungültig zu erklären, was seit dem 5. Juli des v. J. von einer angemaßten Gewalt ausgegangen sey. Die vornehmsten Häupter der Revolution, namentlich Guglielmo Pepe und Carascosa, waren entflohen; gegen die Zurückgebliebenen wurde mit unnachsichtiger und oft ebenso unmenschlicher als unbilliger Strenge verfahren. Der Fürst Canosa, von seiner früheren Verwaltung in den ersten Jahren nach dem Sturze Murats noch im allgemeinen Andenken, den König Ferdinand zum Polizeiminister ernannte, war kaum zu Neapel angekommen, als er einen Menschen, der überwiesen war, dem Bunde der Carbonari angehört zu haben, mit Ruthen zu Tode peitschen ließ. Um dem gefürchteten Vereine mit besserem Erfolge entgegenzuwirken, erneute der Fürst die Verbindung der Calderari oder Kesselflicker, die, aus dem verworfensten Gesindel zusammengesetzt, bereits im J. 1815 zu der Ausrottung der Carbonari und der Freimaurer gestiftet worden war. Bekannte Verbrecher, die in diese Verbindung aufgenommen waren, durchzogen bewaffnet die Straßen der Hauptstadt, um, wie sie behaupteten, die Ruhe aufrecht zu erhalten, bis General Frimont sich solcher Verbündeten schämte und sie entwaffnen ließ. Die willkürlichsten Verhaftungen in allen Theilen des König-

reiches nahmen kein Ende; der geringste Verdacht genügte, um die angesehensten Männer ins Gefängniß zu bringen. Bereits am 31. März war der Befehl erlassen worden, alle im Besitze von Privatpersonen befindliche Waffen abzuliefern; ein Kriegsgericht, das am 9. April eingesetzt wurde, verurtheilte einen Jeden, der verborgene Waffen trug, zum Tode, und Jeden, der ohne besondere polizeiliche Erlaubniß Waffen in seinem Hause bewahrte, zu einer hohen Geldbuße und langwierigem Gefängniß. Dasselbe Kriegsgericht war beauftragt, die Todesstrafe gegen alle und jede zu erkennen, die ferner an dem Bunde der Carbonari oder an irgend einer Verbindung mit hochverrätherischen Zwecken Theil nähmen. Im Mai trat König Ferdinand, der bisher zu Florenz verweilt hatte, die Rückreise nach Neapel an. Zu Rom begrüßte er seinen Sohn, den Herzog von Calabrien, der ihm entgegengeeilt war, mit Ohrfeigen, weil derselbe die ihm übertragene Reichsverweserschaft zu ernstlich genommen hatte. Am 15. Mai hielt er unter dem Donner der Kanonen und dem jubelnden Zuruf einer unermeßlichen Volksmasse seinen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt. Unmittelbar darauf erließ er eine Bekanntmachung, worin er versprach: „an den gerechten Aeußerungen seiner Unzufriedenheit solle persönliche Rache nie einen Antheil haben; seine erste Sorge werde die Wiedereinrichtung der verschiedenen Zweige der Gesetzgebung und der Verwaltung seyn, und er wolle deshalb eine Versammlung der unbescholtensten und erleuchtetesten Männer des Landes einberufen, um von denselben Grundgesetze entwerfen zu lassen, die seinen getreuen Unterthanen das Unterpfand einer glücklichen Zukunft bieten würden." Die unbescholtenen und erleuchteten Männer, die dieser Zusage gemäß am 21. Mai zusammengerufen wurden, waren die erklärtesten Anhänger der unbeschränkten Regierungsgewalt; und sie beeilten ihre Arbeiten so sehr, daß der König bereits am 26. Mai das neue Grundgesetz verkünden konnte, welches die Verwaltung Siciliens von jener der Landschaften diesseits der Meerenge trennte und in beiden Gebietstheilen eine Verfassung einführte, die der österreichischen in dem lombardisch-venetianischen Königreiche nachgebildet war, nur mit dem Unterschiede, daß die Regierung nicht bloß zum ersten Male, sondern immer die Mitglieder der beiden berathenden Körperschaften selbst ernannte, die ihr an die Seite gesetzt wurden. Um der Verbreitung der gefährlichen Grundsätze, welche die Revolution hervorgerufen, für die Zukunft vorzubeugen, waren alle öffentliche Schulen im Königreiche geschlossen worden; die meisten Lehrer wurden entlassen, und die an ihrer Stelle neu angestellten wurden unter die

Aufsicht der Pfarrer ihres Kirchspieles gestellt. Die Jesuiten, die schon vor der Revolution zurückgerufen, durch dieselbe aber verdrängt waren, wurden von neuem mit der obersten Leitung der öffentlichen Erziehung beauftragt. Die provisorische Regierung hatte vier verschiedene Commissionen niedergesetzt, um das Benehmen aller Beamten während der Revolution zu untersuchen; das Ergebniß dieser Untersuchung war, daß die große Mehrzahl ihres Dienstes beraubt und durch treuere Diener des Königthumes ersetzt wurde. Eine noch durchgreifendere Maßregel traf das Heer; dieses wurde, mit der einzigen Ausnahme der Garde, völlig aufgelöst und einer neuen Organisation unterworfen, bei der nur solche Officiere eine Anstellung fanden, deren Treue als durchaus bewährt erschien. Um für die gründliche Befestigung der Ordnung Zeit zu gewinnen, wurde mit Oesterreich (am 21. Oct. 1822) ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen diese Macht sich verpflichtete, das Königreich beider Sicilien drei Jahre hindurch auf neapolitanische Kosten durch seine Heere besetzt zu halten. In Neapel, wie in Sicilien, wohin bereits im April ein österreichisches Corps übergeschifft war, fanden die österreichischen Bayonette genug zu thun, da die Verzweiflung selbst ohne alle Aussicht auf den Erfolg immer neue Ausbrüche der Unzufriedenheit veranlaßte. Der unversöhnliche Grimm, mit dem die Rathgeber König Ferdinands gegen Alles wütheten, was ihren Ansichten nicht entsprach, ging so weit, daß zuletzt selbst der Befehlshaber der österreichischen Truppen, nach vielen vergeblichen Vorstellungen, die er der Regierung gemacht hatte, sich genöthigt sah, die Verabschiedung des Polizeiministers Canosa und des Justizministers Guarini zu verlangen. Auf die Weigerung des Königs, einem solchen Ansinnen Folge zu leisten, erklärte General Frimont sich ermächtigt, in diesem Falle mit seinem Heere das Königreich zu räumen. Erst jetzt gab der König nach, da er wohl einsah, daß seine Gewaltherrschaft ohne den österreichischen Schutz keine Stunde bestehen konnte. Da die entlassenen Minister aber nach wie vor ihren Einfluß beibehielten und in dem Geiste der Verwaltung nichts geändert wurde, so verlangte Frimont, daß Canosa und Guarini aus dem Königreiche verwiesen und gleich ihnen auch die übrigen Minister, so wie mehrere andere höhere Beamte entlassen würden, um gemäßigteren Männern Platz zu machen. Darüber entspann sich eine Unterhandlung mit Oesterreich, die damit endigte, daß im August 1822 das österreichische Cabinet sein Recht geltend machte, die Vermittlung zwischen dem Könige und seinem Volke zu übernehmen, damit den Feinden des Königthumes nicht neue Waffen

geliefert würden.“ Die ernste Sprache hatte zur Folge, daß Ferdinand endlich die Unsinnigen, von denen er umgeben war, von seiner Person entfernte und an ihrer Stelle Staatsmännern sein Vertrauen schenkte, unter deren Verwaltung das unter dem unvernünftigsten Drucke erliegende Land allmälig wieder aufathmen konnte.

Der Tag, an dem der unglückliche Schlag von Rieti erfolgte, welcher die Niederlage der Revolution in Neapel herbeiführte, war von den revolutionairen Verbindungen in Piemont und in der Lombardei zu einer Schilderhebung bestimmt, die zuvörderst Oberitalien umfassen und darauf, wie man hoffte, die ganze Halbinsel des Apennins mit sich fortreißen sollte. Der Bund der Carbonari hatte nach Neapel in Piemont und in dem österreichischen Italien seine zahlreichste Verbreitung gefunden. In der Lombardei war der größte Theil des reichbegüterten Adels dem Bunde beigetreten; in Piemont, wo bei allgemeiner Achtung gegen den persönlichen Charakter des Königs doch unter allen Gebildeten die größte Unzufriedenheit über das rückschreitende System der Regierung und den durch die Königin gestützten pfäffischen Einfluß herrschte, war der junge Prinz Karl Albert von Carignan, als der letzte männliche Sproß des Hauses Savoyen, in der Zukunft der muthmaßliche Erbe der Krone, für die Plane der Verschworenen gewonnen. Die oberste Loge derselben, die ihren Sitz zu Turin hatte, stand in der genauesten Verbindung mit der alta Vendita der Carbonari zu Neapel und mit den Häuptern der geheimen Verbindungen, die sich in Frankreich gebildet hatten, um den Sturz der Bourbonen vorzubereiten. Der Sieg der Revolution in Spanien schien das endliche Gelingen über jeden Zweifel zu erheben; nur fand man es gerathen, den Zeitpunkt des Ausbruches weiter hinauszuschieben, weil der Erfolg um so gewisser wurde, wenn einst der König selbst sich an die Spitze der Bewegung stellte. Der Ausbruch der Revolution in Neapel änderte den Plan, da man die Verbündeten nicht verlassen durfte; und man beschloß jetzt, nur die Auflösung des Congresses zu Laybach abzuwarten, um den dort vereinigten Fürsten und Staatsmännern nicht sogleich wieder Gelegenheit zu der Verabredung gemeinschaftlicher Maßregeln zu geben. Von den Neapolitanern erwartete man zwar keine glänzende Siege, doch setzte man voraus, daß sie den Versprechungen gemäß, die sie ertheilt hatten, dem Feinde wenigstens einen verzweifelten Widerstand entgegensetzen würden. Ein nicht vorherzusehender Umstand zwang zu einer durchaus außerhalb der Absicht liegenden Beschleunigung. Durch die Unvorsichtigkeit eines Sendlings fiel der Polizei ein Pack revolu-

tionairer Schriften und Briefe in die Hände, und in Folge davon wurden der Fürst della Cisterna auf der französischen Grenze, der Marchese di Priero und der Ritter Hector Perrone zu Turin verhaftet. Die Verhafteten gehörten zu den vornehmsten Häuptern der Verschwörung, und man mußte fürchten, daß Alles entdeckt würde, sobald eine strenge Untersuchung erfolgte. Man beschloß daher, jetzt nicht länger zu zögern; am 6. März wurde der Prinz von Carignan, der vor Kurzem den Oberbefehl über die Artillerie erhalten hatte, durch seine Vertrauten, den Obristen Caraglio de St. Marsan und den Oberstallmeister Collegno, von dem Anschlage unterrichtet und aufgefordert, durch seinen Beitritt der Sache der Freiheit und des Vaterlandes den Sieg zu sichern. Lange schwankte der Unentschlossene, der im Geiste zwar schon die Krone des vereinten Königreiches Italien auf seinem Haupte sah, jedoch Scheu trug, sich in eine so gewagte Unternehmung einzulassen. Endlich, um eilf Uhr des Nachts, wurde ihm seine Einwilligung entrissen. Die Besatzung des großen Waffenplatzes Alessandria war durch die Vertheilung ansehnlicher Geldsummen gewonnen; sie sollte in der Nacht vom 7. auf den 8. März das Zeichen zu der allgemeinen Erhebung geben. Allein schon am Morgen des 7. wurde der Prinz wieder unschlüssig; mit Mühe gelang es, ihn dahin zu vermögen, daß er jetzt den 10. zum Tage des Ausbruches bestimmte. Schon hatte er an die ihm untergebenen Corps seine Befehle ertheilt, als er von neuem zu schwanken anfing. Die Verschworenen überzeugten sich jetzt, wie wenig sie sich auf ihn verlassen konnten; und da sie Mittel fanden, ihre auf der Citadelle von Turin gefangen sitzenden Genossen zu befreien, so kam man überein, für das Erste die Sache ganz aufzugeben, um dieselbe durch keinen voreiligen Schritt bloß zu stellen. Nach allen Seiten gingen Gegenbefehle ab. Unglücklicher Weise verspäteten sich die Boten, die nach Alessandria und nach Fossano geschickt waren, und trafen nicht eher ein, als nachdem an beiden Orten die Empörung bereits vollbracht und, wie es in dem Plane lag, die spanische Constitution verkündet war. Am Abende des 9. März 1821, als in der Citadelle von Alessandria eben die Zugbrücke aufgezogen werden sollte, brach der Obristlieutenant Ansaldi vom Infanterieregimente Savoyen mit zwanzig seiner Getreuen ein und bemächtigte sich durch Ueberraschung der Feste. Am andern Morgen begaben sich sämmtliche Subalternofficiere vom Dragonerregimente des Königs mit 800 eingeweihten Bürgern auf die Citadelle, wo Ansaldi sogleich die spanische Constitution ausrief und eine vorläufige Verwaltungsjunta

einsetzte, die aus den Bürgern Appiani, Ratazzi, Dossenai und Luzzi und aus den Officieren Palma di Borgo Franco, Baronis und Bianco bestand. Das Regiment Genua erklärte sich hierauf für die constitutionelle Sache; die Mehrheit des Regimentes Savoyen weigerte sich, an dem Aufstande Theil zu nehmen, wurde aber auf Befehl des Obristen Regis entwaffnet. In dem kleinen Orte Fossano, in der Nähe von Savigliano, ließ der Obrist Ulocozza das von ihm befehligte Reiterregiment zusammentreten und hielt eine Anrede an seine Leute, denen er sagte: „der König sollte durch die Oesterreicher gezwungen werden, ihnen die Feste Alessandria auszuliefern und das piemontesische Heer aufzulösen; es gebe kein anderes Mittel, dies zu verhindern, als indem man die spanische Constitution verkünde." Sogleich erhob die ganze Truppe den Ruf: „Es lebe der König und die Constitution! Tod den Oesterreichern!"

In der Hauptstadt Turin blieb inzwischen, nach der zuletzt getroffenen Verabredung der Verschworenen, die Ruhe ungestört; und am Morgen des 11. erließ der König, von den Vorgängen zu Alessandria und Fossano unterrichtet, eine Bekanntmachung, worin er versicherte, daß die Besorgnisse, die einige Truppenabtheilungen verleitet hätten, die Waffen zu ergreifen, durchaus grundlos wären. Es sey weder die Rede davon, den Oesterreichern eine Festung zu übergeben, noch verlangten diese, daß ein Theil des Heeres abgedankt werde. Starke Patrouillen durchzogen die Straßen; die Thore des königlichen Palastes wurden geschlossen und mehrere Tausend Mann schlagfertig vor demselben aufgestellt, als gelte es, einen stündlich zu erwartenden Angriff zurückzuweisen. Daran war nun zwar freilich nicht zu denken, da sich von keiner Seite die geringste Unzufriedenheit gegen die Person des Fürsten äußerte. Indessen schien es doch, als ob gewaltthätige Auftritte nicht ausbleiben könnten. Der Hauptmann Ferrero von der königlichen Legion, der den Befehl erhalten hatte, seine Compagnie nach Carignan zu führen, weil man derselben nicht recht traute, machte unterwegs plötzlich Halt, sprach zu seinen Leuten von der Nothwendigkeit einer männlichen Erklärung für die Sache, die ihre Waffenbrüder im ganzen Lande bereits ergriffen hätten, und marschirte mit ihnen, die dreifarbige Fahne der Carbonari voran, nach Turin zurück, wo er sich vor der Porta nova aufstellte. Hier stießen eine Menge bewaffneter Bürger und Studenten zu ihm, die unter dem Rufe: „Es lebe die spanische Constitution!" die Stadt verließen. Ein Dragonerregiment, welches beordert wurde, die Zusammenrottung zu zerstreuen, weigerte sich, anzugreifen, und Ferrero, der sich zu schwach fühlte, einen Schlag gegen

die Hauptstadt zu führen, zog ungehindert nach Alessandria ab. Im Palaste des Königs herrschte die äußerste Unruhe; man ließ die Citadelle bewaffnen und die Nacht über 3000 Mann von der Besatzung auf dem Schloßplatze Biwacht halten. In dem Staatsrathe, der eilig versammelt wurde, sprachen sich die verschiedenartigsten Ansichten aus; einzelne Stimmen riethen an, die aufgeregten Gemüther durch Ertheilung der französischen Charte zu beschwichtigen. Dagegen wurden die Verträge mit Oesterreich vom J. 1815 angeführt, die den König verpflichteten, keine Veränderung in der Verfassung des Landes vorzunehmen, die mit den Einrichtungen im österreichischen Italien in Widerspruch stände. Am 12. des Morgens erschien eine Bekanntmachung, worin der König erklärte: „er werde nichts erlauben, noch anerkennen oder durch seine Mitwirkung genehmigen, wodurch ein fremder Einfall veranlaßt werden könnte." So wurde es Mittag und Niemand wußte, was aus der begonnenen Bewegung werden würde, als von der Citadelle drei Kanonenschüsse fielen. Ueberrascht blickte Alles auf, und mit Erstaunen sah man die dreifarbige Fahne auf der Citadelle wehen, während die Besatzung von den Wällen herab rief: „Es lebe der König! Es lebe die spanische Constitution!" Der Prinz von Carignan, der es nicht wagte, für den Aufstand Partei zu ergreifen, hatte dennoch, als er beauftragt wurde, zwei Compagnien Artillerie in die Citadelle zu schicken, Officiere dahin befehligt, die ihm als Theilnehmer an der Verschwörung bekannt waren. Da der Prinz bei den Truppen wie beim Volke allgemein beliebt war, so beschloß der Hof, ihn als Vermittler zu brauchen. Er übernahm es, die aufgewiegelten Soldaten zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Als er vor die Citadelle gelangte, fand er jedoch bereits eine ungeheure Masse Menschen versammelt, welche die Luft mit dem Geschrei erfüllte: „Es lebe die Constitution!" Die Brücken der Feste waren aufgezogen, und da er Einlaß begehrte, wurde ihm geantwortet: „sobald er die spanische Constitution mitbrächte." Ein Student fiel ihm in die Zügel, bot ihm eine dreifarbige Fahne an und bat ihn, die Constitution leben zu lassen. Er verweigerte dies und kehrte in den Palast zurück. Unmittelbar darauf erhielten die Dragoner den Befehl, den Schloßplatz zu reinigen, auf dem sich das aufgeregte Volk in dichten Massen drängte. Es fielen mehrere Verwundungen vor, aber der Zweck wurde erreicht; nur in den Straßen ließ sich der Ruf: „Es lebe die Constitution!" bis in die Nacht hören. Mittlerweile war der Staatsrath von neuem versammelt worden; schon neigte die Mehrzahl sich zur Nachgiebigkeit gegen die Empörer, als spät

am Abende der alte Marchese de St. Marsan, ein entschiedener Gegner aller modernen Ideen, von Laybach eintraf und dem Könige vorstellte, daß die verbündeten Mächte fest entschlossen wären, die spanische Constitution nirgend außerhalb der pyrenäischen Halbinsel einführen zu lassen, und daß es daher, wenn er sich weder einem Kampfe gegen die großen Mächte, noch der Gefahr eines Bürgerkrieges aussetzen wolle, kein anderes Mittel gebe, als freiwillig der Krone zu entsagen. Victor Emanuel faßte den Entschluß, den die Schwäche seines Charakters und seine natürliche Gutmüthigkeit ihm am annehmlichsten erscheinen ließ; er entsagte der Krone zu Gunsten seines Bruders Karl Felix, Herzogs von Genevois; und da dieser gleichfalls in Jahren vorgerückte Fürst auf einem Besuche in Modena abwesend war, so wurde der Prinz von Carignan zum einstweiligen Reichsverweser ernannt. Am andern Tage kündigte eine Proclamation des Prinzen Regenten die vorgefallene Staatsveränderung den Bewohnern der Hauptstadt an; der König, der sich eine jährliche Pension von einer Million Lire vorbehalten hatte, war schon einige Stunden vorher, in der Begleitung seines Hofes und des tapfern Generals Giflenga, den er durch großmüthige Schonung an seine Person gekettet hatte, nach Nizza abgereist.

In der Proclamation des Prinzen Regenten war verheißen, daß derselbe am nächsten Tage seine dem allgemeinen Volkswunsche entsprechenden Gesinnungen kund geben wolle. Die Ruhe wurde durch diese Erklärung augenblicklich wieder hergestellt, aber die Häupter der Verschwörung hatten durch das unablässige Schwanken des Prinzen alles Vertrauen zu ihm verloren; sie boten daher Alles auf, um die ihrer Meinung nach zu früh beruhigte Bevölkerung von neuem aufzuregen. Gegen Abend durchzogen zahlreiche Haufen mit dreifarbigen Fahnen die Stadt unter dem Rufe: „Es lebe die Constitution! Es lebe der Prinz von Carignan!“ Bald hatte eine zahllose Volksmenge den Palast umlagert, von dem alles Militair außer der gewöhnlichen Wache entfernt worden war. Ein Arzt Crivelli trat aus der tobenden Masse vor und verlangte als Sprecher des Volkes Gehör beim Prinzen. Nach einigem Zögern vorgelassen, forderte er den Reichsverweser auf, einen schnellen Entschluß zu fassen, um die Uebel zu verhindern, für die derselbe verantwortlich werden könne. Der Prinz entgegnete: „man möge ihm Abgeordnete der Stadt zuschicken; mit diesen und mit den Militairbehörden wolle er über die Verfassung berathen, welche das Wohl des Landes erfordere.“ Hierauf erschienen die ersten städtischen Beamten im Palaste, und nachdem diese, nebst vierzehn Generalen und Ober-

officieren, eine Erklärung unterzeichnet hatten, worin sie ihre Ueberzeugung aussprachen, daß die Verkündung der spanischen Constistution unter den obwaltenden Umständen unerläßlich sey, trat der Prinz Regent, eine dreifarbige Fahne in der Hand, auf den Balcon und kündigte dem jubelnden Volke an, daß die spanische Verfassung angenommen sey. Noch an demselben Abend erließ der Prinz eine Bekanntmachung, welche die spanische Constitution unter Vorbehalt der von der Volksvertretung in Uebereinstimmung mit dem Könige zutreffenden Abänderungen zum Grundgesetze des Reiches erhob, zugleich aber offen erklärte, daß ein so wichtiger Schritt, der dem Könige allein zustehe, nicht geschehen wäre, wenn die augenfällige Lage der Dinge denselben nicht gebieterisch gefordert hätte. Da sämmtliche Minister sofort ihre Entlassung nahmen, so mußte der Reichsverweser zunächst ein neues Ministerium bilden, das aus redlichen, aber den schwierigen Umständen keinesweges gewachsenen Männern zusammengesetzt war. Darauf wurde eine provisorische Junta eingesetzt, die bis zur Eröffnung des Parlementes dessen Stelle vertreten sollte, und vor welcher der Prinz den Eid auf die Verfassung ablegte. Endlich verhieß ein Decret Allen, die bisher an den politischen Bewegungen Theil genommen, unbedingte Verzeihung, sofern sie fortan zur Ordnung zurückkehrten, verbot aber zugleich auf das Strengste, das Aufstecken von Fahnen und Abzeichen mit andern Farben als den alten des Hauses Savoyen, damit zwischen Bürgern und Truppen keine Zwietracht erregt werde. Diese Verfügung hätte allein hinreichen sollen, um die Urheber des Aufstandes über die wahren Gesinnungen des Prinzen aufzuklären, der durch das Verbot der Farben der Carbonaria sich förmlich von ihrer Sache lossagte. Ein entschlossenes Handeln würde, wenn auch nicht auf die Dauer, doch für den Augenblick ohne Zweifel die Revolution gerettet und über ganz Italien verbreitet haben. Das piemontesische Heer zählte unter den Waffen zwar nur 30,000 Mann, konnte aber durch Einberufung der Beurlaubten in wenigen Wochen auf 80,000 gebracht werden, denen Oesterreich in seinen italienischen Besitzungen kaum 20,000 entgegenzusetzen hatte. In der Lombardei war Alles zum Ausbruche der Revolution vorbereitet; die lombardischen Verschworenen hatten jenen zu Turin versprochen, die Fahne des Aufstandes zu erheben, sobald das piemontesische Heer den Ticino überschritte. Auch erregte die Kunde von den Vorgängen zu Alessandria und Turin in Mailand solchen Schrecken, daß der Vicekönig, Erzherzog Rainer, dem die Stimmung der Bevölkerung wohl bekannt war, nicht allein auf

der Stelle mit seiner Familie abreiste, sondern in der Voraussetzung einer langen Abwesenheit sogar sämmtliche Hausgeräthschaften in seinem Palaste versteigern ließ. Aber in Piemont so wenig als in Neapel fand sich ein Mann, der die Kraft gehabt hätte, die voreilig begonnene Unternehmung zu leiten. Die Junta von Alessandria, in der die feurigsten Köpfe vereinigt waren, erklärte sich zwar derb genug gegen die Verzeihung, die den Theilnehmern an dem Aufstande zugesagt war, und bestimmte durch ihre kräftige Sprache den Prinzen Regenten, seine Verfügung so zu deuten, als ob sich dieselbe nur auf Disciplinarvergehen des Militairs beziehe, da es sich von selbst verstehe, daß die Urheber der Revolution keiner Verzeihung bedürften. Dabei ließ man es aber für das Erste bewenden, obwohl man leicht hätte begreifen können, daß von dem Prinzen von Carignan die schnelle Entschlossenheit, durch die allein die Möglichkeit des Sieges gegeben worden wäre, auf keine Weise zu erwarten war. Erst als man sah, daß ein Tag nach dem andern verging, ohne daß zu Turin irgend etwas geschah, was die Rettung der gemeinschaftlichen Sache erheischte, sandte die Junta von Alessandria eine Abordnung an den Reichsverweser, um ihn an die Pflichten zu erinnern, die seine erhabene Stellung ihm auflegte. Die Abgeordneten, unter ihnen der edle Marchese Santorre di Santa Rosa, wurden nicht vorgelassen, weil der Prinz, der sehr gut wußte, was sie ihm sagen konnten, es vorzog, krank zu werden. Einer seiner ersten Schritte nach der Uebernahme der Regentschaft war es gewesen, daß er einen seiner Vertrauten, den Cavalier di Costa, an den Herzog von Genevois nach Modena abschickte, um diesem über den Stand der Dinge Bericht zu erstatten. Statt der Antwort überbrachte der Cavalier eine Protestation gegen jede Neuerung, durch welche der königlichen Machtvollkommenheit Eintrag geschehe. Karl Felix erklärte, daß er zwar vorläufig die Regierung, nicht aber den königlichen Titel annehme, bis er sich versichert, daß sein Bruder die Krone freiwillig niedergelegt habe; zugleich erklärte er einen Jeden für einen Rebellen, der den Aufrührern anhinge oder es sich herausnähme, eine Constitution auszurufen, ermunterte alle königliche Unterthanen, die bisher treu geblieben, in ihren Gesinnungen zu beharren und versprach Alles aufzubieten, um ihnen schnelle Hülfe zu bringen. Der Reichsverweser wurde durch die Botschaft in nicht geringe Bestürzung versetzt; scheinbar bewahrte er eine ziemlich feste Haltung; er machte bekannt: „der neue König scheine wegen seiner Entfernung von Turin von dem Stande der Dinge nicht gehörig unterrichtet zu seyn, und es komme ihm, dem Prinzen

Regenten, zu, denselben über die wahre Sachlage aufzuklären." Die einzige Aufklärung, die auf das Gemüth des in seinen Vorurtheilen erstarrten Fürsten einigen Eindruck gemacht hätte, wäre das Ergreifen kräftiger, einen kühnen Angriff oder wenigstens einen entschlossenen Widerstand vorbereitender Maßregeln gewesen. Statt dessen versuchte man, mit dem Herzoge von Genevois zu unterhandeln; eine Abordnung, bestehend aus dem Cardinal Erzbischof von Novara, dem Marchese di Morosco, dem General Villamoso und dem Syndicus der Stadt Turin, sämmtlich Männern, deren Ergebenheit gegen die alte Ordnung bekannt war, begab sich nach Modena, angeblich, um den König zur Genehmigung der Verfassung zu vermögen, in der That aber, um ihm ihre und des Prinzen von Carignan Unterwerfung zu überbringen. Inzwischen wurde aus Turin nicht einmal der österreichische Gesandte weggewiesen, obwohl derselbe alle Triebfedern in Bewegung setzte, um der Revolution entgegen zu arbeiten, bis sich ein Haufe Carbonari vor seiner Wohnung zusammenrottete und ihn bei längerem Verweilen mit dem Tode bedrohte. Auch jetzt wurde gestattet, daß er, statt auf dem geraden Wege nach Mailand, über den Mont Cenis reiste, wodurch er Gelegenheit gewann, den Gouverneur von Savoyen, General Salmour di Andezeno, in seinem Widerstreben zu bestärken, der bisher gezögert hatte, die Constitution anzuerkennen. Die Rathlosigkeit des Prinzen Regenten, hinter der sich bereits der Vorsatz des Abfalles verbarg, bestimmte endlich den Kriegsminister, seine Entlassung zu nehmen, weil er an dem Erfolge einer Sache, für die nicht das Geringste gethan wurde, zum voraus verzweifelte. Der feurige Santa Rosa, der zu seinem Nachfolger ernannt wurde, gab die Hoffnung nicht auf. Er glaubte den einst für die Freiheit Italiens so begeisterten Prinzen von Carignan durch die Zurückrufung seiner früheren Gefühle noch einmal erwärmen zu können und erhielt wirklich die Zusage einer Unterredung. Während er mit Ungeduld der Stunde entgegensah, die dazu festgesetzt war, entwich jedoch der Prinz, der seine Familie schon vorher nach Nizza geschickt hatte, um dieselbe unter die Obhut des alten Königs zu stellen, heimlich aus der Hauptstadt. Auf seinen Befehl waren einige Stunden früher, ohne Wissen des Kriegsministers, die königlichen Garden, zwei Reiterregimenter und eine leichte Batterie in aller Stille aufgebrochen. So wie er diese Truppen erreichte, stellte er sich an ihre Spitze und führte sie nach Novara, wo der General Graf Salieri della Torre, ein freisinniger Mann, der aber statt der spanischen die französische Verfassung für Piemont wünschte, die Besatzung in der Treue

gegen den König erhalten hatte. Dieser war von dem Herzog von Genevois inzwischen zum Oberbefehlshaber aller der rechtmäßigen Regierung treu gebliebenen Truppen ernannt worden; und als der Prinz nach Novara gelangte, stellte er daher sich selbst und sein Truppencorps zu dessen Verfügung. Unmittelbar darauf erließ er ein Schreiben an die Junta nach Turin, worin er derselben anzeigte, daß er auf die Würde eines Reichsverwesers verzichtet habe und in Zukunft nur das Beispiel des tiefsten Gehorsams gegen den Willen des rechtmäßigen Monarchen geben werde.

Die Flucht des Prinzen von Carignan, der bisher der vornehmste Mittelpunkt der Bewegung gewesen war, brach die letzte Kraft der Revolution. Alles verlor den Muth, nur Santa Rosa nicht. Dieser richtete am 24. März einen Tagesbefehl an das Heer, worin er demselben bemerkte, daß er von dem Prinzen von Carignan vor der Niederlegung seiner Regentschaft zum Kriegsminister ernannt und folglich noch immer eine gesetzliche Behörde sey. Später sey der Prinz durch Verräther getäuscht worden, was man seiner Jugend und seinem Mangel an Erfahrung zu Gute halten müsse. Die Erklärungen, die im Namen des Königs Karl Felix bekannt gemacht würden, dürfe man nicht als von ihm ausgegangen ansehen, da dieser Fürst mitten unter den Oesterreichern, also in der Gewalt des Feindes sey. Es gebe jezt nur ein Mittel, das Vaterland zu retten, und dieses sey, daß alle Piemontesen sich um die vaterländischen Fahnen sammelten und vorwärts marschirten. Sobald die Vorhut des piemontesischen Heeres sich zeige, werde die Lombardei aufstehen, und auch Frankreich werde sein in den Staub gebeugtes Haupt erheben und seinen Beistand leihen. Was den Muth Santa Rosa's neu belebte, waren, ungeachtet der ungünstigsten Nachrichten, die fortwährend aus Neapel eingingen, vorzüglich zwei Umstände. Von den beiden Reiterregimentern, die der Prinz von Carignan nach Novara geführt, war das eine, sobald es erfuhr, daß dieser die Sache der Revolution verlassen, freiwillig nach Turin zurückgekehrt. Auch hatte auf der einen Seite das ganze südliche Savoyen diesseit der Isère, auf der andern Genua, wo bisher der allgemein beliebte Gouverneur Graf des Geneyr jeden Ausbruch der Unzufriedenheit verhindert, sich der Revolution angeschlossen. Zu Genua hatte Graf des Geneyr es versucht, die Bewegung durch bewaffnete Gewalt zu unterdrücken; die Folge davon war gewesen, daß die Truppen sich mit dem Volke vereinigten und den Gouverneur zwanzen, eine Regierungscommission niederzusetzen, die am 23. März die Constitution

verkündete. Santa Rosa und, durch ihn getrieben, auch die Junta von Turin, entwickelte jetzt die angestrengteste Thätigkeit. Die Beurlaubten wurden einberufen, Recruten ausgehoben und nichts versäumt, um den Krieg mit Nachdruck zu beginnen. Aber der Zeitpunkt, der einen, wenn auch nur augenblicklichen, Erfolg möglich gemacht hätte, war unbenutzt vorübergegangen. Der in dem lombardisch-venetianischen Königreiche commandirende General Bubna hatte auf die erste Kunde von dem Ausbruche der piemontesischen Revolution, durch den Fürsten Metternich ermächtigt, Alles, was von Truppen in der Nähe irgend verfügbar war, zusammengerafft und ein Beobachtungsheer auf dem linken Ufer des Ticino gebildet. Die auf diese Weise aufgebrachte Macht zählte zwar in den letzten Tagen des März erst 14,000 Mann; aber 22 Regimenter waren aus dem inneren Oesterreich im Anmarsche und der Kaiser Alexander zu Laybach hatte dem russischen Heere in Podolien und Wolhynien den Befehl ertheilt, in Eilmärschen zur Unterstützung der Oesterreicher heranzuziehen.

Die Mächte bedurften einer so außerordentlichen Kraftentwicklung nicht, um ihren Zweck zu erreichen. General della Torre hatte zu Novara ein Corps von einigen Tausend Mann wohlgerüsteter piemontesischer Truppen mit einer zahlreichen Artillerie zusammengebracht; mit diesem setzte er sich am 4. April gegen Turin in Bewegung, um die Junta zu stürzen, die rechtmäßige Gewalt herzustellen und dadurch das Einschreiten der Fremden unnöthig zu machen. Hievon unterrichtet, befahl Santa Rosa dem Obristen Regis, die zu Alessandria und Voghera stehenden constitutionellen Streitkräfte in der Eile bei Casale zusammenzuziehen und sich mit denselben dem General della Torre entgegen zu werfen. Am Abende des 5. April war Obrist Regis mit 2750 Mann Infanterie, 1080 Pferden und 6 Geschützen bei Casale auf dem rechten Ufer des Po aufgestellt, während die viel stärkeren königlich Gesinnten Vercelli besetzt hatten und mit ihren Vorposten sich bis nach San Germano ausdehnten. Am anderen Morgen um 10 Uhr brach das constitutionelle Corps in zwei Colonnen unter dem Obristen de St. Marsan und St. Michel gegen Vercelli auf. Bei der Annäherung der Constitutionellen räumte General della Torre, der den Abfall seiner Leute fürchtete und vielleicht auch wohl die Vergießung piemontesischen Blutes durch Piemontesen verhüten wollte, Vercelli und zog sich langsam nach Novara zurück. Um Zeit zu gewinnen, bot er dem Obristen Regis eine Besprechung an, was diesen bestimmte, vor den Thoren von Vercelli Halt zu machen. Obwohl der General an dem

Orte der Zusammenkunft sich nicht einfand, war Obrist Regis doch unvorsichtig genug, am 7. eine neue Frist zu bewilligen und erst spät den Marsch gegen Novara anzutreten, so daß er nicht eher, als des Abends auf dem rechten Ufer des Agogno, zwei Kanonenschüsse von den Wällen der Festung, eintraf. Um dieselbe Zeit wurden die Schiffbrücken vollendet, die General Bubna, durch della Torre von dem Anrücken der Constitutionellen benachrichtigt, bei Buffalora und Vigevano über den Ticino schlagen ließ. Die Oesterreicher überschritten den Fluß und marschirten die ganze Nacht hindurch, um dem bedrohten Novara zu Hülfe zu kommen. Obrist Regis, der von dieser Bewegung keine Ahnung hatte, beschloß, als er die Hoffnung auf eine Verständigung aufgeben mußte, die Festung, die der Gegenpartei zum Stützpunkte diente, durch einen kecken Angriff einzunehmen. Am 8. März mit Tages Anbruch ging er über den Agogno und schickte sich an, die vorliegenden Posten la Bicoque und San Martino anzugreifen, als ihm zu seinem Erstaunen gemeldet wurde, daß auf der Straße von Bobbio in seiner rechten Flanke österreichische Reiterei anrücke. Er beging die Thorheit, auf seinem Plane zu beharren. Ein furchtbares Geschützfeuer begrüßte ihn von den Wällen der Feste Novara, und erst als della Torre in seiner Fronte aus den Thoren brach, während die Oesterreicher mit weit überlegener Macht sich auf seinen rechten Flügel warfen, sah er die Nothwendigkeit ein, an den Rückzug zu denken. Es gelang ihm, den Agogno noch in guter Ordnung zu gewinnen, und die Division St. Marsan, die er an der Brücke aufstellte, hielt den Feind eine Zeitlang auf, während der Rest des Corps auf der Straße nach Vercelli abmarschirte. So wie die Brücke über den Agogno frei gegeben war, drängten die Oesterreicher, im Bewußtseyn ihrer Uebermacht, mit aller Gewalt nach. Ein paar Züge Reiteri, welche den Schluß der piemontesischen Nachhut bildeten, wurden durch den Angriff eines österreichischen Husarenregimentes auf die Infanterie geworfen, und brachten diese in Verwirrung, die aber ihre Reihen schnell genug wiederherstellte, um die ansprengenden Husaren durch ein Heckenfeuer zurückzuweisen. Inzwischen waren aber einige der zersprengten Reiter, durch die Infanterie hindurchjagend, an die Spitze der Colonne gekommen, in die das ganze Häuflein der Constitutionellen zusammengedrängt war, weil die Straße von Novara nach Vercelli ein einziges Defilé ist, welches auf beiden Seiten keine Ausbreitung gestattet. Hier sagten sie aus: Alles sey verloren, ihr Obrist geblieben und die ganze Nachhut zusammengehauen. Der größte Theil der Reiterei war jetzt

weder durch die Bitten noch durch die Drohungen der Officiere zurückzuhalten, sondern zerstreute sich in wilder Flucht. Zu Vercelli, wo Alles in der größten Unordnung ankam, löste sich auch die Infanterie auf, als sie vernahm, daß die von Vignano heranrückenden Oesterreicher bereits Casale besetzt und den Rückzug nach Alessandria abgeschnitten hätten. Infanterie und Cavallerie suchte sich jetzt truppweise zu retten, so gut ein Jeder konnte. Gegen Abend erreichten die Obristen Lisio und St. Marsan mit siebenzig oder achtzig Reitern Turin, wo sich ein Haufe Soldaten, Studenten und anderer junger Leute mit ihnen vereinigte, um die Vorräthe der Citadelle zu retten und unter dem Schutze der Nacht nach Alessandria zu bringen. Am andern Morgen kündigte die Junta an, daß ihre Verrichtungen zu Ende wären und daß sie die Sorge für die öffentliche Sicherheit den Gemeindebevollmächtigten anvertraue. Am 10. März gegen Abend rückte General della Torre in die Hauptstadt ein, aus der sich inzwischen Alles geflüchtet hatte, was durch vorragende Theilnahme an der Revolution bloßgestellt war. Das österreichische Heer, statt den Weg nach Turin einzuschlagen, hatte sich gegen Alessandria gewandt, wo man hartnäckige Gegenwehr erwartete, da diese Festung mit Vorräthen aller Art reichlich versehen war und auf den Wällen mehr als zweihundert Stück schweres Geschütz zählte. Der Commandant Ansaldi war in der That anfangs Willens sich zu vertheidigen; die Besatzung, welche den Zweck der Verlängerung eines hoffnungslosen Widerstandes nicht begriff, versagte ihm jedoch den Gehorsam und zerstreute sich nach allen Richtungen, worauf er selbst mit einigen hundert Studenten, die ein Bataillon Freiwilliger gebildet hatten, nach Genua abzog, um sich dort nach Spanien einzuschiffen. Der österreichische Major Gatterburg, der mit einer Anzahl Husaren abgeschickt wurde, um die Festung dem Kriegsgebrauche gemäß aufzufordern, fand dieselbe verlassen; so geschah es, daß einige Husaren eine der stärksten Festungen Italiens einnahmen.

Zu Turin setzte General della Torre, von dem Herzoge von Genevois mit unumschränkter Vollmacht bekleidet, eine Militärcommission ein, um über die Personen zu richten, die sich des Verbrechens der Theilnahme an der Empörung schuldig gemacht hätten. Der Herzog von Genevois hatte durch eine Proclamation von Modena zum voraus angekündigt, daß er den Aufruhr mit der größten Strenge bestrafen werde. Er erklärte: „da die erste Pflicht jedes getreuen Unterthanen darin bestehe, sich mit ganzem Herzen den Befehlen Desjenigen zu

unterwerfen, der von Gott mit der Ausübung der höchsten Gewalt bekleidet und von Gott allein berufen sey, über die Mittel zur Förderung des öffentlichen Wohles zu urtheilen, so könne er keinen als einen guten Unterthanen ansehen, der über die Maßregeln, die er für nöthig halten werde, auch nur zu murren wagte." Mit diesen Grundsätzen war der französisch gebildete della Torre wenig einverstanden; es konnte daher nicht befremden, wenn er nach Verlauf von vierzehn Tagen einem willigeren Werkzeuge der Gewalt, dem Grafen Thaon di Reval di Pralungo, Platz machen mußte, der mit erwünschter Schärfe in dem Sinne der herzoglichen Botschaft verfuhr. Alle Rücksichten durfte jedoch auch Graf Thaon di Reval nicht bei Seite setzen; so mußte über vierzig Personen das Urtheil zurückgehalten werden, weil man fürchtete, den Prinzen von Carignan bloß zu stellen; dagegen wurden von 65, die sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen, 22 zum Tode durch den Strang mit Einziehung ihrer Güter verurtheilt; darunter der Fürst la Cisterna, der Marchese Santa Rosa, die Obristen St. Marsan, Lisio, Ansaldi. Von allen diesen kamen nur zwei in die Gewalt der Regierung, der Rittmeister Garelli, der wirklich die Leiter besteigen mußte, und der Graf Palma di Borgo Franco, der, durch den Sturm nach Monaco verschlagen, als Schiffbrüchiger angesehen und demzufolge von neuem über die Grenze geschafft wurde. Der Prinz von Carignan büßte seine Haltungslosigkeit mit schwerer Ungnade, und wurde nicht eher als im Jahre 1823, nachdem er hinreichende Beweise seiner Sinnesänderung gegeben, wieder bei Hofe zugelassen. Umsonst hatte den alten König Victor Emanuel seine Gemahlin gedrängt, nach der Herstellung der Ruhe und Ordnung die Regierung von neuem zu übernehmen; er wiederholte durch eine am 18. April zu Nizza in aller Form ausgefertigte Abdankungsurkunde seine Thronentsagung. Jetzt nahm Karl Felix nicht länger Anstand, aus eigenem Rechte die Regierung anzutreten; doch kehrte er erst im October in seine Staaten zurück, nachdem er eine Convention mit Oesterreich geschlossen, in deren Folge ein österreichisches Corps von 12,000 Mann vierzehn Monate hindurch die Festung Alessandria besetzte und eine Stellung von Stradella am Po bis nach Vercelli einnahm, um bei jedem Versuche einer neuen Erhebung der revolutionairen Partei sogleich zur Hülfeleistung bereit zu seyn.

Der Congreß zu Laybach hatte mit der Unterdrückung der Revolutionen in Neapel und Piemont seine Aufgabe vollendet; doch blieb die hohe Versammlung noch mehrere Wochen vereinigt, weil es an

Stoff zu den wichtigsten Berathungen und Besprechungen nicht fehlte. Frankreich, das schon der österreichischen Einmischung in Neapel nicht allzu geneigt gewesen, konnte noch weniger gleichgültig bleiben, wenn österreichische Truppen einen unmittelbar an seinen Grenzen gelegenen Staat besetzten. Bevor die Oesterreicher in Piemont eingerückt waren, hatte deshalb der Marquis von Caraman mehrere Besprechungen mit dem russischen Minister. Er gab zu, daß es in Frankreichs Interesse liege, den revolutionairen Geist in Italien unterdrückt zu sehen, äußerte aber seine Bedenklichkeiten über die ungemessene Machtvermehrung, die Oesterreich dadurch gewinne, welches sich jetzt auch der Pässe über die Alpen zu bemächtigen drohe. „Lieber," sagte der französische Bevollmächtigte, „würde der König von Frankreich ein russisches Heer in diesen Provinzen sehen." Graf Capo d'Istria verbarg es nicht, wie sehr dieser Gedanke seiner Eitelkeit schmeichelte, und versprach, darüber mit dem Kaiser zu reden. Kaiser Alexander war durch die Eile empfindlich berührt, mit der die österreichischen Truppen sich gegen die piemontesische Grenze in Bewegung gesetzt hatten, ehe ihm noch die geringste Kenntniß von ihrem Marsche geworden war. Man behauptete, daß er deshalb sogar den Grafen Mocenigo, seinem Botschafter am Turiner Hofe, den Auftrag ertheilt habe, Unterhandlungen mit den Häuptern der piemontesischen Revolution anzuknüpfen, um ihnen die Vermittlung Rußlands und freisinnige Staatseinrichtungen anzubieten, sofern sie nur auf die spanische Verfassung verzichteten. Selbst der kühne Santa Rosa soll nicht abgeneigt gewesen seyn, auf diesen Vorschlag einzugehen, und die Unterhandlungen sich nur durch den beleidigenden Uebermuth des Sendlings, den Mocenigo abgeschickt hatte, zerschlagen haben. Der unerwartet schnelle Ausgang der Revolution machte bald jede Verwendung unmöglich. „Da sehen Sie, was eine Revolution zu bedeuten hat," sagte Fürst Metternich zum Kaiser Alexander, „wenn man sie zu rechter Zeit angreift!" Der Kaiser ließ sich bestimmen, dem russischen Heere, welches bereits im Begriff war, nach dem fernen Italien aufzubrechen, Gegenbefehle zu ertheilen, da dessen Anwesenheit jetzt keinen Zweck mehr gehabt und unnöthige Kosten verursacht hätte. Einigen Einfluß auf den Entschluß des Kaisers mochte es auch üben, daß er kurze Zeit vorher die Nachricht von dem Aufstande des Fürsten Hypsilantis in der Moldau und von dem Ausbruche der griechischen Revolution erhalten hatte, die ihn nöthigte, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Osten zu wenden. Seit langer Zeit hatte er selbst sich mit Planen zur Befreiung des Griechenvolkes vom türkischen Joche getragen; sein

Minister Capo d'Istria, dem er sein volles Vertrauen schenkte, war ein geborner Grieche und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, die seinen Brüdern günstige Stimmung des Kaisers zu nähren. Um so widerwärtiger war diesem der Ausbruch des Aufstandes ohne sein Zuthun, und in einem Augenblicke, wo seine Sorge durch die revolutionairen Bewegungen des westlichen Europas in Anspruch genommen war, zu deren Unterdrückung mitzuwirken er sich verpflichtet hielt. „Wie?“ rief er aus, „auch die Griechen bieten den Revolutionairen in Europa die Hand? Ich wollte sie befreien; Capo d'Istria und ich, wir hätten es durchgesetzt; und jetzt kommen sie mit ihrem Aufstande den Neapolitanern und Piemontesen zu Hülfe?“ — Fürst Metternich übersah sogleich die Gefahren, die Oesterreich drohten, wenn der Sieg der Griechen die treu verbündete Pforte stürzte und die derselben unterworfenen Landschaften mittelbar oder unmittelbar unter russische Botmäßigkeit brächte; er bot daher alle Kunst der Rede und alle staatsmännische Gewandtheit auf, um den Kaiser Alexander zu überzeugen, daß die Mächte auch in diesem Falle ihren einmüthig aufgestellten Grundsätzen nicht untreu werden und die Revolution, wo und in welcher Gestalt sie sich zeige, bekämpfen müßten. Dies gelang ihm so gut, daß der Kaiser einen Theil seines Unmuthes sogar auf den Grafen Capo d'Istria übertrug, von dem er eine Erklärung des Ereignisses forderte, welches alle seine Plane durchkreuzte. „Was wollen Sie, Sire?“ erwiderte der Minister; „das Maß der Bitterkeit war voll; und es lief über.“ — „Das weiß ich,“ sagte der Kaiser; „aber warum nicht warten?“ — „Sire, wenn man leidet, wählt man dann lange den Augenblick der Befreiung? Sie sind Christen, sie fallen als Märtyrer!“ — Diese Worte versetzten Alexander in tiefe Bewegung. „Ja, sie sind Christen;“ rief er aus, „unselige Verhältnisse, die mir nicht gestatten, meinem Herzen und meinem Glauben zu folgen!“ — „Die Zeit wird kommen,“ bemerkte Capo d'Istria ruhig. — „Gewiß wird sie kommen,“ sagte Alexander, „es ist meine Pflicht, den leidenden Christen zu helfen!“ Und damit fiel er in tiefe Gedanken.

Die Leichtigkeit, mit der Fürst Metternich seine Zwecke in Italien erreicht und das, was ihm als die dringendste Gefahr bei dem griechischen Aufstande erschien, beseitigt hatte, erweckte in ihm den Gedanken, auch die Constitution der Cortes in Spanien, als die Quelle, aus der sich die revolutionaire Aufregung über Europa verbreitete, zu unterdrücken. In einer vertraulichen Unterredung mit dem Marquis von Caraman sagte er dem französischen Bevollmächtigten: „Sie müßten

diese Gefahr von ihrer Thüre entfernen, wo dieselbe eine beständige Drohung für Ihre Regierung ist. Bedürfen Sie einiger Tausend Mann Hülfstruppen, so sind wir bereit, für Sie dasselbe zu thun, was der Kaiser von Rußland in den italienischen Angelegenheiten für uns gethan hat." Der Marquis ertheilte eine ausweichende Antwort; aber der österreichische Staatskanzler brachte die Sache in einer geheimen Conferenz mit dem Grafen Capo d'Istria und dem Fürsten Hardenberg nochmals auf ernstere Weise zur Sprache. Man kam überein, dieselbe bei der nächsten Zusammenkunft der Monarchen zum Gegenstande besonderer Verhandlungen zu machen. Diese Zusammenkunft sollte nach Jahresfrist in einer italienischen Stadt, welche noch nicht fest bestimmt wurde, Statt finden, um die bis dahin noch nicht entschiedenen Fragen der allgemeinen Politik zu erledigen. Nachdem diese Verabredung getroffen war, wurde ein Manifest erlassen, in welchem die drei verbündeten Höfe die Grundsätze darlegten, die sie bei ihrem Verfahren zur Beruhigung Italiens geleitet hätten. Unmittelbar darauf reiste der Kaiser Alexander von Laybach ab, und damit war der Congreß geschlossen.

Zweites Hauptstück.

Die Aufstände in der Moldau und Walachei und die griechische Revolution.

Als auf dem Wiener Congresse die gegenseitigen Verhältnisse aller europäischen Staaten geordnet wurden, blieb die Türkei allein von den Verträgen ausgeschlossen, welche den Frieden des Welttheiles auf unerschütterlichen Grundlagen befestigen sollten. Das Volk der Osmanen konnte als kein Bestandtheil der großen europäischen Völkerfamilie angesehen werden, da demselben durch sein religiöses und politisches Grundgesetz, den Koran, ewiger Krieg gegen alle Nationen geboten war, die sich nicht zum Islam bekannten. Zwar war das osmanische Reich von der Macht, vor der einst das ganze Abendland zitterte, zu einer an die kläglichste Hülflosigkeit grenzenden Schwäche herabgesunken;

aber die hohe Pforte wurde deshalb ihrem alten Grundsatze nicht untreu, die Verträge, die sie mit den Ungläubigen einging, immer nur als Waffenstillstände gelten zu lassen. Der verweichlichte Osmane beharrte in seiner starren Absonderung von europäischer Bildung und Gesittung und in seinem fanatischen Christenhasse. Die Einrichtungen, auf denen in früheren Zeiten die Kraft des Reiches beruhte, verfielen; der ganze Staat ging durch die heillose Zerrüttung, die in allen Theilen desselben herrschte, mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen; aber der unvernünftige Druck, der auf den Millionen seiner christlichen Unterthanen lastete, wurde dadurch eher vermehrt, als gemildert. Beinahe ein halbes Jahrtausend war vergangen, seit die Osmanen die Meerenge überschritten, die sie von Europa trennte, und noch waren sie in den schönen Landschaften, in denen die ersten Keime aller Bildung des Abendlandes sich entwickelten, nicht heimisch geworden. Sie selbst waren in ihren Sitten und Gebräuchen und in ihrer Denkweise rohe asiatische Barbaren geblieben; und die höher gebildeten Volksstämme, die sie unterwarfen, mußten unter ihrem eisernen Joche zu gleicher Roheit verwildern. Nur einen edleren Geistesfunken vermochte die wilde Gewalt der Eroberer nicht auszurotten. Dieser war das Christenthum, an dem die Griechen im alten Hellas, in Thessalien und Epiros, Makedonien und Thrakien, die bulgarischen und serbischen Slaven im Mösien und Illyrien, die Wlachen im Dacien der Römer mit gleicher Treue festhielten. Von allen christlichen Völkerschaften der europäischen Türkei waren nur zwei, die Arnauten in Epiros und Illyrien, und der bosnische Zweig der Serben nach furchtbaren Kämpfen zum Islam übergetreten und zum Lohne von ihren Unterdrückern in die allen wahren Gläubigen zustehende Rechtsgleichheit aufgenommen worden, wogegen jene Volksstämme, die sich von dem Glauben ihrer Väter nicht abwenden ließen, unter dem gemeinschaftlichen Namen der Raja zusammengefaßt, den Mahomedanern gegenüber so gut als zu völliger Rechtlosigkeit verurtheilt wurden. Für keine einem elenden „Christenhunde“ von einem rechtgläubigen Bekenner des Islam zugefügte Beleidigung war Genugthuung zu erlangen; jeder Versuch zum Widerstande, den die unglückliche Raja wagte, wurde als frevelhafter Uebermuth oder als Aufruhr mit der Schärfe des Schwertes geahndet.

Lange hatte dieser traurige Zustand der Christen in der Türkei das Mitleid aller fühlenden Herzen in Europa erregt. Mehr als einmal war nicht bloß von Gelehrten, die der Ruhm der alten Hellenen begeisterte, sondern von einflußreichen Staatsmännern der Vorschlag

gemacht, die Türken, als die gemeinen Feinde der Christenheit, aus Europa zu vertreiben. Am feurigsten faßte diesen Gedanken, der schon Peter dem Großen nicht fremd gewesen war, die russische Kaiserin Katharina II. auf, die den Türken das ganze nördliche Gestade des schwarzen Meeres abnahm und auf das westliche Thor der Stadt Cherson, die sie am Ausflusse des Dnjepr erbaute, die Inschrift setzen ließ: „Hier geht der Weg nach Konstantinopel.“ Bereits im Jahre 1774 waren die russischen Heere bis über die Donau vorgedrungen und hatten den Frieden von Kutschuk Kainardschi erzwungen, durch welchen den Bewohnern der Moldau und Walachei bedeutende Rechte zugesichert wurden, während das St. Petersburger Cabinet zuerst einen vertragsmäßigen Anspruch auf das Schutzrecht der beiden Fürstenthümer erhielt. Während dieses Krieges waren auch Verbindungen mit den Griechen in Morea und auf den Inseln angeknüpft worden, denen russische Söldlinge den kräftigsten Beistand verhießen, sobald sie sich anschickten, das türkische Joch zu zerbrechen. Die tapferen Mainoten, die in den Schluchten des Taygetos eine wilde Unabhängigkeit bewahrten, stiegen auf diese Zusage von ihren Bergen herab und begannen den Volkskrieg, der auf beiden Seiten mit gleicher Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde. Aber die Russen hielten ihre Versprechungen nicht; die Griechen mußten, sich selbst überlassen, der unverhältnißmäßigen Uebermacht des Feindes erliegen, der jetzt an Schuldigen und Unschuldigen ohne Erbarmen die unmenschlichste Wuth ausließ. Damals wurde die ganze Halbinsel Morea in eine Wüste verwandelt; mehr als 80,000 Griechen wurden erschlagen oder in die Sclaverei geschleppt; Arnauten und Wlachen, die vom festen Lande einwanderten, nahmen ihre Stelle ein. Einen großen Vortheil hatten die Unglücklichen dennoch von der so entsetzlich gerächten Erhebung. Der Gedanke an die Befreiung des Vaterlandes war in die Gemüther geworfen, und die heilige Flamme, die einmal geweckt war, sollte auch in Strömen von Blut nicht wieder erlöschen. Seitdem wurde ein Aufschwung unter den Griechen sichtbar, dessen Möglichkeit früher Niemand geahnt hatte. Die Schiffer auf den kleinen Inseln des Archipels, die bisher in ärmlichen Nachen nur eine unbedeutende Küstenschifffahrt getrieben hatten, vereinigten sich zu größeren Unternehmungen. Bewaffnete Fahrzeuge wurden ausgerüstet, um gegen die Angriffe von Seeräubern gesichert zu seyn; und auf den Felseneilanden Hydra, Spezzia und Psara entstanden auf diese Weise allmälig die Anfänge einer Marine, ohne daß die unwissenden Türken, welche die Griechen

viel zu gering schätzten, um auf ihr Treiben zu achten, dies verhinderten. Noch wichtiger als das Aufblühen des Handels und der Schifffahrt, wodurch zunächst doch nur die materiellen Kräfte der Nation vermehrt wurden, war die Wiederbelebung des althellenischen Geistes durch die Schulen, die mit edlem Wetteifer überall angelegt wurden, wo der türkische Druck dies irgend gestattete. Welche Gesinnungen die Männer beseelten, die diese Anstalten begründeten, davon liegen die unzweideutigsten Zeugnisse vor. Zu Anfange dieses Jahrhunderts, als der Plan im Werke war, zu Aiwali, einer kleinen nur von Griechen bewohnten Stadt auf der ionischen Küste, eine Hochschule zu errichten, wurden in ganz Griechenland Beiträge zu der Unterstützung dieses Unternehmens gesammelt. „Brüder," riefen in der Einladung die Vorsteher den im Auslande ansässigen Handelsleuten ihrer Nation zu, „beehrt mit dem Namen Griechen, ziemt es euch vor Allen, ihn eurerseits dadurch zu ehren, daß ihr in den Schoß des erniedrigten Griechenlandes seine alte Größe und seinen vormaligen Glanz zurückbringt." Nicht viel später fiel die Stiftung eines Vereines unter den in Paris lebenden Griechen, der, von der französischen Regierung begünstigt, zum Scheine sich die Forderung wissenschaftlicher Zwecke, in der That aber die Befreiung des Vaterlandes zur Aufgabe stellte. Eines der Häupter des Bundes war der edle Rhigas, der, in seiner Heimath ein armer Schulmeister gleich jenem alten Tyrtäos, aber gleich diesem *ein* Held an Großmuth des Herzens und männlichem Adel der Gesinnung, den Entschluß faßte, seine Landsleute durch kühne Schlachtgesänge zum Kampfe für die Freiheit zu begeistern. Er eilte über Wien der geliebten Heimath zu, als er auf Befehl der mit der Pforte verbündeten österreichischen Regierung verhaftet und den türkischen Behörden ausgeliefert wurde. Zu Belgrad ließ ihn der Pascha zwischen zwei Bretter binden und mit viehischer Grausamkeit durch eine Säge zerschneiden; aber seine Lieder lebten, wenn auch der heldenmüthige Sänger verblutete. Von den Höhen des Olympos und in den Schluchten von Agrapha erschollen sie fort und fort aus dem Munde der tapfern Männer, die es vorzogen, als Räuber im Gebirg, statt in der Knechtschaft der Türken zu leben. Im J. **1814** wurde zu Wien unter den Augen des Congresses der Pariser Verein erneut, der jetzt den Namen des Bundes der Musenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) annahm und die ausgezeichnetsten Männer, wie den Grafen Capo d'Istria und den ehrwürdigen Erzbischof Ignatios, zu seinen Mitgliedern zählte.

Während die Hetäria im Verborgenen wirkte, um auf griechischem

Boden mit der Aufklärung Liebe des Vaterlandes und der Freiheit zu verbreiten, ging der Großherr der Türken, Sultan Mahmud, mit dem Plane um, das nach allen Seiten auseinander fallende Reich durch äußerste Anstrengung der Kräfte wieder zu einem Ganzen zusammen zu fügen. Seine Gewalt war, als er zur Regierung kam, beinahe nur noch in der nächsten Umgebung der Hauptstadt anerkannt; die entfernteren Paschas befolgten seine Befehle, wenn sie dies ihrem Vortheile gemäß fanden, und drei der mächtigsten der Tepedelenli, Ali Pascha von Jannina, Ali Pascha von Haleb und Mehemed Ali Pascha von Aegypten, hatten sich thatsächlich zu dem Range unabhängiger Fürsten emporgeschwungen. Die meiste Sorge machte dem Sultan der greise Ali Pascha von Jannina, welcher, der Sohn eines arnautischen Häuptlings von Tepedelen im südlichen Illyrien oder Albanien, durch treulose List und blutige Gewalt sich nicht allein ganz Albanien und Epiros, sondern Livadien, Thessalien und einen guten Theil von Makedonien unterworfen, bereits im Jahre 1798 Verbindungen mit den damaligen französischen Machthabern angeknüpft und im Jahre 1810, als Napoleon den Plan entwarf, die Türkei zu erobern, sich ins Geheim zum Sturz der Pforte mit dem Kaiser der Franzosen verbündet hatte. Aber mit den Streitkräften, die dem Sultan zu Gebote standen, durfte er nicht daran denken, den verrätherischen Pascha anzugreifen, so lange er in der Herrschaft sich nicht befestigt und sein Ansehen in den nur durch schwache Bande mit dem Reiche noch zusammenhängenden Statthalterschaften hergestellt hatte. So geschah es, daß der blutdürstige Wüthrich bis in das Jahr 1820 sich unangefochten in seiner angemaßten Gewalt behauptete. Er befand sich auf dem Gipfel seiner Macht; ein zahlreiches wohl gerüstetes Heer, ein reich gefüllter Schatz schienen seiner Herrschaft ungestörte Dauer zu verbürgen. Erst im Mai des vorhergehenden Jahres hatten die Engländer, in Folge einer Bestimmung des Vertrages, durch welchen die Pforte die brittische Herrschaft über die ionischen Inseln anerkannte, ihm das feste Parga, nach dessen Besitze er längst lüstern war, überliefert, während die unglücklichen Pargioten, durch ihre Schutzherren grausam getäuscht, sich in alle Welt zerstreuten. Da mußte die eigene Hinterlist des Tyrannen sein Verderben herbeiführen. Arnautische Meuchelmörder fielen im März 1820 einen höheren Beamten der Pforte, den Kapidschi Baschi Pascho Bei, in seinem eigenen Hause zu Konstantinopel an. Einer der Meuchler, der ergriffen wurde, gestand, daß Ali Pascha ihn gedungen habe, der einen tödlichen Haß gegen den von einer vornehmen in Albanien be-

güterten Familie stammenden Höfling näherte. Ueber solche Verwegenheit gerieth der Großherr in den grimmigsten Zorn; er beschloß, nicht länger zu säumen und das Strafgericht, welches er dem Pascha seit Jahren zugedacht, in kürzester Frist ergehen zu lassen. Sofort wurde der Ferman ausgefertigt, der den erbitterten Pascho Bei zu Ali's Nachfolger in Jannina ernannte; ein anderer Großer, Mohamed Bei, der den Tod seines Vaters an Ali Pascha zu rächen hatte, erhielt die Statthalterschaft von Durazzo in Albanien; ein dritter, Soliman Bei, jene von Trikala in Thessalien. An die Stelle von Veli Pascha, dem ältesten Sohne Ali's, dem dieser die Verwaltung von Lepanto übergeben, wurde Pehliwan Pascha, einer der tapfersten und erfahrensten Heerführer des Reiches, gesetzt und demselben zugleich der Oberbefehl über sämmtliche gegen den Geächteten bestimmte Streitkräfte übertragen. Zugleich erhielt Mustapha Pascha von Scutari den Befehl, mit seiner ganzen Macht von Norden her in Albanien einzubrechen und die Bewegungen der großherrlichen Truppen, die durch Makedonien heranziehen sollten, zu unterstützen. Der greise Ali wurde durch die Kunde von dem Unwetter, das über seinem Haupte aufstieg, weder überrascht noch erschreckt. Nachdem er umsonst versucht hatte, dasselbe durch das gewöhnlich in ähnlichen Fällen mit gutem Erfolge versuchte Mittel der Bestechung zu beschwören, rüstete er sich zu dem entschlossendsten Widerstande. Auf einen Umstand hatte er, nicht gerechnet: auf den Haß seiner eigenen durch vieljährige Bedrückungen zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen. Sobald der gegen ihn ausgesprochene Bann bekannt war, verweigerten die Arnauten in den Bezirken von Berat und Konitza, die Griechen in dem Bezirke von Vrachori die Stellung der von ihnen geforderten Mannschaften und trieben seine Beamten mit gewaffneter Hand zurück; und als die Truppen des Großherrn sich zeigten, wurden sie von den Bevölkerungen überall mit offenen Armen aufgenommen, während die Kriegsbanden Ali's sich auflösten, oder zu ihnen übergingen. Auf diese Weise ging der größte Theil des seit dreißig oder vierzig Jahren unter seiner Botmäßigkeit stehenden Gebietes ohne Schwertstreich für ihn verloren; nur in einigen festen Plätzen hielten sich seine Besatzungen, und er selbst war genöthigt, sich in das wohlbefestigte Jannina einzuschließen, wo er alle Vorkehrungen getroffen hatte, um eine lange Belagerung auszuhalten. In den letzten Tagen des August waren von seinem ganzen mächtigen Reiche nur noch zwei Punkte in seiner Gewalt: Jannina, wo er selbst mit seinen getreuesten Anhängern sich befand, und seine Geburtsstadt Tepelen, wohin sich seine beiden jüngeren

Söhne, Muktar und Selah, zurückgezogen hatten. Zu Lepanto öffneten 2000 Arnauten dem türkischen Heere die Thore, sobald dasselbe Miene zum Angriffe machte; Prevesa, wohin Veli Pascha geflohen war, wurde von der türkischen Flotte nach zweitägiger Gegenwehr genommen, Parga, wo ein Neffe Ali's, Mohamed Bei, befehligte, nach einer nicht längeren Vertheidigung. In dieser Noth wandte der von allen Seiten Verlassene sich an seine alten Feinde, die einst von ihm aus der Heimath vertriebenen Sulioten, deren bewährte Tapferkeit ihm wohl bekannt war. Er bot ihnen die Hälfte seiner Schätze, wenn sie zu seinem Beistande herbeieilten. Wie lockend der Preis war, so zögerten die tapferen Männer doch, da sie den treulosen Sinn des Tyrannen zu ihrem Schaden erfahren hatten. Aber die Anführer, die in die Geheimnisse der Hetäria eingeweiht waren, begriffen, welche Vortheile für die Sache der griechischen Unabhängigkeit sich aus einer Vereinigung mit dem alten Löwen von Jannina ziehen ließe, und setzten die Häupter des Bundes von dem Anerbieten in Kenntniß. Wahrscheinlich wurde darauf hin beschlossen, die längst vorbereitete Volkserhebung, für die nur noch keine Zeit festgesetzt war, zu wagen.

Im December 1820 griffen die Sulioten zu den Waffen; sie nahmen einen großen Transport hinweg, der dem türkischen Heere zugeführt wurde, welches sich inzwischen der Stadt Jannina bemächtigt und Ali Pascha in seine mit 200 Geschützen besetzte Citadelle auf der Insel Lithoritsa zurückgedrängt hatte, und schnitten die Verbindung zwischen dem Lager und der Küste ab, von der dasselbe seine Verpflegung bezog. Die Meteoren (befestigte Klöster) von Kiapha, die Ali's Anhänger noch inne hatten, wurden ihnen übergeben, beträchtliche Waffenvorräthe und ansehnliche Geldsummen unter sie vertheilt. Darauf erhoben sich auch die Palikaren von Agrapha und machten mit den Glaubensgenossen gemeinschaftliche Sache zur Unterstützung des grimmigen Ali, der seinerseits auf seiner Insel in vollkommener Sicherheit den Belagerern durch die Ueberlegenheit seines Geschützes fortwährend großen Abbruch zufügte. Sobald die Bewegung unter den Gebirgsstämmen weiter um sich griff, ließ sich nicht absehen, wann der Kampf zum Ziele gelangen würde. Der tapfere Pehliwan Pascha, der den ersten Angriff mit so vielem Nachdrucke geleitet hatte, war im Lager plötzlich gestorben, wie man behauptete, an Gift. Dem ehemaligen Großwesir Kurschid Pascha, der nach ihm den Befehl erhielt, wurde aufgegeben, den Krieg binnen zwei Monaten zu beendigen; aber er war noch nicht allzu lange in dem Lager angekommen, als er begriff,

daß eine solche Aufgabe viel leichter zu stellen, als zu lösen war. Sein Heer litt an dem Nothwendigsten Mangel; und da er keine bewaffnete Fahrzeuge hatte, vermochte er nicht einmal die Verbindungen Ali's mit dem Lande zu unterbrechen; dagegen waren die Belagerten mit allen Bedürfnissen im Ueberfluße versehen und wurden durch die Beschießung der Türken in keiner ihrer gewöhnlichen Beschäftigungen gestört.

Während die Pforte ihre ganze Kraft in vergeblichen Anstrengungen zur Vernichtung Ali Paschas zu erschöpfen schien, der von den Türken jetzt Kara Ali, der schwarze oder verfluchte Ali, genannt wurde, kam auf einem Punkte, wo man dies am wenigsten erwartete, ein Aufstand zum Ausbruche, der neue Verlegenheiten bereitete. Der Hospodar der Walachei, Alexander Soutsos, war nach einer drittehalbjährigen Regierung, die das Land auf das Unerhörteste aussaugte, am 10. Januar 1821 zu Bukarest gestorben. Kaum war er zur Erde bestattet, als ein kleiner Bojar, Theodor Wladimiresco, einst Hauptmann in russischen Diensten, in den Dörfern auf dem rechten Ufer der Aluta die Fahne des Aufruhrs erhob. Er erklärte in einer öffentlichen Bekanntmachung, daß er keinen Aufstand gegen den Sultan erregen, sondern das Land nur von seinen Bedrückern, den griechischen Fürsten aus dem Fanar, befreien und dem Volke zu seinen alten Rechten verhelfen wolle. In hellen Haufen fielen ihm die Bauern zu, und 1500 Mann arnautischer Söldlinge, die man gegen ihn ausschickte, weigerten sich, zu fechten, sondern suchten die Gelegenheit nur zu benutzen, um von den geängstigten Großen Geld zu erpressen. Alles war zu Bukarest in der äußersten Bestürzung, als eine Nachricht einging, welche die allgemeine Verwirrung in nicht geringem Maße vermehrte. Der Fürst Alexander Hypsilantis, russischer Generalmajor und Adjutant des Kaisers, ein Sohn des früheren in der Verbannung gestorbenen Hospodars der Moldau, Konstantin Hypsilantis, war am 7. März mit seinen beiden Brüdern, Dimitrios und Nikolaos, an der Spitze einer Schaar von bewaffneten Griechen und Arnauten, zu Jassy eingetroffen und hatte einen Aufruf an die Moldauer erlassen, worin er ihnen ankündigte, daß an diesem Tage ganz Griechenland sich in den Waffen gegen die türkische Tyrannei erhoben, und daß er mit seinen Begleitern dahin ziehe, wohin ihn die Stimme seines Volkes rufe. Er versicherte, daß die Ruhe ungestört bleiben und daß er sich in die innere Verwaltung nicht einmischen werde, da diese unter einem so trefflichen Fürsten wie Michael Soutsos in den besten Händen sey. Dieser Versicherung zum Trotze wurden unmittelbar nach Hypsilantis Ankunft sämmtliche in

Jassy befindlichen Türken, dreißig an Zahl, ergriffen und außerhalb der Stadt enthauptet. Schon einige Tage vorher waren die zu Galacz an der Donau wohnhaften Türken durch einen bewaffneten Haufen, den ein Untergebener Hypsilantis führte, überfallen und erschlagen worden. Ungeachtet dieser blutigen Vorgänge schien der Hospodar mit dem eingebrochenen wilden Haufen in vollkommenem Einverständnisse zu seyn, da er die Arnauten in seinen Diensten sogleich zu demselben stoßen ließ. Hypsilantis verweilte zu Jassy mehrere Tage, um die Vorbereitungen zu seinem Kriegszuge zu treffen. Dreifarbige Fahnen, schwarz, weiß und hellblau — darunter eine mit einem weißen Kreuze und der griechischen Aufschrift: „Unter diesem Zeichen werden wir siegen!“ — wurden in der Kathedrale geweiht. Täglich kamen aus dem russischen Bessarabien Griechen, Serben und Bulgaren herüber, welche die Reihen des anfangs wenig zahlreichen Corps anschwellten. Von 800 Mitgliedern der Hetäria wurde eine heilige Schaar gebildet, welche einen feierlichen Eid schwor, für die Freiheit des Vaterlandes zu siegen oder zu sterben. Die Uniform bestand in schwarzen griechischen Röcken und Mützen mit einem weißen Kreuze und Todtenkopfe. Endlich brach Hypsilantis von Jassy gegen Bukarest auf, nachdem er noch einen glühenden Aufruf an die Griechen in allen Provinzen des osmanischen Reiches erlassen hatte, sich zum Kampfe für ihre Freiheit und ihren Glauben zu vereinigen, und die Schatten ihrer großen Altvordern durch das Blut ihrer Unterdrücker zu versöhnen. In Jassy blieb bei dem Abzuge der Hauptmacht, die sich etwa auf 5000 Mann belief, nur eine schwache Abtheilung, eine andere etwas stärkere zu Galacz zurück, um die Verbindung mit der russischen Grenze offen zu erhalten. So wie Hypsilantis an der Grenze der Walachei ankam, erfuhr er, daß seine Vorhut unter dem Arnautenhauptmanne Karabies, der das Blutbad zu Galacz veranlaßt hatte, sich Erpressungen und Ausschweifungen jeder Art erlaube, und daß die vermögenderen Einwohner im ganzen Lande sich zur Flucht nach Siebenbürgen anschickten. Er verwies dem Zügellosen sein Benehmen und forderte die Fliehenden auf, in ihre Häuser zurückzukehren, da sie auf seinen Schutz rechnen könnten. Am 9. April erreichte er Bukarest, wo einige Tage vorher die von der Regierung angeworbenen Arnauten unter dem Bimbaschi (Obristen) Kaminar Sawa sich für ihn erklärt hatten und bald darauf auch Theodor Wladimiresco mit einer Abtheilung seines bis auf 1600 Mann angewachsenen Heeres eingerückt war. Theodor, als echter Wlache, haßte die Griechen, deren Joch seit der Einführung des Fana-

riotenregimentes schwer auf seinem Volke gelastet hatte, wo möglich noch mehr, als die Türken; er war weit davon entfernt, das Unternehmen Hypsilantis zu billigen, und hatte keinen andern Zweck vor Augen, als zu bewirken, daß in der Walachei statt der griechischen einheimische Hospodare unter türkischer Hoheit eingesetzt würden. Dennoch ließ er sich in Unterhandlungen mit dem Fürsten Hypsilantis ein; und, wie es scheint, kamen Beide überein, sobald die Schritte ohne Erfolg blieben, die Theodor in Konstantinopel thun wollte, einander gegenseitig zu unterstützen. Der wlachische Volksführer, wie Hypsilantis, hatte einen großen Theil seiner Hoffnung bereits verloren; der eine wie der andere hatte auf die Billigung und offene oder geheime Unterstützung Rußlands gerechnet; und für Beide war es ein Donnerschlag, als von Laybach die Nachricht kam, daß Kaiser Alexander über ihr Beginnen im höchsten Grade entrüstet sey. Auch die zuversichtliche Voraussetzung, daß die Serben dem griechischen Corps verstatten würden, sich durch Werbungen in ihrem Lande zu verstärken und durch dasselbe sich einen Weg nach Albanien und Epiros zu öffnen, schlug fehl, da der Serbenfürst Milosch die griechischen Sendlinge verhaften ließ und in seiner Treue gegen die Pforte beharren zu wollen erklärte. Unter diesen Umständen, da zu erwarten war, daß die Türken aus den Donaufestungen mit Macht herausbrechen würden, sah Hypsilantis ein, daß für ihn nichts anderes zu thun blieb, als sich in die Gebirge zu werfen, die den Norden der Walachei gegen die siebenbürgische Grenze einnehmen, hier alle Verstärkungen an sich zu ziehen, welche der Haß gegen die Türken und die Furcht vor ihren Mißhandlungen ihm zuführen würde, und sich in einer vortheilhaften Stellung so lange als möglich zu behaupten, um eine günstigere Wendung der Dinge abzuwarten. Er ließ deshalb Theodor mit seinen Wlachen zu Bukarest zurück und brach am 12. April nach Tirgowist an dem obern Laufe der Jablonitza auf, wo er sich sogleich zu verschanzen anfing und durch Streifpartien das Gebirge zu beiden Seiten erkundete.

Inzwischen war vom Sultan der Pascha von Ibrail an der Donau zum Seriasker oder Heerführer ernannt und mit dem Pascha von Silistria beauftragt worden, die Empörung in den Fürstenthümern zu unterdrücken. Die Zahl der Bewaffneten, über welche Beide zu verfügen hatten, war zwar nur gering; aber die Aussicht auf Beute führte bald eine Menge Freiwilliger zu ihren Fahnen, und in den ersten Tagen des Mai konnten die Streitkräfte, die ihnen zu Gebote standen, bereits auf 20,000 Mann geschätzt werden. Am 13. Mai griff der

Seriasker mit 6000 Türken das Häuflein Griechen an, welches Galacz besetzt hielt und tapferen Widerstand leistete, zuletzt aber durch die Uebermacht überwältigt und bis auf wenige erschlagen wurde. In der genommenen Stadt hausten die Türken als entmenschte Wilde; der größte Theil der Bevölkerung, die dem Aufstande völlig fremd geblieben, wurde niedergemetzelt, und beinahe der ganze Ort in einen Schutthaufen verwandelt. Schon vorher war ein türkisches Streifcorps bis nach Fokschani auf der Straße von Bukarest nach Jassy vorgedrungen und hatte hier wie in der Umgegend die ärgsten Ausschweifungen verübt. Hypsilantis, um seine Verbindung mit Jassy herzustellen, entsandte 3000 Mann unter dem Fürsten Georg Kantakouzenos, Obristen in russischen Diensten, der sich mit ihm vereinigt hatte, nach der Moldau. Kantakouzenos vertrieb nach einem lebhaften Gefechte die Türken aus Fokschani und setzte von da seinen Marsch nach Jassy fort, wo er am 31. Mai eintraf und die Bojaren, die inzwischen, nach der Flucht des Fürsten Soutsos, bereits mit den Türken zu unterhandeln angefangen hatten, zwang, sich von neuem der Hetäria zu unterwerfen, da die Türken, durch das Gerücht von dem bevorstehenden Einmarsche der Russen zurückgehalten, sich begnügten, das flache Land zu plündern, und nicht bis nach Jassy vorzudringen wagten. Zwischen dem 20. und 24. Mai ging der Pascha von Silistria mit 12,000 Mann über die Donau und rückte in langsamen Märschen gegen Bukarest, wo Theodor Wladimiresco alle Anstalten getroffen hatte, sich zu vertheidigen. Bei der Annäherung der Türken räumte dieser Anführer jedoch in großer Eile die Stadt und zog sich nach Pitescht auf der Straße nach Hermanstadt in Siebenbürgen zurück. Da er hier die Absicht verrieth, Unterhandlungen mit den Türken anzuknüpfen, die am 28. in das von der großen Mehrzahl seiner Bewohner verlassene Bukarest eingerückt waren, so wurde er von seinen eigenen Leuten ergriffen, gebunden und nach Tirgowist gebracht, wo Fürst Hypsilantis ihn vor ein Kriegsgericht stellen und nach dessen Spruche enthaupten ließ. Die Macht des Fürsten belief sich nach seiner Vereinigung mit den von Theodor Wladimiresco's Anhange ihm zufallenden Haufen wohl auf 10,000 Mann, die mit allen Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen waren. Dennoch wagte er es nicht, den wenig stärkeren Feind zu Tirgowist zu erwarten, sondern gab seine Stellung auf und zog sich westwärts nach der kleinen Stadt Rimnik an der Aluta, wo er ein altes Kloster, welches leicht in Vertheidigungsstand zu setzen war, zum Stützpunkte wählte. Erst in der zweiten Hälfte des Juni drangen die Türken, die inzwischen di

1821

ganze Ebene in eine Wüste verwandelt und an den wehrlosen Einwohnern ihre Wuth ausgelassen hatten, gegen das Gebirge vor. Sogleich ging der treulose Kaminar Sawa mit seiner Schaar zu ihnen über. Fürst Hypsilantis, um der übeln Wirkung eines solchen Beispiels zu begegnen, beschloß, ein vorgeschobenes türkisches Corps von 3000 Mann, welches bei Dragozan, acht Meilen von Rimnik, stand, anzugreifen und zu schlagen, ehe die Hauptmacht des Feindes zu dessen Unterstützung anrückte. Beim ersten Zusammentreffen ergriffen aber die Wlachen, die zu dem Corps Theodor Wladimiresco's gehört hatten, die Flucht. Der tapfere Giorgakis zog mit einem Häuflein seiner Palikaren sich fechtend auf die heilige Schaar zurück, die den Anlauf der Türken festen Fußes erwartete, jedoch größtentheils zusammengehauen wurde, da der Arnautenführer Karabies mitten während des Gefechtes mit seinen Leuten die Flucht ergriff. Was von den Griechen nicht geblieben oder in die Flucht der Wlachen und Arnauten mit fortgerissen war, warf sich in das Kloster Kosia hinter Rimnik, von wo Hypsilantis mit den traurigen Resten seines Heeres die österreichische Grenze gewann, nachdem er noch einen Tagesbefehl erlassen, welcher den meineidigen Verräther Kaminar Sawa, so wie die feldflüchtigen Führer Doukas Konstantinos, Basilios Barlas, Giorgios Manos, Grigorios Soutsos, Nikolai Skoufos und den schändlichen Basilios Karabies der Verachtung der Menschen und dem Fluche des griechischen Volkes übergab. Unmittelbar nach seinem Uebertritte auf das österreichische Gebiet wurde der Fürst verhaftet und nach der ungarischen Festung Munkatsch abgeführt, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als um zu verhindern, daß er nicht die früher ihm von russischer Seite gemachten Versprechungen zur öffentlichen Kenntniß bringe. Bald darauf wurde auch Kantakouzenos nach blutigen Gefechten, die den größten Theil seines Corps aufrieben, aus der Moldau über die Grenze gedrängt; und nur Giorgakis, dem es gelungen war, einige Haufen Zersprengter zu sammeln, führte den Krieg noch eine Zeitlang auf eigene Hand fort, bis er mit Wunden bedeckt, in dem Kloster Seku, nicht weit von der Grenze der Bukowina, eingeschlossen, nach tapferer Vertheidigung gegen eine mehr als zehnfache Uebermacht (am 25. September) einen rühmlichen Tod fand. Kaminar Sawa, der sich rühmte, durch seinen Abfall den Türken allein die Unterwerfung der Walachei möglich gemacht zu haben, blieb seines Verrathes nicht lange froh. Er wurde nach Bukarest beschieden, dort anfangs mit großen Ehren aufgenommen, aber nach einigen Tagen mit allen seinen Leuten, die ihr Leben theuer verkauften, ermordet. Auf

diese Weise nahm der Aufstand in der Moldau und in der Walachei seinen Ausgang.

Ein allgemein verbreitetes Gerücht war es in jenen Tagen, es sey ursprünglich der Plan gewesen, daß zu derselben Zeit, während Hypsilantis aus Bessarabien in die Moldau einfiel, die Griechen in dem ganzen osmanischen Reiche sich erheben sollten; und die griechische Bevölkerung von Konstantinopel sey dazu bestimmt gewesen, den ersten entscheidenden Schlag zu führen. Immerhin mag ein Anschlag dieser Art besprochen worden seyn; wir zweifeln aber, daß die Häupter der Hetäria sich so sehr über die Kräfte ihrer verweichlichten Glaubensgenossen in Konstantinopel getäuscht hätten, um im Ernste an die Möglichkeit eines erfolgreichen Kampfes derselben gegen die wilden kriegerischen Janitscharen und Topschi zu denken, die bei dem Versuche eines Ueberfalls im Augenblicke unter den Waffen gewesen wären. Die höchste Wahrscheinlichkeit spricht unter diesen Umständen dafür, daß die Verschwörung, die darauf berechnet gewesen seyn soll, sich zuerst der Tophana oder des Zeughauses und des Serail, der Person des Sultans und seiner Schätze, darauf der im Hafen liegenden Flotte zu bemächtigen, niemals ein anderes Bestehen gehabt hat, als in der Einbildung der Diplomaten, denen daran gelegen war, die grausenhaften Gewaltthaten der Türken vor den Augen des gebildeten Europa's zu beschönigen. Sultan Mahmud war durch den Einbruch Hypsilantis zu ungeheurer Wuth gereizt worden, zumal da er guten Grund hatte, zu vermuthen, daß dieser kecke Angriff nicht ohne russisches Zuthun erfolgt wäre, und da er durch die Vermittelung auswärtiger Freunde von allen Planen der Hetäria auf das Genaueste unterrichtet war. In seinem Grimme war er nahe daran, die ganze griechische Bevölkerung seines Reiches dem Tode zu weihen. Man behauptet, daß der Beschluß im Diwan bereits gefaßt gewesen, und daß es nur den dringenden Vorstellungen einiger einsichtsvollen Männer in der Umgebung des Großherrn gelungen sey, denselben wieder rückgängig zu machen. So begnügte man sich denn mit einzelnen Opfern. Der neu ernannte Fürst der Walachei Kallimachis wurde enthauptet, weil er der Pforte den Aufstand des Theodor Wladimiresco verheimlicht, in der Hoffnung, die Sache durch friedlichen Vergleich beizulegen. Viele andere angesehene Griechen erlitten dasselbe Schicksal; der übrigen bemächtigte sich ein panischer Schrecken; was fliehen konnte, warf sich auf die russischen Fahrzeuge im Bosporos, um eine Freistätte, fern von den blutgetränkten Gestaden der Heimath, zu gewinnen. Vermehrt wurde die allgemeine

Betäubung durch den feierlichen Fluch, den der Patriarch von Konstantinopel über den Fürsten der Moldau, Michael Soutsos, über Alexander Hypsilantis und über Alle aussprach, die an dem frevelhaften Beginnen dieser Beiden Theil genommen hätten oder Theil nehmen würden. Während der Bannbrief des Patriarchen, den außer diesem der Patriarch von Jerusalem und sämmtliche in der Hauptstadt anwesende Metropoliten unterzeichnet hatten, an alle griechische Gemeinden im ganzen Umfange des osmanischen Reiches ausgefertigt wurde, ergriff der Sultan die kräftigsten Maßregeln, um den Aufstand nicht allein in den Fürstenthümern jenseit der Donau, sondern überall, wo derselbe zum Ausbruch käme, zu dämpfen. Der Großwesir und der Mufti, das Oberhaupt der weltlichen und der geistlichen Verwaltung, wurden abgesetzt, weil man ihnen Schuld gab, daß sie die öffentlichen Angelegenheiten auf sträfliche Weise vernachlässigten. In Folge einer außerordentlichen Versammlung des Diwans wurde der Befehl gegeben, daß alle Muselmänner zu der Vertheidigung des Glaubens und des Reiches die Waffen ergreifen sollten. Ein Hattischerif machte den Türken die bittersten Vorwürfe über die Lauheit, mit der sie die heiligsten Gebote der Religion beobachteten, und erklärte ihnen, daß sie den Genüssen des geselligen Lebens, an die sie gewöhnt wären, entsagen und den Sitten ihrer Väter gemäß zu dem Leben in den Feldlägern zurückkehren müßten. Zugleich kündigte der Großherr den Beamten, die ihre Pflichten nicht auf das Strengste erfüllten, an, daß er sie in Zukunft nicht mehr ermahnen, sondern dem Schwerte des Henkers überliefern würde. Der neue Großwesir Benderli Ali Pascha hatte kaum seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten, als eine furchtbare Blutthat seinen Amtsantritt bezeichnete. Am Ostersonntage (22. April) wurde der greise Patriarch, der doch vor wenigen Wochen erst die unzweifelhaftesten Beweise seiner unbedingten Unterwürfigkeit gegeben, vom Altare gerissen und im festlichen Ornate vor dem Hauptthore seiner Kathedrale aufgehängt. Die Gemeinde, die voll Entsetzen die Flucht ergriff, wurde von den mordgierigen Henkern nach allen Richtungen verfolgt, die schonungslos niedermetzelten, was ihnen in die Hände fiel. Bald darauf wurden, wie man behauptete, auf Befehl des Sultans, 12 christliche Kirchen niedergerissen. Tag für Tag fanden neue Hinrichtungen Statt. Das einzige Verbrechen, welches den Gemordeten zur Last fiel, war, daß sie dem geächteten Stamm der Griechen angehörten. Und doch mußte man es lobend anerkennen, daß der Großwezir, der sich nur wenige Tage in seiner Amtsgewalt behauptete, während dieser Zeit wenigstens den Ausschweifungen des Pöbels Einhalt that, der bewaffnet durch die Straßen zog und gegen

die unglücklichen Griechen sich Alles erlaubte, was wilde Mordlust, Habsucht oder viehische Begierde ihm eingab. Mit gleicher Unmenschlichkeit wie in der Hauptstadt wurde in den Provinzen gewüthet. Zu Adrianopel wurde der abgesetzte Patriarch Kyrillos aus seiner Verborgenheit gezogen und mit drei Bischöfen dem Eingange der Hauptkirche gegenüber aufgehängt; zu Nissa widerfuhr dasselbe dem Erzbischof Athanasios; überall waren die wehrlosen christlichen Bevölkerungen dem Morde, der Plünderung und jeder Art von roher Gewalt Preis gegeben.

Zum Glücke waren die christlichen Bevölkerungen im osmanischen Reiche nicht überall wehrlos. Die Masse des griechischen Volkes in Morea, Livadien und den übrigen Landschaften, in denen der griechische Stamm der vorherrschende ist, hatte an der Erhebung der Palikaren von Suli und Agrapha zu Gunsten des bedrängten Ali Pascha, der ihnen nur als ein grausamer Wüthrich bekannt war, keinen Theil genommen. Aber in den letzten Tagen des März 1821, als der Aufruf des Fürsten Hypsilantis nach Morea gelangte, standen sogleich die kriegerischen Bewohner von Maina in Masse gegen die Türken auf. Zu derselben Zeit, während Petros Mavromichalis, das Haupt der Mainoten, sein Lager zu Kalamata, in der Ebene des alten Messeniens, aufschlug, erhob der Erzbischof Germanos von Patras das Banner der Unabhängigkeit, und bald standen in allen Theilen der Halbinsel zahlreiche Banden unter den Waffen, vor denen die Türken, auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet, in eiliger Flucht sich in die festen Plätze im Innern oder an der Küste zurückzogen. So war in Kurzem das ganze flache Land von Morea befreit. Jetzt griff der Aufstand nach dem Festlande hinüber, wo den empörten griechischen Landgemeinden die Stämme des südlichen Epiros die Hand reichten, die sich bereits mehrere Monate früher für den geächteten Ali Pascha gewaffnet hatten; überall wurden die Türken in die festen Plätze zurückgedrängt, die zwar ohne Ausnahme im schlechtesten Zustande waren, gegen ungeordnete Banden ohne alle Kenntniß des Kriegswesens und ohne schweres Geschütz jedoch hinreichenden Schutz boten. Noch leichter und mit noch günstigerem Erfolge als auf dem Lande wurde der Aufstand auf den Inseln des Archipels vollbracht, auf denen sich nur wenige oder gar keine Türken befanden, und die schon unter der türkischen Herrschaft ihre selbstständige Verwaltung hatten, um die sich weder die Pforte noch die Pascha's kümmerten, so lange der verlangte Tribut richtig gezahlt wurde. Die kühnen Seefahrer von Hydra, von Spezzia und Psara verwandelten ihre Handelsfahrzeuge in Kriegsschiffe und bil-

deten eine Flotte, die alle Gewässer des Archipels beherrschte, den Ausgang der Dardanellen bewachte, den Golf von Salonichi blockirte und an allen Küsten, wo ihre Landsleute ins Gedränge kamen, bereit war, ihnen Hülfe zu bringen. Die Bewegungen der Seemacht wurden von einem Rathe, der seinen Sitz auf der Insel Hydra hatte, nach einem festen Plane geleitet. Auf dem Lande war es nicht möglich, eine ähnliche Einheit herzustellen; hier war jeder Anführer, der einen Haufen bewaffneter Hirten, Bauern oder Räuber gesammelt hatte, unabhängig von dem andern; jeder verfuhr nach eigenem Gutdünken und jeder glaubte gleichen Anspruch auf den Oberbefehl zu haben. So geschah es, daß die Griechen, nachdem sie in Morea keinen Feind mehr zu fürchten hatten, alle ihre Anstrengungen darauf beschränkten, die schwachen türkischen Besatzungen in den festen Plätzen zu blockiren, statt mit Heeresmacht über den Isthmos zu brechen und den Krieg in die Ebenen und Berge von Thessalien und Makedonien zu tragen, wo sie bei raschem Andringen nirgend erheblichen Widerstand und von einer zahlreichen christlichen Bevölkerung bereitwillige Unterstützung gefunden hätten. Als die Kunde von der schmachvollen Hinrichtung des Patriarchen sich verbreitete, brach zwar auch in diesen Gegenden die Empörung aus. Der Erzbischof Chrysanthos von Seres in Makedonien und der Erzbischof Anthemios von Magnesia in Thessalien stellten sich an die Spitze bewaffneter Schaaren, die an den Türken, wo sie dieselben fanden, blutige Rache übten. Beide vereinigten sich bei Katrin am Abhange des Olympos; aber sie waren den Türken, die aus Larissa ausrückten, nicht gewachsen, und mußten ihr Heil in der Flucht suchen, während die Ortschaften, die ihre Partei ergriffen, wie Ambelakia und Zagra, in Flammen aufgingen. Eine günstigere Wendung schienen die Dinge zu nehmen, als Fürst Dimitrios Hypsilantis, von seinem Bruder Alexander gesendet, mit einer bedeutenden Geldsumme in Morea landete. Er wurde sogleich zum Archistratigos oder Oberfeldherrn ausgerufen und bewirkte wenigstens so viel, daß die Berennung der türkischen Festen mit größerem Eifer betrieben wurde. Dennoch zog sich dieselbe bei dem Mangel an Belagerungsgeschütz sehr in die Länge; nur der Hunger zwang die Besatzungen am Ende, sich zu ergeben. Zuerst fiel Monembasia auf der östlichen Küste von Morea, das am 3. August capitulirte. Die Besatzung hatte sich ausbedungen, daß sie mit ihrem sämmtlichen Eigenthume nach der nächsten asiatischen Küste übergeführt würde. Kaum sahen die Griechen sich aber im Besitze des Forts, als sie die Capitulation brachen und die Türken plünderten,

die halbnackt in drei kleine Fahrzeuge geworfen und auf einer unbewohnten Insel in der Nähe von Samos ausgesetzt wurden, wo sie Hungers gestorben wären, wenn der französische Unterconsul auf Samos sie nicht gerettet hätte. Fürst Dimitrios Hypsilantis, über diese Treulosigkeit empört, drohte, Griechenland zu verlassen, und ließ sich durch die Vorstellungen, welche die angesehensten Häuptlinge ihm machten, nur mit Mühe zurückhalten. Aber die Erbitterung der Griechen war nicht zu bändigen. Als bald darauf die Besatzung von Navarino sich ergab, wurde dieselbe, so wie sie die Waffen niedergelegt hatte, mit kaltem Blute hingemordet. Nach dem Falle dieser beiden Festen sammelte sich die griechische Macht vor Tripolitsa, der Hauptstadt von Morea, wo gegen 30,000 Türken eingeschlossen waren. Die Stadt, obwohl erst in neuerer Zeit von den Türken erbaut, war nur durch eine einfache, mit Thürmen besetzte Mauer vertheidigt; dennoch vermochten die Griechen, die seit vielen Monaten vor dem Platze lagen, den Widerstand desselben nicht zu überwältigen. Zu Anfange des Octobers war endlich die Noth unter den Belagerten auf das Höchste gestiegen, und der Kaimakan (Stellvertreter) des Paschas von Morea, der die Besatzung befehligte, entschloß sich daher, eine Capitulation einzugehen, in deren Folge mehrere Tausend Türken sogleich die Stadt verließen. Während die Besatzung aber, in vollkommene Sicherheit eingewiegt, jede Vorsicht vergaß, erstieg eine Abtheilung des griechischen Heeres, von dem Bandenführer Kolokotronis befehligt, die Mauer, worauf die Belagerer in hellen Haufen in die Stadt drangen und alles erwürgten, was Leben hatte. Nur schöne Frauen und Knaben wurden verschont, um einem noch schlimmeren Schicksale aufbehalten zu bleiben. Fürst Dimitrios Hypsilantis, der diesen gräßlichen Ausgang vorhergesehen zu haben scheint und keine Macht besaß, denselben zu verhindern, hatte unmittelbar nach dem Abschlusse der Capitulation mit einigen Hundert Mann das Heer verlassen, um Anordnungen zur Deckung der Küste gegen einen Angriff zu treffen, der von der türkischen Flotte erwartet wurde. Am 15. October, zehn Tage nach der Einnahme, als er zurückkehrte, lagen noch alle Straßen voll verstümmelter Leichname. Die Griechen führten zu ihrer Entschuldigung an, daß die Geiseln, welche die Türken bei dem Ausbruche des Aufstandes unter den angesehensten christlichen Einwohnern ausgehoben, vor der Uebergabe durch sie vergiftet worden wären. Es bedarf aber bei einem Kampfe wie jener der Griechen gegen die Türken keiner solchen Entschuldigung. Die Türken hatten das einst hochgebildete Volk der Grie-

1821

chen durch Jahrhunderte der unwürdigsten Knechtschaft auf die tiefste Stufe der Roheit heruntergedrückt; es war daher nicht mehr als billig, daß sie die Folgen der Verwilderung trugen, die sie selbst verschuldet. Auch war der Kampf auf beiden Seiten ein Vernichtungskrieg; und die Türken hatten es auf Morea so wenig als in andern Gegenden an Beispielen der blutigsten und unmenschlichsten Gewaltthätigkeit fehlen lassen. Am 4. April war der Erzbischof Germanos mit 3000 bewaffneten Bauern in die blühende Handelsstadt Patras eingebrochen und hatte die Türken gezwungen, sich in die alte venetianische Burg zurückzuziehen, die er mit seinen Streitern umlagert hielt. Der brittische Consul Green sandte ein Packetboot nach Prevesa, um den dort vor Anker liegenden türkischen Admiral von dem Stande der Dinge zu unterrichten, der sogleich drei Kriegsschiffe auslaufen ließ, um der Besatzung Verstärkungen zuzuführen. Bei deren Ankunft steckten die Türken die Stadt in Brand, aus der die Mehrzahl der Einwohner mit den eingedrungenen Bauern entwich. Auf die Zurückgebliebenen wurde, wie auf wilde Thiere, Jagd gemacht, und nur die Dazwischenkunft des französischen Consuls rettete noch eine Anzahl, die, nachdem die ganze Stadt in Flammen aufgegangen war, nach den ionischen Inseln hinübergeschickt wurde.

Nach der Einnahme von Tripolitsa wurde der Verwaltungsrath, der zu Kalamata errichtet war, in die eroberte Hauptstadt verlegt. Das griechische Heer theilte sich in drei Haufen und zog theils gegen Navplia (Napoli di Romania), wo die Besatzung sich in die uneinnehmbare Felsenburg Palamidis warf, theils gegen Korinth, wo die auf einem unzugänglichen Felsen gelegene Akropolis noch aushielt, theils gegen Patras, wo die Türken von neuem in die Citadelle zurückgedrängt wurden. Darauf wurde nach Argos ein Congreß von Abgeordneten aus allen Bezirken der Halbinsel Morea einberufen, der eine aus fünfzig Mitgliedern bestehende provisorische Regierung für das ganze vom Feinde befreite Hellas einsetzte. Es wurde beschlossen, Gesandte an die vier großen Mächte Rußland, Oesterreich, England und Frankreich zu schicken, um von diesen Hülfe und Beistand zu erbitten. Auch erhielten zwei Heerhaufen unter Dimitrios Hypsilantis und Kolokotronis, dem mächtigsten unter den Bandenführern von Morea, den Befehl, über den Isthmos in Livadien einzurücken, um von hieraus den Aufstand in Epiros und in Thessalien zu unterstützen. Demnächst wurde ein neuer Congreß nicht bloß von Abgeordneten aus Morea, sondern aus allen befreiten Gebietstheilen berufen, der seinen Sitz in dem Flecken

1822

Piada, unfern des alten Epidauros, nahm und bereits am 1. Jan. 1822 (alten Stils, oder am 12. Januar der verbesserten Zeitrechnung) eine Unabhängigkeitserklärung und bald darauf eine freie Verfassung für das wiedererstandene Griechenland bekannt machte. Die Regierungsform, welche bis zur Beendigung des Kampfes angenommen wurde, war die republicanische. Die Gesetzgebung wurde einem vom Volke gewählten hohen Rathe, die vollziehende Gewalt einer von dem Congresse aus seiner Mitte erwählten Regierung übertragen, die aus fünf Mitgliedern und einem Vorsitzer (Proedros), dem Fürsten Alexander Mavrokordatos, und einem stellvertretenden Vorsitzer (Hypoproedros), Anastasios Kanakaris von Patras, bestand.

Ehe noch diese ersten Anfänge einer festen Ordnung sich gestalten konnten, war auf dem griechischen Festlande, wie zur See mit wechselndem Erfolge gefochten worden. In seiner Burg Lithoritsa vertheidigte Ali Pascha sich mit unerschütterlichem Muthe. Der Aufstand der Griechen hatte ihm neue Hoffnung gegeben, den Ausgang, der ihn bedrohte, von seinem verfehmten Haupte abzuwenden. Schon im April hatte sich die griechische Bevölkerung von Livadien — dem alten Attika, Megaris, Böotien, Phokis und Doris — erhoben und die Türken an allen Orten, wo sie in minderer Zahl waren, erwürgt. Nur zu Lepanto und zu Athen behaupteten sich die türkischen Besatzungen; von Theben flüchteten die Türken nach dem nahen Chalkis (Negroponte) auf der Insel Euböa. Am 7. Mai stürmten 2000 griechische Bauern, die sich zu Menidi am südlichen Abhange des Oziagebirges gesammelt hatten, gegen Athen, wo die Türken, nachdem sie einen vergeblichen Versuch gemacht, die alten verfallenen Mauern der Stadt zu vertheidigen, sich in die Akropolis warfen. Nach wenigen Tagen waren sie durch den Mangel an Wasser genöthigt, auch diese zu übergeben, wogegen man ihnen freien Abzug nach Chalkis gestattete. Jetzt wurde zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Livadien ein Rath der Volksältesten gebildet, der in der Erinnerung an die längst vergangenen Zustände einer ruhmreichen Vergangenheit sich den Namen des Areiopagos beilegte, welcher jedoch später mit dem geeigneteren einer Gerusia des östlichen Hellas vertauscht wurde. Um dieselbe Zeit hatte sich der Aufstand westwärts über das alte Lokris, Akarnanien und Aetolien gebreitet. Zu Messolongi, wohin sich der vor Kurzem erst aus dem Auslande eingetroffene Fürst Alexander Mavrocordatos begab, wurde eine vorläufige Regierung, die Gerusia des westlichen Hellas, eingesetzt, welche sogleich mit den Häuptlingen von Suli und Agrapha in Verbindung trat und

alle bewaffnete Mannschaft, die zu ihrer Verfügung stand, gegen die beiden einzigen, von den Türken noch besetzten Punkte, Vonizza am Golf von Arta und Lepanto am Meerbusen von Korinth, marschiren ließ. Kurschid Pascha, der Anführer des türkischen Heeres vor Jannina, hatte inzwischen umsonst Alles aufgeboten, um die Auflehnung des kleinen Stammes der Sulioten niederzudrücken, der durch seine Vereinigung mit den Trümmern der aufgelösten Kriegsbanden Ali Paschas zu beträchtlicher Macht angewachsen war. Auf die Kunde von der weiten Verbreitung des griechischen Aufstandes entsandte er zu Anfange des Juni drei seiner Unterbefehlshaber, den Pliassa Pascha von Berat gegen Akarnanien, den Pascha von Morea Mahmud gegen Livadien und den tapfern Omer Vrione Bei von Delvino gegen Thessalien. Den besten Erfolg hatte anfangs Mahmud, der am 23. Juni auf die vor der Stadt Livadia verschanzten Griechen stieß, sie auf das Haupt schlug, völlig auseinandersprengte und mehrere Tausend theils tödtete, theils gefangen nahm. Er zog hierauf gegen Athen, von wo die Griechen ohne Widerstand entflohen, und wandte sich dann nordwärts nach Thessalien, wo Omer Vrione durch die Palikaren des Odysseus, Gouras und anderer Häuptlinge sehr in das Gedränge gebracht war. Aber obwohl Omer Vrione bereits durch den Pascha von Larissa ansehnliche Verstärkungen erhalten hatte, waren die Türken doch den kühnen griechischen Gebirgsbewohnern keineswegs gewachsen; sie erlitten in dem Passe von Turko-chorio an den Ufern des Kephisos eine Niederlage, in der sie mehrere hundert Mann an Todten, zweihundert Gefangene und einen Theil ihres Geschützes verloren, und nach der sie genöthigt waren, das ganze flache Land den Siegern zu überlassen. Omer Vrione warf sich in die Burg von Athen, in der er alsbald von den Griechen eingeschlossen wurde; Mahmud Pascha entkam mit den Trümmern seiner Schaaren zu dem Hauptheere. Noch früher als Omer Vrione und Mahmud hatte der Pascha von Berat sein Ziel erreicht; auf dem Marsche nach Arta wurde er bei Lelovo von den Sulioten angegriffen, die einen seiner Unteranführer, den Bei von Kastorea, gefangen nahmen, und, was von seinem Corps nicht erschlagen, gefangen oder zerstreut wurde, bis unter die Mauern von Arta verfolgten. Seitdem wurde nicht allein dieser feste Platz von den Sulioten umlagert, sondern Kurschid Pascha selbst in seinen Stellungen von Jannina hart gedrängt, bis im Juli neue Schaaren aus Bosnien und Makedonien zu ihm stießen, die ihn in den Stand setzten, von der Vertheidigung, auf die er in der letzten Zeit beschränkt gewesen war, wieder

zum Angriffe überzugehen. Mit einem Heere von 15,000 Mann brach er zum Entsatze von Arta auf. Er erzwang die von den Sulioten besetzten Pässe und stellte die Verbindung zwischen dem Belagerungscorps von Jannina und den Besatzungen von Arta und Prevesa wieder her, während die Heerhaufen der empörten griechischen Stämme sich in ihre Gebirge zurückzogen, in denen sie sich vor der Verfolgung der Türken sicher wußten. Nach wenigen Wochen, nachdem ein Theil der Milizen sich zerstreut hatte, die Kurschid Pascha zu Hülfe gekommen waren, wechselten beide Parteien von neuem die Rollen. Die Sulioten erstürmten zu Anfange des Octobers den berühmten Paß der fünf Brunnen, der die Straße von Jannina nach Arta beherrscht. Im November, da der Palikarenhäuptling Hiskos ihnen eine Schaar streitbarer Männer aus Akarnanien zuführte, beschlossen sie Arta selbst zu nehmen. Nach zwei blutigen Gefechten, durch welche die Türken von den unmittelbar über der Feste gelegenen Anhöhen herabgeworfen wurden, drangen die Griechen in die Stadt, wo ein Theil der albanesischen Besatzung zu ihnen überging, vermochten aber die feste Burg, in der eine Menge Kriegsvorräthe und reiche aus ganz Epiros zusammengeplünderte Schätze aufgehäuft lagen, nicht zu bezwingen, und zogen sich daher, als sie erfuhren, daß ein zahlreiches türkisches Heer zum Entsatze anrücke, mit ihrer Beute und ihren Gefangenen ihrer Gewohnheit gemäß in die Berge zurück.

Günstiger als in Epiros und Livadien war der Pforte das Glück der Waffen in Makedonien. Hier hatten alle Ortschaften der Halbinsel Chalkis sich gegen die Türken bewaffnet; und einen Augenblick bedrohten die Griechen sogar die große Handelsstadt Salonichi, in der die zahlreiche christliche Bevölkerung die Verwegenheit ihrer Glaubensgenossen bitter entgelten mußte. Bald brach der Pascha jedoch mit weit überlegenen Streitkräften aus der Stadt und verheerte die empörte Landschaft, die ihm so gut als gar keinen Widerstand entgegensetzte, mit Feuer und Schwert; nur in die schwer zugänglichen und überdies verschanzten Engpässe der Halbinsel Kassandra, eine der drei Landzungen, in welche das alte Chalkis ausläuft, vermochte er nicht einzudringen. Wiederholte Stürme wurden mit großem Verluste für die Türken abgeschlagen, bis unter den Einwohnern Uneinigkeit entstand und der Führer des Aufstandes, Manuel Pepas, mit den tapfersten seiner Gefährten sich an Bord der im Golf von Salonichi liegenden hydriotischen Fahrzeuge einschiffte. Jetzt gelang es den Türken leicht, die Zurückgebliebenen zu überwältigen und furchtbar wütheten sie unter

den Ueberwundenen. Nicht eher, als bis sie vom Würgen ermüdet waren, dachten sie daran, Gefangene zu machen; dennoch wurden an 3000 Menschen in die Sclaverei geführt. Von den wehrhaften Männern, die in die Gefangenschaft gefallen waren, wurden 300 erdrosselt, enthauptet oder gespießt. Gleiches Unglück traf die Bewohner von Aiwali oder Kydonia, der Mitylene gegenübergelegenen griechischen Handelsstadt. Am 13. Juni erschien eine griechische Flotte von 70 Segeln auf der Rhede. Bewaffnete Barken griffen sogleich die am Strande verschanzte türkische Besatzung an, die, als sie sich in ihrer Stellung nicht länger behaupten konnte, die Stadt verließ, nachdem sie dieselbe an zwanzig verschiedenen Orten in Brand gesteckt hatte. Von den unglücklichen Einwohnern, die das Schicksal vorhersahen, das ihnen bevorstand, flüchteten so viele als möglich auf die Schiffe. Während diese damit beschäftigt waren, die Fliehenden und ihre Habseligkeiten zu retten, kehrten die Türken mit vermehrter Macht zurück und rächten ihre Niederlage, indem sie Alles niedermetzelten, was sich ihrer Wuth nicht durch die Flucht zu entziehen vermochte. Zwei Tage brannte die Stadt, am dritten zeigten nur noch glühende Schutt- und Aschenhaufen die Stätte, wo die einst blühende Kydonia gestanden hatte. Die Kunde von diesen Vorgängen entflammte auf der ganzen asiatischen Küste die Wuth der Türken. Zu Smyrna wurde eine Menge Griechen vom Pöbel ermordet; und die ganze christliche Bevölkerung wäre hingeopfert worden, wenn einige europäische Kriegsschiffe auf der Rhede derselben nicht ihren Schutz verliehen, und wenn der Pascha nicht eingesehen hätte, daß es um die vornehmste Quelle seiner Einkünfte geschehen war, sobald er dem fanatischen Hasse des ergrimmten Haufens den Zügel schießen ließ. Furchtbar waren die Greuel, welche die asiatischen Horden begingen, die zu der Unterwerfung der Insel Samos bestimmt waren, welche schon im Frühjahre den türkischen Kadi mit seinen Leuten erschlagen und die Unabhängigkeit ausgerufen hatte. Mord, Plünderung und Nothzucht bezeichneten den Weg, den die wilden Banden nahmen; die friedliche kleine Stadt Scalanuova wurde vom Erdboden vertilgt. Auf den Inseln Rhodos und Cypern, wo die Griechen, im Bewußtseyn ihrer Schwäche, sich vollkommen ruhig verhielten, waren sie unerhörten Mißhandlungen ausgesetzt. Auf der Insel Cypern ließ der türkische Pascha den Erzbischof, die Bischöfe und die Primaten der Hauptstadt, die er zu sich beschieden, vor dem Thore seines Palastes aufknüpfen. Hunderte der angesehensten Einwohner von Nicosia, Famagusta, Larnica und anderen Orten wurden auf seinen Befehl als Re-

bellen hingerichtet; Viele, um das Leben zu retten, traten zum Islam über; Andere flohen in die Gebirge, wo sie, wenn sie nicht den Türken in die Hände fielen, durch Entbehrungen aufgerieben wurden.

Auf der Insel Kreta war die Ruhe bis in den Anfang des Maimonates ungestört geblieben, bis der Pascha von Kandia den Erzbischof, beinahe sämmtliche Priester und Mönche und viele der bemitteltesten Einwohner in Verhaft nehmen und allen Griechen die Waffen abfordern ließ. Zu derselben Zeit war auch der Bischof von Kanea nebst den angesehensten Bewohnern dieser Stadt verhaftet worden. Darauf flohen die übrigen Bischöfe zu den Sphakioten, die in ihren unzugänglichen Gebirgen gleich den Mainoten auf Morea von Alters her eine gewisse Unabhängigkeit behauptet hatten; und es dauerte nicht lange, so war die ganze Insel in vollem Aufstande. Bald waren die Türken in die festen Plätze zurückgedrängt, wo sie ihrer Gewohnheit nach an den unschuldigen und wehrlosen Gefangenen, die sich in ihrer Gewalt befanden, ihre Rache nahmen. Der Erzbischof von Kandia und der Bischof von Kanea wurden gehängt, eine Menge anderer Christen erdrosselt oder enthauptet, die meisten an spitze Pfähle gespießt und auf diese Weise langsam zu Tode gemartert. Inzwischen hielten die Anführer der Sphakioten, Roussos und Meliboros, die Türken in den Festen Kandia, Kanea, Retimos, Suda und Spina longa eingeschlossen; und diese würden, da hydriotische Fahrzeuge die Blokade zur See unterstützten, in kurzer Frist erlegen seyn, wenn brittische und österreichische Schiffe nicht eine Ehre darin gesucht hätten, den Belagerten alle ihre Bedürfnisse zuzuführen, während die Griechen bei ihrer Unerfahrenheit in der Kriegskunst außer Stande waren, einen ernsteren Angriff zu unternehmen.

Zur See behaupteten mittler Weile die Griechen das entschiedenste Uebergewicht. In der zweiten Hälfte des Mai lief ein türkisches Geschwader, welches aus einem Linienschiffe von 86, einem andern von 74, drei Fregatten von 46 und zwei Brigantinen von 12 Kanonen bestand, aus dem Hafen von Konstantinopel aus, um den Archipel von den kleinen griechischen Fahrzeugen zu säubern, von denen man es nicht für möglich hielt, daß sie sich mit einem einzigen großen Kriegsschiffe messen könnten. Die Abtheilung der griechischen Flotte, die vor den Dardanellen lag, zog sich bei der Annäherung des überlegenen Feindes zurück. Die Türken segelten in stolzer Sicherheit längs der asiatischen Küste bis nach dem Hafen Evrypos auf Mitylene, wo sie die Einwohner entwaffneten. Der hydriotische Seerath hatte inzwischen

alle seine Streitkräfte zusammengezogen und denselben den Befehl gegeben, die Bewegungen der türkischen Flotte zu beobachten. Diese, von einer Menge kleiner Fahrzeuge umschwärmt, hielt ihre Lage für bedenklich, und ihr Admiral schickte das eine seiner beiden Linienschiffe nach den Dardanellen zurück, um die Ankunft der Verstärkungen zu beschleunigen, die er von daher zu erwarten hatte. Kaum bemerkten die Griechen, daß sich ein einzelnes feindliches Schiff von den übrigen absonderte, als sie (am 6. Juni) mit vereinten Kräften über dasselbe herfielen. Lange währte der Kampf; endlich gelang es, einen Brander an den Coloß anzubringen, der bald darauf mit seiner 900 Mann starken Bemannung in die Luft flog. Der türkische Admiral wurde hierdurch in solchen Schrecken versetzt, daß er sogleich die Anker lichtete, mit vollen Segeln, von den Griechen verfolgt, den Dardanellen zusteuerte und sich nicht eher für hinreichend gesichert hielt, als bis er sich unter dem Schutze der Batterien sah, welche die Einfahrt in die Meerenge vertheidigen. Der Sultan, auf das Aeußerste erbittert, befahl alle Kräfte aufzubieten, um die Schmach dieser Niederlage zu rächen. Im Juli ging der Padrona Bei (Hafen-Admiral von Konstantinopel) Kara Ali mit einer Flotte, die drei Linienschiffe, vier Fregatten und 20 kleinere Kriegsschiffe zählte, unter Segel. Der nächste Zweck der Rüstung war, die Insel Samos zu bezwingen, welche kurz vorher einen von der asiatischen Küste aus mit flachen Booten unternommenen Angriff zurückgeschlagen hatte. Die türkische Flotte gelangte bis zum Vorgebirge Colonna im Süden der Insel, ohne daß sie die Griechen zu Gesichte bekommen hätte, die einer solchen Macht nicht die Spitze zu bieten wagten. Während die türkischen Transportschiffe jedoch damit beschäftigt waren, Landungstruppen einzunehmen, zeigte sich plötzlich ein zahlreiches griechisches Geschwader, welches die durch ihre Flotte nicht gedeckten Fahrzeuge angriff und auf den Strand trieb, wo die eigenen Befehlshaber dieselben, nachdem sie ihre Manuschaften an das Land gesetzt, verbrannten, um sie nicht den Griechen in die Hände fallen zu lassen. Nachdem auf diese Weise der Plan zum Angriffe gegen Samos vereitelt war, segelte der Padrona Bei nach Rhodos, wo er sich mit einem von dem Pascha von Aegypten gestellten Geschwader vereinigte und darauf seine Richtung nach der Küste von Morea nahm, um die hier noch in türkischer Gewalt befindlichen festen Plätze zu entsetzen. Zuerst wurden die beiden Festen Koron und Modon an der Südküste, die von den Griechen seit dem April berannt waren, mit frischen Vorräthen versehen; nächstdem begab sich die Flotte nach

der Insel Zante, wo sie, von den Engländern mit zuvorkommender Bereitwilligkeit aufgenommen, am 14. September 34 Segel stark, eintraf. Eine Abtheilung wurde sogleich nach Patras entsandt, wo sie 1500 Arnauten landete, die, mit der Besatzung vereint, das griechische Blokadecorps angriffen und in die Flucht schlugen. Von hier segelten die Türken, denen der ganze Rest ihrer Flotte folgte, nach dem Hafen Galaridi im Meerbusen von Korinth, wo gegen 60 kleine meist unbewaffnete griechische Fahrzeuge vor Anker lagen, die nach lebhaftem Widerstande theils genommen, theils verbrannt wurden. Die Stadt Galaridi, welche die Türken hierauf angriffen, wurde mit Sturm genommen und den Flammen übergeben, und die Flotte kehrte, des leichten Sieges froh, die eroberten Fahrzeuge im Triumphe mit sich führend, nach Zante zurück, wo die Bevölkerung, durch die brittische Besatzung im Zaume gehalten, es nicht wagen durfte, ihrem Unwillen Luft zu machen. Der Padrona Bei glaubte jetzt für seinen Ruhm genug gethan zu haben und trat gegen das Ende des Octobers, nachdem er vorübersegelnd die Vertheidigungsanstalten der Hydrioten besichtigt hatte, seine Rückfahrt nach den Dardanellen und nach dem Bosporos an.

Die Griechen, denen von neuem die unbestrittene Obergewalt zur See blieb, klagten laut über die Parteilichkeit, welche die Engländer zu Gunsten der Türken bewiesen. Sir Thomas Maitland, der Statthalter der ionischen Inseln, wurde der Gegenstand der bittersten Schmähungen, die selbst in dem brittischen Parlemente bei den zahlreichen Freunden der griechischen Sache ihren Wiederhall fanden. Man vergaß, daß dieser Beamte in Allem, was er that, nur die Befehle seiner Regierung befolgte. Während in ganz Europa die Volksstimme sich zu Gunsten der Griechen aussprach, waren die großen Höfe eben so einig in ihrer Verurtheilung. Die Fürsten sahen in dem griechischen Aufstande größtentheils nur einen neuen Ausbruch des revolutionairen Schwindels, der nach dem Beispiele von Spanien und Portugal, Neapel und Piemont alle Völker zu ergreifen drohte. Sie fanden bei einer Vergleichung mit europäischen Verhältnissen, daß die Türken am Ende so übel nicht regierten, da sie von ihren Unterthanen geringere Steuern erhoben, als in irgend einem der europäischen Staaten üblich waren, und außerdem in ihrem Gebiete einen Jeden so ziemlich anfangen ließen, was ihm beliebte, sofern es ihnen nicht etwa einmal einfiel, den Uebermuth der Raja zu dämpfen, indem sie dem einen oder dem andern den Kopf abschlugen. Dazu kam das politische Interesse, welches

Oesterreich und England bei der Aufrechterhaltung des osmanischen Reiches hatten. Oesterreich war durch die Türkei bei jedem Kriege, den es im Westen, Norden oder Osten führte, im Rücken gedeckt. Die Pforte hatte bei ihrer inneren Zerrüttung viel zu sehr mit sich selbst zu thun, als daß sie je daran hätte denken können, die Verlegenheit eines Nachbarstaates zu benutzen. Dagegen war zu fürchten, daß bei ihrem Sturze das ohnedies übermächtige Rußland die Hand nach dem herrenlosen Gebiete ausstreckte, dessen christliche Bevölkerungen schon seit vielen Jahren gewohnt waren, auf den Zaaren in St. Petersburg als auf das Haupt ihres Glaubens und ihren künftigen Erretter zu blicken. Rußland im Besitze der ganzen europäischen Türkei oder auch nur eines beträchtlichen Theiles derselben würde den österreichischen Kaiserstaat in einem weiten Bogen umklammert haben; eben so wie Galizien im Nordosten hätte auch Ungarn im Süden vor den Russen vertheidigungslos offen gelegen; und bei den vielfachen stammverwandtschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Russen und den zehn Millionen österreichischer Slaven Statt findet, würden früher oder später die letzten unvermeidlich in das große russische Slavenreich aufgegangen seyn. Ein nicht weniger dringendes Interesse als Oesterreich hatte England, den Fall des osmanischen Reiches um jeden Preis zu verhindern. Sobald der russische Doppeladler den Halbmond von den Zinnen Stambuls verdrängte, breitete er seine Schwingen über den ganzen Orient; das entnervte Iran und die schwachen mahomedanischen Staaten Mittelasiens mußten sich den Gesetzen fügen, die Rußland ihnen vorgeschrieben hätte. Dann stand den Russen der Weg nach dem reichen Indien offen, den schon Peter der Große vergebens aufgesucht hatte; und die Eroberung des brittischen Reiches in Ostindien, von dessen Behauptung aller Reichthum, alle Größe und selbst das Bestehen Englands abhängt, wäre nicht mehr eine Frage der Möglichkeit, sondern nur noch der Zeit gewesen. Verzeihlich war es unter diesen Umständen, wenn bei dem Ausbruche eines Aufstandes, der dem osmanischen Reiche den Untergang drohte, österreichische und brittische Staatsmänner alle Rücksichten der Menschlichkeit vergaßen und offen für die türkischen Unterdrücker Partei nahmen. Aber auch dem St. Petersburger Cabinette konnte die unvorhergesehene Erhebung des Griechenvolkes keineswegs willkommen seyn; denn wenn man auch der Verpflichtungen nicht eingedenk gewesen wäre, die man gegen die verbündeten europäischen Höfe eingegangen, so war man doch zu kräftiger Unterstützung nicht vorbereitet. Jeder Versuch einer Hülfeleistung würde aber ohne Zweifel das

wirksamste Einschreiten von Seiten Oesterreichs und Englands nach sich gezogen und der griechischen Sache daher wahrscheinlich mehr geschadet als genützt haben. Es war deshalb nicht bloß eine Folge der neu entstandenen Furcht vor allen revolutionairen Erschütterungen, sondern staatskluger Berechnung, wenn Kaiser Alexander von Anfang sich mit der größten Entschiedenheit gegen den griechischen Aufstand erklärte. Der erste Schritt der russischen Regierung war, daß sie den Fürsten Hypsilantis und alle seine dem russischen Unterthanenverbande angehörigen Anhänger bei Androhung der strengsten Ahndung aufforderte, ohne Verzug nach Rußland zurückzukehren, um das Urtheil des Kaisers über ihr Benehmen zu erwarten. Da der Fürst dieser Aufforderung nicht nachkam, wurde er aus der russischen Armeeliste gestrichen. Zu gleicher Zeit wurde ein Manifest erlassen, worin das St. Petersburger Cabinet in Bezug auf den griechischen Aufstand die unzweideutigste Mißbilligung an den Tag legte. General Wittgenstein, der Befehlshaber der russischen Truppen in Bessarabien, erhielt die Weisung, bei den Unruhen in der Moldau und Walachei die gemessenste Neutralität zu beobachten. Den russischen Consuln in den Fürstenthümern ging der Befehl zu, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um die Empörung zu unterdrücken und, sobald dies nicht gelänge, ihre Stellen zu verlassen. Von allen diesen Anordnungen wurde die Pforte durch den russischen Botschafter zu Konstantinopel, Baron Stroganow, in Kenntniß gesetzt, der außerdem dem Großherrn ausdrücklich erklärte, daß die Politik seiner Regierung allen Umtrieben, welche die Ruhe irgend eines Landes stören könnten, durchaus fremd sey, und daß sein Kaiser in seinen Verhältnissen zur osmanischen Pforte keinen andern Wunsch hege, als die zwischen beiden Mächten bestehenden Verträge in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu halten. Dennoch war der Sultan von der Aufrichtigkeit der Gesinnungen, die russischer Seits gegen ihn ausgesprochen wurden, auf keine Weise zu überzeugen; und allzusehr war ihm dies eben nicht zu verdenken, da durch österreichische Vermittelung eigenhändige Schreiben des Grafen Capo d'Istria in seine Hände gefallen waren, die mit den amtlichen russischen Erklärungen im schroffsten Widerspruche standen. Die Stellung des Barons Stroganow zu Konstantinopel konnte unter diesen Umständen keine andere als eine äußerst unangenehme und bedenkliche seyn. Während der Ausschweifungen, welche der zügellose türkische Pöbel beging, schwebte er mit seiner Familie mehr als einmal in Todesgefahr; nur die Janitscharenwache vor seinem Palaste vermochte ihn vor der Wuth der Rasenden zu schützen.

Nach der Hinrichtung des Patriarchen, als alle Straßen in Konstantinopel von Blut triesten, übergaben sämmtliche europäische Gesandte der Pforte Noten, welche Aufklärung über die vorgefallenen Schreckensauftritte verlangten. Die Antwort war in sehr hohem Tone abgefaßt: der Patriarch wurde der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigt, die in mehreren Provinzen zum Ausbruche gekommen sey; zugleich berief sich der Sultan darauf, daß ihm als unumschränkten Herrscher das Recht zustehe, rebellische Unterthanen nach Gutdünken zu bestrafen, und daß er über seine Maßregeln Niemand Rede stehe. Dagegen war nach den Grundsätzen vom göttlichen Rechte der Fürsten, welche die Diplomatie anerkannte, nichts einzuwenden; doch wurde dem Baron Stroganow bei der Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Türken alle bestehende Verträge verletzten, und bei der Geringschätzung, die der Divan geflissentlich ihn selbst empfinden ließ, wiederholte Veranlassung, die dringendsten Beschwerden zu erheben. Da diese nicht die geringste Beachtung fanden, so brach er alle diplomatische Beziehungen mit der Pforte ab und zog sich in die strengste Abgeschiedenheit zurück, bis ihm neue Verhaltungsbefehle von seinem Hofe zugingen. Am 18. Juli überreichte er diesen gemäß ein Ultimatum, worin eine achttägige Frist gestellt war, binnen welcher die Pforte sich über vier Punkte zu erklären habe. Zuvörderst wurde nämlich gefordert, daß die in Konstantinopel zerstörten christlichen Kirchen wiederhergestellt würden und dadurch eine Sühne für die Hinrichtung des Patriarchen gegeben werde; nächstdem, daß in dem Verfahren gegen die Griechen ein Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen gemacht und der allgemeinen Christenverfolgung ein Ziel gesetzt werde; sodann, daß man aus der Moldau und Walachei die türkischen Truppen zurückziehe und Alles wieder auf den alten vertragsmäßigen Zustand bringe, und endlich, daß die vertragswidrigen Beschränkungen aufhören sollten, denen in der letzten Zeit die russische Schifffahrt auf dem schwarzen Meere unterworfen war. Die Erwiderung war nichts weniger als befriedigend; es wurde dem Gesandten unumwunden zur Last gelegt, daß er seine Regierung durch falsche Berichte getäuscht habe; und um diese Beschuldigung zu begründen, wurde der ganze Verlauf der Ereignisse, welche die russischen Beschwerden veranlaßt hatten, in dem Sinne der Pforte hererzählt. Dabei war denn die Milde und die Duldsamkeit der hohen Pforte auf das Glänzendste hervorgehoben; die russische Regierung dagegen war so wenig geschont, als ihr Bevollmächtigter: um den immer wiederholten Vorwürfen über die Hinrichtung des Patriarchen ein Ende zu machen,

wurde daran erinnert, daß Peter der Große einen russischen Patriarchen aus ähnlichen Ursachen habe hinrichten lassen, was der russische Botschafter nicht zu wissen scheine. Die türkische Antwort war erst am letzten Tage der gestellten Frist ausgefertigt worden und sollte am andern Morgen dem russischen Gesandten eingehändigt werden. Dieser wahrscheinlich von dem Inhalte zum voraus unterrichtet, weigerte sich aber, dieselbe jetzt noch anzunehmen, ertheilte allen russischen Unterthanen die Weisung, sofort Konstantinopel zu verlassen, und schiffte bald darauf sich nach Odessa ein, wo er am 14. August unter jubelndem Zurufe alles Volkes eintraf.

Allgemein war jetzt die Erwartung, daß es zwischen Rußland und der Pforte zum Kriege kommen werde. In der That waren in den südlichen Provinzen des russischen Reiches seit längerer Zeit so ansehnliche Truppenmassen gehäuft, daß der Feldzug ohne langes Säumen eröffnet werden konnte. In ganz Europa waren, mit Ausnahme einiger diplomatischen Kreise, zum ersten Male, alle Parteien einig, den russischen Waffen Glück zu wünschen; so sehr überwog die Theilnahme an der griechischen Sache, die zugleich als die Sache der Bildung, der Religion, der Menschlichkeit und der Freiheit erschien, alle politische Neigungen und Erwägungen. Im St. Petersburger Cabinette herrschte jedoch große Meinungsverschiedenheit. Die Mehrheit war für den Krieg, der von dem russischen Volke laut gefordert wurde, weil dieses in den Griechen nur leidende Glaubensgenossen sah; dagegen sparte Graf Nesselrode, der Schüler und Freund des Fürsten Metternich, keine Mühe, um den Kaiser friedlich zu stimmen. Er wurde hierin von der auswärtigen Diplomatie mit solchem Eifer und solcher Gewandtheit unterstützt, daß die friedliche Partei aller Schwierigkeiten, mit der dieselbe zu kämpfen hatte, ungeachtet die Oberhand gewann. Alles, was Graf Capo d'Istria, der erklärteste Griechenfreund, erreichen konnte, war, daß eine Rundnote an die verbündeten Höfe gerichtet wurde, in welcher Kaiser Alexander denselben eröffnete, daß er vor der Hand entschlossen sey, die früher unterhaltenen, nunmehr abgebrochenen freundlichen Beziehungen zur Pforte nicht wieder anzuknüpfen, bevor allen an diese gestellten billigen Anforderungen vollkommen Genüge geleistet sey. Die Vermittlung Oesterreichs und Englands, setzte der Kaiser hinzu — welche angeboten worden war —, so wie die jedes andern Hofes, müsse er ablehnen und sich der Türkei gegenüber eben so freie Hand vorbehalten, wie er sie Oesterreich bei Wiederherstellung der Ruhe in Italien gelassen. Sollten neue Christenverfolgungen von Seiten

der Pforte eintreten, so werde er sich genöthigt sehen, Truppen in die Moldau und Walachei einrücken zu lassen, deren vertragsmäßiger Beschützer er sey, um in diesen Fürstenthümern die alte Ordnung herzustellen. Dieses Actenstück diente dazu, das aufgeregte russische Volksgefühl einigermaßen zu beschwichtigen, da es wenigstens nicht jede Aussicht auf eine künftige kräftigere Unterstützung der Griechen abschnitt. Inzwischen war sowohl der österreichische Internuntius, als der brittische Gesandte zu Konstantinopel unablässig thätig, um den Diwan zu solchen Zugeständnissen zu vermögen, wie man sie zur Erhaltung des Friedens als unumgänglich nothwendig erkannte. Lange sträubte der türkische Hochmuth sich gegen jeden Schritt, der als eine Unterwerfung unter die Gebote der christlichen Höfe erschienen wäre. Doch hatte der Sultan Einsicht genug, um zu begreifen, daß in der hülflosen Lage des Reiches der Friede dem Kriege vorzuziehen sey; unter der Hand wurde daher eingelenkt, so daß man mit scheinbarem Grunde sagen konnte: die Forderungen der Mächte wären ohne Gegenstand, da das Wesentliche von dem, was verlangt würde, längst aus freien Stücken geschehen sey. Zuerst wurde dem neu ernannten griechischen Patriarchen die Erlaubniß ertheilt, die zerstörten Kirchen wieder aufzubauen. Darauf wurden die strengsten Befehle erlassen, allen Ruhestörungen vorzubeugen und die Raja, die im Gehorsam beharrte, gegen Mißhandlungen zu schützen. Auch wurden die Truppen, die in die Moldau und Walachei eingerückt waren, allmälig wieder zurückgezogen, bis auf einige Tausend Mann, von denen man behaupten konnte, daß sie zur Erhaltung der Ordnung und zum Schutze des Landes gegen die aus den Trümmern der Empörung hervorgegangenen Räuberbanden erforderlich wären. In einer Note vom 2. December 1821, die dem brittischen Botschafter Lord Strangford übergeben wurde, benutzte die Pforte alle diese Umstände, um sich selbst als in vollkommenem Rechte gegen Rußland darzustellen. Als ein besonderer Beweis der Friedensliebe war es hervorgehoben, daß man sich dazu verstand, das Ansinnen der Auslieferung der auf das russische Gebiet übergetretenen Aufrührer aus der Moldau und Walachei, welches die Pforte von Anfang den russischen Forderungen entgegengesetzt hatte, auf sich beruhen zu lassen. Oesterreich und England gingen zwar nicht unbedingt auf die türkischen Ansichten ein, unterstützten dieselben aber in der Hauptsache so gut, daß das St. Petersburger Cabinet, wenn es auch von den Forderungen, die es erhoben, nichts nachlassen durfte, sich doch veranlaßt fand, eine weniger feindselige Stellung gegen die Pforte anzunehmen. Fürst

Michael Soutsos, der seit seiner Entfernung von Jassy zu Kischenew in Bessarabien verweilt hatte, wurde bedeutet, in kürzester Frist die russischen Staaten zu räumen; zugleich erhielten die russischen Behörden den Befehl, mehrere Tausend Flüchtlinge von dem Corps des Fürsten Hypsilantis, die bisher an der äußersten Grenze lagerten, in das Innere des Reiches zu schicken und die Anführer zu verhaften. Durch dieses Entgegenkommen war eine Annäherung bedeutend erleichtert, und zu Anfange des J. 1822 war daher die Aussicht auf einen Krieg mit der Pforte beinahe ganz wieder verschwunden. Um dieselbe Zeit war es der Pforte gelungen, sich auch von einer andern Verlegenheit zu befreien, die ihr während der letzten Monate nicht geringe Sorge verursacht hatte. Im October erhielt man die Nachricht, daß ein persisches Heer ohne vorausgegangene Kriegserklärung in das türkische Armenien eingefallen sey, den wichtigen Platz Topra Kaleh genommen habe und bereits Erzerum bedrohe, während ein anderes Heer in Kurdistan zusammengezogen werde, um Bagdad und Basrah anzugreifen. In der Voraussetzung eines Krieges mit Rußland waren über 100,000 streitbare Männer aus Asien nach Europa herübergerufen worden, und die asiatischen Provinzen von Truppen daher beinahe ganz entblößt. Die Paschas von Erzerum und Bagdad baten dringend um Hülfe, und die Pforte wußte nicht, woher sie diese nehmen sollte, da sie es nicht wagte, ihr Heer in Europa zu schwächen. In dieser Noth kam den Türken die brittische Freundschaft zu Statten. Der brittische Einfluß am Hofe zu Teheran war mächtig genug, um Feth Ali Schah zu bestimmen, seine kriegerischen Entwürfe aufzugeben. Die Prinzen Abbas Mirza und Mohamed Ali, welche die persischen Heere befehligten, wurden zurückberufen und das osmanische Reich von einer Gefahr befreit, der es in seiner ohnedies bedrängten Lage sich kaum zu erwehren vermocht hätte.

Die Pforte bot hierauf alle ihre Kräfte auf, um den Aufstand der Griechen, dessen Bedeutung sie sich keineswegs verbarg, zu erdrücken, ehe Rußland, welches man noch immer fürchten mußte, Zeit hatte, den kämpfenden Glaubensgenossen zu Hülfe zu kommen. Was in Rumili von Truppen irgend entbehrlich war, wurde zur Verstärkung des zum Range eines Seriaskers oder Oberbefehlshabers erhobenen Kurschid Pascha nach Epiros geschickt; dabei betrieb man die Rüstungen im Arsenale zu Konstantinopel mit dem größten Eifer, um gleichzeitig zur See und zu Lande entscheidende Schläge zu führen. Der Feldzug des Jahres 1822 wurde glücklich eröffnet. Ali Pascha, von seinen eigenen Söhnen verlassen, die sich der Pforte unterworfen hatten, war verblendet

1822

genug, seinen letzten Verbündeten, den Sulioten, die Versprechungen nicht zu halten, durch die er sie auf seine Seite gezogen. Er konnte sich von den Schätzen, die er in seiner Burg aufgehäuft, und die er mit ihnen theilen sollte, nicht trennen. Dies benutzte der Seriasker, um den alten Haß der Getäuschten gegen den Tyrannen von neuem zu wecken; er schloß mit ihnen einen geheimen Vertrag, durch den sie sich anheischig machten, seine kriegerischen Bewegungen nicht weiter zu stören, wogegen ihnen nach dem Falle der belagerten Feste ein Antheil an den darin aufbewahrten Schätzen zugesagt wurde. Ali Pascha befand sich jetzt in der verzweifeltesten Lage. Die Besatzung seiner Burg war bereits im November auf 500 Mann zusammengeschmolzen. Ein neapolitanischer Ingenieur Caretto, in den er das größte Vertrauen setzte, ging, da er die Hoffnung aufgab, den Platz länger zu halten, zum Feinde über und übernahm die Leitung der Belagerungsarbeiten. Die Batterien, die er anlegte, hatten nach wenigen Tagen den größten Theil der Burg zerstört; und Ali Pascha blieb nichts anders übrig, als mit der geringen Zahl von Getreuen, die ihm noch geblieben war, sich in einen festen Thurm zurückzuziehen, in dem ein ungeheurer Pulvervorrath verwahrt war, durch den er bei dem ersten Angriffe sich mit seinen Schätzen in die Luft zu sprengen drohte. Da wurde er von einer seiner Frauen, Basilika, einer Griechin, verrathen. Diese, durch den Seriasker gewonnen, vermochte den Greis, der in der letzten Zeit seine frühere unbeugsame Willenskraft verloren hatte, sich in Unterhandlungen einzulassen. Durch feierliche Schwüre und Urkunden wurde ihm Erhaltung des Lebens und der ungestörte Genuß seiner Schätze zugesichert. Ali, der doch selbst niemals Treue und Glauben gekannt, ließ sich täuschen, ging aus seinem Thurme heraus, in dem die Habsucht seiner Feinde ihm den sichersten Schutz bot, und zog sich in seinen Sommerpalast zurück, der auf einer Insel im See gelegen war. Der Seriasker nahm Anstand, den Schwur, den er ihm geleistet, geradezu zu brechen, wußte denselben aber mit barbarischer List zu umgehen, indem er die Vollziehung des Todesurtheils, das der Sultan längst über Ali gesprochen, einem seiner untergeordneten Befehlshaber, dem Mehemed Pascha von Morea übertrug. Dieser machte, von sechzig seiner tapfersten Leute begleitet, am 5. Februar Ali einen Besuch, wie er vorgab, um demselben den Begnadigungsfirman des Sultans zu übergeben. Ali warf jedoch kaum einen Blick in das Document, als er sah, daß es sein Todesurtheil enthielt, er griff zu den Pistolen, streckte zwei von den Begleitern Mehemeds nieder, sank aber bald von

mehreren Kugeln durchbohrt zu Boden, während seine Diener, die ihm zu Hülfe geeilt waren, durch die Ueberzahl der Gegner übermannt und niedergemacht wurden. Unmittelbar darauf wurde ihm das Haupt vom Rumpfe getrennt, einen Tag lang zum warnenden Anblicke für alles Volk auf der Zinne der eroberten Burg aufgesteckt und darauf nebst den Schätzen des so schmählich Getödteten nach Konstantinopel geschickt. Hier rief die Siegesbotschaft unermeßlichen Jubel hervor. Der Selihdar oder Schwertträger des Seriaskers, der den Kopf überbracht hatte, wurde fürstlich belohnt, der Seriasker selbst mit Gnadenbezeugungen überhäuft und das Gebiet, das Ali unterworfen gewesen, unter drei seiner Unterbefehlshaber vertheilt. Omer Brione erhielt die Statthalterschaft von Jannina, Mahmud, seit dem Abfalle von Morea ein Pascha ohne Land, jene von Elbessan und Abbas Bei, ein tapferer Arnaute, die von Ochrida.

Der Sturz Ali Paschas befreite den Sultan wieder von einer seiner drückendsten Sorgen, da man ihn als das eigentliche Haupt des griechischen Aufstandes betrachtete, und nicht daran zweifelte, daß dieser, seines vornehmsten Führers beraubt, in Kurzem sich zum Ziele legen werde. Der Uebermuth der Türken kannte keine Grenzen. Die Janitscharen zogen, die Pistolen in die Luft abfeuernd, durch die Straßen von Konstantinopel und rühmten laut: nachdem der unüberwindliche Ali gefallen, könne nichts ihren Waffen widerstehen. Auch auf die diplomatischen Unterhandlungen hatte diese Stimmung einen bedeutenden Einfluß. Das St. Petersburger Cabinet hatte durch die türkische Note vom 2. December sich keineswegs befriedigt erklärt, sondern bestand auf der unbedingten Annahme seines Ultimatums. Umsonst hatte der österreichische und der brittische Bevollmächtigte durch Gründe der Vernunft den Diwan von der Nothwendigkeit zu überzeugen gesucht, sich der russischen Forderung zu fügen. Die Antwort wurde von Tage zu Tage verschoben, bis endlich am 28. Februar in einer Sitzung des Diwans, der nicht allein die großen Würdenträger des Reiches, sondern auch die Obristen der Janitscharen und die Vorsteher der Zünfte in Konstantinopel beiwohnten, einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, die von Rußland gestellten und von den Mächten empfohlenen Bedingungen zu verwerfen. Jede Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens schien damit abermals verschwunden, da sich nicht absehen ließ, wie man die Pforte von einem so feierlich gefaßten Beschlusse zurückbringen wollte. Auch war die Meinung der Türken offenbar, daß ein Bruch mit Rußland unvermeidlich sey. Die Umgegend von Konstantinopel

gewann immer mehr ein kriegerisches Ansehen. Fortwährend kamen neue Schaaren aus Asien über den Bosporos, und die Macht, die auf dem europäischen Gestade der Meerenge zusammengezogen war, belief sich im März auf mehr als 100,000 Mann, die nur das erste Zeichen erwarteten, um nach der Grenze aufzubrechen. Die europäische Diplomatie ließ dessen ungeachtet in ihren Bemühungen, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen, nicht nach; und einigen Eindruck mußte es denn doch machen, als nicht allein der österreichische, sondern auch der brittische Bevollmächtigte sich mit einer Entschiedenheit für die russischen Forderungen erklärte, welche keinen Zweifel darüber gestattete, daß die beiden Höfe gesonnen waren, die Pforte bei einem muthwillig von derselben herbeigeführten Kampfe völlig ihrem Schicksale zu überlassen oder wohl gar geradzu Partei gegen dieselbe zu nehmen. Die Folge war, daß der Reis Effendi (der türkische Minister des Auswärtigen) am 18. April eine Note an die Botschafter richtete, in der eine bei weitem mildere Sprache herrschte, als in irgend einer der früheren türkischen Staatsschriften. Es wurde betheuert, daß die Pforte ihre ganze Sorge auf die Herstellung einer vollkommenen Eintracht mit Rußland wende; zugleich ward darauf hingedeutet, daß bereits Maßregeln ergriffen wären, um in den Fürstenthümern jenseit der Donau die vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen, auf die man von russischer Seite besonders Gewicht legte, zu erfüllen. Worin diese Maßregeln beständen, erlaube nur die Erwägung innerer Unannehmlichkeiten noch nicht anzuzeigen. Die inneren Unannehmlichkeiten, auf die sich die Note bezog, waren nichts anderes, als die Kriegslust des Heeres und die kriegerische Stimmung der Bevölkerung von Konstantinopel, in welcher der alte fanatische Christenhaß durch die vorhergegangenen Ereignisse auf die Spitze gesteigert war, und von der man einen Aufruhr befürchtete, sobald es bekannt wurde, daß der Großherr den Ungläubigen nachgegeben habe. Nirgend in der Welt ist eine reine Willkürherrschaft möglich: in der Türkei, wo alle Gewalt in der Person des Sultans vereinigt ist, muß dieser vor der Wuth des Pöbels zittern, wenn er es sich beigehen läßt, dessen Vorurtheile und vorgefaßte Meinungen zu verletzen. Nach wenigen Tagen hatte jedoch die Besorgniß vor einem Volksaufstande in der Hauptstadt sich schon gemildert; der Reis Effendi konnte den auswärtigen Ministern ankündigen, daß den türkischen Truppen der Befehl ertheilt sey, die Moldau und die Walachei zu räumen, und daß die Vollziehung dieser Maßregel mit dem 5. Mai beginnen werde. In der That traten um diese Zeit die wilden

Asiaten, die in den Fürstenthümern lagerten und fortwährend unerhörte Ausschweifungen begingen, ihren Rückzug an. Der Abzug der übrigen Truppen verzögerte sich inzwischen bis in die zweite Hälfte des Juli und zum Theil sogar bis in den September. Noch ehe derselbe vollständig erfolgt war, wurde es bekannt, daß die Pforte zwei neue Hospodare, Johann Stourdza und Gregor Ghika, ernannt habe, die aber nicht, wie früher gewöhnlich, aus den Griechen vom Fanar, sondern aus einheimischen Bojarenfamilien gewählt waren. Die Theilnahme, die Kaiser Alexander anfangs für die griechische Sache gehabt hatte, war schon durch den Eifer sehr geschwächt worden, mit dem zugleich die wärmsten und die überspanntesten Freunde der Freiheit in ganz Europa für dieselbe Partei ergriffen. In der Verstimmung, die sich seiner bei weiter vorrückendem Alter immer mehr bemächtigte, erschien ihm diese Thatsache als der klarste Beweis, daß der Freiheitskampf der Griechen mit den Planen der westeuropäischen Revolutionaire in geheimem Zusammenhange stehe. Der letzte Rest von thätigem Mitgefühle wurde in ihm erstickt, als er vernahm, daß das befreite Griechenland, uneingedenk der Segnungen des christlichen Königthumes, durch modern revolutionairen Schwindel oder altheidnische Erinnerungen verführt, sich eine republicanische Verfassung gegeben habe. Jetzt wurde es den Gegnern der Griechen nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß das entartete Volk seiner Unterstützung unwürdig sey; und die eben nicht allzuweit ausgedehnte Nachgiebigkeit, zu der die Türken sich durch die ernsten Mahnungen der europäischen Diplomatie drängen ließen, war hinreichend, ihn zu dem Entschlusse zu bestimmen, alle kriegerischen Rüstungen einzustellen und das bereits halb gezogene Schwert wieder in die Scheide zu stecken.

Obwohl von aller Welt verlassen, verzagte das Völklein der Griechen, welches mit Stolz den ruhmvollen Namen der Hellenen aus mehr als zweitausendjähriger Nacht wieder erweckt hatte, im Kampfe gegen die Uebermacht der barbarischen Osmanen dennoch nicht. Zu Anfange des Februars 1822, nach dem Falle der Burg von Korinth, deren Besatzung sich nicht eher ergab, als nachdem sie alle ihre Mundvorräthe verzehrt hatte, verlegte die Regierung ihren Sitz von dem Flecken Piada nach der im Alterthume vielgenannten Stadt, wo sie eine in der schwierigen Lage des Landes anerkennungswerthe Thätigkeit entwickelte. Es wurde zuvörderst, so weit die Umstände dies gestatteten, Vorsorge für die Einführung einer regelmäßigen Verwaltung in den einzelnen Landschaften getroffen. Aus Fremden von allen Nationen, die zur Unter-

1822

stützung der griechischen Sache sich in Morea zusammengefunden, bildete man unter der Führung des tapfern würtembergischen Generals Normann ein Bataillon Philhellenen, das als der erste Stamm regelmäßiger auf europäische Weise geordneter Truppen dienen sollte. Ein Aufruf an die Bewohner des westlichen Griechenlandes, das nach dem Unterliegen Ali Paschas zunächst vom Feinde bedroht war, forderte alle wehrhafte Männer vom 16. bis zum 60. Jahre auf, zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, während diejenigen, die nach den ionischen Inseln entflohen und binnen einer bestimmten Frist nicht zurückkehrten, ihrer Güter für verlustig erklärt wurden. Um der Versorgung der festen Plätze an den Küsten, die noch in der Gewalt der Türken waren, durch europäische Fahrzeuge vorzubeugen, wurden dieselben durch ein von der Regierung erlassenes Decret in Blokadezustand erklärt und Anordnungen getroffen, um dem kühnen Beschlusse die erforderliche Kraft zu leihen. Aber diese Maßregel, von der man sich, sobald dieselbe zur Ausführung kam, den größten Nutzen versprechen konnte, diente nur dazu, das Mißwollen, mit dem die europäischen Höfe die Auflehnung der Griechen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn ansahen, in helleres Licht zu setzen. Keine einzige der großen Mächte erkannte die griechische Blokade an. Griechische Kreuzer brachten im Golf von Korinth vier österreichische Schiffe auf, die mit Mundvorräthen nach Patras steuerten, und führten dieselben nach Mesolongi, wo sie, unter der Bedingung, ihre Ladung in einem christlichen Hafen zu löschen, wieder frei gegeben wurden. Ungeachtet dieser schonenden Behandlung wurde das Wiener Cabinet durch die Keckheit der Aufrührer zum höchsten Zorne gereizt und gab seinen Kriegsschiffen den Befehl, mit äußerster Strenge gegen die griechischen Fahrzeuge einzuschreiten, die sich in Zukunft eine ähnliche Verletzung der österreichischen Flagge zu Schulden kommen ließen. Dasselbe Verfahren beobachteten England und Frankreich, und die Blokade verlor daher den größten Theil ihrer Wirksamkeit.

Während diese Vorbereitungen zum Empfange der Türken getroffen wurden, war ein zahlreiches türkisches Geschwader mit einer Menge Transportschiffe ausgelaufen, um Truppen in Morea zu landen, die den Angriff Kurschid Paschas unterstützen sollten, wenn dieser vom Epiros her über den Isthmos mit Heeresmacht heranzöge. Das Geschwader durchsegelte, ohne von den Griechen gehindert zu werden, in stolzer Sicherheit den Archipel, lief in den Meerbusen von Patras ein und schiffte hier 5000 Mann aus, welche aber bald von dem griechischen

Beobachtungscorps unter Kolokotronis genöthigt wurden, sich in die Festung einzuschließen. Auf dem Rückwege hatte die Flotte ein leichtes Gefecht mit der griechischen Seemacht zu bestehen, die inzwischen zusammengezogen war, jedoch bei der überlegenen Stärke des Feindes nichts gegen denselben auszurichten vermochte. Kaum waren die türkischen Schiffe nach den Dardanellen zurückgekehrt, als die Griechen einen Schlag ausführten, der, wenn er mit dem gehörigen Nachdrucke unterstützt worden wäre, bedeutende Folgen gehabt hätte. Fünfzig griechische Segel, von Samos kommend, erschienen in der Nacht vom 23. auf den 24. März auf der Höhe der Insel Chios, wo sie am Gestade eine Anzahl der von ihrer Ankunft zum voraus unterrichteten Inselbewohner erwartete. Viertausend bewaffnete Samier, unter der Anführung ihres Oberbefehlshabers Lykourgos Logothetis, landeten und im Augenblicke stiegen von allen Bergen Signalfeuer auf. Aus allen Ortschaften strömten bei diesem Anblicke die freudig erregten Chioten herbei, so daß in kurzer Frist sich bei 30,000 wehrhafte Männer vereinigt fanden. Dieses Heer besetzte die gleichnamige Hauptstadt der Insel ohne Widerstand, nachdem die Türken, die hier als Besatzung lagen, sich in die Burg geworfen, wohin sie 80 der angesehensten Einwohner nebst dem Erzbischof als Geiseln abführten. Die Einwohner empfingen ihre Befreier mit lauten Freudenbezeugungen; die Unglücklichen ahnten nicht, welches Schicksal die voreilige Unternehmung ihnen bereiten sollte. Die Insel Chios, am Eingange des Meerbusens von Smyrna gelegen und diesen beherrschend, war vor dem Aufstande die blühendste des Archipels. Eine griechische Bevölkerung von 160,000 Seelen lebte unter dem glücklichsten Klima in einem Wohlstande, den man so allgemein verbreitet auf keiner andern Insel des Archipels fand. Künste und Wissenschaften hatten hier den höchsten Aufschwung gewonnen; aber wenn man den Chioten zugestehen mußte, daß sie die gebildetsten unter den Griechen waren, so durfte man sich nicht verbergen, daß das Wohlleben sie auch am meisten verweichlicht hatte. An dem griechischen Aufstande hatten sie keinen Theil genommen, weil sie es vorgezogen, im Frieden ihres gewohnten Wohlseyns zu genießen, statt sich den Gefahren eines Kampfes auszusetzen, der im günstigsten Falle immer schwere Opfer erforderte. Jetzt waren sie durch den Schwindel des Augenblickes hingerissen; aber man sah bald, daß sie nicht die Männer waren, ihre Freiheit zu erkämpfen. Wenn die Insel einige Aussicht haben sollte, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, so mußte vor allen Dingen die Burg bezwungen werden, ehe die Türken von der nahen

asiatischen Küste Verstärkung erhielten. Dazu hätte man aber des schweren Geschützes bedurft, mit dem die Samier nicht versehen waren; und während diese sich damit begnügten, eine Batterie von leichten Feldstücken auf einem Hügel am Eingange des Hafens aufzuwerfen, glaubte die vorläufige Regierung, die Logothetis einsetzte, genug gethan zu haben, indem sie Boten um Hülfe nach Psara und Abgeordnete an den Congreß zu Korinth schickte, um den Beitritt der Insel zu der gemeinen Sache des griechischen Volkes zu erklären. Im Uebrigen wurde weder für eine allgemeine Volksbewaffnung gesorgt, noch sonst eine Veranstaltung getroffen, um eine ernste Vertheidigung möglich zu machen. Die Landleute, die in die Stadt gedrungen waren, plünderten die verlassenen Häuser der Türken und entweihten die Moscheen, unbekümmert, wie sehr sie dadurch das Gewicht der Rache, die über ihrem Haupte schwebte, erschwerten. Inzwischen war durch die Kunde von den Vorgängen auf der Insel Chios ganz Anatolien in Bewegung gerathen; von allen Seiten drängten sich fanatische, blutgierige und beutelustige Schaaren nach der Küste, um die Ungläubigen für ihren Frevel zu züchtigen. Der Sultan zu Konstantinopel entbrannte in wildem Zorne und gab dem Kapudan Pascha den Befehl, ohne Verzug mit allen Schiffen, die segelfertig zu machen wären, auszulaufen und an den übermüthigen Empörern ein furchtbares Beispiel aufzustellen. Am 5. April ging der Kapudan Pascha mit sieben Linienschiffen, zehn Fregatten und Corvetten und vielen kleineren Fahrzeugen in See; am 11. kam er auf der Höhe von Chios an, nachdem er in dem gegenüber liegenden asiatischen Hafen Tschesme 15,000 Mann Landungstruppen eingenommen. Die kleinen griechischen Fahrzeuge, die auf der Rhede lagen, suchten, als sie die ungeheure Uebermacht des Feindes sahen, das Weite. Da die Stadt hierauf zugleich von der Burg und von der Flotte mit schwerem Geschütze beschossen wurde, so mußte Logothetis den Gedanken aufgeben, sie zu halten; er zog sich mit seinen Samiern nach einem Kloster im Innern, wo er mehrere Gefechte mit den gelandeten Türken bestand, und von da nach der Küste zurück, wo griechische Fahrzeuge ihn nebst mehreren Tausenden fliehenden Chioten aufnahmen. In der Stadt, aus der nur wenige Schüsse auf die türkischen Schiffe gefallen waren, hausten die Türken, nachdem sie sich derselben bemächtigt, nicht wie Krieger, die nach einem blutigen Siege in Feindes Land eingedrungen sind, sondern wie reißende Thiere. Die ganze männliche Bevölkerung, mit Ausnahme der Wenigen, denen es gelang, sich in die Wohnungen der europäischen Consuln zu retten,

1822

wurde erwürgt; Frauen und Kinder wurden, sobald sie des Transportes werth schienen, in die Sclaverei abgeführt, wenn sie zu schwächlich oder hinfällig waren, gleich den Männern ermordet. Zu Tschesme wurden die geraubten Kinder von den wilden Asiaten bei Dutzenden zusammengebunden und im Meere ertränkt. Bald war die Stadt mit allen ihren Kirchen und Prachtgebäuden in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt; die wilden Schaaren breiteten sich jetzt nach allen Richtungen über das Land und verübten überall, wohin sie sich wandten, dieselben entsetzlichen Greuel. Die ganze Insel, die vor der Landung der Barbaren ein blühender Garten gewesen war, wurde zur Wüste, in der verwesende Leichname die Luft so verpesteten, daß unter den Türken, so wie unter der geringen Zahl der übrig gebliebenen Einwohner, ansteckende Seuchen ausbrachen, die viele der ersten und beinahe den ganzen Rest der letzten hinrafften. Im Juni bestand die ganze Bevölkerung der Insel, mit Ausnahme der türkischen Besatzung, noch aus 900 Menschen; vielleicht 20,000 von den unglücklichen Bewohnern hatten sich nach Psara und anderen benachbarten Inseln gerettet, über 40,000 waren als Sclaven auf die Bazars von Konstantinopel und Smyrna zum Verkaufe gebracht und gegen 90,000 waren erschlagen worden.

Der Kapudan Pascha verweilte nach seinem leichten furchtbaren Siege unthätig in der Meerenge zwischen Chios und Tschesme, als ob er durch einen verhängnißvollen Zauber an diese Stätte festgebannt wäre. Da faßten zwei kühne Seemänner, Konstantin Kanaris und Georg Pepinis, beide von der Insel Psara und durch die engste Freundschaft mit einander verbunden, den Entschluß, die Greuelthaten von Chios zu rächen. Nachdem sie die Erlaubniß ihrer Oberen erhalten, weihten sie sich, nach einer aus dem grauesten Alterthume herrührenden Sitte, feierlich dem Tode, nahmen Abschied von den Ihrigen und verließen hierauf, von 43 gleich ihnen dem Opfertode geweihten Gefährten begleitet, auf zwei Brandschiffen den Hafen von Hydra. Bei Psara vorübersegelnd gelangten sie in der Nacht vom 18. auf den 19. unentdeckt in den Canal von Chios und näherten sich, ohne von den Türken auch nur angerufen zu werden, dem großen Linienschiffe von 80 Kanonen, auf dem der Kapudan Pascha seine Flagge aufgesteckt hatte. Zuerst legte Pepinis Brander sich an den Koloß und überschüttete denselben sogleich mit einem Regen von Brandracketen und Granaten; mit ungeheurer Anstrengung gelang es den Türken, sich loszumachen und das feuersprühende Fahrzeug von sich abzutreiben, das darauf durch das Schiff

des Kapudana Bei, als es sich diesem zu nähern suchte, in den Grund gebohrt wurde. Inzwischen hatte aber Kanaris seinen Brander an dem Admiralschiffe befestigt, das alsbald Feuer fing und, nachdem es drei Viertelstunden gebrannt, mit seiner ganzen mehr als 2000 Mann zählenden Mannschaft unter ungeheurem Krachen in die Luft flog. Der Kapudan Pascha, der schwer verwundet in ein Boot gebracht war, wurde durch einen umstürzenden Mast erschlagen. Zwei Linienschiffe und eine Fregatte, die nahe daran waren, durch die Explosion gleichfalls zerstört zu werden, wurden mit Mühe gerettet, während die tapfern griechischen Branderführer, die nach der Erreichung ihres Zweckes sich in ihre Schaluppen geworfen hatten, in dem allgemeinen Schrecken unbeachtet mitten durch die türkische Flotte segelten und unbeschädigt nach der nahen Insel Psara entkamen, wo donnernde Artillerisalven den Erfolg ihres heldenmüthigen Unternehmens verkündeten.

Ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so schreckliches Schicksal, wie Chios, hatte mittlerweile auch die Insel Kreta erfahren. Am 8. Juni erschien eine ägyptische Flotte von 46 Segeln, worunter sich sechs brittische befanden, vor dem von den Griechen belagerten Platze Retimos und setzte, nachdem sie das griechische Blokadegeschwader zerstreut, 3000 Mann erlesener Truppen an's Land. Baleste, ein französischer Officier, der die Leitung der kriegerischen Bewegung auf der Insel unternommen, eilte sogleich mit einem Heerhaufen herbei, um die Aegypter in das Meer zu werfen, wurde aber von den Griechen feig verlassen und fiel selbst in die Gefangenschaft des Feindes, der sich hierauf, ohne erheblichen Widerstand zu finden, über das ganze Flachland der Insel verbreitete, Alles mit Feuer und Schwert verheerte und die Sphakioten, die allein die Waffen nicht niederlegten, in ihre Berge zurückdrängte.

Große Anstalten waren von der Pforte seit dem Falle Ali Paschas getroffen, um den Aufstand der Griechen auf dem Festlande und in Morea zu bezwingen. Während der Seriasker Kurschid den Befehl erhielt, mit den ihn untergebenen Feldherren Omer Vrione und Mahmud vom Westen her in Akarnanien und Livadien einzudringen, wurde der makedonische Pascha von Drama, Mahmud Ali, gemeinhin Dramali Pascha genannt, beauftragt, vom Norden mit einem Heere von 12,000 Man zu seiner Unterstützung heranzuziehen. Da man zu Konstantinopel erfuhr, daß die griechischen Anführer, von denen jeder für sich nach der Obergewalt strebte, unter einander entzweit waren, so zweifelte man keinen Augenblick an dem Gelingen des wohlberechneten Planes. Die erste Störung erlitt derselbe jedoch gleich im Beginn

durch den Heldenmuth der Sulioten, von denen Kurschid Pascha die Auslieferung eines Enkels des gestürzten Ali forderte, den dieser ihnen während ihrer früheren Verbindung als Geisel übergeben und den sie, als ein ihrer Treue vertrautes Unterpfand zu schützen, für eine Ehrenschuld ansahen. Sieben Monate hindurch bestanden sie in ihren Felsenfesten den ungleichen Kampf gegen die Streitkräfte, die der Seriasker zum Kriege wider den mächtigen Ali in Epiros zusammengezogen, und wenn sie auch zuletzt unterlagen und gezwungen waren, eine Capitulation einzugehen, die ihnen freien Abzug auf brittischen Schiffen gestattete, so hatten sie doch das ganze Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch ihren Verbündeten, den Griechen in Livadien und auf Morea, zum Schilde gedient, der die schwersten für diese bestimmten Streiche auffing. Eine andere Ablenkung, obwohl nicht von gleicher Bedeutung, bewirkte das Hinübergreifen des Aufstandes aus Thessalien nach Makedonien, worauf die Türken nach dem blutigen Beispiele, das sie auf der Halbinsel Kassandra gegeben, wenig gefaßt waren. Der Pascha von Salonichi, Abdulobud, glaubte auf die Treue der griechischen Bevölkerung von Makedonien sich nicht verlassen zu können, und befahl derselben daher, Alles, was sie an Waffen besaß, abzuliefern. Diese Forderung erregte allgemeinen Schrecken, weil man die Türken hinreichend kannte, um gewiß zu seyn, daß sie, sobald sie die ihnen an Zahl überlegenen Christen völlig wehrlos wußten, über dieselben herfallen und sich jede Unbilde erlauben, wo nicht sie in Masse ermorden würden. Da erhoben sich die Palikarenhäuptlinge vom Olymp, Tassos und Diamantis, und zogen mit ihren Schaaren den bedrängten und geängstigten Glaubensgenossen in der Ebene zu Hülfe. Die große Stadt Karapheria, die alte Beröa, ward mit stürmender Hand genommen, und der Aufstand ergriff jetzt alle kleinere Städte und Ortschaften bis zum Vardar oder Arios. Unglücklicher Weise verstanden die Führer weder Einheit noch Ordnung in ihre Bewegungen zu bringen. Die Türken, die mit Heeresmacht von Salonichi auszogen, behielten daher bald die Oberhand. Furchtbar wüthete ihre Rache in den Städten Agostos (Gnausta), Vodina, Kastranitza, die der Mittelpunkt der Empörung gewesen waren. Hier und in den umliegenden Ortschaften wurden Tausende von Christen erschlagen; an vielen Orten gaben die Männer ihren Weibern und Töchtern selbst den Tod, damit sie nicht in die Hände der Barbaren fielen; dennoch war die Zahl der Gefangenen so groß, daß sie zu Salonichi auf dem Markte nicht höher als zu zehn bis fünfzehn Piastern für den Kopf verkauft wurden. Tassos und Dia-

mantis zogen sich in die Gebirge zurück, wo sie den Krieg gegen die Türken noch lange fortsetzten. Gegen das Ende des Juni führte Diamantis, um die Streitkräfte des Feindes zu theilen, einen kühnen Plan aus. Mit 1500 Mann schiffte er sich bei Katrin am südlichen Abhange des Olympos nach der gegenüberliegenden Halbinsel Kassandra ein, welche die Türken nach ihrer Verheerung verlassen hatten. Nachdem er von hier aus bis vor die Thore von Salonichi gestreift und Abdulobud gezwungen hatte, zur Deckung seiner Hauptstadt herbeizueilen, kehrte er nach dem Olymp zurück, bemächtigte sich der Stadt Serfidsche auf dem nördlichen Abhange des Gebirgs und unterbrach die Verbindung zwischen Salonichi und Larissa, wo inzwischen der Seriasker Kurschid sein Hauptquartier aufgeschlagen. Dieser hatte im Juni den Kampf gegen die Sulioten seinem Unteranführer, Omer Vrione, überlassen, und war mit 4000 Reitern nach Thessalien gezogen, wo Dramali Pascha mit seinem Heere bereits im März angekommen war, aber genug damit zu thun gefunden hatte, die Banden des Odysseus, Gouras und Kontogiannis zu bekämpfen. Durch die Ankunft des Seriaskers erhielten die Türken in Thessalien das Uebergewicht, zumal da um dieselbe Zeit der einflußreiche Häuptling Odysseus, durch den Fürsten Hypsilantis, der zu seiner Unterstützung mit einigen Tausend Mann aus Morea gekommen war, bei der Ausführung eines wichtigen Planes im Stiche gelassen, sich mit der griechischen Regierung überworfen und in seine Berge zurückgezogen hatte. In den ersten Tagen des Juli brach jetzt der Dramali Pascha mit 30,000 Mann durch die Thermopylen, die Odysseus bisher sorgsam bewacht. Durch die schwachen Corps, die ihm entgegenstanden, nicht aufgehalten, marschirte er durch Böotien und das westliche Attika nach dem Isthmos, schlug die Truppenabtheilungen, welche den Eingang der Landenge bei Megara gegen ihn zu vertheidigen versuchten, aus dem Felde, und nahm Korinth, von wo die Mitglieder der griechischen Regierung sich durch die eiligste Flucht retteten, ohne Schwertstreich. Zur selben Zeit war die türkische Flotte, die sich von ihrem Schrecken über den Verlust des Kapudan Pascha wieder erholt hatte, vor Patras erschienen und hatte hier 8000 Türken an das Land gesetzt, die längs der nördlichen Küste von Morea, auf ihrem Wege Alles mit Feuer und Schwert verheerend, gegen den Isthmos zogen, um sich mit dem Dramali Pascha zu vereinigen. Die griechische Sache schien rettungslos verloren, da nirgend ein Heer vorhanden war, welches sich den Fortschritten der Türken in Morea hätte entgegenstellen können, obwohl auf dieser Halbinsel die ganze Kraft des

Aufstandes beruhte. Fürst Dimitrios Hypsilantis warf sich mit 200 Mann in die halbverfallene Burg von Argos, die er tollkühn genug zu halten suchte. In dieser Noth wurde der wilde Bandenführer Theodor Kolokotronis der Retter des Vaterlandes. Mit der Regierung entzweit, hatte er eigenmächtig die Berennung von Patras aufgegeben und sich mit seinen Genossen in die Gebirge an der nördlichen Küste zurückgezogen. Jetzt raffte er ohne Auftrag alle streitbaren Männer des Landes zusammen, nahm bei Lerna, Argos gegenüber, eine feste Stellung ein, und besetzte alle Pässe, die von Korinth in das Innere führen. Dramali Pascha, der mit dem größten Theile seiner Macht in die Ebene von Argos vorgerückt war, um das hartbedrängte Navplia zu entsetzen, hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sich zwar mit Kriegsbedürfnissen im Ueberflusse, aber nicht mit Mundvorräthen zu versehen. In dem verwüsteten Lande, welches er durchzog, fand er weder Futter für seine Pferde, noch Nahrung für seine Leute; nach wenigen Tagen riß daher in seinem Lager der furchtbarste Mangel ein. Schon waren sie genöthigt, ihre eigenen Pferde zu verzehren, als der Dramali Pascha sich entschloß, nach Korinth zurückzukehren, weil er hoffen durfte, von hier aus sich eine Verbindung mit der Flotte zu eröffnen und durch diese mit Lebensmitteln versehen zu werden. Aber eben so, wie alle Pässe vor ihm, waren auch jene in seinem Rücken, zwischen Argos und Korinth, von den Griechen besetzt. Am 6. August brach das vor Kurzem noch so siegesstolze Heer in der äußersten Entmuthigung gegen Karvathi auf; beim Einbruche der Nacht erreichte es diesen nur drei Stunden von Argos entfernten Ort, aber der ganze Weg war mit Leichen bedeckt. Die griechischen Schützen, die längs desselben aufgestellt waren, feuerten aus sicherem Hinterhalte und tödteten dem Feinde eine Menge Leute, ohne einen Mann zu verlieren. Noch heißer für die Türken war der folgende Tag, denn jetzt mußten sie das steile Gebirge ersteigen, wo der moreotische Häuptling Nikitas sie mit seinen Palikaren erwartete und ein furchtbares Gemetzel in ihren dichtgedrängten Reihen anrichtete. Während des Kampfes wurde die Nachhut von den nacheilenden Schaaren Kolokotronis eingeholt und größtentheils niedergemacht. Endlich, nachdem die Türken mehrere Tausend Mann verloren, gelang es dem Kerne ihrer Reiterei, sich durchzuhauen; so entkam der Rest des Heeres in der größten Unordnung nach Korinth. Zweitausend Pferde, hundertundfünfzig Kameele, alle Kriegsvorräthe und das ganze Gepäck wurde den Griechen zur Beute. Zu Korinth vereinigte der Dramali Pascha sich mit dem Truppencorps, welches von Patras ge-

1822

kommen war, und da ihm jetzt auch Mundvorräthe in hinreichender Masse zugeführt wurden, so war er im Stande, sich in seiner Stellung noch längere Zeit zu behaupten, wovon er aber freilich keinen großen Gewinn hatte, da er bald, von den Griechen auf allen Seiten umringt, in einen Kreis eingeengt war, über den er sich keinen Schritt hinausbewegen konnte. Selbst bis nach dem nahen Navplia vermochte er nicht wieder durchzudringen, und dieser wichtige Platz ging am 16. Debr. durch Capitulation an die Griechen über, nachdem ein Versuch der türkischen Flotte, das Blokadegeschwader der Griechen zu durchbrechen, mißlungen und die Citadelle Palamidis durch Ueberraschung in die Hände der Belagerer gefallen war. So waren beim Ausgange des Jahres die Nachtheile, welche die griechische Sache im Sommer durch die Entzweiung der vornehmsten Führer erlitten, reichlich wieder aufgewogen, und im Frühjahre, als die Türken, ihrer langen Einschließung in der Burg von Korinth müde, diese räumten, um sich nach Patras durchzuschlagen, blieben dem Feinde in Morea nur noch drei Plätze: Patras im Norden, Koron und Modon im Süden, die als vereinzelte Punkte an der Küste keinen andern Einfluß auf die Lage des Landes übten, als daß sie die Wachsamkeit der Bevölkerungen gegen die immer noch drohende Gefahr schärften.

Um dieselbe Zeit, während der Kampf in Morea sich zu Gunsten der Griechen entschied, nahmen die Angelegenheiten auch auf dem Festlande, wo dieselben nicht weniger verworren gewesen waren, eine günstige Wendung. Fürst Mavrokordatos, der Morea für hinreichend gesichert hielt, war von Anfang der Meinung gewesen, daß die Entscheidung auf dem westlichen Festlande bevorstehe. Schon im Mai war er deshalb mit dem Bataillon der Philhellenen, den beiden Bataillonen der Taktiker oder regelmäßigen griechischen Truppen, die mit unsäglicher Mühe zusammen gebracht waren, und siebenzehnhundert Rumelioten nach Mesolongi aufgebrochen, das er zum Mittelpunkte seiner Bewegungen machen wollte. Von hier aus gedachte er in Epiros einzudringen und den Sulioten zu Hülfe zu ziehen, die den Kampf gegen die ganze Macht des Seriaskers allein bestanden. Bei seiner Ankunft fand er mit den geringen Streitkräften, die er zu seiner Verfügung hatte, den Plan unausführbar. Er schrieb daher an die Regierung zu Korinth und bat dringend um Verstärkungen. Alles, was diese vermochte, war, daß sie ihm den Bruder des Beis von Maina, Kyriakos Mavromichalis, mit 500 Palikaren zuschickte. Da jetzt auch der tapfre Suliotenhäuptling Markos Botsaris mit 600 der Seinigen sich ihm

anschloß und der albanesische Räuberhauptmann Gogo mit seiner Schaar ihm zuzog, beschloß er, gegen Arta vorzurücken; und ungeachtet der Ueberlegenheit des Feindes wäre es wohl möglich gewesen, daß sein kühner Zug glücklichen Erfolg gehabt hätte, wenn er der Treue seiner aus den buntesten Bestandtheilen gemischten Truppe gewiß gewesen wäre, und wenn er nicht den großen Fehler begangen hätte, seine Streitkräfte zu theilen. Gegen das Ende des Juni hatte er den Aspropotamos überschritten und die Engpässe des Makrinoros besetzt, worauf er in die Ebene von Arta hinabstieg, die Arnauten, die sich ihm bei Komboti entgegenwarfen, aus dem Felde schlug und mit seiner Hauptmacht, die aber kaum 3000 Mann zählte, bis nach Peta, eine Stunde von Arta vorrückte, während er Markos Botsaris in seiner linken Flanke vorschickte, um eine Verbindung mit den Sulioten zu Kiapha zu eröffnen, und den Kyriakos Mavromichalis zur See nach dem Hafen Fanari entsandte, um von hier aus, den Acheron hinauf, nach dem unfern den Quellen dieses Flusses gelegenen Suli durchzudringen. Inzwischen hatte aber Omer Vrione, durch den verrätherischen Gogo von allen Planen der Griechen unterrichtet, eine ansehnliche Heeresmasse bei Arta gesammelt. Markos Botsaris war nach einem blutigen Gefechte bei Plaka von den Türken zurückgedrängt worden. Da brachen am Morgen des 16. Juli 6000 Arnauten zu Fuß und 1200 Reiter aus Arta; mit Ungestüm stürzten sie sich auf die Stellungen der Griechen, die diese in der Eile flüchtig verschanzt hatten. Zwei Stunden währte die Schlacht, als sich auf einmal in den Reihen der Griechen der Ruf erhob: „Gogo flieht! Wir sind umgangen!“ Der Verräther hatte wirklich mitten im Kampfe eine Anhöhe verlassen, welche die Stellung der Griechen deckte, und der Feind stürzte jetzt von dieser, die griechische Schlachtlinie durchbrechend, mit unaufhaltsamer Wuth herab. Alles zerstreute sich in wilder Flucht; nur die Taktiker und Philhellenen widerstanden noch, bis der Anführer der ersten, Tsavellas, gefallen war und von den letzten zwei Drittheile, meist Deutsche aus den gebildeten Ständen, mit ihren Leichen den Wahlplatz deckten. General Normann, schwer verwundet, schlug sich mit nicht mehr als 70 Mann durch zu Mavrokordatos, der mit der Nachhut in sicherer Entfernung geblieben war und mit den Resten seines Heeres, die Vertheidigung des Makrinoros den eingebornen Häuptlingen Varnakiotis und Makrys überlassend, nach Mesolongi zurückkehrte. Unmittelbar nach dem Treffen von Peta wurde auch das Häuflein Griechen, das Kyriakos nach Fanari geführt, von den Türken geschlagen und mit Ausnahme der We-

1822/23

nigen, die sich auf ihre Schiffe retteten, völlig aufgerieben; und da es dem schlauen Omer Vrione gelang, die Häuptlinge des Makrinoros auf seine Seite zu ziehen, so stand nichts mehr seinem Marsche auf Mesolongi entgegen. Im October setzte er sich mit einem Truppencorps von 12,000 Mann gegen diese Stadt in Bewegung. Die Ausschweifungen, die seine wilden Arnauten begingen, brachten das friedliche Landvolk in den Gegenden, die er durchzog, zur Verzweiflung. Die Bauern steckten ihre Dörfer, so wie er sich denselben näherte, selbst in Brand, retteten ihre Weiber und Kinder und ihre Heerden in die Gebirge und bildeten kleine bewaffnete Banden, die sein Heer auf allen Seiten umschwärmten, einzelne Abtheilungen, die sich von demselben absonderten, um zu plündern, vernichteten und ihm so viel zu schaffen machten, daß er nicht eher, als zu Anfange des Novembers, sehr geschwächt, vor Mesolongi ankam. Hier war kurz vorher General Normann an den Folgen seiner Wunden gestorben; auf seinen Rath waren indessen die rohen Festungswerke der ursprünglich offenen Stadt so verstärkt worden, daß die Besatzung einen Angriff der weder mit schwerem Geschütze versehenen noch sonst zu einer Belagerung gerüsteten Türken nicht zu fürchten brauchte. Mehrere Stürme, die Omer Vrione versuchte, wurden abgeschlagen. Die Arnauten, da sie sahen, daß es nichts für sie zu rauben gab, und daß sie sich nur blutige Köpfe holten, wurden mißmüthig und sannen bereits auf die Rückkehr in die Heimath. Da drang Reschid Pascha, der unter Omer Vrione ein auserlesenes Corps türkischer Freiwilliger befehligte, darauf, daß noch ein letzter entscheidender Sturm gewagt werde. In der Nacht vom 6. auf den 7. Januar 1823 drang Reschid über den ersten Graben der Feste, bemächtigte sich mehrerer Batterien und kam bis an den zweiten Graben, wo er aber von einem so wohlgerichteten Feuer empfangen wurde, daß er zurückweichen mußte. Als er sich jetzt nach den Arnauten umsah, die ihn unterstützen sollten, waren diese bereits auf allen Seiten im Rückzuge begriffen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als denselben mit Zurücklassung alles Geschützes zu folgen. Von den Griechen verfolgt, die wenige Tage vorher ansehnliche Verstärkungen erhalten hatten, gelang es den Türken nicht ohne großen Verlust über den Aspropotamos zu entkommen, und im Februar, als die Trümmer des Heeres bei Arta eintrafen, war dasselbe auf 4000 Mann zusammengeschmolzen.

Eben so wichtig, wie die Siege der Griechen zu Lande, war eine kühne That, welche eine geringe Anzahl psariotischer Seeleute gegen die türkische Flotte ausführten. Der Kapudan Pascha, der diese befehligte,

war, nachdem er mehrere Wochen unthätig in dem Golf von Patras zugebracht und den vergeblichen Versuch gemacht hatte, in den Hafen von Navplia einzudringen, nach den Dardanellen zurückgekehrt, und lag vor dem Eingange der Meerenge auf der Höhe von Tenedos vor Anker. Als die Griechen zu Psara dies erfuhren, beschlossen sie, den Streich zu wiederholen, durch den sie im Frühjahre die Greuel von Chios gerächt hatten. Zwei Brander wurden ausgerüstet, die, wieder von Kanaris und Pepinis geführt, am 8. November vom Hafen der Insel Psara ausliefen. Durch eine verwegene List, indem die Mannschaft in den Brandern sich als Türken verkleidete und anstellte, als ob sie von den beiden größeren Fahrzeugen, die ihnen zum Geleite dienten, verfolgt werde, gelang es ihnen am 10. mitten unter die türkische Flotte zu kommen, wo sie sich bei den beiden Linienschiffen, die den Kapudan Pascha und den zweiten im Befehl, den Kapudana Bei, trugen, anlegten, ohne den geringsten Verdacht zu erregen. Im Augenblicke standen jetzt beide Brander in Flammen; auf dem Schiffe des Kapudan Pascha wurde das Feuer, welches dasselbe bereits ergriffen hatte, gelöscht, aber der Kapudana Bei flog mit 1600 Mann unter furchtbarem Krachen und einer Erschütterung, die mehrere Stunden weit die Wirkung eines Erdbebens hervorbrachte, in die Luft. Die ganze Flotte kappte im äußersten Schrecken die Anker und suchte die Meerenge der Dardanellen zu gewinnen, wo die meisten Schiffe, da sich bald darauf ein heftiger Sturm erhob, übel zugerichtet ankamen. So glücklich ging das zweite Jahr des griechischen Unabhängigkeitskampfes zu Ende.

1822

Drittes Hauptstück.

Die Parteikämpfe in Spanien und Frankreich.

Auf dem Congresse von Laybach war man übereingekommen, daß die Monarchen oder ihre Bevollmächtigten binnen Jahresfrist sich von neuem an irgend einem vorher zu bestimmenden Orte vereinigen sollten, um das begonnene Werk der Aufrechthaltung und Befestigung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des europäischen Festlandes

weiter zu führen. Anfangs war Florenz dazu in Vorschlag gebracht worden; der Kaiser von Rußland wünschte jedoch, bei dem unsichern Stande seiner Beziehungen zu der Pforte, sich nicht allzuweit von seinen Staaten zu entfernen, und es wurde deshalb dem näher gelegenen Verona der Vorzug gegeben. Als nächster Gegenstand der Berathungen war zum voraus die Räumung der italienischen Landschaften bezeichnet, die in Folge der revolutionairen Bewegungen der Jahre 1820 und 1821 von österreichischen Truppen besetzt waren. Obwohl auf diese Frage allerdings von französischer Seite ein gewisses Gewicht gelegt wurde, weil man es zu Paris unmöglich gern sehen konnte, wenn ganz Italien unter unmittelbare österreichische Herrschaft kam, so war dieselbe doch in der That nur vorgeschoben, um die wichtigeren Zwecke der Zusammenkunft zu verdecken, da das Wiener Cabinet keine Schwierigkeiten machte, die Räumung zuzugestehen. Von ungleich höherer Bedeutung waren die Verwicklungen im Oriente, die der griechische Aufstand hervorgerufen, und die Wirren auf der pyrenäischen Halbinsel, welche durch die Gefahr, die sie dem Königthume drohten, die Diplomatie längst zu ernsten Erwägungen aufgefordert hatten. Schon auf dem Laybacher Congresse waren die spanischen Angelegenheiten in Anregung gebracht worden; und seitdem hatte die Lage der Dinge in Spanien einen für die Höfe nur noch beunruhigenderen Charakter angenommen.

König Ferdinand VII. hatte, nachdem er von dem ersten Schrecken sich erholt, der ihm die Verkündung der Constitution entrissen, sich zwar wohl gehütet, seinen Widerwillen gegen die neue Ordnung offen an den Tag zu legen, seine wahre Gesinnung jedoch unzweideutig genug durch die Entfernung bekundet, in der er sich, so weit die Umstände dies irgend gestatteten, von allen Geschäften hielt. Noch ehe die Cortes von 1820 ihre Sitzungen geschlossen, mitten im Herbste, war er nach dem Escurial abgereist, wo nicht einmal die durch die Jahreszeit erforderten Vorkehrungen zu seinem Empfange getroffen waren. Hier lebte er in der Umgebung von Personen, deren Abneigung gegen die constitutionelle Regierungsform allgemein bekannt war. Keine Vorstellungen vermochten ihn, nach Madrid zurückzukehren, wo er den Sieg der constitutionellen Partei beständig vor Augen hatte und die nächsten persönlichen Berührungen mit den Häuptern derselben nicht vermeiden konnte. Kaum waren die Cortes geschlossen, als er aus eigener Bewegung, ohne einen Minister zu fragen, den constitutionell gesinnten Generalcapitain der Provinz Madrid, General Vigodet, von seiner Stelle entfernte und an dessen Statt den General Carvajal ernannte,

der eben nicht als der eifrigste Anhänger des constitutionellen Systemes galt. Dieser Schritt erregte um so größere Unruhe, als er den Buchstaben der Verfassung verletzte, nach der keine Verfügung des Fürsten bindende Kraft hatte, die nicht von einem der verantwortlichen Minister unterzeichnet war. Da um dieselbe Zeit sich die Nachricht von einer Verschwörung zum Umsturze der Constitution verbreitete, die zu Avila, einer in der Nähe des Escurial gelegenen Stadt, entdeckt war, und in die neben anderen bedeutenden Männern der Beichtvater des Königs verwickelt seyn sollte, so entstand ein Auflauf, der die bedenklichsten Folgen hätte haben können, wenn die Behörden nicht Alles aufgeboten hätten, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten. Dennoch schickten mehr als 12,000 Menschen, welche bewaffnet die Straßen durchzogen, sich an, den König mit Gewalt nach Madrid zu führen, als eine Bekanntmachung erschien, die den drohenden Sturm einigermaßen beschwichtigte. König Ferdinand, hieß es, den Wünschen der treuen Bewohner seiner Hauptstadt entgegenkommend, hätte sich freiwillig entschlossen, seinen Wohnsitz wieder in ihrer Mitte aufzuschlagen und alle jene Personen aus seiner Umgebung zu entfernen, deren Gesinnungen das öffentliche Mißtrauen herausforderten. In der That hielt er am 21. November unter ungeheurem Zulaufe seinen Einzug in Madrid; aber diese späte Nachgiebigkeit wandte die Demüthigungen nicht ab, die er durch die Zweideutigkeit seines Benehmens verschuldet. Viele Tausend Bürger sammelten sich vor dem Palaste, wo er vor ihnen auf dem Balcon erscheinen und den unablässig wiederholten unwillkommenen Ruf hören mußte: „Es lebe die Constitution! Es lebe Riego! Es lebe das Heer der Isla de Leon!“ Dabei fehlte es nicht an persönlichen Kränkungen, so daß er mit Thränen der Wuth zu seiner Familie zurückkehrte. An die Stelle des schwankenden Marquis de las Amarillas trat jetzt der feste durchgreifende Admiral Valdes als Kriegsminister in die Verwaltung, und bald wurde die Veränderung fühlbar, die durch ihn in derselben vor sich ging. Riego, aus seiner Verweisung zurückberufen, wurde zum Generalcapitain in Aragon ernannt; die gleichgesinnten Arco Aguero, Lopez-Banos, Mina und Velasco erhielten den Befehl in Estremadura und Navarra, Galicien und Sevilla. Während auf diese Weise die Regierung eine ungleich entschiedener liberale Richtung einschlug, überschritt die constitutionelle Partei im Volke die Schranken der Mäßigung, die sie bisher eingehalten, auf allen Seiten. Die politischen Vereine, die im Sommer auf Befehl der Regierung geschlossen waren, wurden ohne Erlaubniß überall wieder

geöffnet; die leidenschaftlichsten Reden wurden gehalten, und mit den Sprechern in den Klubbs wetteiferten an Gewaltthätigkeit die Journale, die, größtentheils von überspannten durchaus unfähigen Köpfen herausgegeben, unmittelbar nach dem Siege der Revolution in allen größeren Städten des Landes entstanden waren. Einen noch bedeutenderen Einfluß als die öffentlichen politischen Vereine übten die geheimen Gesellschaften, von denen zwei, die der Freimaurer, in Spanien zu einer rein politischen Verbindung ausgeartet, und die der Communeros, in ihren Grundsätzen mehr mit den italienischen Carbonari übereinstimmend, sich hauptsächlich die Befestigung der Constitution und die fernere Ausbildung der constitutionellen Einrichtungen zum Ziele setzten, während eine dritte, die von dem Marquis de las Amarillas gestiftete Verbindung der Anilleros, von dem Ringe — anillo — genannt, der ihnen zum Bundeszeichen diente, darauf ausging, solche Veränderungen in der Constitution herbeizuführen, die eine Versöhnung mit dem Könige und mit dem monarchischen Europa möglich gemacht hätten. Den überspanntesten Liberalen genügten so wenig die constitutionellen Bestrebungen der Freimaurer, als jene etwas schärfer ausgesprochenen der Communeros; sie verlangten nicht mehr noch weniger als die Republik; ihre Vorbilder waren die Jacobiner der französischen Schreckenszeit, weshalb sie sich selbst auch zur Erinnerung an die französischen Sansculottes den Namen der Decamisados oder der Ohnehemden gaben.

In der ersten Zeit nach der Rückkehr des Königs lagen diese Spaltungen unter den Liberalen noch im Keime verborgen; alle Parteien vereinigten sich in dem Wunsche, sobald als möglich die Cortes wieder vereinigt zu sehen, weil nur diese hinreichende Gewalt zu haben schienen, um sowohl die Constitution gegen die Gefahren zu schützen, die ihr durch die übel verhehlte Feindseligkeit des Hofes drohten, als auf der andern Seite dem zügellosen Treiben der politischen Klubbs ein Ziel zu setzen, von denen der eine den andern in unsinnigen Uebertreibungen überbot. Dennoch beharrte König Ferdinand fest genug auf seinem Sinne, um sich die Zustimmung zu der Einberufung außerordentlicher Cortes, die man von ihm verlangte, um keinen Preis abnöthigen zu lassen; es verzögerte sich daher bis zum 1. März 1821, ehe die gesetzgebende Versammlung von neuem zusammentrat. In der Zwischenzeit wurde die gegenseitige Erbitterung der Parteien immer höher gesteigert; und ein Vorfall, der sich an einem der ersten Tage des Februars ereignete, bereitete auch Ferdinand VII. die empfindlichsten Kränkungen. Dieser wurde bei einer Ausfahrt wie gewöhnlich

von dem Zurufe: „Es lebe der constitutionelle König!" begrüßt. Sogleich warf sich eine Anzahl Gardes du Corps auf das versammelte Volk und trieb dasselbe mit der flachen Klinge auseinander. Ein Nationalgardist, der sich unter dem Haufen befand, wurde verwundet. Darüber entstand ein furchtbarer Aufruhr. Man wollte die Gardes du Corps ermorden, und diese wurden nur dadurch geschützt, daß Truppen mit Geschütz ihre Caserne umstellten. Da die Aufregung sich auch am folgenden Tage nicht legte, wußten die Minister sich nicht anders zu helfen, als indem sie die Auflösung der vier Compagnien Gardes du Corps beschlossen, die mit Zurücklassung von Pferden, Waffen und Uniform in die Heimath geschickt wurden. Als der König die Cortes eröffnete, verlas er die von den Ministern abgefaßte Thronrede mit auffallender Theilnahmlosigkeit; plötzlich erhob er seine Stimme, beklagte sich über die Beleidigungen, die ihm bei wiederholten Gelegenheiten widerfahren wären, und warf den Ministern vor, daß sie durch Mangel an Festigkeit und Thätigkeit die Ausschweifungen der Menge verschuldet hätten. Das Erstaunen war allgemein, aber es wurde vermehrt, als man erfuhr, daß der König noch am Abende sämmtliche Minister mit Ausnahme des das Seewesen verwaltenden Jabat verabschiedet habe. Auch der letzte nahm, nachdem er den Cortes amtliche Anzeige von der Absetzung seiner Collegen gemacht, seine Entlassung. Da der König nach der Constitution in seinem Rechte war, so wagte Niemand über den kühnen Schritt Beschwerde zu erheben, zumal da die neu ernannten Minister wohlbekannte Freunde des constitutionellen Systemes waren. Die Arbeiten der Gesetzgebung nahmen hierauf ihren regelmäßigen Fortgang. Die Mehrheit war kurzsichtig genug, bei der Kunde von der Revolution in Piemont öffentliche Freudenbezeigungen anzuordnen, wie sie die Nachricht von dem Ausbruche der neapolitanischen Revolution im vorigen Jahre mit der lebhaftesten Freude aufgenommen hatte. Deshalb dachte man eben so wenig daran, die Piemontesen als die Neapolitaner zu unterstützen, wozu es freilich bei dem zerrütteten Stande des Heerwesens mehr an den Mitteln, als am Willen fehlen mochte. Noch war der Donner der Geschütze zur Feier der Ereignisse von Alessandria und Turin kaum verhallt, als zu Barcelona die ersten Flüchtlinge aus Neapel ankamen, die durch ihre Erzählungen nicht geringe Bestürzung verbreiteten. Die spanische Regierung hatte unmittelbar nach der Zusammenkunft der Monarchen zu Troppau nicht ermangelt, die kräftigsten Vorstellungen an die verbündeten Höfe zu richten, um sie von dem beabsichtigten Einschreiten in die inneren Angelegenheiten eines un-

abhängigen Volkes abzumahnen. Die Note, die zu diesem Zwecke ausgefertigt wurde, blieb unbeantwortet; aber wie tief eine solche Vernachlässigung den castilischen Stolz auch verwundete, so tröstete man sich doch gern mit den mündlichen Versicherungen der auswärtigen Botschafter zu Madrid, daß ihre Souveraine weit davon entfernt wären, ein ähnliches Verfahren gegen Spanien beobachten zu wollen. Nach der Unterdrückung der neapolitanischen Revolution, der jene der piemontesischen schnellen Fußes folgte, konnte man sich unmöglich verbergen, daß die Gefahr näher heranrücke. Die Cortes wandten daher ihre vornehmste Sorge jetzt auf die Einrichtung des Heerwesens, um das Land in den Stand zu setzen, nöthigenfalls einem auswärtigen Angriffe zu widerstehen. Dies erschien um so dringender, als auf verschiedenen Punkten aufrührerische Bewegungen ausbrachen, die den Umsturz der Constitution zum Zwecke hatten, und denen, wie vielfache Zeichen andeuteten, ein geheimer Plan zum Grunde lag, dessen Fäden sich bis in die Nähe des Thrones verfolgen ließen. Unter diesen Umständen war es unerläßlich, mit der äußersten Strenge und Wachsamkeit zu verfahren, zumal da man wußte, daß der größere Theil der Geistlichkeit in einer fortwährenden Verschwörung gegen die Constitution begriffen war. Die Cortes nahmen deshalb ein Gesetz an, von dem die Gegner der Verfassung behaupteten, daß es ganz Spanien in Aufruhr und Belagerungszustand erkläre. Bei Verschwörungen gegen die Verfassung oder Anschlägen gegen die Sicherheit des Staates erhielten die Militairbehörden das Recht, die Betheiligten, sofern ihre Verhaftung nicht auf Befehl der Civilbehörden erfolgt war, vor Kriegsgerichte zu stellen, die ihre Untersuchung binnen 48 Stunden zu beendigen und binnen drei Tagen das Urtheil zu sprechen hätten, das nach seiner Bestätigung durch den Generalcapitain innerhalb 48 Stunden vollzogen werden mußte. Zur Competenz der Kriegsgerichte wurden nicht allein wirkliche Verführungen der Truppen zum Abfalle, sondern auch bloße Einflüsterungen gezogen, durch welche die Soldaten zur Widersetzlichkeit gegen die constitutionelle Regierung gereizt würden. Dagegen blieben überall, wo die Militairbehörden sich nicht zu unmittelbarem Einschreiten veranlaßt sahen, die gewöhnlichen Gerichtsbarkeiten in Kraft. Den feurigeren Gemüthern genügte auch eine so durchgreifende Maßregel nicht, weil sie wohl fühlten, daß dieselbe seltener die Häupter, die sich vorsichtig im Verborgenen hielten, als die untergeordneten Werkzeuge der Verschwörungen erreichte. Die Decamisados drangen laut auf die Durchführung eines Schreckenssystemes, wie es zu der Zeit der Re-

publik Frankreich gerettet habe. Ein furchtbares Beispiel zeigte zu Madrid, wie sie die Anwendung desselben verstanden. Der Domherr Vinuesa von Alcala de Henares hatte den Plan zu einem gewaltsamen Umsturze der Verfassung entworfen, der sich nebst Listen der Verschwornen, von seiner Hand geschrieben, unter seinen Papieren fand. Er war deshalb am 3. Mai zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden. Dies Erkenntniß erklärten die Decamisados von Madrid für eine sträfliche Begünstigung des Verbrechens; und da sich überdies das Gerücht verbreitete, daß der Domherr aus dem Gefängnisse in der Hauptstadt, wo er verwahrt war, befreit werden sollte, so sammelte sich bald ein blutdürstiger Pöbelhaufe, der unter wildem Geschrei die wachthabende Nationalgarde in das Innere des Gefängnisses drängte, und obwohl dieselbe aus den Fenstern Feuer gab, das Thor erbrach, in den Kerker des Verurtheilten stürzte und ihn dort mit Brecheisen und ähnlichen Werkzeugen ermordete. Die Mörder durchzogen unter dem Rufe: „Es lebe die Constitution! Tod den Verräthern!" die Straßen und bedrohten den Richter, der das Urtheil gesprochen, sich aber glücklicher Weise geflüchtet hatte, mit einem ähnlichen Schicksale. Niemand widersetzte sich den Unsinnigen; erst nachdem sie von selbst sich zerstreut hatten, wurden Patrouillen ausgeschickt, um die Ruhe herzustellen. Ganz Madrid war in tiefem Entsetzen über die Unthat, die in den Klubbs der Decamisados als ein Sieg der Freiheit gefeiert wurde. In einem dieser Vereine ging man so weit, zum Gedächtnisse an das fluchwürdige Verbrechen einen Orden vom Hammer zu stiften, der an verdiente Vaterlandsfreunde vertheilt werden sollte, weil Vinuesa den letzten tödtlichen Streich durch einen Hammer erhalten hatte.

Ferdinand VII., durch den allgemeinen Abscheu ermuthigt, der solchen Wahnsinn brandmarkte, zeigte jetzt eine rühmliche, seinem gewöhnlichen Benehmen freilich wenig entsprechende Festigkeit. Er entsetzte den Militairgouverneur von Madrid, General Villalba, seines Amtes und ertheilte dasselbe dem finstern unbeugsamen Morillo, der vor Kurzem, nachdem er, von der Erfolglosigkeit aller seiner Anstrengungen überzeugt, mit Bolivar, dem Oberbefehlshaber der aus den spanischeu Colonien Neu-Granada, Quito und Caraccas gebildeten Republik Columbia, einen Waffenstillstand geschlossen, nach dem Mutterlande zurückgekehrt war. Der Ruf, der dem tapfern aber grausamen Heerführer von seinen Thaten in Südamerica voranging, war eben nicht geeignet, seine Ernennung den überspannten Liberalen zu empfehlen. Der blutige Schatten Vinuesa's lähmte aber die Entschlossenheit der Ueberspanntesten; Nie-

mand wagte Widerspruch zu erheben und Morillo handhabte sein Amt mit solchem Nachdrucke, daß nach wenigen Tagen in den Straßen der Hauptstadt die vollkommenste Ruhe und Sicherheit herrschte. Die Cortes, durch den Einfluß der geheimen Gesellschaften bestimmt, hatten ein Gesetz angenommen, welches das frühere Verbot der politischen Vereine aufhob und die Wiedereröffnung derselben unter gewissen Beschränkungen erlaubte. Der König, im Vertrauen auf den Schutz, den ihm der kräftige Arm Morillo's verlieh, verweigerte seine Genehmigung, wodurch freilich bei der Lauheit der örtlichen Behörden weder dem Bestehen noch der Wirksamkeit der Vereine sonderlicher Eintrag geschah. Erfolgreicher war der Widerstand, den König Ferdinand einem andern Gesetzentwurfe entgegensetzte, nachdem alle aus den Zeiten des Lehenwesens herrührende gutsherrliche Rechte zum Theil mit, zum Theil ohne Entschädigung aufgehoben werden sollten. In politischer Hinsicht war dieses Gesetz besonders insofern von Wichtigkeit, als es darauf berechnet war, das dem Einflusse der Geistlichkeit blindlings unterworfene Landvolk durch die Befreiung von manchen drückenden Lasten für die constitutionelle Sache zu gewinnen. Da der Widerspruch des Königs die Ausführung verhinderte, so erreichte man durch den Entwurf nichts, als daß man den reich begüterten höheren Adel zurückstieß, der schon aus Widerwillen gegen die mit dem unbeschränkten Königthume in Spanien untrennbar verbundene Priesterherrschaft nicht abgeneigt war, für die Constitution Partei zu ergreifen. Nicht ohne Besorgniß sah man unter diesen Umständen dem Zeitpunkte entgegen, wo die Session der Cortes zu Ende ging, da der permanente Ausschuß, der in der Zwischenzeit ihre Stelle vertrat, keine hinreichende Sicherheit zu bieten schien, wenn Ferdinand VII. einen Staatsstreich versuchte. Umsonst drang man in den König, um von ihm die Ausschreibung einer außerordentlichen Session zu erlangen; froh, von der lästigen Aufsicht der revolutionairen Gesetzgeber befreit zu seyn, war er nicht eher, als bis sich der Hauptstadt die bedenklichste Gährung bemächtigt hatte und bis in den Klubbs bereits von gewaltthätigen Maßregeln gegen seine Person die Rede war, dahin zu vermögen, daß er wenigstens das Versprechen ertheilte, die Cortes vor dem 1. October wieder einzuberufen. Die Aufregung in Madrid wurde dadurch nicht gemildert. Am 20. August gab ein unbedeutender Vorfall zu einem Auflaufe Veranlassung, der nur durch das persönliche Einschreiten Morillo's unterdrückt wurde. Da sich inzwischen das Gerücht verbreitete, daß der General von seinem Degen Gebrauch gemacht habe, um das Volk zu

zerstreuen, so entstand darüber ein so gewaltiges Geschrei, daß der sonst unerschütterliche Feldherr, dem allgemeinen Hasse weichend, seine Stelle als Generalcapitain niederlegte und vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden verlangte, um sich von den wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen. König Ferdinand, der sich mittler Weile in dem Bade zu Sacedon außerhalb dem Bereiche der Gewaltthätigkeiten des Madrider Pöbels wußte, hatte Muth genug, die Entlassung Morillo's nicht anzunehmen, und vielmehr dem Kriegsminister Moreno Daviz, der dieselbe durch einen voreiligen Tagesbefehl bekannt gemacht hatte, den Abschied zu geben. Die Eile, mit der er, ohne den Rath des Cabinettes zu hören, dem thätigen, als entschiedener Anhänger der Constitution bewährten Manne in der Person des hochbetagten und unfähigen Admirals Diego Contador einen Nachfolger gab, ließ auf tiefer liegende Absichten schließen. In der That war die ablehnende Antwort des 76jährigen Greises noch nicht eingegangen, als man erfuhr, daß Riego von seiner Stelle als Generalcapitain von Aragon entfernt und nach Lerida verwiesen worden sey. Zugleich wurde in Madrid ausgesprengt, Riego habe an der Spitze einer Verschwörung gestanden, die zum Zwecke gehabt habe, in Aragon die Republik auszurufen. Die Veranlassung zu diesem Gerüchte, dessen Grundlosigkeit für jeden Unbefangenen auf offener Hand lag, war das Treiben eines französischen Sendlings, Cugnet de Montarlot, der sich für einen Bevollmächtigten der liberalen Partei in Frankreich ausgab, seine Beglaubigungen aber wahrscheinlich von einer ganz andern Seite erhalten hatte. Dieser zweideutige Mensch, der, man wußte nicht woher, nach Saragossa gekommen war, machte den Volksgesellschaften in dieser Stadt die größten Versprechungen, um sie zu einer republikanischen Bewegung zu verleiten, die, selbst im Falle des Gelingens nur Entzweiung im Lager der Constitutionellen stiften und dadurch die Sache der Constitution gefährden konnte. Seine Eröffnungen wurden mit verdientem Mißtrauen aufgenommen; nur wenige unbedeutende Personen ließen sich durch Geldvertheilungen verführen, auf dem Marktplatze von Saragossa den in Spanien unerhörten Ruf zu erheben: „Es lebe die Republik!“ Die Schreier wurden verhaftet, und damit war die ganze Bewegung zu Ende; die Gegner der Constitution erhielten aber einen Vorwand, Riego, der noch dazu auf einer Inspectionsreise in Niederaragon abwesend war, zu beschuldigen, daß er um die Verschwörung der Republikaner gewußt und an derselben Theil genommen habe. Ferdinand VII. war jeder Vorwand willkommen, sich eines Mannes zu entledigen, auf den er den tödtlichsten

Haß geworfen, und den er mit gutem Grunde als das Haupt der constitutionellen Partei betrachtete. Der Sturz Riego's war aber nicht der einzige Zweck, den er bei der Absetzung des Kriegsministers vor Augen hatte. An die Stelle Contadors, da dieser das angetragene Amt ausschlug, ernannte er zuerst den gleich alten und gleich unfähigen Artilleriegeneral Rodriguez, und, als auch dieser sich weigerte, eine Aufgabe zu übernehmen, der er sich nicht gewachsen fühlte, den dem constitutionellen Systeme nichts weniger als ergebenen General Sanchez Salvador. Es war kein außerordentlicher Scharfsinn erforderlich, um zu entdecken, daß Ferdinand durch diese Ernennungen die Anstalten lähmen wollte, die zur Einrichtung des Heerwesens und zur Vertheidigung des Landes getroffen wurden; denn ohne Zweifel hatte der glückliche Ausgang der Unternehmungen gegen Neapel und Piemont in ihm die Hoffnung erweckt, daß auch er durch den Beistand der europäischen Mächte in seine alte unbeschränkte Gewalt wieder eingesetzt werden würde. Morillo hatte, nachdem ein Kriegsgericht seinem Begehren gemäß sein Benehmen untersucht und seine Schuldlosigkeit erkannt hatte, seine Amtsverrichtungen wieder angetreten. Eine Zeitlang gelang es ihm, ungeachtet der leidenschaftlichen Bewegung, die alle Gemüther ergriffen, die Ruhe ungestört zu erhalten. Um die Mitte des Septembers wurde jedoch in einem Klubb, der das Kaféhaus der Fontana de oro zum Versammlungsorte hatte, der Vorschlag gemacht, das Bildniß Riego's in feierlichem Zuge durch die Straßen von Madrid zu tragen, um dem Begründer der spanischen Freiheit in der Verfolgung, die ihm widerfahren, ein Zeichen der unveränderten Gesinnung des Volkes zu geben. Der Jefe politico, Martinez de San Martin, erließ eine Bekanntmachung, welche die Veranstaltung des Triumphzuges untersagte und die Versammlungen in der Fontana de oro, wegen der gesetzwidrigen Reden, die in derselben gehalten würden, für geschlossen erklärte. Daran kehrten sich die Decamisados nicht. Am Nachmittage des 18. Septembers sammelten sich mehrere hundert überspannte Köpfe in dem Kaféhause, wo ihnen, als an einem öffentlichen Orte, der Zutritt nicht verwehrt werden konnte. Sie nahmen das lebensgroße mit Palmen bekränzte Bild des Helden von las Cabezas in die Mitte und trugen dasselbe unter dem Zuströmen von Tausenden und unter dem unablässig wiederholten Rufe: „Es lebe Riego! Es lebe die Freiheit! Tod den Servilen!“ durch den Prado, über die Puerta del Sol und über den Constitutionsplatz, ohne daß die auf allen diesen Punkten aufgestellten Truppen im geringsten Miene gemacht hätten, sich zu widersetzen.

Durch diesen Erfolg kühner geworden, beschlossen die Führer des Zuges, nach dem Stadthause vorzudringen, um den Behörden Trotz zu bieten, die hier ihren Sitz hatten. Alle Zugänge waren jedoch von der Bürgergarde besetzt, die den wilden Haufen nicht durchließ, und als derselbe eine Aufforderung des Jefe politico, ruhig nach Hause zu gehen, mit höhnendem Geschrei beantwortete, die Tobenden mit Kolbenstößen auseinander trieb und die Heftigsten und Widerspänstigsten verhaftete. Aehnliche Aufzüge fanden nach dem Vorgange der Hauptstadt zu Sevilla, Malaga, Cartagena und in vielen anderen größeren Plätzen Statt; von den meisten bedeutenderen Städten Spaniens gingen außerdem Adressen an den permanenten Ausschuß der Cortes oder an den König ein, welche die Wiedereinsetzung Riego's oder die Bekanntmachung des Verbrechens forderten, das er verschuldet habe.

Während auf diese Weise die Gährung sich weiter und weiter verbreitete, kam der 28. September heran, an welchem der König, seinem Versprechen gemäß, die außerordentlichen Cortes in Person eröffnete. Die gesetzgebende Versammlung ging an ihre Arbeiten, als ob das Land sich in dem ruhigsten Zustande befunden und von außen nicht das Geringste zu fürchten gehabt hätte. Da wurde über eine neue Eintheilung des Landes, über Verbesserungen der Strafgesetze, über die abtrünnigen Colonien, über die zerrütteten Finanzen und über eine Menge anderer Dinge berathen, die zu jeder andern Zeit die würdigsten Gegenstände für die Sorge der Gesetzgebung gewesen wären, gegenwärtig aber billig der wichtigeren Aufgabe hätten weichen sollen, das Vaterland zu retten. Da Ferdinand VII. sah, daß sein wohlüberdachter Plan bei den Cortes keinen Widerstand fand, so ging er weiter, als er anfangs gewagt hatte. Die bewährtesten Stützen der constitutionellen Partei, Jauregui zu Cadiz, der Empecinado zu Zamora, General Velasco zu Sevilla, Mina in Galicien und mehrere andere gleich zuverlässige Führer wurden von den Commandos, die ihnen vertraut waren, abberufen und durch die Männer ersetzt, die, wenn nicht der Constitution entgegen, doch lauer und weniger entschieden waren. Wenig fehlte, daß dadurch alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung zerrissen wären, was natürlich, wie jeder gesetzlichen Gewalt, so auch dem Ansehen der Cortes ein Ende gemacht hätte. Als es zu Cadiz bekannt wurde, daß der frühere Statthalter von Galicien, General Venegas, der sich bei dem Ausbruche der Revolution im J. 1820 derselben bis zum letzten Augenblicke widersetzt, zum Generalcapitain der Provinz ernannt sey, traten sämmtliche Behörden zusammen und

richteten eine Eingabe an den König, worin sie die Entlassung der Minister verlangten, die fähig gewesen wären, einem solchen Manne ein so wichtiges Commando zu übertragen. Zugleich wurde der Beschluß gefaßt, den neuen Befehlshaber in den Platz nicht einzulassen. Dies kühne Auftreten fand in den vornehmsten Städten von Andalusien Beifall und Nachahmung; von allen Seiten gingen Adressen an den König ab, welche in der derbsten Sprache die Absetzung der Minister verlangten. Selbst in Madrid wurde eine ähnliche Adresse mit zahlreichen Unterschriften bedeckt und durch den General Quiroga dem Könige übergeben. Zu so furchtbarer Höhe war die allgemeine Aufregung gestiegen, daß in den Klubbs laut die Ausrottung aller Servilen gefordert und der König selbst, wenn er auf seinen Grundsätzen beharre, mit dem Tode bedroht wurde. Der greise Romero Alpuente entwickelte in einer eigenen Schrift die Nothwendigkeit eines politischen „Aderlasses,“ um das Land von den unreinen Säften zu befreien, die den krankhaften Zustand desselben veranlaßten. Venegas, als er vernahm, welche Stimmung in Cadiz gegen ihn herrschte, bat um seine Entlassung und erhielt den Baron de Andilla zum Nachfolger, von dem die Bewohner von Cadiz eben so wenig wissen wollten, und dem, als er nach Jeres kam, der Eintritt geradezu verweigert wurde. Auf gleiche Weise wurde General Daviz, der an Velasco's Stelle zum Generalcapitain von Andalusien ernannt war, von Sevilla zurückgewiesen; und zu Coruna zwang ein Volksaufstand den abgesetzten Mina gegen seinen eigenen Willen, die ihm entzogene Würde zu behalten. Die Regierung in ihrer Noth, da sie den Ausbruch eines Bürgerkrieges vor Augen sah, wandte sich durch eine königliche Botschaft an die Cortes, um bei diesen Rath und Hülfe zu suchen. Die Minister, die sich ihrer Schuld wohl bewußt waren, hatten zu wiederholten Malen ihre Entlassung angeboten, waren aber immer dahin beschieden worden, daß der König sich von Männern nicht trennen könne, die ihm so viele Beweise der Treue und Anhänglichkeit gegeben und dem Staate so große Dienste geleistet. Noch zuletzt, als die königliche Botschaft, bereits der Berathung der gesetzgebenden Versammlung unterlag, erklärte ihnen Ferdinand: „Sie können mich verlassen, aber nie werde ich Ihnen die nachgesuchte Entlassung geben. Ich kenne die Absichten der Rotte, die Spaniens Unglück gemacht hat und die unsere beklagenswerthe Nation mit noch größeren Uebeln bedroht. Meine empörten Unterthanen streben mir nach dem Leben; ich soll nach dem unglücklichen Ludwig XVI. das zweite Schlachtopfer der Revolutionswuth werden.

Wenigstens werde ich aber nicht auf dieselbe Art umkommen, wie der, den man mit so vielem Rechte den königlichen Märtyrer genannt hat. Ich werde den Tod, mit den Waffen in der Hand, an der Spitze meiner Garden erwarten." Die Cortes entsprachen insofern der Erwartung des Königs, als sie in ihrer Erwiderung auf seine Botschaft jede Widersetzlichkeit gegen die Befehle der constitutionellen Regierung entschieden mißbilligten; zugleich aber bereiteten sie eine zweite Adresse vor, die, anfangs geheim gehalten, nur für den Fall zur Ueberreichung bestimmt war, daß die Minister die Nothwendigkeit nicht begriffen, dem Unwetter zu weichen, das sich über ihren Häuptern zusammenzog. In dieser zweiten Adresse wurden alle Unordnungen, die in der letzten Zeit vorgefallen waren, unumwunden den Mißgriffen der Regierung zur Last gelegt, und der König wurde deshalb gebeten, die Maßregeln zu ergreifen, welche die Lage des Staates gebieterisch erheische. Am 10. December wurde dem Könige die erste, am 19. die zweite Adresse überreicht; aber erst im Januar 1822, als sich bereits der ganze Süden Spaniens in den Waffen erhoben, und als Catalonien drohte, sich für immer von der Monarchie loszureißen, entschloß sich Ferdinand VII. zu einiger Nachgiebigkeit und ertheilte zwar nicht allen, aber doch jenen Ministern ihre Entlassung, gegen die sich die öffentliche Stimme am lautesten ausgesprochen hatte. Unmittelbar darauf unterwarfen sich Sevilla und Cadiz der Regierung und bald kehrten auch die übrigen Provinzen zur Ordnung zurück. Da vielfache und gewichtige Stimmen in den Cortes es anerkannt hatten, daß die Ausschweifungen, welche durch die Presse und durch den Mißbrauch des Petitionsrechtes begangen wurden, einer Abhülfe bedurften, so trugen die neuen Minister, obwohl größtentheils nur vorläufig bis zur Bildung eines bleibenden Cabinettes mit ihren amtlichen Verrichtungen bekleidet, auf Gesetze zu diesem Zwecke an, gegen die sich in den Klubbs zwar ein Sturm erhob, der alle Schranken der Ordnung zu durchbrechen drohte, welche aber dennoch von den Cortes zum Beweise ihrer Unabhängigkeit, wie der Mäßigung ihrer Gesinnungen mit beträchtlicher Stimmenmehrheit angenommen wurden.

Mitten in der Bewegung, welche der böse Wille Ferdinands VII. und die Schlaffheit oder Verblendung seiner Minister hervorrief, hatten die Wahlen zu den neuen Cortes Statt gefunden, die, wie es bei der erhitzten Stimmung der Gemüther nicht anders zu erwarten war, beinahe überall auf die entschiedensten und selbst auf die überspanntesten Freunde der Freiheit fielen. In den letzten Tagen des Februars trafen

die neu ernannten Mitglieder allmälig in der Hauptstadt ein; in einer der vorbereitenden Sitzungen, die der förmlichen Eröffnung vorangingen, wählten sie den von seiner heimathlichen Provinz Asturien zum Vertreter ernannten Riego zu ihrem ersten Präsidenten. Nachdem auf diese Weise der Geist der gesetzgebenden Versammlung sich ausgesprochen, kam bald auch ein neues Ministerium zu Stande, an dessen Spitze der gemäßigte Martinez de la Rosa als Minister der auswärtigen Angelegenheiten trat, und in dem neben ihm die einsichtsvollsten und freisinnigsten Männer Platz nahmen, die zwar den Ansprüchen der Ueberspannten nicht genügten, deren Befähigung wie deren Treue aber über jeden Zweifel erhaben war: der kenntnißreiche Gareli als Minister der Rechtspflege, der feste Moscoso als Minister des Innern, General Valenzat als Kriegsminister, Romorate, Bodega und Sierra Pombley als Minister des Seewesens, der Colonien und der Finanzen. Die Lage des Landes war, als das neue Cabinet die Leitung der Geschäfte übernahm, eine beinahe hoffnungslose. Die Gährung unter den Liberalen war einigermaßen beschwichtigt; dagegen erhoben, durch die Schwäche oder den Verrath der früheren Minister begünstigt, jetzt überall bewaffnete Banden den Schild im Namen der Religion und des unbeschränkten Königthumes. Der Domherr Merino, aus dem Unabhängigkeitskriege wohl bekannt, trieb in Altcastilien sein Wesen. In Navarra hatten die Guerillas Santos Ladron und Juanito einen Haufen geworben, der sich selbst den Namen eines Glaubensheeres beilegte, in Catalonien traten der Trappist Antonio Maranon, der Baron d'Eroles und eine Menge anderer Bandenführer auf, die das ganze Gebirge in Bewegung setzten; schwächere Schaaren, nicht selten nur durch Raublust getrieben, streiften in Niederaragon, Valencia, Granada und Andalusien. Zu den Verheerungen, welche die wilden Banden der Vertheidiger des Thrones und des Altares anrichteten, gesellten sich in verschiedenen Provinzen jene einer pestähnlichen Seuche, des gelben Fiebers, das bereits im Jahre 1819 zu Cadiz und in mehreren anderen Städten Andalusiens ausgebrochen war, und im Sommer 1821 nach Barcelona übertragen wurde, wo es in wenigen Monaten über 20,000 Menschen hinraffte und von wo es sich über den größten Theil des niederen Cataloniens verbreitete. Die französische Regierung veranlaßte mehrere der berühmtesten französischen Aerzte, nach der verpesteten Stadt zu gehen, um dort den Behörden und den unglücklichen Einwohnern ihren Beistand zu leihen, zugleich aber stellte sie längs der Pyrenäengrenze ein Bewachungsheer auf, um das Ein-

schleppen der verderblichen Krankheit zu verhüten. Als Martinez de la Rosa an die Spitze des Cabinets trat, war die Seuche in Barcelona verschwunden; aber das französische Heer an der Grenze wurde deshalb nicht zurückgezogen; der Verkehr mit Spanien blieb fortwährend den lästigsten Beschränkungen unterworfen; es mußte dem Kurzsichtigsten klar werden, daß die angeordnete Absperrung weniger gegen den physischen Krankheitsstoff, den man von Frankreich entfernt halten wollte, als gegen den geistigen der Revolution gerichtet war; und vorsorgende Gemüther fürchteten schon jetzt, daß das Heer, welches in seiner gegenwärtigen Stellung zur Abwehr bestimmt war, bei der ersten Gelegenheit auch wohl zum Angriffe verwandt werden könnte. Je unerläßlicher es demnach wurde, die Vertheidigungsanstalten des Landes auf einen achtunggebietenden Fuß zu bringen, um so empfindlicher fühlte man den Nothstand des öffentlichen Schatzes, der selbst für die gewöhnlichen laufenden Ausgaben nicht ausreichte, und außerordentliche Rüstungen völlig unmöglich zu machen schien. Bereits im J. 1820 hatte man sich durch eine unter den drückendsten Bedingungen geschlossene Anleihe zu helfen gesucht, welche die Staatsschuld um 200 Millionen Realen (20 Millionen Gulden) vermehrte, während sie der Regierung nur 60 Millionen einbrachte; im nächsten Jahre sah man sich genöthigt, zu demselben Hülfsmittel seine Zuflucht zu nehmen. Es wurde eine neue Anleihe von 200 Millionen Realen abgeschlossen, von der aber in der That nicht der vierte Theil in den öffentlichen Schatz floß, so daß man kaum im Stande war, die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. In einer solchen Lage der öffentlichen Angelegenheiten konnten offenbar nur die kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln einige Aussicht auf Rettung gewähren. Martinez de la Rosa, nebst den übrigen Ministern, ließ sich aber durch den Schein einer aufrichtigen Versöhnung mit den constitutionellen Grundsätzen, die Ferdinand VII. annahm, täuschen; er hoffte, die feindselige Gesinnung, welche die auswärtigen Höfe zeigten, zu entwaffnen, indem er ihnen den Beweis vor Augen legte, daß der König keineswegs gezwungen, wie sie glaubten, sondern freiwillig sich für die Constitution erklärt habe, und beschloß deshalb im Einverständnisse mit dem Könige auf der Bahn zu beharren, welche seine Vorgänger eingeschlagen, weil er das Ankämpfen derselben gegen die Revolution nicht für Verrath am Vaterlande, sondern für heilsame Mäßigung hielt. Deshalb blieben die entschiedensten Anhänger der Constitution, mit wenigen Ausnahmen, von allen wichtigeren Stellen entfernt, während die zweideutigen Personen, denen das letzte Ministerium sein

Vertrauen geschenkt hatte, ihren ganzen Einfluß behielten. Die einzige Vorsichtsmaßregel, zu der das Cabinet sich entschloß, als die Unruhen in den an Frankreich grenzenden Provinzen immer weiter um sich griffen und die Begünstigung der Aufrührer durch die französische Regierung offen zu Tage lag, war, daß es den Befehl ertheilte, dem französischen Beobachtungsheere an den Pyrenäen ein spanisches entgegen zu stellen, zu welchem Zwecke die in jenen Landschaften befindlichen 10,000 Mann regelmäßiger Truppen durch 20,000 Mann beweglicher Milizen verstärkt wurden.

Die Cortes, ihrer Mehrheit nach aus sogenannten Exaltados oder Ueberspannten zusammengesetzt, konnten mit dem Verfahren, welches die Minister beobachteten, nicht zufrieden seyn; dennoch war auch ihnen zuviel daran gelegen, den von ihren Gegnern fortwährend wiederholten Anklagen revolutionairer Zügellosigkeit gegenüber Alles zu vermeiden, was denselben einen scheinbaren Grund bot, als daß sie nicht sich willig der Verführung hätten hingeben sollen, wenn die beredte Stimme eines Martinez de la Rosa sie in die geträumte Sicherheit einwiegte, in der er selbst sich wohlgefiel. Erst dann, als die Thatsachen gar zu laut sprachen, setzten sie die Rücksichten bei Seite, von denen sie sich sonst leiten ließen, und mahnten die Regierung in gerader und männlicher, aber immer noch ehrerbietiger Rede an ihre Pflicht. Zuerst aus Veranlassung der Zwistigkeiten, die in Valencia zwischen den städtischen Behörden und dem Generalcapitain Almodovar ausbrachen, der eine mit dem Geiste der neuen Verfassung wenig übereinstimmende blinde Unterwerfung von den ersten forderte. Darüber kam es zu blutigen Unruhen, und da die Minister sich nicht dazu verstanden, einen Statthalter abzurufen, der dieses Unheil verschuldete, so beschlossen die Cortes eine Adresse an den König zu richten, um ihm den bedenklichen Zustand des Landes vorzustellen und ihn zu ersuchen, nur solche Beamte zu ernennen, die das Vertrauen und die Liebe des Volkes verdienten; aber so groß war die Mäßigung der Gesetzgeber, welche die europäischen Höfe als eine Bande fanatischer Revolutionaire ansahen, daß sie auf die Einwendungen, die Martinez de la Rosa gegen die beschlossene Adresse erhob, mit der Vorlegung derselben zögerten, bis der Aufstand in Catalonien die Gestalt eines blutigen Bürgerkrieges annahm, und jedes längere Säumen als offener Verrath erschienen wäre. Der König, von den geheimen Triebfedern der Empörung wahrscheinlich besser unterrichtet, als die Minister, schützte eine Krankheit vor, um der Beantwortung eines Actenstückes überhoben zu seyn, dessen Inhalt ihm ver-

haßt war. Wenige Tage später am 30. Mai, der als sein Namenstag festlich begangen wurde, fühlte er sich kräftig genug, um auf dem Balcon seines Schlosses zu Aranjuez zu erscheinen, während der Pöbel dieser Stadt dasselbe unter dem Rufe: „Es lebe der unumschränkte König!“ umlagerte. Ein Theil der Garde, welche die Wache im Palaste hatte, war nicht abgeneigt, in das aufrührerische Geschrei einzustimmen; aber die Bürgergarde von Toledo, die in der Nähe lag, eilte im Sturmschritte herbei und trieb die Meuterer auseinander. Der Infant Don Carlos, der sich mitten unter den Volkshaufen befand, wie er sagte, um sie zur Ruhe zu ermahnen, wurde von zwei berittenen Bürgergardisten mit dem Säbel bedroht. „Wir werden Jeden niederhauen, der gegen die Constitution ist!“ riefen die Verwegenen ihm zu, als er sie fragte, was sie wollten. An demselben Tage, an dem dieser Tumult zu Aranjuez Statt fand, kam es zu Valencia zu ernsteren Auftritten. Eine Abtheilung von 30 Kanonieren bemächtigte sich der Citadelle, befreite den darin seit zwei Jahren gefangen gehaltenen General Elio und erklärte die Constitution für aufgehoben. Die übrige Besatzung nahm an dem Aufruhre jedoch keinen Theil; es wurden Batterien gegen die alte Burg errichtet, und das Feuer, das aus denselben eröffnet wurde, war so wirksam, daß die Empörer schon am andern Morgen sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Die Geduld der Cortes war jetzt erschöpft; sie drangen auf die strengsten und kräftigsten Maßregeln und zugleich sprachen sie den Wunsch aus, den König wieder in der Hauptstadt zu sehen. Ferdinand VII. ertheilte die schönsten Versprechungen, kehrte aber nicht eher nach Madrid zurück, als an einem der letzten Tage des Juni, um die Session der Cortes zu schließen. Am 30., als er diese Feierlichkeit vornahm, kam es zu Reibungen zwischen der Garde, die ihm zur Bedeckung diente, und der Menge, aus der Einzelne den Ruf: „Es lebe Riego!“ erhoben, den jene als eine Herausforderung betrachtete. Gegen Abend geriethen die aufgereizten Gardisten mit den Volkshaufen, die sich vor dem Palaste zeigten, heftiger an einander; als sie im Begriff waren, Feuer zu geben, warfen sich mehrere Officiere dazwischen. Einer derselben, Landaburu, ein entschiedener Liberaler, wurde darüber von seinen eigenen Leuten erschossen. Dieser Vorgang erregte unter den Constitutionellen um so höhere Erbitterung, als es wohl bekannt war, wie der Hof seit langer Zeit Alles aufgeboten hatte, um die Garden der freisinnigen Meinung, die sie anfangs genährt, abtrünnig zu machen. Die Bataillone der Bürgergarde, die Linienregimenter und Tausende von Bürgern, die sich frei-

willig bewaffnet hatten, stellten sich vor dem Palaste auf und hielten denselben eingeschlossen, in dem die Garden ihrerseits, wie in einer belagerten Festung, sich zu verzweifelter Vertheidigung anschickten. Als ein Beweis, daß dem Vorgefallenen ein tieferer Plan zum Grunde lag, wurde es angesehen, daß auf das eigene Verlangen des Königs wenige Tage vorher vier Stücke Geschütz nach dem Palaste gebracht waren. Die Nacht und der folgende Tag verging, indem beide Theile einander beobachteten. Am Abende des 1. Juli brachen vier Bataillone Garden, zwei andere Bataillone zum Schutze des Königs zurücklassend, aus ihren Casernen auf, marschirten aus der Stadt und schlugen vor derselben, auf der Pradera de las Guardias, ihr Lager auf. General Morillo, der sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen versuchte, wurde von ihnen aufgefordert, sich an ihre Spitze zu stellen, um das Leben des Königs zu retten. Er erklärte ihnen, daß der König nicht in Gefahr sey, und daß er sich nie dazu hergeben werde, Rebellen zu commandiren, bemühte sich aber umsonst, die irre geleiteten Soldaten von ihrer vorgefaßten Meinung zurückzubringen. Nur wenige hundert Mann, nebst einer Anzahl Officiere, benutzten die Dunkelheit der Nacht, um sich von ihren Cameraden zu trennen und in die Stadt zurückzukehren, wo sie sich den constitutionellen Behörden zur Verfügung stellten. Der Rest zog nach dem zwei Meilen von Madrid entfernten Lustschlosse el Pardo ab, wo er eine feste Stellung einnahm und von wo ihr Befehlshaber, General Muy, ein Schreiben an den König schickte, welches die unwandelbare Treue der Garden bezeugte und ihre Bereitwilligkeit aussprach, zurückzukehren, sobald ihnen Sicherheit gegen Beleidigungen und gegen die Auflösung gewährt werde, mit der man ihnen gedroht habe. Die Minister, die sich in den Palast begaben, wurden in diesem zurückgehalten und verhindert, Befehle zu ertheilen. Ferdinand VII., bei dem sich der Herzog von Infantado und der Marquis de las Amarillas befand, ergriff offen die Partei des Aufstandes. Wenn er aber hoffte, durch die Gefangennehmung der Häupter der Verwaltung die constitutionellen Behörden zu lähmen, so hatte er sich sehr getäuscht. Morillo, als Generalcommandant, blieb fest auf seinem Posten. An seine Seite traten die Generale Ballesteros und Riego, von denen der letzte, beim Ausbruche des Aufstandes abwesend, eilig zurückgekehrt war, als er erfuhr, in welcher Gefahr die constitutionelle Sache schwebe. Zweihundert Officiere auf halbem Sold bildeten freiwillig eine heilige Schaar, die sich unter den Befehl des Obristen Evarist San Miguel stellte und feierlich für die Freiheit zu siegen oder zu sterben schwor. Truppen

und Bürger wetteiferten in dem Drange, die gefährlichsten Posten einzunehmen. Am 3. Juli forderte der Stadtrath von Madrid den König auf, sich von den empörten Garden zu trennen und auf das Stadthaus zu begeben, weil man das Volk kaum länger vom Angriffe zurückzuhalten vermöge. Ferdinand, rathlos wie immer und im entscheidenden Augenblicke verzagt, ertheilte den Bescheid, daß er die Aufforderung dem Staatsrathe vorlegen werde, um dessen Meinung zu hören. Am folgenden Abende, als der Staatsrath sich versammelte, erschien zwar nicht der König selbst, aber statt seiner ein Schreiben, welches den schwachen Fürsten in seiner ganzen Charakterlosigkeit zeigte. Er ging davon aus, daß durch den begonnenen Kampf der gesellschaftliche Vertrag zerrissen und er daher wieder in seine alten Rechte zurückgetreten sey. Zu gleicher Zeit forderte er aber Sicherheit für sein Leben, welches durch eine revolutionaire Rotte bedroht sey; er äußerte sich bitter über Riego, der sich unberechtigt den Befehl über die Truppen angemaßt, verlangte Rath, wie man die Garden, die nur durch die unaufhörlichen Beleidigungen der Liberalen zu ihrer Abirrung gereizt wären, mit Ehren wieder zu ihrer Pflicht zurückbringen könne, und wünschte endlich überhaupt zu wissen, welche Gesinnungen der Staatsrath hege. Die Antwort war würdig und fest; sie widerlegte die grundlosen Besorgnisse, die der König für sein Leben habe, rechtfertigte das Benehmen Riego's und erklärte dagegen, daß bei den Garden, da sie sich als Meineidige und Vaterlandsverräther bewiesen, nicht mehr von Ehre, sondern nur von gerechter Bestrafung die Rede seyn könne. Zum Schlusse wurde Ferdinand VII. zurückgerufen, daß es auf keine Weise die Schuld der Nation sey, wenn der Vertrag der Verfassung gebrochen wäre, und daß man keine andere Rechte des Königs kenne, als jene, welche die Constitution zugestehe. Auch nach dieser derben Zurechtweisung konnte Ferdinand sich weder entschließen, nachzugeben, noch Alles auf das Spiel zu setzen, indem er sich persönlich an die Spitze gestellt hätte. Er fuhr fort, zu unterhandeln, und gab dabei die Hoffnung nicht auf, daß sich die Garden mit anderen gleichgesinnten Truppen vereinigen und die verruchten Anhänger der Cortes vernichten würden. Die Soldaten im Palaste wurden deshalb durch Geldspenden und berauschende Getränke bei gutem Muthe erhalten; auch verschmähten die reizendsten Damen des Hofes es nicht, durch ihre Gunstbezeigungen die Tapfern zu belohnen und zu bestechen. So kam der Abend des 6. Juli heran, an dem die Häupter der Hofpartei endlich den Entschluß faßten, einen entscheidenden Schlag zu versuchen. Mitten in der Nacht setzten die

vier Bataillone im Pardo sich gegen die Hauptstadt in Bewegung; sie kamen unangefochten in die Stadt, da ihnen die Parole verrathen war, und rückten bei Tagesanbruch in drei Colonnen gegen den großen Platz vor dem Palaste an. Die erste dieser Colonnen, die den Auftrag hatte, sich unterweges des Artillerieparks zu bemächtigen, wurde hier mit Kanonenschüssen empfangen und durch einen Angriff der Bürgergarde zurückgeworfen; die zweite Colonne wurde auf dem Platze der Puerta del Sol gleichfalls von einem so wohlgerichteten Kartätschenfeuer begrüßt, daß sie in Unordnung gerieth und nur mit bedeutendem Verluste durch Nebenstraßen zum Palaste gelangte. Die dritte Colonne allein erreichte, ungeachtet des heftigsten Feuers aus den Fenstern in den Straßen, die sie durchzog, ihr Ziel, sah sich aber, da die übrigen Abtheilungen völlig aufgelöst waren, gleichfalls genöthigt, innerhalb des königlichen Palastes eine Zuflucht zu suchen. In diesem, der jetzt von allen Seiten durch die der Constitution treu gebliebenen Truppen und durch die tobenden Volksmassen eingeschlossen war, herrschte die äußerste Bestürzung; Geschütze, an denen die Kanoniere mit brennenden Lunten standen, waren gegen die Thore gerichtet; man erwartete jeden Augenblick einen Sturm, bei dem der König nebst seiner ganzen Familie wahrscheinlich den Untergang gefunden hätte. Die Sieger machten von der Gewalt, die das Glück der Waffen in ihre Hand gelegt hatte, aber einen sehr gemäßigten Gebrauch. Statt irgend eine Rache zu üben, verlangten sie nur die Entfernung der geschlagenen Garden. Die beiden Bataillone, welche die Wache im Palaste hatten und an dem Kampfe vom 7. keinen Theil genommen, durften mit den Waffen ausmarschiren und sich nach den ihnen angewiesenen Standquartieren begeben, die vier übrigen Bataillone sollten dagegen vor den Thoren des Palastes das Gewehr strecken. Stumm rückten die ersten Bataillone aus, darauf stellten sich die andern in Reihe und Glied, wie man glaubte, um ihrerseits sich der Capitulation zu unterwerfen. Als die Constitutionellen sich ihnen näherten, um ihnen die Waffen abzunehmen, erhielten sie jedoch eine volle Ladung in das Gesicht. Außer sich vor Wuth, stürzten sie sich jetzt auf die Verräther, unter denen die Reiterei und das Geschütz ein furchtbares Blutbad anrichteten, und von denen es nur dem geringsten Theile gelang, durch die Flucht zu entkommen. Die siegreichen Truppen besetzten hierauf den Palast, und der König beeilte sich, ihnen im Namen des Vaterlandes für die Treue und Ausdauer, die sie bewiesen, zu danken.

Eine nothwendige Folge dieser Ereignisse war der Sturz des Mini-

steriums, das dieselben, wenn auch nicht gerade herbeigeführt, doch nicht zu verhüten gewußt hatte; auch Morillo, der, wie sich ergab, einer Veränderung der Constitution nicht abgeneigt gewesen war und nur von einer völligen Aufhebung derselben nichts wissen wollte, erhielt seine Entlassung. Die Männer, die jetzt an die Spitze traten, waren die entschiedensten Constitutionellen; aber so wenig daran zu zweifeln war, daß sie den besten Willen besaßen, die Verfassung gegen jeden Angriff von außen, wie von innen zu befestigen, so ließ sich doch nicht verkennen, daß es den meisten, die der Verwaltung bisher völlig fremd gewesen waren, an der erforderlichen Geschäftskenntniß mangelte, um die zweckdienlichsten Mittel aufzufinden. Der Obrist San Miguel, einst Riego's Chef des Generalstabes, der Martinez de la Rosa als Minister des Auswärtigen ersetzte, ein kühner, feuriger, überreizbarer junger Mann, wäre vielleicht an jeder andern Stelle eher an seinem Platze gewesen. General Lopez Banos, der bisher in Navarra sich mit den Glaubensbanden herumgeschlagen und noch zuletzt den royalistischen Oberbefehlshaber Quesada in das Fort Irati, an der äußersten Grenze, gedrängt hatte, war ein tapferer Degen, aber viel besser geeignet, den Feind auf dem Schlachtfelde aufzusuchen, als ein Heer zu organisiren. Gasco, Egea, Benicio Navarro, Vadillo und Capaz, die Minister des Innern, der Finanzen, der Gerechtigkeit, der Colonien und der Marine, würden, mit Ausnahme des letzten, dessen Hände nicht rein blieben, in friedlichen Zeiten durch Einsicht und Unabhängigkeit manches Gute gewirkt haben, waren aber den schwierigen Umständen, in denen sie das Land fanden, keineswegs gewachsen. Ein großer Gewinn war es jedenfalls, daß wenigstens das Nothwendigste geschah, um eine achtbare Kriegsmacht zu schaffen, und daß der Befehl in den Provinzen den zweideutigen oder unfähigen Schützlingen des Hofes entzogen und zuverlässigen Anführern übertragen wurde. Und dazu war es hohe Zeit. Denn auf allen Punkten waren Verschwörungen vorbereitet, die nur durch die strengste Wachsamkeit vereitelt wurden; und in einer der wichtigsten Provinzen, in dem Frankreich benachbarten Catalonien, war sogar bereits eine Regentschaft eingesetzt, die in einem nicht allein durch ganz Spanien verbreiteten, sondern allen europäischen Höfen zugeschickten Manifeste, unter dem Vorwande, daß Ferdinand VII. von seinen Feinden gefangen gehalten werde, sich selbst für die rechtmäßige Regierung erklärte, in dem ganzen Gebirgslande als solche anerkannt wurde, feste Plätze in ihrem Besitze hatte, Truppen besoldete und mit auswärtigen Banquiers über eine Anleihe verhandelte.

Ihren Sitz hatte die Regentschaft in der für uneinnehmbar gehaltenen Feste la Seu d'Urgel, die durch Verrath in ihre Hände gefallen war; die Mitglieder waren der Marquis von Mataflorida, der Verfasser der berüchtigten Denkschrift der Perser, der Erzbischof von Tarragona, Don Jago Creus, ein fanatischer Priester, der von Anfang gegen die Cortes geeifert hatte, und der Generallieutenant Baron d'Eroles, ein Mann von gemäßigten politischen Grundsätzen, der nur aus Ehrgeiz sich auf die Seite der Feinde aller vernünftigen Freiheit geschlagen. Um den Aufstand in Catalonien zu unterdrücken, wurde Mina mit unumschränkter Vollmacht versehen. Bei seiner Ankunft fand der bewährte Feldherr die ganze Provinz in solcher Verwirrung, und alle kriegerische Vorkehrungen so vernachlässigt, daß er mehrere Wochen zu Lerida verweilen mußte, um ein Truppencorps auszurüsten, mit dem er im Stande war, gegen den Feind zu ziehen. Erst um die Mitte des Septembers konnte er den Feldzug eröffnen, aber von dem ersten Augenblicke an erklärte sich der Erfolg für ihn. Seine bloße Annäherung war hinreichend, die Aufrührer von Cervera, wo sie die Burg eingeschlossen hielten, zu vertreiben; darauf stellte er die bisher unterbrochene Verbindung auf der großen Straße von Lerida nach Barcelona wieder her, und drang mit seiner Hauptmacht von Cervera in das Gebirge ein, während die Generale Rotten von Barcellona und Milans von Gerona gegen das Hochland vorrückten. Mehrere Wochen hielt ihn die kleine Stadt Castelfolit auf, die der Bandenführer Romagosa tapfer gegen ihn vertheidigte. Nach der Einnahme ließ er sie dem Erdboden gleich machen und eine Säule aufrichten mit der Inschrift: „Hier stand Castelfolit." Dasselbe Schicksal drohte er jedem andern Orte, dessen Bewohner seinem Heere Widerstand leisten würden. Diese Drohung war so wirksam, daß die Stadt Balaguer am Segre ihm ohne Gegenwehr die Thore öffnete, wodurch die Regentschaft von Urgel, um ihre persönliche Sicherheit besorgt, sich veranlaßt fand, ihren Sitz zuerst nach Puycerda und darauf nach Livia, unmittelbar an der französischen Grenze, zu verlegen. Nachdem Mina den General d'Eroles bei Puebla an der Noguera geschlagen, drängte er dessen Schaaren unaufhaltsam vor sich her und zwang sie nach einer Reihe unbedeutender Gefechte, am 28. November, nach Frankreich auszutreten, wohin ihnen einige Stunden vorher die Regentschaft vorausgegangen war. Da die Generale Milans und Rotten mit nicht weniger glücklichem Erfolge den Aufstand in den Thälern des Ter und des Llobregat unterdrückten, so war gegen das Ende des Jahres in ganz Catalonien die Ordnung wiederhergestellt.

Nur die Besatzung von Seu d'Urgel hielt sich in vergeblicher Erwartung eines Entsatzes bis in den Anfang des Februars, so wie einzelne Banden von Versprengten sich noch lange in den Bergen herumtrieben. Die Banden in Navarra, an deren Spitze sich nach Quesedas Flucht der Obrist Carlos O'Donnel gestellt hatte, so wie in anderen Provinzen waren von geringer Bedeutung, und die constitutionelle Partei wäre daher des Sieges gewiß gewesen, wenn die Verhältnisse zum Auslande und namentlich zu Frankreich nicht von Tage zu Tage eine drohendere Gestalt angenommen hätten.

In Frankreich hatte, ungeachtet der Vorliebe Ludwigs XVIII. für freisinnige Staatseinrichtungen und ungeachtet seiner Abneigung gegen alle Uebertreibungen des Parteigeistes, in den letzten Jahren dennoch die Partei der Ultraroyalisten den überwiegenden Einfluß, den Graf Decazes ihnen mit so großer Schlauheit entwunden, wieder erlangt, und wenn man nicht ganz in die alten Verirrungen der Jahre 1815 und 1816 zurückfiel, so lag der Grund nur in den Fortschritten, die sie selbst, ohne es sich zu gestehen und zum Theil sehr gegen ihren Willen, in ihrer politischen Bildung gemacht hatten. Schon auf dem Aachener Congresse waren von den dort vereinigten Monarchen und Diplomaten Besorgnisse über die unvorsichtigen Begünstigungen geäußert worden, welche die französische Regierung auf Kosten der treuen Stützen des Königthumes den alten Anhängern der Revolution widerfahren lasse. Der Herzog von Richelieu hatte um so mehr Mühe, die vorgefaßten Meinungen seines Freundes und Beschützers, des Kaisers Alexander zu widerlegen, als er im Herzen nicht weit davon entfernt war, dieselben zu theilen. Nicht ohne die lebhafteste Sorge sah er dem Ergebnisse der Wahlen entgegen, durch welche im Herbste das ausscheidende Fünftheil der Abgeordnetenkammer ersetzt werden mußte. Das Ministerium setzte alle demselben zu Gebote stehende Triebfedern in Bewegung, um die Wahlen auf Namen zu lenken, die, gleichweit von dem Parteigeiste der Ultraroyalisten und der Independenten entfernt, den europäischen Höfen eine Bürgschaft der wiederhergestellten Ruhe und Ordnung zu bieten schienen. Man erreichte, indem man den Ränken steuerte, denen früher die Ultra ihr Uebergewicht verdankten, nichts, als daß sich die wahre öffentliche Meinung aussprach. Ueberall erlagen die Ultra, überall wurden Männer gewählt, deren politische Richtung eine mehr oder weniger freisinnige war. Zwei Namen setzten den Hof besonders in Schrecken; Lafayette, dieser unbeugsame Vorkämpfer der Freiheit, und Manuel, einst der Vertraute Fouché's, jetzt der beredteste und kühnste

Wortführer der Independenten. Einen solchen Ausgang hatten Wenige erwartet. Der Herzog von Richelieu kam von Aachen mit dem festen Entschlusse, die Monarchie, die er dem Abgrunde nahe glaubte, zu retten, indem er die natürlichen Vertheidiger des Thrones, die Royalisten, um denselben versammelte. Er knüpfte Unterhandlungen mit den Häuptern der Partei an, die dem Ministerium bisher feindlich gegenübergestanden, und sicherte denselben als den Preis ihrer Unterstützung die Aufhebung des verderblichen Wahlgesetzes zu; den Ränken des schlauen Decazes, der nimmermehr hoffen durfte, die erbitterten Ultra zu versöhnen und sich deshalb lieber den weniger schroffen Schattirungen der Independenten näherte, war sein redlicher etwas beschränkter Eifer jedoch nicht gewachsen. Unfähig, eine Verwaltung in seinem Sinne zu Stande zu bringen, war er genöthigt, am 27. December 1818 seine Entlassung zu nehmen und dem Günstlinge des Königs das Feld zu überlassen. Da dem Herzoge alle seine Collegen mit Ausnahme des Marschalls Gouvion St. Cyr folgten, erhielt Decazes den Auftrag, ein neues Cabinet zu bilden. Zu vorsichtig, um selbst an die Spitze zu treten und dadurch seine Person allen Angriffen der Parteien bloß zu stellen, behielt er sich nur die einflußreiche Stelle eines Ministers des Innern vor und vermochte den geraden freisinnigen General Dessolle, Moreau's Waffengefährten und als solcher durch den Kaiser Alexander ausgezeichnet und begünstigt, das doppelte Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und Conseilpräsidenten zu übernehmen. Neben ihm nahmen ihren Sitz im Cabinette ein der gewandte und beredte Deserres, als Siegelbewahrer, als Finanzminister der Baron Louis, der dieselbe Stelle bereits unter Talleyrand bekleidet hatte, und Portal, ein reicher Kaufmann von Bordeaux, der, weil sein Haus mehrere Schiffe in See hatte, zum Marineminister ernannt wurde. Gouvion St. Cyr behielt seinen Platz als Kriegsminister. Der politische Grundsatz, den das neue Ministerium an die Spitze seiner Verwaltung stellte, war die Aufrechterhaltung des Wahlgesetzes; denn gegen dieses waren nicht allein von Seiten der Ultraroyalisten, sondern auch von den gemäßigteren Freunden des Herzogs von Richelieu die heftigsten Angriffe zu erwarten. Um seinen mächtigen Widersachern gegenüber einige Aussicht auf dauernden Bestand zu gewinnen, blieb dem Cabinette nichts anderes übrig, als sich auf die Partei zu stützen, die zwar nicht den Hof, aber ganz Frankreich für sich hatte, und die durch die letzten Wahlen in der Abgeordnetenkammer ansehnlich genug verstärkt war, um im Vereine mit den ministeriellen Royalisten eine entschiedene Mehrheit zu

gewähren. Der erste Schritt, den Decazes that, um das Vertrauen der Independenten zu verdienen, war die Zurückberufung der großen Mehrzahl der Verbannten, deren Namen die persönlichen Gefühle des Königs nicht gar zu empfindlich verletzten. Nächstdem wurde eine Reihe von Gesetzentwürfen vorbereitet, die der Nation beweisen sollten, daß man ernstlich gemeint sey, auf dem constitutionellen Wege fortzuschreiten. Die Kammern waren versammelt, und am 28. Januar 1819 legten Dessolle, Decazes und Deserres der Kammer der Abgeordneten einen Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister vor, der bei aller Mangelhaftigkeit doch schon deshalb von Wichtigkeit war, weil er einen in der Charte nur angedeuteten Grundsatz ausführlich entwickelte. Als die Ultraroyalisten die Minister so rüstig am Werke sahen, glaubten sie keine Zeit verlieren zu dürfen, um dieselben von der Gewalt zu verdrängen, ehe sie sich noch mehr darin befestigten. Man musterte die beiderseitigen Streitkräfte, und da man sich in der Pairskammer des Sieges versichert hatte, trat hier der napoleonische Senator Barthélemy, der seine der Republik und dem Kaiserreiche geleisteten Dienste durch royalistischen Eifer in Vergessenheit bringen wollte, mit dem Antrage auf, von der Regierung eine Umgestaltung des für das Königthum und die öffentlichen Freiheiten gleich gefährlichen Wahlgesetzes zu verlangen. Nach langen Erörterungen wurde ungeachtet alles Widerspruches der Minister Barthélemy's Antrag mit bedeutender Stimmenmehrheit angenommen. Das Cabinet hatte jetzt keine andere Wahl, als dem Andrange der Gegner zu weichen und sich von den Geschäften zurückzuziehen oder die Macht der Gegenpartei in der Pairskammer durch eine Maßregel zu brechen, welche derselben die Mehrheit, über die sie gebieten konnte, entwand. Ludwig XVIII. schwankte, als Decazes ihm den Vorschlag machte, zu diesem Zwecke sechzig neue Pairs zu ernennen, von denen der größte Theil aus Generalen des napoleonischen Heeres und andern Männern bestand, welche die Bourbonen bisher als ihre erklärtesten Feinde betrachtet hatten. Endlich, um den Ultra nicht den Triumph zu lassen, ihm ein Ministerium gegen seinen Willen aufgedrängt zu haben, gab er seine Zustimmung. Am 6. März verkündete der Moniteur die neuen Pairsernennungen, die unter den Ultraroyalisten eine unbeschreibliche Entrüstung hervorriefen, weil man dem geschmeidigen immer lächelnden Decazes solche Kühnheit nie zugetraut hätte. Man sprach davon, den Minister in Anklagestand zu versetzen, und es wurde vollen Ernstes der Anschlag gemacht, seine Pairs nicht zuzulassen, was natürlich keine weitere Folgen hatte. Um

so mehr war Alles, was einigen Antheil an den öffentlichen Freiheiten nahm, mit dem Cabinette zufrieden; selbst der republikanisch gesinnte Lafayette verschmähte es nicht, in der Abgeordnetenkammer demselben das Wort zu reden, und Barthélemy's Antrag wurde, als er hier zur Berathung kam, durch die Vereinigung der sogenannten linken Seite, auf welcher die Independenten ihren Sitz hatten, mit dem Centrum oder den Ministeriellen verworfen.

Am Tage vorher, ehe diese Entscheidung erfolgte, dem 22. März, hatten die Minister sich ein neues wesentliches Verdienst um die constitutionelle Sache erworben. Sie brachten einen Gesetzentwurf in die Kammer, durch welchen die Verheißung der Charte erfüllt wurde, die allen Franzosen das Recht der freien Gedankenmittheilung zugestand. Zwar hatten die Independenten gegen manche Bestimmungen erhebliche Einwendungen zu machen, wie namentlich gegen jene, die von dem Herausgeber eines Tagblattes die Niederlegung einer Caution von 10,000 Franken jährlicher Renten verlangte; auch erschienen die Strafbestimmungen zu hart. Aber jeder Unbefangene mußte zugeben, daß die Regierung nicht geringen Muth bewies, indem sie mitten in dem Kampfe der widerstreitenden Meinungen dem Schutze entsagte, den ihr die Censur gegen die Angriffe des Parteigeistes gewährte; und wenn die Strafen, welche die Ausschweifungen der Presse ahndeten, nicht die mildesten waren, so fehlte auf der andern Seite nicht genügende Bürgschaft gegen Ungerechtigkeit und willkürliche Bedrückung. Das Urtheil über alle schwere Preßvergehen war den Geschwornengerichten zugewiesen: kein von der Regierung ernannter und besoldeter Beamter, sondern das Land selbst entschied über Schuld oder Unschuld des Angeklagten. Die Ausstellungen, welche die linke Seite an dem Preßgesetze zu machen hatte, hinderten sie nicht, bei der Abstimmung sich in Masse für dasselbe zu erklären; der ministerielle Gesetzentwurf erhielt daher eine beträchtlichere Mehrheit, als nach dem Gange der Verhandlungen vielleicht vorauszusetzen gewesen wäre. Das Ministerium hatte die förmliche Annahme nicht abgewartet, um die Journale von den Fesseln der Censur zu befreien. Der 1. Mai 1819 gab Frankreich die seit den Zeiten der Republik entbehrte Preßfreiheit zurück oder rief dieselbe vielmehr, da sie auch damals durch den Schrecken oder willkürliche Gewalt unterdrückt war, thatsächlich zum ersten Male ins Leben. Erst von diesem Tage an konnte man sagen, daß Frankreich etwas mehr als den Namen constitutioneller Freiheit besaß. Die Presse erhielt jetzt eine Bedeutung, die sie zu keiner früheren Zeit gehabt hatte und welche

sie zur wahren Schutzwehr aller öffentlichen Freiheiten machte. Alle Meinungsschattirungen wurden durch dieselben vertreten, die öffentlichen Angelegenheiten von jedem Gesichtspunkte aus beleuchtet, und unzähligen Mißbräuchen der Gewalt wurde durch Aufdeckung des geschehenen Unrechtes vorgebeugt. Daß auch von Seiten der Presse mannigfaltig gefehlt und oft arger Unfug getrieben wurde, war gegen den großen Nutzen, den sie stiftete, nicht in Anschlag zu bringen, wenn nur ein Uebelstand nicht alle Vortheile überwogen hätte. Das französische Volksgefühl war durch die Demüthigungen, welche mit der Rückkehr der Bourbonen verbunden waren, zu schwer gekränkt worden, als daß nicht in allen Gemüthern eine Abneigung zurückgeblieben wäre, die um so tiefer einwurzelte, je mehr Nahrung sie durch die Verfolgungen während der ersten Jahre der Restauration erhielt. Der redlichste Wille der Regierung konnte unmöglich eine augenblickliche Aussöhnung bewirken. Der Haß, der so scharfsichtig ist, wie die Liebe, entdeckte die verborgensten Fehler. Was auch zum Besten des Landes geschah, wurde mit Mißtrauen aufgenommen, mißgünstiger Beurtheilung unterworfen und nicht selten, wenn es mit den herrschenden Meinungen nicht durchaus im Einklange war, zum Gegenstande des Vorwurfes gemacht. Dies zeigte sich bei den Verhandlungen der Abgeordnetenkammer, wo die Vertreter der Volkspartei, bei aller Gerechtigkeit, die sie dem redlichen Dessolle und seinen Collegen widerfahren ließen, doch jede Gelegenheit benutzten, die Regierung zu necken, bei ihren Schwächen anzugreifen und zu Geständnissen zu drängen, die sie, ohne ihr Bestehen zu gefährden, nicht gewähren konnte. Dies zeigte sich noch mehr in den Erörterungen der Presse, die sich von Anfang jeder Pflicht der Dankbarkeit entbunden hielt und unbekümmert war, ob sie Recht oder Unrecht hatte, wenn sie nur ihrem Hasse gegen die Bourbonen Luft machte. Die Leidenschaften, die unter der Asche glühten, wurden dadurch immer mehr aufgereizt; den Machthabern wurde das Gute, das sie beabsichtigten, verleidet; und in dem Mißmuthe, der sie ergriff, wenn sie alle ihre Bestrebungen verkannt sahen, war es unvermeidlich, daß sie die Mißbräuche der Freiheit, die sie täglich vor Augen hatten, mit der Freiheit selbst verwechselten und zuletzt dieser den Krieg erklärten, statt jene zu bekämpfen.

Decazes, viel zu eigenliebig, um nicht in jedem Angriffe auf seine Person ein unverzeihliches Verbrechen zu sehen, bereute bald, was er für die Sache der Freiheit gethan hatte. Ihm wäre es eben recht gewesen, wenn der Baum, den er heute gepflanzt, morgen seine Früchte

getragen hätte, und er zürnte bitter, als er seine thörichten Erwartungen betrogen sah. Nicht so der wackere Dessolle, der, wenn auch beschränkteren Geistes, doch ein zu aufrichtiger Freund der Freiheit war, als daß ihm für seine Anstrengungen im Dienste derselben das Bewußtseyn der Pflichterfüllung nicht hinreichender Lohn gewesen wäre, und der zu viel Erfahrung besaß, als daß ihn das, was eine nothwendige Folge ungünstiger Verhältnisse war, besonders unangenehm überrascht hätte. Was Dessolle an diplomatischer Gewandtheit fehlte, ersetzte er durch die ehrenwerthe Festigkeit, mit der er alle Einflüsterungen des Auslandes zurückwies', die zum Zwecke hatten, ihn von der Bahn abzulenken, die er eingeschlagen. Um die Zeit, als die Vorbereitungen zu dem Karlsbader Congresse getroffen wurden, erschien ein brittischer Diplomat zu Paris, der zwar keine amtliche Sendung, aber den geheimen Auftrag hatte, die Lage der Dinge in Frankreich zu beobachten und die Gesinnungen des französischen Cabinettes in Bezug auf die politische Richtung zu erforschen, für welche die übrigen Mächte des Festlandes sich entschieden hatten. Der Engländer, ein persönlicher Freund des brittischen ersten Ministers, Lord Castlereagh, äußerte sich gegen Dessolle sehr besorglich über die Gefahren, mit denen der revolutionaire Geist unter den Völkern von neuem die Ruhe Europa's bedrohe. Der biedere General, statt in diesen Ton einzustimmen, beruhigte ihn und erklärte ihm: „seiner Ueberzeugung nach wäre die wahre Ursache der unruhigen Bewegungen in einem großen Theile von Europa die Wankelmüthigkeit, mit der man die den Völkern ertheilten Versprechungen unerfüllt gelassen habe; und das beste Mittel, allen Erschütterungen vorzubeugen, sey, den Nationen die billigen Zugeständnisse zu machen, die das allgemeine Wohl und eine gesetzmäßige Freiheit erfordere." Eben so wenig, wie der Britte, richtete Graf Capo d'Istria aus, den Kaiser Alexander nach Paris sandte, und der in einer Privataudienz Ludwig XVIII. darauf aufmerksam machte, daß er vor allen Dingen die Jacobiner zu vermeiden habe, die zwar im Augenblicke gerade nicht bestimmt zu fürchten wären, deren Gegenwart in einer französischen Kammer aber in Europa die lebhafteste Besorgniß und Spannung hervorrufen würde. Der König versicherte dem russischen Diplomaten, daß man in Bezug auf Frankreich ganz ruhig seyn könne: „die Bewegung sey hier nur auf der Oberfläche und hauptsächlich in der Presse zu finden, die Alles übertreibe und Europa immer in Feuer und Flammen erscheinen lasse." Während Dessolle und Ludwig XVIII. selbst sich so fest gegen die Einflüsterungen der auswärtigen Diplomatie

erwiesen, war Decazes bereits halb und halb entschlossen, das Wahlgesetz aufzugeben, welches er vor wenigen Monaten als den Angelstern seiner Politik anerkannt hatte. In einer vertraulichen Unterredung, die er mit Capo d'Istria und dem russischen Botschafter Pozzo di Borgo hatte, versprach er diesen gewandten Unterhändlern, daß er nur die nächsten Wahlen noch abwarten wolle, um zu sehen, ob mit der Mehrheit, die sie dem Lande gäben, sich „in dem Sinne einer vernünftigen Freiheit und Ordnung" regieren lasse. Sofern sich dies als unmöglich herausstelle, werde er das Wahlgesetz fallen lassen.

Den Versuch, auf den Decazes Alles ankommen lassen wollte, hätte er sich eben so gut ersparen können, denn der Erfolg desselben war, als er sein Versprechen ertheilte, mit leichter Mühe vorherzusehen. Während der Session der Kammern hatten fünf Ergänzungswahlen Statt gefunden; alle waren auf entschiedene Liberale gefallen, und Benjamin Constant, der berühmte politische Schriftsteller, dessen Ernennung zu Paris die Regierung kurz vorher durch die Anwendung aller möglichen Hülfsmittel hintertrieben, hatte seinen Sitz in der Kammer neben Lafayette und Manuel eingenommen. Nach dem Schlusse der Session war den Bestimmungen des Wahlgesetzes gemäß wieder ein Fünftheil der Abgeordnetenkammer zu erneuen. Die Ultra, die wohl erkannten, wie wenig Aussicht sie für die Männer ihrer eigenen Partei hatten, entschlossen sich an mehreren Orten, die Candidaten der Independenten gegen jene der Regierung zu unterstützen, weil sie die Hoffnung hegten, durch eine vollkommene Niederlage der letzten dem Hofe einen Schrecken einzujagen, der den König bestimmen sollte, sich ihnen, als den Rettern der Monarchie, in die Arme zu werfen. Es hätte dieses Kunstgriffes nicht bedurft, um der Meinung, welche mit Ausnahme einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Höflingen, Altadeligen und Priestern die allgemeine war, den Sieg zu sichern. Der Ausgang der Wahlen war für die öffentliche Stimmung in noch ungleich höherem Grade bezeichnend, als jener des vergangenen Jahres. Von 53 neu erwählten Abgeordneten gehörten 42 der liberalen Partei an, nur 4 den Ultra und nicht mehr als 7 der rein ministeriellen Richtung. Unter den Gewählten waren Namen, die am Hofe die unangenehmsten und zum Theil die schmerzlichsten Erinnerungen hervorriefen, wie Lecarlier, der Sohn eines der berüchtigtesten Conventsdeputirten, Lambrechts, der Justizminister des Directoriums, und vor allen anderen Grégoire, der ehemalige Bischof von Blois, der im Convente sich als einer der erbittertesten Feinde des Königthumes bewiesen und zwar, auf einer Ge-

schäftsreise abwesend, nicht mit für den Tod des Königs gestimmt, aber selbst in der Entfernung seinen Haß so wenig bezähmt hatte, daß er die Verurtheilung des gutmüthigen schwachen Fürsten durch ein eigenes Schreiben verlangte. Als die Ernennung Grégoire's bekannt wurde, konnte der Graf von Artois, der mit Ludwig XVIII. seit langer Zeit kein Wort mehr gewechselt hatte, seinen Unwillen nicht länger zügeln. „Da sehen Sie, Sir," rief er in einer abendlichen Familienvereinigung aus, „wohin man Sie führt!" — „Ich weiß es, mein Bruder," erwiederte der König, und ich werde meine Maßregeln ergreifen." — Noch an demselben Abende erklärte Ludwig XVIII. seinem Lieblinge Decazes: „es sey durchaus nothwendig, ein Wahlsystem anzunehmen, durch welches man dem Geiste der Monarchie weniger widersprechende Wahlen erhielte." Der Minister, der seinerseits ohnedies bereits entschieden war, stimmte dem Monarchen vollkommen bei. Das Einzige, was ihn in Verlegenheit setzte, da er wohl wußte, daß die Ultra ihm seinen Abfall niemals verzeihen würden, war die Schwierigkeit, sich eine Mehrheit in der Abgeordnetenkammer zu verschaffen. Er beschloß deshalb zuvörderst den Versuch zu machen, ob er durch einige weniger bedeutende Veränderungen des Wahlgesetzes nicht die Forderungen des Hofes und der auswärtigen Mächte befriedigen könne, ohne die gemäßigteren Liberalen zu sehr zurückzustoßen. Unglücklicherweise scheiterte dieser schlau ersonnene Plan an der Hartnäckigkeit Dessolle's und des Grafen Gouvion St. Cyr, die von keiner Veränderung des Wahlgesetzes etwas wissen wollten. Umsonst stellte der listige Höfling den beiden ehrlichen Kriegsmännern vor, daß es sich nur um einige leichte Zugeständnisse zur Beschwichtigung des Königs handle, und daß im Uebrigen die Grundsätze des Ministeriums unverändert bleiben sollten. Die redliche Gradheit war nicht so leicht zu fangen, als Decazes voraussetzen mochte. Dessolle und Gouvion St. Cyr, denen sich bei der gemeinschaftlichen Berathung auch Louis zugesellte, beharrten in ihrem Widerstande; und da Ludwig XVIII. in einer Sitzung des Ministerrathes, die in seinem Beiseyn gehalten wurde, sich entschieden gegen das Fortbestehen des Wahlgesetzes aussprach, reichten am 19. November alle drei ihre Entlassung ein. An ihre Stelle traten der geschmeidige Pasquier, der sich bisher mehr zu den Ultra gehalten, als Minister des Auswärtigen, Roy, ein unabhängiger, aber streng royalistisch gesinnter Mann, der schon in der letzten Zeit des Ministeriums Richelieu bei dem Austritte Corvetto's die Finanzen verwaltet hatte, als Finanzminister, und der tapfere

General Latour-Maubourg, einer der wenigen Feldherren des Kaiserreiches, die nach dem Sturze Napoleons sich aufrichtig der Restauration angeschlossen, als Kriegsminister in das Cabinet. Decazes, der mit dem von Anfang für seine Ansichten gewonnenen Deserres und dem unbedeutenden Portal seine Stelle behielt, übernahm jetzt den Vorsitz im Ministerrathe, der ihm schon in dem früheren Cabinette gebührt hätte, wenn es nur darauf angekommen wäre, den überwiegenden Einfluß zu bezeichnen.

Wenige Tage nach dieser Umgestaltung der Verwaltung wurden die Kammern eröffnet. Schon das erste Geschäft der Abgeordnetenkammer, die Prüfung der Vollmachten, die sonst gewöhnlich nur als eine Sache der Form betrachtet wurde, hatte diesmal eine ernste Wichtigkeit. Es handelte sich um die Frage, ob Grégoire, der Königsmörder, wie die Ultraroyalisten ihn nannten, zugelassen werden sollte. Darüber kam es zu so stürmischen Erörterungen, daß die Sitzung unterbrochen werden mußte. Der Berichterstatter der Commission, im Einverständnisse mit dem Ministerium, suchte die Frage zu umgehen und die Nichtigkeit der Wahl auf die angebliche Verletzung einer zufälligen Förmlichkeit zu begründen. Die Ultra ließen sich aber eine so schöne Gelegenheit nicht nehmen, ihren Eifer für das Königthum an den Tag zu legen. „Wir wollen keinen Königsmörder in der Kammer!" rief Hr. von Marcellus; und da die linke Seite sich auf die Charte berief, welche die ausdrückliche Zusicherung enthielt, daß kein Franzose wegen seiner früheren politischen Meinungen verfolgt werden sollte, so behauptete Lainé, daraus folge noch nicht, daß auch jeder das Recht haben müsse, in der Kammer zu sitzen, sofern dadurch die Gebote der Gerechtigkeit, der Vernunft und der Ehre verletzt würden. Als Benjamin Constant daran erinnerte, daß der König selbst das Beispiel der Vergessenheit gegeben habe, indem er einen wirklichen Königsmörder — Fouché — sogar zu seinem Minister ernannte, erhob sich der wüthende Labourdonnaye und erklärte diese Aeußerung für hochverrätherisch. Bei der Abstimmung wurde die Ausschließung mit großer Stimmenmehrheit beschlossen; der einzige Lambrechts wagte es, aufzustehen, als Diejenigen aufgefordert wurden, sich zu erheben, welche gegen die Ausschließung wären. Aber die streng monarchischen Gesinnungen waren in der Kammer nicht so überwiegend, als es nach diesem Vorgange scheinen mußte. Die Thronrede hatte über die Gewaltthätigkeit der Parteien geklagt, die aus ihren friedestörenden Entwürfen keinen Hehl machten, und mit Bestimmtheit darauf hingedeutet, daß

es einer Abänderung des Wahlgesetzes und des die Wahlen betreffenden Abschnittes der Charte bedürfe, um die Kammer dem jährlich wiederkehrenden Einflusse des Parteigeistes zu entziehen. Die Adresse der Abgeordnetenkammer sprach von den nachtheiligen Einwirkungen des Parteigeistes nur in den allgemeinsten Ausdrücken und ließ den Hauptpunkt, die angekündigten Veränderungen des Wahlgesetzes, völlig unberührt.

Inzwischen verbreitete sich in ganz Frankreich eine außerordentliche Aufregung. So unwissend waren unter den niedrigsten Ständen nur wenige, daß sie nicht gefühlt hätten, wie geringe Sicherheit für alle öffentliche Freiheiten übrig blieb, wenn es der Regierung freistand, mit Hülfe einer nach ihren Wünschen gebildeten Kammer die Verfassung in jedem ihr anstößigen Punkte umzugestalten. Nicht wenig trugen die Journale dazu bei, um die Meinung aufzuklären, freilich durch ihre leidenschaftliche Heftigkeit auch, um die ohnedies vorhandene Mißstimmung zur Erbitterung zu steigern. Dabei beobachtete das Cabinet eine Politik, die feiner nicht hätte berechnet seyn können, wenn man absichtlich darauf ausgegangen wäre, alle Leidenschaften zu entfesseln. Von der einen Seite reizte man auf, indem man mit Beeinträchtigungen der Freiheit drohte, von der andern zeigte man eine Schwäche und Ohnmacht, welche die Muthlosigkeit selbst zum Angriffe herausfordern konnte. So hatte der Justizminister noch unter der Verwaltung des Generals Dessolle den Befehl gegeben, die Versammlungen zu schließen, welche die Häupter der Independenten zu Paris, unter ihnen die einflußreichsten Abgeordneten, berühmte Schriftsteller, große Eigenthümer, Generale, bei dem Administrator der Posten, Gévaudan, einem reichen und freisinnigen Manne, hielten. Die Veranlassung war wahrscheinlich von der auswärtigen Diplomatie ausgegangen; denn in diesen Versammlungen wurde nicht allein die innere, sondern auch die auswärtige Politik Frankreichs besprochen; es wurden die Maßregeln verabredet, die zu ergreifen wären, um dem Mißtrauen der Regierungen gegenüber die volksthümlichen Interessen nicht allein in Frankreich, sondern in Europa zu wahren. Ohne einen förmlich constituirten Verein zu bilden, hatte die Gesellschaft, die sich an bestimmten Tagen versammelte, den Namen der Freunde der Preßfreiheit angenommen, weil der ursprüngliche Zweck, der sie zusammenführte, hauptsächlich die Aufhebung der damals noch bestehenden Censur war. Auf die Wahlen übte sie einen großen Einfluß; die Schritte, die zu diesem Zwecke gethan wurden, gingen von einem engeren Kreise aus,

der auch wohl der leitende Ausschuß (comité directeur) genannt wurde, und über den bald die übertriebensten Gerüchte in Umlauf kamen. Selbst an den europäischen Höfen wurde derselbe als eine Art von revolutionairer Gegenregierung angesehen, die in ganz Europa ihre Verbündeten habe und planmäßig daran arbeite, den Sturz aller Throne vorzubereiten. Nach den Bestimmungen des napoleonischen Strafgesetzes hatte die Regierung ohne Zweifel das Recht, die Gesellschaft zu verbieten und die Theilnehmer zur Verantwortung zu ziehen. Decazes fürchtete aber, durch so kräftiges Einschreiten die liberale Partei, die ihn in der Kammer unterstützte, zu sehr zu erbittern. Deshalb begnügte man sich, den unschuldigen Gévaudan, bei dem die Versammlungen Statt fanden, vor das Polizeigericht zu laden, daß ihn zu einer Geldbuße von 200 Franken verurtheilte, einer Strafe, die bei den Vermögensverhältnissen des Angeklagten ungefähr eben so viel war, als das Bekenntniß, daß man ihn nicht zu strafen wagte. Die Freunde der Preßfreiheit setzten nach wie vor der Verurtheilung ihre Thätigkeit fort. Von ihnen wurden hauptsächlich die Petitionen veranlaßt, die aus allen Departementen an die Abgeordnetenkammer eingingen, um die Aufrechterhaltung des Wahlgesetzes zu verlangen, von denen aber einzelne in einem so unangemessenen Tone abgefaßt waren, daß sie nicht allein den Unwillen der Ultraroyalisten, sondern aller nicht ganz von blindem Hasse gegen das Königthum Beherrschten erregen mußten. Als in der Kammer der Antrag gestellt wurde, diese Bittschriften ohne weitere Erörterung zu den Acten zu legen, erklärte sich dennoch nur eine Mehrheit von drei Stimmen für diese stillschweigende Beseitigung. Die Minister waren daher der Aufnahme, die den beabsichtigten Veränderungen des Wahlgesetzes in der Abgeordnetenkammer bevorstand, keineswegs gewiß. Zum Unglücke waren sie auch unter sich weder über die Art, noch über den Umfang der Veränderungen einig; drei durchaus verschiedene Entwürfe wurden nacheinander in Vorschlag gebracht, und es verging geraume Zeit, ehe man sich nur über die wesentlichsten Punkte vereinigen konnte. Die lange Spannung, in der die Gemüther gehalten wurden, war nicht geeignet, die allgemeine Aufregung zu mildern; die Journale waren mit den leidenschaftlichsten Ausfällen gefüllt, und das schlimmste Zeichen für die Stimmung unter den gebildeteren Classen war es, daß die Geschwornen alle Ausschweifungen der Presse, über die sie zu urtheilen hatten, durch ihre Freisprechungen zu billigen schienen.

Endlich waren die Minister über die Bestimmung des Gesetzentwurfes, den sie den Kammern vorlegen wollten, übereingekommen; der

Tag, an dem dies geschehen sollte, war festgesetzt, und die parlementarischen Meinungen rüsteten sich zu dem entscheidenden Kampfe, als ein furchtbares Ereigniß, gleich dem Blitze des Himmels unvorhergesehen, betäubend, sinnverwirrend, mitten in das Gewühl der Parteien fiel. Der Herzog von Berri hatte am 13. Februar seine Gemahlin in die Oper begleitet und war des Abends um 11 Uhr im Begriffe, mit derselben nach dem Palaste zurückzukehren; seine Adjutanten umgaben ihn, die Wache am Eingange des Opernhauses stand unter dem Gewehr. Da faßte ein unbekannter Mensch den Prinzen bei der Schulter und stieß ihm ein breites Messer so tief in die Brust, daß er nur ausrufen konnte: „Ich bin ermordet!“ und besinnungslos niedersank. Der tödlich Verwundete kam nur auf kurze Zeit wieder zu sich und verschied am andern Morgen. Der Mörder, der einen vergeblichen Versuch zur Flucht machte, wurde von den Nacheilenden ergriffen. In dem Verhöre, das sogleich mit ihm vorgenommen wurde, gestand er: „er heiße Louis Pierre Louvel, sey als Sattler in dem königlichen Marstalle beschäftigt und habe seit dem Augenblicke, wo er im J. 1814 zuerst die weiße Fahne erblickt, einen tödtlichen Haß gegen die Bourbonen genährt, da er in ihnen die Feinde seines Vaterlandes sehe. Schon damals habe er den Entschluß gefaßt, sie alle zu ermorden; seit dieser Zeit habe er bei wiederholten Gelegenheiten den Prinzen des königlichen Hauses aufgelauert, nur sey er unschlüssig gewesen, mit welchem er den Anfang machen sollte, bis er sich endlich für den Herzog von Berri entschieden, weil auf ihm, als dem jüngsten, die letzte Hoffnung des Stammes beruhe.“ Er leugnete, irgend einen Mitschuldigen zu haben, versicherte, daß er nie einem Menschen das Geringste von seinem Vorhaben vertraut, und erklärte auf die Frage, welche Journale oder Flugschriften er gelesen, daß er deren niemals gelesen habe.

Den Eindruck, den die Blutthat in den Tuilerien, in den Kammern, in ganz Frankreich hervorbrachte, war so ungeheuer, wie das Verbrechen verabscheuungswürdig. Der König, mitten in seinem Schmerze, sah vorher, daß die Ultra ihre ganze Wuth gegen Decazes kehren würden, den sie längst beschuldigten, mit der Revolution im Bunde zu stehen. „Es ist nicht Ihr System,“ sagte er dem Minister, „das sie angreifen werden, sondern das meinige; aber ich verlange, daß Sie im Cabinette bleiben; sie sollen mich von Ihnen nicht trennen.“ Ludwig XVIII. hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Schon am andern Morgen waren die royalistischen Blätter mit den wüthendsten Declamationen gegen Decazes gefüllt, dessen Fuß, wie

Chateaubriand schrieb, im Blute ausgeglitten sey. In der Pairskammer wurde eine einfache Adresse an den König beschlossen, die nur die allgemeinen Gefühle der Trauer ausdrückte, weil die Kammer, durch eine königliche Ordonnanz als oberster Gerichtshof constituirt, um über das Verbrechen zu richten, Alles vermeiden mußte, was den Schein der Parteilichkeit auf sie geworfen hätte. Dagegen erhob sich in der Abgeordnetenkammer ein redlicher, aber beschränkter und vom Parteihasse beherrschter Mann, Clauzel de Coussergues, und trug darauf an, den Minister des Innern, Grafen Decazes, als Mitschuldigen an dem Morde des Herzogs von Berri in Anklagezustand zu versetzen. Für das Erste wurde diesem Antrage keine weitere Folge gegeben, so wenig als den leidenschaftlichen Worten, in denen Labourdonnaye die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung der Lehren einer wahnsinnigen Philanthropie verlangte, die das Verbrechen hervorgerufen; vielmehr drang der ritterliche General Foy, einer der freisinnigen Abgeordneten, welche durch die letzten Wahlen in die Kammer gekommen, mit seinem Vorschlage durch, „dem Könige durch eine große Abordnung den Schmerz des Volkes zu bezeugen und den Trost zu bringen, der für sein väterliches Herz nach dem entsetzlichen Unglücke möglich sey, das sein Haus getroffen." Am folgenden Tage brachte Decazes in die Pairskammer einen Gesetzentwurf, der alle Journale für die Dauer von fünf Jahren der Censur unterwarf, jedoch die mildernde Bestimmung enthielt, daß nicht die Regierung, sondern ein aus drei Pairs, drei Abgeordneten und drei unabsetzbaren Richtern bestehender Ausschuß die Censoren ernennen und über den Gebrauch entscheiden sollte, den sie von der ihnen vertrauten Gewalt machten. Zu gleicher Zeit wurde der Abgeordnetenkammer ein Gesetzentwurf zur Beschränkung der persönlichen Freiheit, welcher die Verfügungen des Gesetzes vom J. 1817 bis zum Beginne der nächsten Session wieder in Kraft setzte, und sonderbar genug auch das neue Wahlgesetz vorgelegt, das mit diesen Zwangsmaßregeln nicht das Geringste gemein hatte, obwohl es gleich ihnen darauf berechnet war, die liberale Meinung in Schranken zurückzudrängen, die das bedrohte Königthum vor der Gefahr einer Ueberwältigung sichern sollten. Decazes glaubte durch seine Gesetze wenigstens die gemäßigteren Royalisten von neuem für sich zu gewinnen und den Ueberspannten jeden Vorwand zu einem Angriffe abzuschneiden. Wie sehr er sich geirrt hatte, zeigte sich zwei Tage darauf, als Clauzel de Coussergues seine Anklage erneuete, die von der großen Mehrheit der Kammer zwar zurückgewiesen, von den Ultra aber auf das Lebhafteste unter-

stützt wurde. Noch ehe diese Entscheidung erfolgt war, hatte Decazes sich genöthigt gesehen, seine Stellung aufzugeben. Der Graf von Artois und die Herzogin von Angoulème, welche die gemeinschaftlichen Gefühle des Schmerzes dem Könige wieder genähert, drangen mit leidenschaftlicher Heftigkeit in ihn, den Minister zu entlassen, der die Monarchie dem Abgrunde entgegenführe. Den Thränen, den Beschwörungen der Herzogin von Angoulème vermochte Ludwig XVIII. nicht zu widerstehen. Er gewährte seinem Lieblinge die von diesem selbst verlangte Entlassung, obwohl nicht ohne ihm neue Beweise seiner fortdauernden Gunst zu geben, indem er ihn zum Herzoge erhob und zum Botschafter am Hofe von St. James ernannte. Der Herzog von Richelieu, an den Decazes selbst den König wies, ließ sich erst nach einigem Sträuben vermögen, von neuem die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen; er trat als Präsident an die Spitze des Cabinettes, überließ jedoch das Ministerium des Innern, welches Decazes bekleidet hatte, dem allgemein geachteten Rechtsgelehrten Simeon, dem als Unterstaatssecretair der besonnene, gemäßigt freisinnige Mounier, einst Secretair im Cabinette Napoleons, und als Generalsecretair ein Vertrauter des Grafen von Artois, der gewandte Lebemann Capelle, beigegeben wurde.

Die Ultraroyalisten waren durch den Sieg, den sie davon getragen, nichts weniger als zufrieden gestellt; denn da außer dem verhaßten Decazes alle übrige Minister ihre Stellen behielten, so war ihrer Ansicht nach in der Verwaltung nichts Wesentliches verändert. Auch wäre der Herzog von Richelieu wohl geneigt gewesen, sich, ob auch nicht wie Decazes, ganz auf die linke Seite, doch auf die gemäßigteste Schattirung der liberalen Meinung, der man damals von ihrer Vorliebe für die Lehre oder Doctrin der Charte den Namen der Doctrinaire zu geben anfing, zu stützen, wenn sie nicht zu streng an ihren Grundsätzen festgehalten und sich nicht zu entschieden gegen jede dem Buchstaben der Charte widerstreitende Veränderung des Wahlgesetzes erklärt hätten. Dem Ministerium blieb unter solchen Umständen nichts anderes übrig, als sich um den Beistand der Ultraroyalisten zu bewerben, um mit ihrer Hülfe eine Mehrheit in der Abgeordnetenkammer zu gewinnen. Die Häupter der Partei, Villèle und Corbière, stellten ihre Bedingungen; und von dem Augenblicke, wo diese angenommen wurden, waren sie die Meister. Sie verlangten, daß die Minister statt des von Decazes entworfenen Wahlgesetzes ein neues einbrächten, welches das große Grundeigenthum noch mehr begünstigte, als in jenem

der Fall gewesen war, und daß die beantragten Gesetze zur Aufhebung der Preßfreiheit und der persönlichen Freiheit auf die kürzeste Dauer beschränkt würden, um es immer in ihrer Macht zu haben, dem Cabinette eine Verlängerung zu gewähren oder zu versagen, je nachdem dasselbe ihren Ansprüchen genügte oder nicht. Nachdem dieser Bund geschlossen war, gab es in den Kammern, wie in ganz Frankreich, nur noch zwei große Parteien, die einander in schroffer Absonderung gegenüberstanden: die royalistische, der sich das Ministerium in die Arme geworfen hatte, und die ihre vortheilhafte Stellung dazu benutzte, um die Regierung immer weiter auf der Bahn des Rückschrittes zu der unbeschränkten Königsgewalt zurückzudrängen, und die liberale Partei, die, fortan zu stäter Abwehr gerüstet, jeden Schritt der Regierung mit Mißtrauen bewachte und durch ihre unversöhnliche Feindseligkeit den Ultra die Erreichung ihrer Zwecke nicht wenig erleichterte. In der Pairskammer war die liberale Partei durch die Ernennungen unter Decazes außerordentlich verstärkt worden, dennoch blieben die Royalisten noch immer in bedeutender Mehrheit; und der Gesetzentwurf zur Wiedereinführung der Censur wurde daher von den Pairs, nachdem die Regierung in die Beschränkung der Dauer bis zum Schlusse der nächsten Session gewilligt, ungeachtet alles Widerstandes der Liberalen angenommen. Einen schwierigeren Stand hatte das Ministerium in der Abgeordnetenkammer, wo sich die beiden Parteien so ziemlich die Wage hielten. Der Gesetzentwurf zur Beschränkung der persönlichen Freiheit, der hier zuerst zur Berathung kam, wurde mit glühender Leidenschaft angegriffen. Unter den Rednern der linken Seite, die sich wie ein Mann zur Vertheidigung der Freiheit erhob, zeichnete sich durch seine männliche Beredsamkeit vor allen der General Foy aus. Mit edlem Zorne sprach er gegen die Ungerechtigkeit, die man an der Nation begehe, wenn man sie als die Mitschuldige eines vereinzelten fluchwürdigen Verbrechens darstelle. „Möge die Nachwelt,“ rief er aus, „uns nicht den Vorwurf machen, daß wir an dem Grabe eines Bourbon die Freiheit der Bürger als Hecatombe geopfert haben!“ Wie tiefen Eindruck diese Worte auch machten, so verhinderten sie doch nicht, daß die Stimmen der Royalisten, die zum voraus für die Minister gewonnen waren, der einmal erwählten Partei treu blieben. Am 15. März wurde das Gesetz, welches der Regierung das Recht einräumte, willkürliche Verhaftungen ohne Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten zu verfügen, mit einer schwachen Mehrheit von der Abgeordnetenkammer, am 25. mit einer stärkeren von den Pairs angenommen, und am

folgenden Tage erhielt es die königliche Genehmigung. Wenige Tage später, am 2. April, wurde die Censur wieder eingeführt, nachdem die beredten Stimmen eines Benjamin Constant, Manuel, Lafayette, Royer Collard, die sich in der Abgeordnetenkammer gegen dieselbe erhoben, ungehört verhallt waren. Der Nutzen, den sich die Regierung von diesen Maßregeln versprach, wurde aber auf keine Weise erreicht. Die Censur wurde, da sie nur für die Journale eingeführt war, mit leichter Mühe umgangen, indem man statt dieser Flugschriften herausgab, die den Tagblättern zu einer fortlaufenden Erläuterung dienten. Die Willkür, der die persönliche Freiheit unterworfen wurde, rief zuerst jenen entschlossenen Widerstand hervor, den seitdem nicht allein die Plane der Ultraroylisten, sondern alle Schritte der Regierung in Frankreich fanden. Die angesehensten Männer der liberalen Partei, ein Lafayette, Laffitte, Casimir Périer, d'Argenson, Odilon Barrot, Pajol und viele Andere traten zu einem Ausschusse zusammen, der offen ankündigte, daß er zum Zwecke habe, die Bürger, welche in Folge des Gesetzes vom 26. März verhaftet würden, gegen die Willkür der Minister zu vertheidigen und zu schützen. Dieser Ausschuß war nicht mehr noch weniger als eine provisorische Regierung, die jeden Augenblick bereit war, die Regierung der Bourbonen abzulösen, sobald sich die Gelegenheit bot; deren weit verzweigte Verbindungen sich durch alle Stände und durch ganz Frankreich erstreckten, und die, wenn sie es nicht wagte, geradezu das Banner der Empörung zu erheben, doch mittelbar oder unmittelbar das Zeichen zu allen Bewegungen der Volkspartei gab, und auf diese Weise den langen Kampf vorbereitete, der zuletzt mit dem Sturze der Bourbonen endete.

Während von dieser Seite sich gegen die Dynastie selbst eine freilich noch in weiter Ferne liegende Gefahr entwickelte, war das Bestehen des Cabinettes, ungeachtet der Erfolge, die seine ersten Schritte in der Abgeordnetenkammer begleiteten, keineswegs gesichert. Das neue Wahlgesetz, welches am 17. April der Kammer vorgelegt wurde, war darauf berechnet, die Wahlen ausschließlich in die Hände der großen Eigenthümer zu legen, indem es doppelte Wahlstufen vorschlug, wie die Royalisten bereits im J. 1816 verlangt hatten. Decazes sah vorher, daß die Ultra sich für immer im Besitze der Gewalt befestigen würden, sobald dieses Wahlverfahren erst zum Gesetze des Landes erhoben war, und er hatte guten Grund, vorauszusetzen, daß ihm dann auch nicht die entfernteste Aussicht blieb, jemals wieder zur Macht zurückzukehren. Seine Freunde beschlossen daher, einen letzten kühnen

Streich zu führen, um seine Gegner, wie hoch dieselben auch standen, zu entwaffnen, und dadurch den König in den Stand zu setzen, den Günstling, den er schmerzlich vermißte, von neuem in seine Nähe zu ziehen. Der Anschlag war fein ersonnen, wurde aber etwas gar zu plump ausgeführt und mußte daher seinen Zweck verfehlen. Ein Apellationsrath an dem Gerichtshofe zu Nimes, Madir de Montjau, führte in einer Bittschrift an die Abgeordnetenkammer Beschwerde über das Treiben der Royalisten in jener Stadt, das er mit den Ausschweifungen der Jahre 1815 und 1816 in Verbindung brachte und auf die Rechnung einer geheimen Regierung setzte, die der Regierung des Königs entgegenwirke, und als deren Haupt er deutlich genug den Grafen von Artois bezeichnete. In der Kammer kam es über diese Bittschrift zu stürmischen Debatten, die aber keine andere Folge hatten, als daß der Schwiegervater des Herzogs Decazes, Graf St. Aulaire, durch seine Unbesonnenheiten sich den Unwillen und die Ungnade des Königs zuzog. Unmittelbar darauf wurden die Verhandlungen über das Wahlgesetz eröffnet. General Foy, der zuerst das Wort nahm, sprach mit feuriger Kraft gegen einen Vorschlag, der im Wesentlichen darauf hinauskam, den 80,000 Bürgern, denen die Charte das Wahlrecht verliehen, dasselbe zu entziehen, um es auf 18,000 Reichbegüterte zu übertragen. „Wenn die Entwürfe der Aristokratie mit offener Stirne sich ankündigen," rief er aus, „wird der Widerstand nicht weniger furchtbar seyn. Zwei Nationen, zwei Feldlager, zwei Fahnen, das sind die Früchte des neuen Gesetzes. Haltet ein, so lange es noch Zeit ist. Den Thron auf die Aristokratie stützen, heißt eine neue Revolution beginnen, heißt das Volk gegen das Königthum erbittern, heißt Volk und Thron zugleich verrathen." In gleichem Sinne sagte der Abgeordnete von Lyon, de Corcelles: „Was Frankreich jetzt fürchtet, ist die Contrerevolution, die man dadurch zu bewirken sucht, daß man diese Sitze hier, Frankreichs Vertheidigern bestimmt, einer neuen Aristokratie einräumen will, jener Aristokratie, die sich nicht scheut, zu behaupten, daß die Bajonette der Fremden sie halten. Laßt Euch das gesagt seyn, ihr gemeinen Leute, Leibeigene! Denn so wird man Euch wieder nennen, Ihr edlen Söhne von Jemappes, Marengo, Austerlitz, ihr ruhmwürdigen Schlachtopfer von Waterloo! Reißt Eure Lorbeeren vom Haupte, Kinder Frankreichs und des Sieges; bietet Eure Hände den Ketten dar, die ihr niemals hättet abschütteln sollen! Ihr werdet keine Vertreter mehr haben, keine Gesetze mehr. Die Willkür ist vor der Thür; Aechtungen und Prevôtalhöfe, die Karren des Henkers und

blutige Telegraphen sind im Anzuge. Darum soll Ein Ruf aus diesem Saale ausgehen und alle Franzosen vereinigen. Abgeordnete, Richter, Bürger, Soldaten, Ihr alle habt geschworen, die Charte zu erhalten. Man will sie antasten! Wehe den Verräthern!" Von einem höhern Standpunkte faßte der tiefsinnige Royer Collard die Frage auf; aber auch er sah in dem neuen Wahlgesetze eine directe Verletzung der Charte, auch er sah darin den Anfang der Contrerevolution. „Das aristokratische Eigenthum," sagte er, „ist in die Pairskammer verwiesen; man hebt die Wahlkammer auf, wenn man dasselbe auch in diese aufnimmt. Damit schreiten wir über die Zeiten Philipp des Schönen zurück, der unsere Väter zur Nationalversammlung berief. Die Nation wird dann wieder besessen, wie ein Gut; sie hat keinen Antheil an ihren Angelegenheiten mehr. Die Charte ist dann nur zum Hohne des Volkes da, welches sie empfangen, und des Königs, der sie verliehen." Benjamin Constant erklärte das Wahlgesetz für das Werk einer Partei, die von der Mehrheit der Nation verabscheut werde, und die, weil sie dies wisse, die Wahlen in die Hände einer möglichst kleinen Minderheit legen wolle. Er schloß seinen beredten Vortrag mit dem Ausrufe: „Die Republik fiel durch die Jacobiner der Republik; die Jacobiner des Königthumes werden das Königthum stürzen!" Den kühnen einschneidenden Worten aller der freisinnigen Männer, die gegen das neue Wahlgesetz ankämpften, wußten die Vertheidiger desselben nur sinnlose Anklagen oder Scheingründe entgegenzusetzen. Der wüthende Labourdonnaye war der erste. Er versicherte, das Wahlgesetz müsse verändert werden, „weil es einen Königsmörder an die Schwelle der Kammer bringen konnte; weil es den größten Einfluß den niedrigsten Stufen der Wählerleiter gebe, jenen, denen am wenigsten an der Ordnung und dem Bestehen der Regierung gelegen sey, da sie am wenigsten auf den Boden befestigt wären; weil es auf den Trümmern der constitutionellen Monarchie den bescheidenen Stuhl eines neuen Washington oder den blutigen Thron eines Militairdespoten zu erheben drohe." Der Minister des Innern, Simeon, suchte den Vorwurf zu widerlegen, daß das neue Wahlgesetz die Charte verletze; denn diese bestimme zwar, daß man, um Wähler zu seyn, 300 Franken an directen Steuern zahlen müsse, daraus folge aber nicht, daß ein Jeder Wähler seyn müsse, der diesen Steuerbelauf zahle! Offener war Pasquier, der Minister des Auswärtigen, der geradezu erklärte, daß die Revolution von neuem in Bewegung und nicht länger aufzuhalten wäre, wenn man nicht ein Wahlgesetz annähme, welches statt der Revolutionaire

monarchisch gesinnte Männer in die Kammer schicke. Dies war, in wenige Worte zusammengedrängt, der Sinn aller der zahlreichen Reden, die zu Gunsten des ministeriellen Gesetzentwurfes gehalten wurden.

Noch war nicht alle Hoffnung für die liberale Partei verloren, da sie unter Decazes Verwaltung die Mehrheit gebildet hatte, und nur weniger Stimmen von den persönlichen Freunden des gestürzten Ministers bedurfte, um auch jetzt das Uebergewicht zu behaupten. Man beschloß, dem ministeriellen Gesetzentwurfe eine Verbesserung entgegenzustellen, die im Wesentlichen die Bestimmungen des alten Wahlgesetzes aufrecht hielt und nur an die Stelle der Departementswahlen Wahlen der Kreise oder Arrondissements setzte. Am 30. Mai kam es zur Abstimmung über die Frage, ob diese Verbesserung, die Camille Jordan in Vorschlag brachte, oder eine andere von einem royalistischen Abgeordneten ausgehende zuerst zur Erörterung zugelassen werden sollte. Die Stimmen waren gleich getheilt; da ließ der kranke Chauvelin sich auf einem Tragsessel in den Sitzungssaal bringen und gab durch seine Stimme für die liberale Meinung den Ausschlag. Lauter, stürmischer Beifall erscholl auf der linken Seite und von den Tribunen. Am folgenden Tage, als er wieder erschien, wurde er nach dem Schlusse der Sitzung von mehreren hundert Menschen mitten durch den strömenden Regen unter dem Rufe: „Es lebe Chauvelin! Es lebe der Abgeordnete des Volkes! Es lebe die Charte!“ bis nach seiner Wohnung begleitet. Schon hielten die Liberalen sich des Sieges gewiß, aber am 1. Juni, als über die Annahme des von Camille Jordan gestellten Antrages abgestimmt wurde, erklärte sich eine Mehrheit von 10 Stimmen gegen denselben. Die Minister, die wohl fühlten, daß sie im Falle der Annahme nicht allein ihren Gesetzentwurf aufgeben, sondern auch die Gewalt den Liberalen überlassen mußten, hatten in der Zwischenzeit Alles aufgeboten, um einige Stimmen von der Gegenpartei auf ihre Seite hinüber zu ziehen; und vier oder fünf käufliche Seelen hatten den Verfechtern der Freiheit den Sieg entwunden. Beim Schlusse der Sitzung wurde Chauvelin wieder von der den Palast der Kammer umlagernden Menge mit dem Rufe: „Es lebe der Abgeordnete! Es lebe die Charte!“ begrüßt. Darin sahen die Ultra eine Beleidigung für die royalistische Mehrheit und eine Frechheit des revolutionairen Pöbels, die nicht zu dulden sey. Eine Anzahl Personen von dieser Partei hatte den traurigen Muth, am nächsten Abende Chauvelin, als er die Sitzung verließ, durch beleidigende Aeußerungen zu beschimpfen. Dies war das Zeichen, daß sich des andern Tages, am 3. Juni, noch zahlreichere Volkshaufen vor

dem Palaste sammelten. An diesem Tage wurde nach langen Debatten der erste Abschnitt des ministeriellen Gesetzentwurfes durch eine Mehrheit von fünf Stimmen (130 gegen 125) angenommen. Schon während der Sitzung erhoben Einzelne aus der Menge den Ruf: „Es lebe die Charte!" Zahlreiche Gensdarmeriepatrouillen erschienen, um die Volkshaufen auseinander zu treiben, aber zugleich stürzten sich Officiere und Gardes du Corps, in bürgerlicher Tracht, mit schweren Stöcken bewaffnet, auf die Zurückweichenden und schlugen jeden zu Boden, der sich nicht dazu verstand: „Es lebe der König!" ohne den Beisatz: „Es lebe die Charte!" zu rufen. Nach dem Schlusse der Sitzung wurden mehrere liberale Abgeordnete von den royalistischen Prüglern beschimpft und zum Theil sogar thätlich gemißhandelt. Inzwischen stieg der Tumult in den Straßen auf beunruhigende Weise. Starke Patrouillen zerstreuten das Volk, wo sich dasselbe zu sammeln anfing. Ein Student Lallemand, der „Es lebe die Charte!" rief, wurde erschossen. Am 5. Juni brachte Camille Jordan diese Vorgänge in der Abgeordnetenkammer zur Sprache; er verlangte, daß die Sitzungen eingestellt würden, bis die Minister die erforderliche Aufklärung gegeben hätten. Da der Siegelbewahrer versicherte, daß alle Anstalten getroffen wären, um der Wiederkehr ähnlicher Unordnungen vorzubeugen, ging die Mehrheit jedoch zur Tagesordnung über. Erst am folgenden Tage wurden die Verhandlungen über das Wahlgesetz wieder aufgenommen. Die gemäßigteste Schattirung der liberalen Partei machte noch einen Versuch, wenn auch die vorzugsweise Begünstigung des großen Grundeigenthumes nicht mehr zu verhindern war, wenigstens das Wahlrecht der durch die Charte geschaffenen Wähler zu retten. Der Abgeordnete Boin trug darauf an, daß zwei verschiedene Arten von Wahlcollegien gebildet werden sollten: jene der Arrondissements und jene der Departements. In der ersten sollten alle bisher zu der Theilnahme an den Wahlen befähigte Bürger die bisherige Zahl der Abgeordneten ernennen. Außerdem sollte aber in jedem Departement der am höchsten besteuerte vierte Theil der Wähler zu besonderen Wahlen zusammentreten und in diesen noch für jedes Departement zwei Abgeordnete wählen, wodurch deren Gesammtzahl um 172 vermehrt und von 258 auf 430 gebracht wurde. Da die Minister so wenig als die Häupter der Ultraroyalisten sich gegen einen Vorschlag erklären konnten, der das, was sie durch ihre doppelten Wahlstufen zu erreichen bezweckten, auf geradem Wege noch sicherer durchführte, so wurde derselbe mit großer Stimmenmehrheit angenommen, und darauf, am 12. Juni, erhielt das ganze Gesetz die Genehmigung

der Kammer. An die Stelle der doppelten Wahlstufen traten jetzt doppelte Wahlen. Die großen Grundeigenthümer, welche unter dem höchstbesteuerten Viertheil der Wähler die Mehrzahl ausmachten, erhielten nämlich ein doppeltes Stimmrecht, indem sie sowohl in den sogenannten kleinen Collegien der Arrondissements, als in den großen der Departements wählten.

Während diese Verhandlungen in der Abgeordnetenkammer Statt fanden, dauerten die Unruhen in den Straßen der Hauptstadt fort. Die Gemüther waren durch die muthwilligen Mißhandlungen, die einer Menge friedlicher Bürger widerfahren waren, erhitzt; an allen öffentlichen Orten sprach sich die äußerste Erbitterung aus; man beschloß, den Armseligen, welche die Würde der Volksvertretung verletzten, zu zeigen, wie wenig sie gegen die allgemeine Stimmung vermochten; und einzelne Verwegene, die unter dem Namen einer Loge der Wahrheitsfreunde eine geheime revolutionaire Verbindung gestiftet und einen großen Theil der leicht verführbaren Jugend an sich gezogen hatten, entwarfen noch weitergehende Plane. Am 5. Juni zogen Haufen von vielen Tausenden unter dem Rufe: „Es lebe die Charte!" die Boulevards entlang, durch die Rue Richelieu nach dem Palais royal und nach der Vorstadt St. Antoine; es standen Männer an der Spitze, denen man es ansah, daß sie militairischen Bewegungen nicht fremd waren. Die Regierung mußte alle ihr zu Gebote stehende Streitkräfte entwickeln, um den Auflauf, der die drohendste Gestalt annahm, niederzudrücken. Dennoch erneuten sich am nächsten Abende dieselben Auftritte. Die Truppen waren genöthigt, von ihren Waffen Gebrauch zu machen; mehrere Personen wurden verwundet, einige getödtet. Am andern Morgen, den 7. Juni, fand die Hinrichtung Louvels Statt, dessen Proceß sich so sehr in die Länge gezogen hatte, weil man bis zum Schlusse darauf beharrte, in ihm nur das Werkzeug bedeutenderer Personen zu sehen, die man vergebens zu entdecken suchte. Der Tag verging ruhig, doch bildeten sich am Abende wieder Zusammenrottungen, die sich auch die beiden folgenden Tage wiederholten. Am 9., als sich wieder eine ungeheure Volksmasse in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen häufte, schritt die bewaffnete Macht endlich mit Strenge ein; es kam, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, eine Menge Unschuldiger und Unbetheiligter zu Schaden; und durch ganz Paris verbreitete sich ein solcher Schrecken, daß die Ruhe seitdem ungestört blieb. Von der Hauptstadt hatte sich inzwischen die Aufregung den Provinzen mitgetheilt; in allen größeren Städten der Bretagne, in denen die liberale Meinung

ein entschiedenes Uebergewicht besaß, zu Rennes, Brest, Nantes, Lorient, kam es zu unruhigen Auftritten, die das Ausrücken des Militairs erforderlich machten, jedoch keine weitere Folgen hatten. In dem ganzen Verlaufe dieser Bewegungen stellte es sich auf das Unzweideutigste heraus, daß die Regierung keine andere Stütze hatte, als die Pflichttreue des Militairs, und daß man ihr diese nur entziehen durfte, um ihren Sturz unvermeidlich zu machen. Das Beispiel der Revolutionen in Spanien und Portugal, Neapel und Piemont war auch für Frankreich nicht verloren gegangen. Im August erhielt die Regierung die Anzeige, daß unter den in Paris liegenden Truppen eine Verschwörung bestehe, in die sogar ein Theil der Garden verwickelt sey, und die zum Zwecke habe, die Tuilerien zu überfallen, die königliche Familie gefangen zu nehmen und den Sohn Napoleons zum Kaiser auszurufen. Am Abende des 19. sollte der Ausbruch erfolgen und sogleich die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, so wie eine vorläufige Regierung eingesetzt werden. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen; der Capitain Nantil, der als der Urheber des Anschlages bezeichnet wurde, entkam jedoch durch die Flucht; es blieb daher unmöglich, alle Verzweigungen der Verschwörung bis ans Ende zu verfolgen, und man mußte sich damit begnügen, einige untergeordnete Theilnehmer zur Verantwortung zu ziehen. Die Unruhe, in die dieses Ereigniß die Tuilerien versetzt hatte, wich bald freudigeren Gefühlen, da am 29. September die Herzogin von Berri von einem Prinzen entbunden wurde, der in der Taufe die Namen Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné erhielt und dem der König unmittelbar nach seiner Geburt den Titel eines Herzogs von Bordeaux verlieh. Der royalistische Eifer gab sich jetzt durch Adressen kund, die mit den übertriebensten und zum Theil mit den niedrigsten und lächerlichsten Schmeicheleien gefüllt waren. Auch die auswärtige Diplomatie ließ ihre Stimme vernehmen. Der päpstliche Nuntius, der im Namen derselben das Wort führte, hielt eine Beglückwünschungsrede, in der er sagte: „Dieses Kind der Schmerzen, der Erinnerungen und des Bedauerns ist zugleich das Kind Europa's; es ist die Vorbedeutung und die Bürgschaft des Friedens und der Ruhe, die auf so viele Stürme folgen sollen.“ In diesen Worten, die nur durch die Kostbarkeit der Ausdrucksweise auffallend erscheinen, lag keine Uebertreibung; denn durch die Geburt des Prinzen war dem älteren Zweige der Bourbonen eine Dauer gesichert, auf die man nach dem Tode des Herzogs von Berri bereits verzichten zu müssen glaubte. Dem Herzoge von Orleans aber, dem Haupte der jüngeren Linie, die beim Abgange

der älteren zur Thronfolge berufen gewesen wäre, hatten die Höfe die revolutionairen Sünden seiner Jugend, ungeachtet seiner späteren Reue, noch keineswegs verziehen.

Im Spätherbste fanden die gewöhnlichen Wahlen für das ausscheidende Fünftheil der Abgeordnetenkammer Statt, zu denen diesmal nach dem neuen Wahlgesetze noch die Wahlen der Departementscollegien kamen. Zum ersten Male seit dem J. 1816 unterstützte die Regierung wieder entschieden die Partei der strengen Royalisten; der Herzog von Richelieu, obwohl selbst nicht zu den Ultra gehörend, zog diese doch den Liberalen, die er als die Vorboten einer neuen Revolution betrachtete, bei weitem vor. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen des Hofes. Beinahe überall wurden Royalisten gewählt; Ludwig XVIII., der auch jetzt sein besonnenes ruhiges Urtheil bewahrte, wurde bange vor einem so vollständigen Siege. „Wir werden fortgerissen werden,“ sagte er zu dem Herzoge von Richelieu, „glauben Sie eine solche Mehrheit zügeln zu können?“ Der Herzog begriff, daß er, wenn die Mehrheit der Kammer dem Cabinette nicht in offener Feindseligkeit entgegentreten sollte, die Ultra gewinnen mußte, indem er denselben einen Theil der Macht einräumte. Lainé, Villèle und Corbière, die Häupter der rechten Seite, wurden als Minister ohne Portefeuille in das Cabinet gezogen; Corbière erhielt außerdem, als Präsident des Erziehungsrathes, die oberste Leitung des öffentlichen Unterrichtes. Wie wenig diese Zugeständnisse aber die Ultraroyalisten befriedigten, zeigte sich in den ersten Sitzungen der Abgeordnetenkammer, in denen die Minister von den unbändigsten Eiferern der Partei, von einem Donnadieu, Duplessis de Grénédan, Castelbajac, mit der leidenschaftlichsten Bitterkeit angegriffen wurden. Ungeachtet des bedeutenden Einflusses, den Villèle über einen großen Theil seiner Meinungsgenossen übte, erhielt das Cabinet sogar die Genehmigung der Voranschläge für den Staatshaushalt nicht eher, als bis man sich dazu verstanden hatte, den religiösen Vorurtheilen der Royalisten zu schmeicheln und bedeutende Summen zur Verbesserung der Lage der katholischen Geistlichkeit auszusetzen. Durch einen Gesetzentwurf hätten die Minister es beinahe ganz mit den Ultra verdorben. Sie schlugen vor, den Feldherren und Staatsmännern, denen Napoleon auf der Höhe seiner Macht Donationen im Auslande ausgesetzt und welche diese bei dem Sturze des Kaiserreiches verloren hatten, zur Entschädigung die Einkünfte der zu ähnlichen Zwecken bestimmten Staatsgüter in Frankreich anzuweisen. Ein solcher Gedanke, während von einer Entschädigung für die ausgewanderten Royalisten nicht die Rede

war, die der Sache des Königthumes Gut und Blut geopfert, mußte die Uneigennützigkeit der rechten Seite empören. Duplessis de Grénédan nannte die verlangte Entschädigung einen Sold, der den Verschwörern ausgesetzt werde. Nach langen stürmischen Debatten erlangte das Cabinet wenigstens so viel, daß den Donatairen lebenslängliche Pensionen ertheilt wurden; aber damit hatte es auch den letzten Rest des Vertrauens der Ultra für immer verscherzt. Dies wurde noch vor dem Ausgange der Session sichtbar, da die Minister es bei der royalistischen Mehrheit nur mit Mühe durchsetzten, daß diese ihnen die Verlängerung der Censur auf eine möglichst kurze Frist, bis in die ersten Wochen nach der Eröffnung der nächsten Session, bewilligte. Wenn man die überspannteren Royalisten hörte, so war durch die Lauheit des Cabinettes der Revolution Thür und Thor geöffnet, und es war die höchste Zeit, dasselbe zu stürzen, wenn man die Monarchie retten wollte. Villèle und Corbière allein fanden Gnade, und auch sie nur deshalb, weil sie den Angriffen der Partei gegenüber, der sie selbst angehörten, ihre Collegen ohne einen Versuch der Vertheidigung fallen ließen.

Das System des Herzogs von Richelieu, wie wohlbewährt seine Anhänglichkeit an die Sache des Königthumes auch war, ging darauf hinaus, die Parteien durch Zugeständnisse, die er nach der einen wie nach der andern Seite machte, zu versöhnen. Ludwig XVIII. hatte von Anfang erkannt, daß dieses das einzige Mittel war, den Thron der Bourbonen in Frankreich von neuem auf dauernden Grundlagen zu befestigen, und er hatte deshalb nicht allein die alten Feldherren des Kaiserreiches auf jede Weise ausgezeichnet, sondern auch einzelne der treuesten Diener Napoleons, wie den biedern Elsasser Rapp, in seine persönliche Umgebung gezogen. Wenn die Verfolgungen während der ersten Jahre der Restauration nicht eine Saat des Hasses ausgestreut hätten, die alle spätere Bemühungen des Königs unnütz machte, so würde in der Mitte des Jahres 1821 sich der günstigste Zeitpunkt geboten haben, eine vollkommene Ausgleichung herbeizuführen. Es war am 5. Juli, als der Telegraph von Calais nach Paris die Kunde brachte, daß Napoleon auf der africanischen Felseninsel, nach welcher der unversöhnliche Haß von England und die Furcht Europa's ihn verwiesen hatte, verschieden sey. Die kleinliche Härte, mit welcher der Besieger der Könige von seinem brittischen Kerkermeister behandelt wurde, nagte, wie der Geier des Prometheus, an seinem Leben; dennoch bedurfte es sechs langer Jahre unter dem mörderischen Gluthimmel von Africa, um die Kraft des Helden zu brechen. Er starb am 5. Mai

1821, zwar nicht an Gift, wie der rächende Volksglaube wähnte, aber an körperlichen Leiden, die so schnell, so tödtlich wirkend sich schwerlich entwickelt hätten, wenn die Krankheit des Leibes nicht durch tiefer einfressende geistige Schmerzen genährt worden wäre. Durch ganz Europa rief die Kunde von dem Tode des Kaisers einen erschütternden Eindruck hervor. Der Haß erlosch, und alle edler fühlende Seelen klagten, daß eine große Heldengestalt von der Erde verschwunden sey. Die Dichter aller Nationen sangen seinen Ruhm; und die Meinung, nicht die unbestechliche Geschichte, vergaß die schwärzesten Flecken, die seine Laufbahn entstellten, über dem Glanze, in dem er durch die Läuterung des Alles versöhnenden Todes erschien. In Frankreich zumal, dessen Größe mit der Größe des Siegesfürsten zusammenfiel, war der tiefste Schmerz allgemein; keine öffentliche Feier wurde angeordnet, aber die ehrenvollste Todtenfeier war die Trauer, die sich in den Zügen jedes Franzosen aussprach, die bis in die Vorsäle der Tuilerien drang und die selbst die engherzige unfranzösische Gesinnung der Ultraroyalisten nicht zu stören wagte. Dem Hofe war ein geheimes Gefühl der Freude zu verzeihen. Denn selbst aus seiner Verbannung wirkte der Name Napoleons als ein furchtbares Schreckbild auf die schwachen Gemüther der Fürsten, die Frankreichs Thron als ihr rechtmäßiges Erbe betrachteten; der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" war immer noch das Feldgeschrei, welches der Parteihaß den Bourbonen entgegensetzte, und nur zu gewiß war es, daß dieser Ruf, so oft er ausgestoßen wurde, in jedem französischen Herzen seinen Wiederhall fand. Welche erwünschtere Gelegenheit konnte den Bourbonen sich bieten, alle Wühlungen des Parteigeistes in Vergessenheit zu bringen, als das Ereigniß, das den Gegnern die Standarte nahm, unter der sie sich zu sammeln gewohnt waren? Aber um diesen Zweck zu erreichen, hätten die Bourbonen freilich zuerst das alte Frankreich vergessen müssen, das alle ihre Gefühle ausfüllte, und mit ihren Neigungen, Gesinnungen und Ansichten sich aufrichtig dem neuen Frankreich anschließen sollen, das sie bei ihrer Rückkehr fanden. Dazu war jedoch jetzt keine Möglichkeit vorhanden. Ludwig XVIII. war durch das Alter zu sehr geschwächt, um mit seinem Willen noch durchzugreifen; die Ultra, durch Decazes List eine Zeitlang bei Seite geschoben, hatten von neuem die Macht erlangt, und sie waren fest entschlossen, sich aus der Gewalt nicht wieder verdrängen zu lassen und dieselbe in ihrem Sinne, zu der Erreichung ihrer Zwecke, anzuwenden. Die Session war noch nicht zu Ende, als die Freunde Villèle's und Corbière diesen anzeigten, daß sie von ihrer Seite auf keine Unter-

stützung mehr rechnen dürften, sobald das Ministerium nicht eine entschiedener royalistische Richtung einschlüge. Die beiden Parteihäupter machten ihren Collegen Vorschläge, auf welche diese nicht eingehen konnten, ohne den Ultra freiwillig das Feld zu räumen. Villèle, wie Corbière, von der rechten Seite der Kammer zum voraus als ihre Minister bezeichnet, nahmen ihre Entlassung, und dieser Schritt war so gut, als eine offene Kriegserklärung gegen das Ministerium.

Der Herzog von Richelieu hatte, als er zum zweiten Male zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen wurde, sich nicht eher zu der Uebernahme des ihm angetragenen Amtes verstanden, als bis der Graf von Artois ihm sein Wort darauf gegeben, daß er der Verwaltung kein Hinderniß in den Weg legen, sondern dieselbe mit seinem ganzen persönlichen Einflusse unterstützen wolle. Da es bekannt war, daß die Ultra die Wünsche des Prinzen als ihr oberstes Gesetz betrachteten, so glaubte Richelieu, im Vertrauen auf dieses Versprechen, die Feindseligkeit der Partei nicht fürchten zu dürfen. Er hielt es deshalb nicht einmal für nothwendig, bei den Wahlen, durch welche die Kammer nach dem Schlusse der Session ergänzt wurde, den Ultra entgegen zu wirken. Diese verdrängten daher an den meisten Orten die gemäßigt freisinnigen Männer, auf deren Mitwirkung das Cabinet rechnen konnte, und in den ersten Tagen des Novembers, als die Kammern von neuem zusammentraten, besaßen sie ein solches Uebergewicht, daß sie es an der Zeit achteten, ohne weitere Umschweife an dem Sturze des Ministeriums zu arbeiten. Die liberale Partei war kurzsichtig genug, sie in diesen Bemühungen zu unterstützen, obwohl es keinem Zweifel unterlag, welcher Art dies Regiment seyn würde, das man durch diese unnatürliche Verbindung herbeiführte. Aber man gab sich damals derselben Täuschung hin, die später so oft die gerechten Hoffnungen der besonnenen Freunde der Freiheit vereitelt hat. Man verschmähte das erreichbare Gute und zog es vor, den Sieg des Schlechten zu befördern, weil man voraussetzte, daß aus dem Uebermaße des Schlimmen, das unmöglich auf die Dauer bestehen könne, ein besserer Zustand hervorgehen müsse. Auf diese Weise geschah es, daß die Abgeordnetenkammer mit bedeutender Mehrheit eine Adresse annahm, welche die Verwaltung in allen ihren Zweigen dem bittersten Tadel unterwarf. Noch hielt der Herzog von Richelieu sich nicht für geschlagen; er rieth dem Könige ab, als dieser, erzürnt über einen Angriff gegen seine Minister, den er als einen gegen seine eigene Person gerichteten ansah, die Kammer auflösen wollte, und bestimmte ihn, sich

statt dessen mit einer derben Zurechtweisung zu begnügen, von der er erwartete, daß sie auf die Royalisten einen außerordentlichen Eindruck hervorbringen würde, welche aber die Ergrimmten nur zu noch leidenschaftlicherer Erbitterung aufreizte. Die Minister waren so weit davon entfernt, dies zu ahnen, daß sie wenige Tage darauf der Kammer zwei Gesetzentwürfe vorlegten, deren Annahme nur unter der Voraussetzung denkbar war, daß sie das unbeschränkte Vertrauen der Mehrheit genossen. Sie beantragten ein neues Preßgesetz, welches die strengsten Strafbestimmungen verfügte und überdies in vielen der wichtigsten Fälle das Urtheil von den Geschwornengerichten an das Polizeigericht verwies; zugleich verlangten sie eine Verlängerung der Dauer der Censur bis zum Schlusse der Session von 1826, also auf fünf volle Jahre. Die Sicherheit, die aus diesen Anträgen sprach, steigerte den Unwillen der Ultraroyalisten bis zur äußersten Wuth; de Lalot, einer ihrer Wortführer, warf den Ministern vor, daß sie sich dem Ohr des Königs nur näherten, um das Gift der Verleumdung hineinzuträufeln und ihm seine treuesten Freunde zu entfremden. „Ihr findet es nöthig," rief er ihnen zu, „die öffentliche Meinung zu ersticken; ihr bedürft noch einer fünfjährigen Censur; ihr fürchtet, ihr haßt, ihr flieht das Licht; aber es dringt durch; ihr werdet der Wahrheit, der Gerechtigkeit nicht entgehen. Dem Könige und der Nation sind eure Absichten aufgedeckt; Alles, was ihr unternehmen möget, wird auf euer Haupt zurückfallen." Eine Bittschrift gegen die Censur, die einige Tage später vor die Kammer kam, gab zu neuen, wo möglich noch heftigeren Angriffen Veranlassung, an denen diesmal auch die linke Seite Theil nahm. Hr. von Castelbajac erklärte, daß die Royalisten mit dem Ministerium nichts mehr gemein haben könnten. Diesem bliebe eine doppelte Wahl; es möge die Kammer auflösen und sich auf die Meinung des Landes berufen, oder zurücktreten, um Männern das Vertrauen des Monarchen wieder zu geben, die nie aufgehört hätten, dasselbe zu verdienen. Noch leidenschaftlicher gebehrdete sich ein anderer Ultra, Salaberry. Seiner Meinung nach gab es nur ein Mittel, um die Ränke der Minister zu vereiteln. Ganz Frankreich lasse den Ruf erschallen: „„Sire, Sie sind verrathen! Treulose betrügen Sie; diese Treulosen sind Ihre Minister; deshalb wollen sie hindern, daß die Wahrheit bis zum Throne gelange."" Auf so glühenden Haß, so ausdauernde Erbitterung war weder der Herzog von Richelieu, noch waren seine Collegen darauf gefaßt. Das Cabinet, welches seine Stimmen wiederholt gezählt hatte, überzeugte sich, daß es unmöglich war, eine Mehrheit in der Abgeordnetenkammer

zu gewinnen; und am 13. December nahmen sämmtliche Mitglieder desselben ihre Entlassung. Ludwig XVIII., durch seinen Bruder gedrängt, der sein feierliches Wort vergessen hatte, von den Ränken der Höflinge auf allen Seiten umlagert, hatte nicht den Muth eines kräftigen Entschlusses; er überließ den Häuptern der ultraroyalistischen Partei die Zügel der Regierung, obwohl er dies, wie er offen eingestand, als eine Art von Abdankung ansah. „Endlich siegt Herr von Villèle," schrieb er seinem alten Günstling Decazes; „ich traue ihm Vernunft genug zu, daß er nicht blindlings allen Thorheiten seiner Partei folgen wird. Uebrigens vernichte ich mich für den Augenblick; ich trage die Folgen einer constitutionellen Regierung, doch nur so weit, daß ich meine Krone vertheidigen werde, wenn es meinem Bruder belieben sollte, sie dem Zufalle Preis zu geben."

Das Haupt des neuen Ministeriums, zwar nicht seiner äußeren Stellung nach, aber durch seine geistige Ueberlegenheit, war Villèle: ein klarer, kalt berechnender Kopf mit schneller und scharfer Auffassung, aber engherzigen beschränkten Ansichten, fest, besonnen, von Natur gemäßigt, aber durch seine politischen Verbindungen das Werkzeug einer Partei, der Besonnenheit und Mäßigung gleich fremd war. Er übernahm die Verwaltung der Finanzen, die er durch seinen Vorgänger Roy vortrefflich geordnet fand; außerdem fiel ihm vorzugsweise die Vertretung des Cabinettes gegen die Kammer zu, weil keiner seiner Collegen die Gabe der Rede in gleich hohem Maße besaß. Die bedeutendste Person neben ihm war der Minister des Innern, Corbière, ein redlicher, einfacher, im gemeinen Leben sehr verständiger Mann, voll von Kenntnissen, aber auch voll von kleinlichen Liebhabereien, erstarrt in Vorurtheilen, hoch angesehen bei der royalistischen Partei wegen seines aufrichtigen Eifers für die Sache des Königthumes, aber ohne alle geistige Gewandtheit und durchaus unfähig, die Verwaltung eines großen Staates zu leiten. Die Siegel erhielt, anstatt des geistreichen Deserres, ein Advocat von Bordeaux, Peyronnet, der vor Kurzem erst als Generalprocurator durch sein gemessenes feierliches Benehmen und seine hochtönenden Worte die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte: ein starker, eiserner Charakter, unerschütterlich und unerbittlich, kühn durchgreifend und, um den Ruf seiner politischen Festigkeit zu bewähren, bis zur Grausamkeit strenge, nicht ohne Geist und Kenntnisse, aber verletzend durch sein hochfahrendes Wesen und seinen Mangel an feiner gesellschaftlicher Bildung. Der neue Kriegsminister Marschall Victor, Herzog von Belluno, war ein alter Soldat, der von unten auf gedient

hatte, ein tapferer Krieger, ohne alle höhere geistige Fähigkeiten, gewöhnt an blinden Gehorsam, ein eben so treuer Diener der Restauration, wie er ein treuer Diener der Republik und des Kaiserreiches gewesen war. Das Seewesen wurde dem unbedeutenden Marquis de Clermont-Tonnère anvertraut, der von seinem Oheim, dem späteren Cardinal von Clermont-Tonnère, einem der Häupter der am Hofe allmächtigen Priesterpartei, beherrscht und durch dessen Einfluß empfohlen war. Demselben Einflusse verdankte der Vicomte Mathieu de Montmorency seine Ernennung, der zu der wichtigen Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erhoben wurde. Ein Schüler des berühmten Sieyes hatte der Vicomte, obwohl einem Adelsgeschlecht angehörend, welches sich rühmte, das erste und älteste der Christenheit zu seyn, bei dem Ausbruche der Revolution sich beeilt, auf seine Adelstitel zu verzichten. Diese und andere Jugendsünden glaubte er während seines späteren Lebens nur dadurch wieder gut machen zu können, daß er sich der überspanntesten Frömmigkeit in die Arme warf, mit der er eine eben so überspannte monarchische Gesinnung verband. Ohne vorragendes Talent besaß er den edelsten Charakter, aber auch eine solche Unkenntniß in politischen Dingen, daß der französische Witz nicht mit Unrecht von ihm behauptete: er sey von allen Staatsmännern Europa's in dem Fache der fremdländischen Angelegenheiten der fremdeste. Eine Ernennung bezeichnete in den ersten Tagen nach seinem Amtsantritte den Geist, in dem er die auswärtige Politik Frankreichs zu leiten gedachte. Der erfahrene und gewandte Rayneval, welcher unter Pasquier die Stelle eines Unterstaatssecretairs bekleidete, wurde entlassen und durch einen ehemaligen Generalconsul Hermann ersetzt, der sich durch wüthenden Haß gegen die constitutionelle Partei in Spanien bemerklich gemacht hatte. Auch in der Besetzung der Gesandtschaften fanden verschiedene Veränderungen Statt, von denen die bedeutendste die Ablösung des Herzogs Decazes zu London durch den Vicomte de Chateaubriand, den berühmten legitimistischen Schriftsteller, war, der, obschon zu geistreich, um jemals als ein Feind der Freiheit zu gelten, doch die Revolution von jeher, wo und in welcher Gestalt sie sich zeigte, bekämpft hatte. Auf ähnliche Weise, wie das Departement des Auswärtigen wurden auch die übrigen Verwaltungszweige von allen Bestandtheilen gesäubert, die bei der Prüfung ihrer royalistischen Gesinnungen nicht ganz die Probe bestanden.

An dem Tage, an dem die Bildung des neuen Ministeriums durch den Moniteur bekannt wurde, kündigte der Siegelbewahrer Peyronnet der Abgeordnetenkammer an, daß der Gesetzentwurf über die Fortdauer

der Censur, der von seinem Vorgänger ausgegangen wäre, zurückgenommen und daß statt dessen ein neues Gesetz über die Polizei der Presse ausgearbeitet werden solle. Bei der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit der die Ultra sich gegen die Censur erklärt hatten, so lange dieselbe nicht in ihren Händen war, konnten sie nicht füglich den Anfang damit machen, die verhaßte Einrichtung beizubehalten, wenn sie sich nicht dem Vorwurfe der äußersten Grundsatzlosigkeit aussetzen wollten. Auch glaubten sie vorbeugender Maßregeln wohl entbehren zu können, da sie sich vorbehielten, die Ausschweifungen der Presse mit einer Strenge zu ahnden, welche die Zügellosigkeit derselben in der Wurzel zerstören sollte. Das neue Preßgesetz, das nicht lange auf sich warten ließ, wurde von der liberalen Partei mit einem Sturme des Unwillens aufgenommen. Die Bestimmungen waren äußerst einfach. Außer den bestehenden Journalen sollte ohne besondere Erlaubniß der Regierung kein neues begründet werden; die königlichen Gerichtshöfe sollten das Recht haben, Journale, die Aufsätze gegen die Religion, das Ansehen des Königs oder den Staat enthielten, auf eine bestimmte Zeit oder für immer zu unterdrücken; und es sollte von ihrem Ermessen abhängen, ob die Verhandlungen des Processes öffentlich oder geheim seyn sollten. Wenn in der Zwischenzeit zwischen den Sessionen der Kammern Umstände einträten, die diese Maßregeln unzulänglich erscheinen ließen, sollte die Regierung berechtigt seyn, durch eine von drei Ministern unterzeichnete Verordnung die Censur wieder herzustellen, die jedoch von selbst erlöschen sollte, sofern sie nicht einen Monat nach der Eröffnung der Kammern von diesen bestätigt würde. „Gebt uns die Censur wieder!" rief die linke Seite Herrn Peyronnet zu, während er seine Vorschläge entwickelte; „jetzt sehen wir, worauf ihr hinauswollt!" Ein naives Eingeständniß, da man doch wahrlich keiner außerordentlichen Gabe der Weissagung bedurfte, um von Anfang vorher zu wissen, worauf die Ultra hinauswollten. Eine noch schlimmere Ueberraschung wurde der liberalen Partei bereitet, als der Berichterstatter der Commission, welche zur Prüfung des ersten noch von Deserres ausgearbeiteten Preßgesetzes niedergesetzt war, seinen Vortrag hielt. Neben vielen anderen Abänderungen, die der ursprüngliche Entwurf erfahren hatte, wurde von der Commission vorgeschlagen, das Urtheil über Preßvergehen nicht bloß in einzelnen Fällen, wie Deserres verlangt hatte, sondern in allen den Geschwornengerichten zu entziehen und auf die königlichen Gerichtshöfe zu übertragen. Der Berichterstatter, Chiflet, erklärte mit der größten Offenheit, der Beweggrund sey kein anderer, als die scandalösen Freisprechungen zu

vermeiden, die so oft durch die Geschwornengerichte erfolgt wären. Dagegen erhob sich Alles, was die linke Seite an Talent und geistiger Auszeichnung besaß: ein Corcelles, Etienne, Royer Collard, Manuel, Humann, Bignon, Benjamin Constant, Foy, Lafayette; den beredtesten Worten wußten die Ultra nur durch leidenschaftliche Beschuldigungen oder hohle Redensarten zu antworten. Wenige waren so aufrichtig, wie Duplessis de Grénédan, der eine lange Rede mit der Bemerkung schloß: „Die Natur läßt den Menschen in der Abhängigkeit auf die Welt kommen; die Freiheit kann also nicht der Zweck der Regierung seyn." Aber in den gesetzgebenden Versammlungen entscheidet nicht das Gewicht der Gründe, sondern die Mehrheit der Stimmen; und diese war dem ultraroyalistischen Ministerium gewiß. Der Gesetzentwurf wurde in der Form, die er durch die Abändrungen der Commission erhalten, mit einer Mehrheit von 234 gegen 93 Stimmen angenommen. Fünfzig Mitglieder der äußersten Linken nahmen, wie sie erklärten, „aus Achtung vor der Charte" keinen Antheil an der Abstimmung. Eben so hitzig, wie die Debatten über das Preßgesetz, welches die Minister aus dem Nachlasse ihrer Vorgänger übernommen, waren jene über die Preßpolizei des Herrn Peyronnet. Mit glänzendem Beifall von Seiten der Liberalen sprach besonders Benjamin Constant, der, den Blick in die Zukunft gerichtet, kühnen Muthes den endlichen Sieg der Freiheit vorher verkündete, welche Hindernisse man ihr auch in den Weg lege. „Die Nation," sagte er, „ist die Erbin der edeln Grundsätze von 1789; hundertmal ist sie siegreich aus ihren Kämpfen mit der Aristokratie hervorgegangen. Der Krieg ist nicht von unserer Seite begonnen; er ist von jenen erklärt worden, welche die unbeschränkte Gewalt wollen." Alle Macht der Rede und der Gründe war vergebens, da die Mehrheit zum voraus entschlossen war, sich nicht überzeugen zu lassen. Nachdem beide Gesetze von der Abgeordnetenkammer angenommen waren, wurden sie in der Pairskammer einer neuen Erörterung unterworfen. Hier wäre bei dem Uebergewichte, das Decazes durch seine Ernennungen der liberalen Meinung gegeben, ein erfolgreicher Widerstand möglich gewesen. Männer in so erhabener ausgesonderter Stellung, wie die Mitglieder der französischen Pairskammer, ergreifen jedoch selten mit voller Seele für das, was sie als das gemeine Beste erkennen, Partei; und so begnügten auch jetzt die erlauchten Pairs sich, die Uebelstände der vorgeschlagenen Gesetze zu rügen, ohne deshalb bis zu einer unbedingten Verwerfung zu gehen. Man glaubte das Seinige gethan zu haben, indem man ein Wort wiederherstellte, welches die Commission der Ab-

geordnetenkammer in dem Gesetzentwurfe Deserres gestrichen hatte; allerdings ein schwer gewichtiges Wort; die Bezeichnung der königlichen Macht, die gegen die Angriffe der Presse gesichert seyn sollte, als einer constitutionellen. Die Ultra wollten von dieser Bezeichnung nichts wissen, weil die Macht des Königs vor der Constitution vorhanden gewesen sey, und nahmen es der Pairskammer nicht wenig übel, daß diese auf die Ansicht der Liberalen einging, die keine andere Gewalt als die constitutionelle anerkannten.

Ursache und Wirkung sind in der politischen Entwicklung der Völker so enge verkettet, daß es schwer fällt, beide von einander zu unterscheiden. In den ersten Jahren der Restauration, als die Ultraroyalisten im Besitze der Macht waren, folgte ein Aufruhrversuch auf den andern, eine Verschwörung auf die andere; die Gerichtshöfe kamen nicht zu Athem; das Blut der edelsten Söhne Frankreichs, denen nichts zur Last fiel, als ihr Widerwille gegen die Regierung der Bourbonen, floß in Strömen. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich, sobald die Ultra von neuem zur Gewalt gelangten; es scheint daher nichts näher zu liegen, als die Voraussetzung, daß die unruhigen Bewegungen, durch welche sich die allgemeine Unzufriedenheit bekundete, ihren Grund in der Thorheit und Verkehrtheit der Partei hatten, die darauf ausging, der Nation die Vorurtheile einer längst vergangenen Zeit aufzudrängen. Auch ist es nicht zu leugnen, daß die Ueberspannung auf der einen Seite eine ähnliche Ueberspannung auf der andern hervorrief, und auf diese Weise einen nicht geringen Theil der Verbrechen verschuldete, die von neuem an die Tagesordnung kamen. Aber unzweifelhaft bleibt es, daß auch ohne die Uebertreibungen der Ultra gewaltthätige Reibungen, Auflehnungen und Erschütterungen in Frankreich unvermeidlich gewesen wären. Seit dem Jahre 1815 bestanden in Frankreich, besonders unter den verabschiedeten Officieren der alten Armee, geheime Verbindungen, die den mehr oder weniger bestimmt ausgesprochenen Zweck hatten, die Dynastie der Bourbonen zu stürzen. Die Verschwörung vom 19. August, die ihre Verzweigungen über einen nicht geringen Theil des Heeres gebreitet hatte, war aus diesen Verbindungen hervorgegangen. Die Umwälzungen des Jahres 1820 erweckten unter den Mißvergnügten neue Hoffnungen; alle Blicke waren auf Spanien und auf Italien geheftet. Zwei junge Leute, Mitglieder der Loge der Wahrheitsfreunde, begaben sich nach Neapel, um an dem Kampfe für die Freiheit der Völker, dessen Ausbruch sie erwarteten, Theil zu nehmen. Nach dem schmählichen Ausgange des neapolitani-

schen Revolutionsschwindels kehrten sie in die Heimath zurück. Durch die Lehre, die sie erhalten hatten, nicht enttäuscht, brachten sie die Gesetze des italienischen Bundes der Carbonari mit und schlugen ihren Freunden vor, den Bund nach Frankreich zu verpflanzen. Die Leiter der Loge der Wahrheitsfreunde gingen bereitwillig auf diesen Vorschlag ein; das mystische Gesetzbuch der Carbonari, das einen religiösen Grundgedanken hatte, wurde nach französischen Vorstellungen umgearbeitet; und auf diese Weise wurde der Grund zu einer geheimen revolutionairen Verbindung gelegt, die in kurzer Frist ihre unsichtbaren Fäden von dem einen Ende Frankreichs zu dem andern streckte. Der Zweck war in wenigen allgemeinen Sätzen ausgedrückt, die, je unbestimmter sie waren, allen Wünschen um so freieren Spielraum ließen, und um so mehr geeignet schienen, die größte Masse zu gemeinschaftlichen Anstrengungen zu vereinigen. „Da die Gewalt nicht das Recht ist," hieß es in den geheimen den Verbündeten mitgetheilten Artikeln, „und da die Bourbonen durch die Fremden zurückgeführt sind, so vereinigen sich die „„Charbonniers,"" um der französischen Nation den freien Gebrauch des Rechtes wieder zu geben, welches ihr zusteht, sich selbst die Regierung zu wählen, die ihr genehm ist." An der Spitze des Bundes stand, wie bei den italienischen Carbonari, eine hohe Venta (haute vente), die ursprünglich aus sieben Mitgliedern zusammengesetzt war, jungen Leuten, ohne Namen, ohne Bedeutung, ohne Einfluß, die aber durch den feurigsten Eifer für das, was sie als das Wohl des Vaterlandes ansahen, beseelt waren und durch Kühnheit, Begeisterung und unermüdliche Thätigkeit ersetzten, was ihnen an andern persönlichen Eigenschaften abging. Der hohen Venta, die ihren Sitz zu Paris hatte, waren zunächst die Centralventen untergeordnet, die durch zwei ihrer Mitglieder mit jener in Verbindung standen, und von denen wieder eine Menge einfacher Venten oder Logen abhingen. Jedes Bundesglied ging bei seiner Aufnahme die Verpflichtung ein, sich ein Gewehr und fünfzig Patronen anzuschaffen, jeder Zeit bereit zu seyn, sich für die Zwecke des Bundes zu opfern und den Befehlen der unbekannten Obern unbedingten Gehorsam zu leisten. Da der Bund von Tage zu Tage einen weitern Umfang gewann, fingen die jungen Männer, die denselben bisher geleitet hatten, an, ihren eigenen Kräften mißzutrauen und das Bedürfniß von Führern mit gewichtigern Namen zu empfinden. Sie eröffneten sich dem greisen Lafayette, der keinen Anstand nahm, an die Spitze der hohen Venta zu treten und mehrere seiner persönlichen Freunde aus der Abgeordnetenkammer, wie Voyer d'Argenson, Dupont

(de l'Eure), de Corcelles, Köchlin, v. Schonen u. a. in die Verbindung zu ziehen. Gegen das Ende des Jahres 1821 war diese so weit verbreitet, daß man sich im Stande glaubte, den entscheidenden Schlag zu führen. Der größte Theil der studirenden Jugend, wie ein großer der Jugend des Handelsstandes zu Paris war in den Bund aufgenommen; in vielen, vielleicht in den meisten Regimentern des Heeres bestanden Logen, die durch ihr Beispiel die Cameraden mit fortgerissen haben würden. Die Festung Béfort, in der man auf die Mehrzahl der Besatzung rechnen konnte, war dazu ersehen, das Zeichen der allgemeinen Erhebung zu geben. So wie hier die dreifarbige Fahne aufgesteckt war, wäre derselben das ganze Elsaß beigefallen; Nancy und Metz auf der einen und Lyon auf der andern Seite wären gefolgt; im Westen wären Rennes, Nantes, la Rochelle, Poitiers, Toulouse, Bordeaux nicht zurückgeblieben; und im Mittelpunkte, zu Paris, war im Geheimen bereits eine vorläufige Regierung ernannt, die, aus den Abgeordneten Lafayette, de Corcelles, Voyer d'Argenson, Dupont (de l'Eure), Köchlin zusammengesetzt, bei der ersten günstigen Wendung an das Licht getreten wäre. Der 1. Januar 1822 war zu dem Ausbruche des Aufstandes in Béfort bestimmt. Man hielt sich seiner Sache für so gewiß, daß Lafayette selbst von Paris abreiste, um sich an die Spitze zu stellen. Er war noch wenige Meilen von Béfort entfernt, als zwei junge Leute ihm entgegenkamen, die ihm meldeten, daß die Unternehmung gescheitert sey, und ihn durch diese Warnung in den Stand setzten, gerade noch zu rechter Zeit die Richtung seiner Reise zu verändern und den Verdacht der Theilnahme von sich abzulenken. Der Commandant des Platzes war durch einen zufälligen Umstand auf die Bewegung, die sich unter seinen Augen vorbereitete, aufmerksam geworden; er traf sogleich seine Maßregeln; eine Anzahl der Verschworenen, die den Ausbruch zu beschleunigen versuchte, blieb von den übrigen, welche umsonst das verabredete Zeichen erwarteten, ununterstützt und der ganze Plan war vereitelt, ehe die Theilnehmer selbst noch ahnten, daß derselbe entdeckt war *).

Ein tapfrer Officier, von großer Charakterfestigkeit, aber beschränktem Verstande, General Berton, hatte es übernommen, den Aufstand im Westen zu leiten. Obwohl von dem Fehlschlagen zu Béfort unterrichtet, beharrte er dennoch darauf, den ihm zugewiesenen Theil des Planes zur Ausführung zu bringen. Er reiste im Januar von Paris

*) Paris révolutionnaire. (Par. 1838, 8.) T. II. pag. 275—341.

ab und erhob am 24. Februar in der kleinen Stadt Thouars die Fahne der Empörung, ließ die Behörden verhaften und verkündete, daß zu dieser Stunde eine allgemeine Bewegung in ganz Frankreich Statt finde, um der Nation die Freiheiten wieder zu geben, die ihr durch eine fanatische Faction entrissen wären. Mit einer Schaar von 150 Bewaffneten zu Fuß und 15 Reitern brach er noch am frühen Morgen auf und setzte sich gegen Saumur in Bewegung, wo Alles zu seinem Empfange bereit war. Sobald die dreifarbige Fahne von dem Schlosse zu Saumur wehte, würden sich alle Gemeinden der Umgegend erhoben haben; man wäre gegen Nantes gezogen, und nach der Einnahme dieser Stadt wären Rennes, Brest, Rochelle und andere Städte des Westens, in denen man Einverständnisse unterhielt, dem Beispiele gefolgt. Die Colonne erreichte Montreuil, drei Stunden von Saumur, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen. Von hier aus sandte aber der Brigadier der Gensdarmerie Boten an den Commandanten dieses Platzes, der sogleich alle Anstalten traf, um dem Angriffe, den er erwarten mußte, zu begegnen. An der Brücke Fouchard vor Saumur stieß Berton, statt auf seine Verbündeten, wie er vorausgesetzt hatte, auf eine Reiterabtheilung, die ihm den Uebergang verwehrte. Er suchte die Gegner durch Unterhandlungen zu gewinnen und verweilte mehrere Stunden, bis tief in die Nacht, in der Hoffnung, daß inzwischen die Verschworenen zu Saumur sich der Stadt bemächtigen würden; endlich sah er ein, daß der Anschlag gescheitert war; er trat daher den Rückmarsch an, auf dem die Bande, die ihm gefolgt war, sich nach allen Seiten verlief. Eine große Anzahl der Theilnehmer an dem Aufstande wurde verhaftet; Einzelnen gelang es, sich durch die Flucht zu retten. Berton selbst hielt sich lange Zeit auf einem Meierhofe in der Nähe verborgen, bis er im Juni unvorsichtig genug war, einem Unterofficier Wölfel, der sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt, eine Unterredung zu bewilligen, die der Verräther dazu benutzte, ihn den Behörden auszuliefern. Mit seinen Mitschuldigen vor das Geschwornengericht zu Poitiers gestellt, wurde er zum Tode verurtheilt; er starb mit männlichem Muthe unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit!" Gleiches Schicksal erlitt zu Straßburg der Obristlieutenant Caron, der den Anschlag gemacht hatte, die Gefangenen zu Béfort zu befreien, und durch schändliche Hinterlist verführt worden war, sich an die Spitze zweier Schwadronen zu stellen, die den ausdrücklichen Befehl erhalten hatten, den Schein anzunehmen, als ob sie bereit wären, ihm zu folgen. Um dieselbe Zeit wurden auf dem Grèveplatze zu Paris vier

junge Unterofficiere der Besatzung von Rochelle hingerichtet, die, Mitglieder des Bundes der Carbonari, den Anschlag gemacht hatten, sich jenes Platzes zu bemächtigen. Man erhielt die bestimmtesten Anzeigen, daß die Bewegung von Paris aus geleitet werde; die Häupter hatten aber ihre Vorsichtsmaßregeln so gut genommen, daß es unmöglich war, ihnen irgend eine Schuld nachzuweisen, und daß sie es sogar wagen durften, in der Kammer über Verleumdung zu klagen, als der Procurator des Gerichtshofes von Poitiers, Mangin, ihre Namen in dem Processe der Angeklagten von Rochelle nannte. Der Bund der Carlonari bestand im Verborgenen fort; aber das Mißlingen einer Unternehmung, auf deren Erfolg man mit unzweifelhafter Gewißheit gerechnet hatte, scheint das Vertrauen zu seinen Kräften erschüttert zu haben. Innere Spaltungen, die unter den Häuptern einrissen, machten es unmöglich, sich über einen festen Plan zu vereinigen. Der Bund gab seine militairische Einrichtung auf und beschränkte sich darauf, seine Grundsätze auf friedlichem Wege zu verbreiten, bis zuletzt, nachdem er seiner ursprünglichen Bestimmung immer mehr entfremdet war, auch der Name in Vergessenheit gerieth.

Die Kammern hatten nach der Annahme der neuen Preßgesetze sich beinahe ausschließlich mit den Voranschlägen für den Staatshaushalt beschäftigt, die von der linken Seite zwar lebhaft bestritten, jedoch mit großer Stimmenmehrheit bewilligt wurden. Unmittelbar darauf wurde die Session geschlossen. Bei den Wahlen zur Ergänzung der Abgeordnetenkammer erfuhr die Regierung zuerst, wie sehr sich die Meinung von ihr abgewandt hatte. In der Hauptstadt, wo die Mehrzahl der Wähler eine unabhängige Stellung einnahm, gelang es dem Cabinette, trotz aller seiner Anstrengungen, nur zwei seiner Candidaten durchzusetzen, während zehn Liberale ernannt wurden. Selbst die früheren Minister, Dessolle, Louis und Roy, hatten gegen die Ultra gestimmt, wofür diese sich dadurch rächten, daß sie ihre Namen aus der Liste der Staatsminister streichen ließen. Eine bessere Entschädigung gewährten ihnen die Wahlen der Provinzen, wo der Einfluß der Verwaltung zu überwiegend war, als daß die Gesinnung der Wähler sich frei hätte aussprechen können. Ungeachtet der Niederlage, die sie zu Paris erlitten, sahen die Ultra ihre Reihen daher bei der Eröffnung der Kammern wieder ansehnlich verstärkt; und die Mehrheit, die sie schon in der letzten Session gehabt hatten, war ihnen jetzt auf noch unzweifelhaftere Weise gesichert. Die Thronrede war so farblos als möglich, und die überspannten Royalisten, die in derselben den Ausdruck

ihrer Gesinnungen wieder zu finden erwarteten, sahen sich auf befremdliche Weise getäuscht. Villèle hatte seit seinem Eintritte in der Verwaltung seine früheren Ansichten in vielfacher Hinsicht berichtigt. Als seine wesentliche Aufgabe erschien es ihm jetzt nicht, die Grundsätze seiner Partei bis zu ihren äußersten Grenzen durchzuführen, sondern eine feste Ordnung in die Verwaltung zu bringen und namentlich den Staatshaushalt zu regeln, der sich allmälig von der Zerrüttung erholte, in welche die Kosten der fremden Besitznahme denselben gestürzt hatten. Er erklärte sich deshalb entschieden gegen alle Plane, die außerordentliche Ausgaben erforderten; und diese Richtung übte besonders auf die auswärtige Politik des Cabinettes einen bedeutenden Einfluß. Der Vicomte de Montmorency mit seinem Eifer für die monarchischen Interessen wäre von Anfang nicht abgeneigt gewesen, die Rolle zu übernehmen, die Fürst Metternich auf dem Laybacher Congresse Frankreich in Bezug auf die Revolutionen der pyrenäischen Halbinsel zugedacht hatte, wenn Villèle mit seinen Berechnungen ihm nicht entgegen getreten wäre. Das Aeußerste, was von dem Finanzminister zu erhalten war, blieb, daß dieser seine Zustimmung zu der Aufstellung eines Truppencorps an der Pyrenäengrenze gab, dem zuerst die Verheerungen des gelben Fiebers in Barcelona und darauf der Ausbruch der Unruhen in den spanischen Grenzprovinzen zum Vorwande dienten, das aber in der That dazu bestimmt war, durch seine Gegenwart die Partei des Pfaffenthumes und der Willkürherrschaft zu neuen Anstrengungen zu ermuthigen. Der Aufruhr der Garden zu Madrid, gleich den früheren Versuchen König Ferdinands, sich der Fesseln zu entledigen, welche die Constitution ihm auflegte, war mit dem französischen Gesandten verabredet. Die französischen Ultraroyalisten hatten das Gelingen für unzweifelhaft gehalten. Der unglückliche Ausgang versetzte die Herren, die mit bewunderungswürdiger Zuversicht bereits die Ausrottung der letzten Spuren der Revolution in Frankreich wie in Spanien vorherverkündet hatten, in die äußerste Niedergeschlagenheit, lieh aber den Gründen, mit denen Villèle sich jeder thätigen Einmischung in die spanischen Angelegenheiten widersetzte, um so größeres Gewicht. Die Voranschläge für den Staatshaushalt, die den Kammern vorgelegt wurden, waren auf den Frieden berechnet; und bei den Berathungen, die über dieselben Statt fanden, wurde von keiner Seite die Möglichkeit eines Bruches mit der constitutionellen Regierung zu Madrid in Aussicht gestellt. Die liberale Partei allein konnte es nicht unterlassen, durch ihre Beschwerden über die drohende Stellung, die man gegen das

freie Spanien angenommen, und durch unkluge Anpreisungen der spanischen Constitution die Leidenschaftlichkeit der Gegner von neuem zu wecken. Dennoch siegte im Ministerrathe Villèle's Mäßigung, die Ludwig XVIII. durch seinen Beifall unterstützte. Nach dem Schlusse der Session, als der Vicomte de Montmorency über Wien nach Verona reiste, um bei dem Congresse die französischen Interessen zu vertreten, erhielt er den Auftrag, vor allen Dingen dahin zu wirken, daß Frankreich in Bezug auf die spanischen Angelegenheiten vollkommen freie Hand bliebe, auf keine Weise zuzugeben, daß der französischen Regierung in Bezug auf ihr Benehmen gegen Spanien Vorschriften gemacht würden, die Schwierigkeiten eines Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel hervorzuheben und nur für den Fall, daß der Krieg durch das Benehmen der Cortes unvermeidlich würde, eine ehrenvolle und vortheilhafte Uebereinkunft mit den übrigen Mächten zu schließen.

Viertes Hauptstück.

Der Congreß von Verona.

Im Laufe des Octobers 1822 sammelten sich zu Verona allmälig Kaiser und Könige, Fürsten, Grafen und andere vornehme Herren in solcher Menge, daß der Bürgermeister, durch den glänzenden Anblick betäubt, es für seine Pflicht hielt, eine dreitägige religiöse Feier anzuordnen, um dem Himmel für die seltene Gunst zu danken, die er den Bewohnern der alten Stadt gewährt hatte. Da erschienen nach einander der Kaiser von Oesterreich mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge, in dem sich der Fürst Metternich und der Fürst Esterhazy, die Grafen Mercy und Zichy, die Freiherren Lebzeltern und Steigentesch und Herr von Gentz, der unvermeidliche Protocollführer aller Congresse, befanden; der Kaiser von Rußland mit fünf Generaladjutanten, dem Chef seines Generalstabes, Fürsten Wolkonski, den Grafen Nesselrode, Pozzo di Borgo, Lieven, Stroganow und dem Bailli von Tatitschew; der König von Preußen mit den Prinzen Wilhelm und Karl, den Fürsten von Hardenberg und Hatzfeld, dem Grafen Bernstorff und dem berühmten Humboldt. Den Glanz des österreichischen Hofes vermehrten der

Vicekönig der Lombardei, Erzherzog Rainer, der Großherzog von Toscana, der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma, die im vertraulichen Umgange mit ihrem Ehrencavalier, dem Grafen Neipperg, es vergessen hatte, daß sie einst die Gattin Napoleons gewesen war. Der greise König von Neapel kam mit seiner Freundin, der Herzogin von Florida, und seinem Beichtvater, der König von Sardinien mit seiner Gemahlin und seinem Minister des Auswärtigen, Grafen della Torre. England war vertreten durch den Herzog von Wellington, den Marquis von Londonderry, die Lords Clanwilliam, Burghersh und Strangford. Frankreich hatte ein Heer von Diplomaten auf den Congreß geschickt, als ob die Schwäche jedes Einzelnen durch die Zahl seiner Collegen und Gehülfen verdeckt werden sollte. An der Spitze stand der Vicomte de Montmorency, dem sich der Marquis von Caraman, die Herren de la Ferronnays, de Rayneval, Deserres und Chateaubriand jeder mit seinen Secretairen anschlossen. Den Geist der erlauchten Versammlung bekundete es, daß zwar die Boten der spanischen Regentschaft von Urgel, welche den Beistand des Congresses anriefen, die zuvorkommendste Aufnahme fanden, die Bevollmächtigten des befreiten Griechenlands aber in Verona gar nicht zugelassen wurden und in der benachbarten kleinen Stadt Roveredo umsonst eine Antwort auf ihre Vorstellungen erwarteten. Daß Kaiser Alexander die Sache der Griechen aufgegeben hatte, legte er unzweideutig genug durch den Umstand an den Tag, daß er diesmal sich nicht durch den Grafen Capo d'Istria begleiten ließ, der bisher sein vollstes Vertrauen genossen, aber lieber auf die Gunst seines Fürsten, als auf die Achtung seiner Stammgenossen und Landsleute verzichtet hatte.

Die große Aufgabe des Congresses, neben der alle andere Gegenstände der Berathung in den Hintergrund traten, war die Herstellung der monarchischen Ordnung in Spanien. Der Ernst, mit dem Fürst Metternich darauf drang, die Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel zur gemeinschaftlichen Sache der großen Mächte zu machen, hatte seinen Grund nicht allein in der allgemeinen Scheu vor allen revolutionairen Bewegungen, die den Fürsten beherrschte, sondern hauptsächlich in dem Wunsche, die Aufmerksamkeit des russischen Cabinettes von dem brennenden Boden des Orients abzulenken. Die friedlichsten Versicherungen Kaiser Alexanders vermochten den österreichischen Staatskanzler nicht zu beruhigen, so lange er sah, daß die russischen Streitkräfte im Süden des Reiches gehäuft blieben. Es wurde daher Alles aufgeboten, um den Kaiser zu überzeugen, daß das ruhmreiche Werk der europäi-

schen Friedensstiftung, zu dem die Vorsehung ihn berufen, nicht eher vollendet sey, als bis jede Spur einer revolutionairen Regung auf dem Festlande vertilgt wäre. Schon während seines kurzen Aufenthaltes zu Wien auf der Durchreise nach Verona zeigte Kaiser Alexander sich durchaus von diesen Vorstellungen durchdrungen; er hatte sich entschlossen, die unglücklichen Griechen ihrem Schicksale Preis zu geben, und hielt es für die heiligste Pflicht, den gottlosen Treiben der Revolutionaire in Spanien ein Ziel zu setzen. Als der Vicomte de Montmorency zu Wien ankam, kostete es keine Mühe, ihn zu der gleichen Ansicht hinüberzuführen, oder vielmehr, da er dieselbe von Anfang theilte, ihn zu bestimmen, sich ihr mit Hintansetzung seiner Verhaltungsbefehle rücksichtslos hinzugeben. Zu Verona war der Congreß kaum eröffnet, als Montmorency, uneingedenk des Auftrages, den er von seinem Cabinette erhalten, den versammelten Souverainen eine Note überreichte, welche, indem sie den Bruch zwischen Frankreich und Spanien als unvermeidlich voraussetzte, ganz darauf berechnet war, denselben wirklich herbeizuführen. Es wurde darauf hingedeutet, daß Frankreich einen so nahe an seinen Grenzen gelegenen Heerd der Revolution unmöglich dulden könne; dem gemäß wurden die Mächte aufgefordert, sich darüber zu erklären, ob sie geneigt wären, Frankreichs Beispiele zu folgen, sobald dieses seinen Botschafter von Madrid abberiefe und seine diplomatischen Verbindungen mit der spanischen Regierung einstellte, und welche Hülfe Frankreich von ihnen zu erwarten habe, sobald eine gewaltsame Einmischung nothwendig würde. Die Höfe des Festlandes waren von gleichem glühendem Eifer für die Sache des Königthumes beseelt; Oesterreich und Preußen machten nur einige Schwierigkeiten, ihren unmittelbaren bewaffneten Beistand zuzugestehen; aber Kaiser Alexander mit seinem ritterlichen Sinne war sogleich bereit, ein Corps von 40,000 Russen auf der Küste von Galicien oder Bizcaya landen zu lassen. Diesen kriegerischen Aufschwung mäßigte die Erklärung des Herzogs von Wellington, daß England nach den Grundsätzen, welche die Politik seiner Regierung immer bestimmt hätten, sich nicht für berechtigt halte, in die inneren Angelegenheiten eines andern unabhängigen Staates einzugreifen, und deshalb sich auch den Maßregeln, welche in Bezug auf Spanien vorgeschlagen würden, nicht anschließen könne. Um den Eindruck zu verstärken, den eine solche Erklärung hervorbringen mußte, ließ der brittische Bevollmächtigte derselben ein anderes Actenstück folgen, welches die Gründe entwickelte, die dem brittischen Cabinette die Verpflichtung auferlegten, die Unabhängigkeit

der spanischen Colonien anzuerkennen, die sich vom Mutterlande losgerissen hätten. Offenbar war der Zweck, den Mächten zu zeigen, daß England Kraft genug in sich fühle, für sich allein eine der Politik des gesammten Festlandes entgegengesetzte Bahn einzuschlagen. Auch ließ sich nicht absehen, welchen besonderen Vortheil man daraus für das Königthum herleiten wollte, wenn zwar die unbeschränkte Gewalt in Spanien wiederhergestellt würde, für die spanische Monarchie aber bei dieser Gelegenheit alle die ausgedehnten Colonien verloren gingen, auf denen seit Jahrhunderten die Macht und die Größe Spaniens beruhte. Das Einzige, worüber unter diesen Umständen die vier Mächte des Festlandes nach langen Unterhandlungen übereinkamen, war, daß sie beschlossen, der constitutionellen Regierung zu Madrid Vorstellungen über die verderbliche Richtung zu machen, welche die politische Entwicklung der Halbinsel genommen habe. Sobald diese Vorstellungen ohne Erfolg blieben, sollten die Botschafter zu Madrid ihre Pässe fordern; dagegen blieb es dem französischen Cabinette überlassen, nach eigenem Ermessen zu entscheiden, welche Maßregeln es zur Wahrnehmung seiner Interessen auf der pyrenäischen Halbinsel ergreifen wollte. Unter der Hand hegte man die Hoffnung, daß es Frankreich gelingen würde, die Revolution in Spanien auch ohne eine förmliche Kriegserklärung zu unterdrücken. Das Glaubensheer und die Regentschaft von Urgel waren durch den tapfern Mina aus Catalonien vertrieben; aber man zweifelte keinen Augenblick, daß die letzte ihr Haupt mächtiger als je erheben müßte, sobald sie durch die geheimen Unterstützungen, die ihr zugesagt wurden, in den Stand gesetzt wäre, nach Spanien zurückzukehren.

Der Vicomte de Montmorency hatte inzwischen seine kriegerischen Plane nicht aufgegeben; er eilte noch vor dem Schlusse des Congresses nach Paris, um seine Ansichten im Ministerrathe geltend zu machen. Der Herzog von Wellington, der wenige Tage später eintraf, hatte den Auftrag, die Vermittlung seines Cabinettes in den Zwistigkeiten mit Spanien anzubieten. Der französische Minister des Auswärtigen ertheilte eine stolz zurückweisende Antwort. Er ahnte nicht, daß sein Sturz bereits beschlossen war, und legte mit der größten Unbefangenheit im Ministerrathe einen Entwurf zu einer Note an die spanische Regierung vor, die in so drohenden Ausdrücken abgefaßt war, daß sie sich von einer Kriegserklärung nur durch die Form unterschied. Diesen Augenblick hatte Villèle erwartet, um seinem kriegerischen Collegen offenen Widerstand entgegenzusetzen. Er trat der Note desselben mit einer andern entgegen, die als ein Muster der Mäßigung gelten konnte

und, da sie zum voraus den Beifall des Königs erhalten hatte, natürlich den Sieg davon trug. Der Vicomte de Montmorency nahm seine Entlassung und Chateaubriand wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Ludwig XVIII. war schon mit den Verabredungen, die der Vicomte de Montmorency während seines Aufenthaltes zu Wien getroffen, im höchsten Grade unzufrieden gewesen, weil er vorhersah, daß der Weg, den der Vicomte einschlug, zum Kriege führen mußte. Um der friedlicheren Richtung des Herrn von Villèle das Uebergewicht zu geben, hatte er diesen unmittelbar nach dem Eingange der ersten Depeschen aus Wien den Vorsitz im Ministerrathe übertragen, und Villèle hatte besonders zu dem Zwecke, den übertriebenen Eifer des Herrn von Montmorency herabzustimmen, den ihm persönlich befreundeten Chateaubriand nach Verona abgeordnet. Der Vicomte de Chateaubriand spielte zu Verona eine etwas zweideutige Rolle. Während er im Herzen nicht weniger kriegerisch gesinnt war, als Montmorency, nahm er in seinem Briefwechsel mit dem Präsidenten des Ministerrathes den Schein an, als ob er ganz dessen friedliche Gesinnungen theile. Schwerlich würde Villèle ihn in das Cabinet berufen haben, wenn er seine wahre Meinung nicht mit einer Gewandtheit zu verbergen gewußt hätte, die selbst die auf dem Congresse anwesenden Diplomaten täuschte, bei denen er eben deshalb kein rechtes Vertrauen fand, weil man ihn für einen Apostel der Friedenspartei und außerdem für angesteckt durch den Dunstkreis der constitutionellen Ideen des brittischen Inselreiches hielt. Erst nach der Abreise des Vicomte de Montmorency, als die wichtigeren Verhandlungen des Congresses beendet wären, wurde er zu den Berathungen zugezogen. Das phantasiereiche Gemüth Kaiser Alexanders wurde jetzt durch den dichterischen Geist Chateaubriands schnell gewonnen; dieser schüttete in seinem vertraulichen Unterhandlungen mit dem Kaiser sein ganzes Herz aus, und die Ueberschwenglichkeit der Ansichten des zum Staatsmanne umgewandelten Dichters mag dem Fürsten, ungeachtet seiner eigenen Neigung zur Schwärmerei, manches Lächeln abgelockt haben. Der Grund, weshalb Chateaubriand den Krieg mit Spanien für wünschenswerth hielt, war nicht, wie bei der Mehrzahl seiner Meinungsgenossen, blinder Haß gegen die Revolution, sondern die eigenthümliche Ansicht, daß die Restauration, um sich in Frankreich zu befestigen, des kriegerischen Ruhmes bedürfe, weil die glorreichen Erinnerungen des Kaiserreiches nur durch neue Kriegsthaten in Vergessenheit zu bringen wären. Schwerlich hat außer Chateaubriand irgend ein anderer Staatsmann der neueren Zeit so offen das Geständniß

abgelegt, daß er es für seine vornehmste Aufgabe halte, einem wesenlosen Schatten nachzujagen; denn kriegerischer Ruhm an und für sich ist nichts. Die tapfersten Thaten im Dienste einer schlechten Sache, wie zu der Unterdrückung eines freien Volkes, können keinen andern Ruhm erwerben, als den Ruhm des Schlächters, der in seinem Handwerke sich eine besondere Geschicklichkeit angeeignet hat.

Als der Congreß von Verona in der Mitte des Decembers sich auflöste, beschloß derselbe seine Thätigkeit durch die Ausfertigung eines Rundschreibens, welches die drei Mächte Oesterreich, Rußland und Preußen an ihre Bevollmächtigten bei den übrigen europäischen Höfen richteten, um diesen anzuzeigen, daß der heilige Bund mit unwandelbarer Festigkeit auf seinen Grundsätzen beharre; daß die verbündeten Monarchen entschlossen wären, die Revolution, wo immer und in welcher Gestalt sie sich zeigen möge, zu bekämpfen; daß sie deshalb über den griechischen Aufstand ein verwerfendes Urtheil gesprochen und ihren Gesandtschaften den Befehl ertheilt hätten, sich aus der pyrenäischen Halbinsel zurückzuziehen; daß aber zu der Erreichung des Zweckes, den sie sich vorgesetzt, die Erhaltung und Befestigung der gesellschaftlichen Ordnung, die ernste Mitwirkung aller Regierungen erforderlich wäre, die, wenn sie anderen Rathschlägen Gehör geben sollten, sich selbst nur der Mittel berauben würden, ihre Unterthanen gegen das Verderben zu schützen, welches über dieselben hereinzubrechen drohe. Einer solchen Mahnung hätte es nicht bedurft, da die Höfe des Festlandes längst mit den Grundsätzen des heiligen Bundes einverstanden waren, wenn man nicht fürchtete, daß Frankreich in seinen Beziehungen zu Spanien wankelmüthig von der Bahn zurückweichen könnte, die es selbst durch seinen Bevollmächtigten zu Verona den Mächten vorgezeichnet. Und zu dieser Besorgniß war allerdings genügender Grund vorhanden. Denn Villèle war ein viel zu guter Rechenmeister, als daß er den Ruhm, der in Spanien zu holen war, jemals als eine Entschädigung für den Kostenaufwand angesehen hätte, den der Krieg verursachen mußte. Er hatte deshalb noch vor dem Rücktritte Montmorency's die brittische Vermittlung, die dieser abgelehnt, thatsächlich angenommen und dem französischen Gesandten, zu Madrid, Grafen Lagarde aufgegeben, seine Bemühungen mit jenen des brittischen Botschafters Sir William A'Court zu vereinigen, um, wo möglich eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen. Man wäre gern zufrieden gewesen, wenn die Cortes sich nur dazu verstanden hätten, die leichtesten Zugeständnisse zu machen, die man als einen Beweis des Einflusses anführen konnte, welchen die

französische Regierung in Spanien gewonnen habe. Der castilianische Stolz empörte sich jedoch gegen jede Nachgiebigkeit, die zu der Vermuthung berechtigt hätte, daß sie durch fremde Gewalt abgedrungen wäre. Die Note des Herrn von Villèle wurde zu Madrid gleichzeitig mit den Drohbriefen übergeben, welche die Höfe von Wien, St. Petersburg und Berlin in Gemäßheit der Beschlüsse von Verona erlassen hatten. Alle diese Actenstücke waren nur Variationen über ein und dasselbe Thema. Die unglückliche Lage, in der Spanien sich befand, wurde auf das Lebhafteste bedauert, die Schuld aber nicht der Treulosigkeit des Hofes und den Ränken einer herrschsüchtigen Priesterschaft, sondern der unseligen Verblendung der Revolutionaire beigemessen, die nicht einsehen wollten, daß für ihr Vaterland kein Heil zu erwarten sey, so lange dem Könige die unbeschränkte Gewalt vorenthalten bliebe, von der ein so milder, gerechter und erleuchteter Fürst, wie Ferdinand VII., natürlich nur den weisesten Gebrauch machen könne. Der spanische Minister des Auswärtigen, San Miguel, antwortete mit würdevoller Festigkeit; er sagte der französischen Regierung, daß sie, wenn ihr ernstlich daran gelegen wäre, das Wohl Spaniens zu fördern, nichts anderes zu thun habe, als das Beobachtungsheer an den Pyrenäen aufzulösen, die nach Frankreich flüchtenden Aufrührer zurückzuweisen und die einfachsten Gebote des Völkerrechtes zu erfüllen. Zugleich hob er den groben Widerspruch hervor, der darin liege, wenn man auf der einen Seite den Schein annehme, als ob man es nur auf das Beste Spaniens abgesehen habe, während man auf der andern den Brand der Zwietracht ins Land werfe; und zum Schlusse erklärte er, daß die spanische Nation fest entschlossen sey, die Einmischung der Fremden in ihre inneren Angelegenheiten auf keine Weise zu dulden und ihre politische Verfassung, wie ihre volksthümliche Unabhängigkeit um jeden Preis zu vertheidigen. In ähnlichem Tone, nur noch derber, war das Rundschreiben abgefaßt, welches den übrigen Mächten zur Erwiderung diente. Um die Verantwortlichkeit für die Folgen, die eine so kühne Sprache nach sich ziehen konnte, jedoch nicht allein über sich zu nehmen, theilte er den Cortes in ihrer Sitzung vom 9. Januar 1823 sämmtliche Actenstücke der ganzen Verhandlung mit. Laute Ausrufungen des Unwillens unterbrachen die Vorlesung der fremden Anmahnungen; dagegen fanden die stolzen Erwiderungen San Miguels den stürmischesten Beifall. Der Präsident der Versammlung erhob sich, um im Namen derselben seinen Dank auszusprechen und zugleich im Namen der Nation zu erklären, daß diese nie eine andere Veränderung in der Verfassung

gestatten würde, als die auf gesetzmäßigem Wege vorgenommen wäre, und daß sie bereit sey, der Regierung alle Mittel zu gewähren, die erforderlich seyn würden, um jeden Angriff abzutreiben, der gegen ihre Freiheit und Unabhängigkeit und gegen die Würde des constitutionellen Thrones gerichtet werden könnte. Der beredte Alcala Galiano stellte den Antrag, in einer Adresse an den König sofort den festen Entschluß auszusprechen, den Glanz und die Unabhängigkeit des Thrones, die verfassungsmäßige Gewalt des Regenten, die Souverainetät und die Rechte der Nation, so wie die Verfassung aufrecht zu halten und zu der Erreichung dieses heiligen Zweckes jedes Opfer zu bringen. Der „göttliche" Arguelles vergaß auch jetzt die Mäßigung nicht, die er jederzeit mit der glühendsten Vaterlandsliebe verbunden; er schlug vor: damit Europa sehe, daß der Entschluß, den die Cortes in einer so wichtigen Sache faßten, nicht das Ergebniß einer augenblicklichen Aufwallung sey, möge man eine Commission ernennen, die den Entwurf der Adresse binnen 24 Stunden vorlegen sollte. Diese Adresse müsse in allen Sprachen gedruckt und durch ganz Europa verbreitet werden, damit alle Welt erfahre, daß die spanische Nation, wenn sie den Frieden wünsche, doch den Krieg nicht ausschlage und daß sie eher alle ihre früheren Anstrengungen wiederholen, als einen Angriff auf ihre Unabhängigkeit dulden oder einen Zoll breit von ihrem constitutionellen Systeme abweichen werde. „Gleich jenen freien Männern der Vorzeit," rief er aus, „sagen wir den Völkern: Hier ist Frieden und Krieg! Wählet!" Da stürzte Alcala Galiano dem Redner, mit dem er persönlich entzweit war, entgegen und fiel unter dem jubelnden Zurufe der Versammlung seinem Feinde in die Arme. Nach dem Schlusse der Sitzung wurden Beide von dem Volke, welches den Palast der Cortes umlagert hielt, auf den Schultern nach Hause getragen; andere Schaaren geleiteten den Präsidenten unter der Absingung von Freiheitsliedern; durch alle Straßen der Stadt erscholl der Ruf: „Es lebe die Constitution! Tod den Servilen!"

Am 11. Januar wurde die vorgeschlagene Adresse von den Cortes angenommen und sogleich durch eine Abordnung, an deren Spitze Riego stand, dem Könige überbracht, der seinerseits es an freisinnigen Aeußerungen nicht fehlen ließ. An demselben Tage verlangten die Gesandten der drei östlichen Höfe ihre Pässe, um der von ihren Souverainen erhaltenen Weisung gemäß Madrid zu verlassen. Die Diplomaten hatten diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollen, nochmals ihre Gesinnungen und Gefühle an den Tag zu legen; in der mildesten Form

der Bevollmächtigte Preußens, dem auf entsprechende Weise erwidert wurde, in ungleich schrofferer die Botschafter von Oesterreich und Rußland, die es sich selbst zuzuschreiben hatten, wenn sie nichts weniger als glimpfliche Antworten erhielten. Dem österreichischen Gesandten sagte San Miguel gerade heraus, daß es der spanischen Regierung sehr gleichgültig sey, ob die bisherigen Verhältnisse zu dem österreichischen Hofe fortbeständen oder nicht; dem russischen erklärte er, daß derselbe in seiner Note das Völkerrecht, wahrscheinlich aus Unwissenheit, auf unanständige Weise gemißbraucht habe, und daß man daher hoffe, er werde die Stadt in möglichst kurzer Frist verlassen. Eine solche Sprache war in der Diplomatie seit langer Zeit unerhört. In den Beziehungen zu den auswärtigen Mächten wurde dadurch jedoch nichts Wesentliches verändert; der spanische Minister hätte sich der ausgesuchtesten Höflichkeitsformen bedienen können, ohne daß es ihm dadurch gelungen wäre, die auf festen Grundsätzen beruhende Feindseligkeit der Höfe im Geringsten zu mildern. Von der unfreundlichsten Gesinnung bis zu einem gewaltsamen Bruche ist aber immer noch ein großer Abstand. Das brittische Cabinet gab die Hoffnung nicht auf, den letzten zu verhüten. Ein neuer Unterhändler, Lord Fitzroy Somerset, wurde nach Madrid geschickt, um die Häupter der spanischen Volkspartei auf die Unwahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges im Falle eines Bruches mit Frankreich aufmerksam zu machen und sie zu einer Umgestaltung der Constitution zu vermögen, welche diese der französischen Charte genähert und jeden Vorwand zu Zwistigkeiten, der aus den verschiedenen Formen der Verfassung hergenommen war, beseitigt hätte. Eine Denkschrift des Herzogs von Wellington, die Lord Fitzroy Somerset überbrachte, verbreitete sich ausführlich über die Drangsale, die Spanien zu erdulden habe, und behauptete, daß die Ursache nur in der zu großen Beschränkung der königlichen Gewalt zu suchen sey. So lange der König nicht die Macht habe, sich selbst und die Diener zu schützen, denen er die Vollziehung seiner Befehle übertrage, werde Spanien niemals ruhig seyn, werde zwischen dem Könige und der nur dem Namen nach von ihm ausgehenden Regierung ein immerwährendes Mißtrauen bestehen, und werde die Familienverbindung zwischen dem spanischen und dem französischen Königshause einen fortwährenden Zustand der Aufreizung veranlassen, der früher oder später zu einem Kriege und zu einer feindlichen Ueberziehung des schwächeren Landes durch das stärkere führen müsse. Wie vielen scheinbaren Grund diese Bemerkungen immer hatten, so darf man doch nicht übersehen, daß der Cha-

rakter Ferdinands VII. dieselben durchaus unausführbar machte, wenn die alte Willkürherrschaft nicht bald in ihrem vollen Umfange wiederhergestellt und jede Spur der Freiheit vertilgt werden sollte. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten hinreichend gezeigt, daß König Ferdinand von keiner noch so gemäßigten Beschränkung seiner Gewalt etwas wissen wollte; und ohne die äußerste Verblendung konnte man keinen Augenblick daran zweifeln, daß der erste Gebrauch, den er von jeder Machtvermehrung gemacht hätte, nur ein neuer Versuch zum Umsturze der Verfassung gewesen wäre. Die Cortes konnten daher, ohne wissentlich ihr eigenes Verderben herbeizuführen, auf die brittischen Vorschläge unmöglich eingehen, und so mußte sich die Unterhandlung zerschlagen, welche die letzte Aussicht auf die Erhaltung des Friedens zu bieten schien.

Der französische Minister Villèle würde zwar, wenn er freie Hand gehabt hätte, auch jetzt gewiß zu allem Andern eher, als zu einem gewaltsamen Bruche geschritten seyn. Aber es blieb ihm in der That keine Wahl. Kaiser Alexander hatte mit dem größten Mißvergnügen gesehen, daß die französische Regierung, nachdem sie selbst die Beschlüsse von Verona hervorgerufen, so wenig in dem Geiste derselben handelte. Sein Botschafter zu Paris erhielt den bestimmten Auftrag, zu verlangen, daß Frankreich der Zerrüttung ein Ziel setze, die in Spanien immer weiter um sich griffe, Preußen und Oesterreich unterstützten diese Forderung und erboten sich zu jeder Hülfeleistung, sobald der spanische Krieg in Frankreich selbst unruhige Bewegungen veranlasse. Mit schwerem Herzen entschloß Villèle sich endlich, den Grafen de la Garde von Madrid abzuberufen und seine Einwilligung dazu zu ertheilen, daß das Beobachtungsheer an den Pyrenäen auf 100,000 Mann gebracht und in den Stand gesetzt wurde, auf den ersten Wink in Spanien einzurücken. Er stand mit seiner Friedensliebe allein. Im Cabinet war die Mehrheit für den Krieg; am Hofe, in der Umgebung des Königs herrschte nur eine Stimme, und dieser war körperlich und geistig zu sehr geschwächt, um sich dem allgemeinen Strome entgegen zu stemmen. Inzwischen näherte sich der Zeitpunkt, zu dem die Kammern einberufen waren. Villèle konnte sich noch immer nicht überzeugen, daß der Krieg unvermeidlich war; er hatte dem Grafen de la Garde aufgegeben, so langsam als möglich zu reisen, um den Spaniern Zeit zu lassen, die Unterhandlungen von neuem anzuknüpfen. Er hoffte, daß die Cortes, wenn sie ein weit überlegenes Heer an der Grenze aufgestellt sähen, die Nutzlosigkeit eines

vergeblichen Widerstandes begreifen und sich zu der Annahme gemäßigter Bedingungen bequemen würden. In der Thronrede, mit der Ludwig XVIII. am 28. Januar die Kammern eröffnete, war dieser Gedanke der vorherrschende: „Ich habe Alles versucht," sagte der König, „um für die Sicherheit meines Volkes zu sorgen und Spanien selbst vor dem äußersten Unglücke zu bewahren. Die Verblendung, mit der alle Vorstellungen zu Madrid zurückgewiesen worden sind, läßt wenig Hoffnung übrig, den Frieden zu erhalten. Ich habe die Zurückberufung meines Botschafters befohlen; 100,000 Franzosen, von einem Prinzen meines Hauses befehligt, sind bereit, unter Anrufung des Gottes des heiligen Ludwigs zu marschiren, um den Thron von Spanien einem Enkel Heinrichs IV. zu erhalten, dieses schöne Königreich vor dem Untergange zu retten und es mit Europa zu versöhnen. Wenn der Krieg unvermeidlich ist, werde ich Sorge tragen, die Ausdehnung desselben wie seine Dauer so viel als möglich zu beschränken. Er soll nur zu dem Zwecke unternommen werden, um den Frieden zu erobern, den der Zustand Spaniens unmöglich macht. Sobald Ferdinand VII. die Freiheit haben wird, seinen Völkern die Einrichtungen zu geben, die sie nur durch ihn erlangen können, und die zugleich ihre Ruhe sichern und die gerechten Besorgnisse Frankreichs zerstreuen werden, sollen die Feindseligkeiten aufhören. Dazu übernehme ich vor Ihnen, meine Herren, die feierliche Verpflichtung. Ich habe die Würde meiner Krone, die Ehre und die Sicherheit Frankreichs vor Augen; wir sind Franzosen, und wir werden immer einig seyn, wo es die Vertheidigung solcher Interessen gilt." Lauter stürmischer Jubelruf von der großen Mehrheit beider Kammern nahm diese Rede auf. „Es lebe der König! Es leben die Bourbons! Es leben alle Bourbons!" erscholl es von den Bänken der Ultraroyalisten. Die Liberalen blieben stumm, und nur in ihren Mienen sprach sich die Bestürzung aus, die schon bei der Kunde von der Abberufung des Botschafters aus Madrid das ganze Land ergriffen hatte. Wie drückend auch immer die Erinnerung an die Schmach der Niederlagen war, welche die Bourbonen nach Frankreich zurückgeführt hatten, so erschien der Ruhm, der von einem Kreuzzeuge gegen die Freiheiten eines unabhängigen Volkes zu erwarten stand, dem gesunden Sinne der Franzosen doch noch schmachvoller; auch wollte man nicht daran glauben, daß die weiße Fahne, unter der zum ersten Male seit länger als vierzig Jahren ein französisches Heer wieder in den Kampf ziehen sollte, die sicherste Bürgschaft des Sieges wäre. Viele erklärten es für offenbaren Wahnsinn, vorauszusetzen, daß die jungen

des Krieges ungewohnten Soldaten, aus denen das französische Heer beinahe ausschließlich zusammengesetzt war, ein Land und ein Volk bezwingen sollten, an dessen beharrlichem Widerstande die bewährte Tapferkeit der Legionen Napoleons gescheitert war. Die Renten fielen, der Handel stockte, und überall begegnete man trüben Gesichtern.

Dadurch ließen die Ultra in ihrer Siegeszuversicht sich nicht stören. Die Leidenschaftlicheren, die von Anfang den Krieg verlangt hatten, begnügten sich nicht damit, die Mäßigung, die Villèle beobachtet, als unwürdige Schwäche zu tadeln; sie machten ihm beinahe unumwunden den Vorwurf, daß er zum Verräther an seiner Partei geworden sey und die Sache des Königthumes seinem persönlichen Vortheile geopfert habe. Als in der Abgeordnetenkammer die Dankadresse auf die Thronrede zur Berathung kam, erhob sich zuerst der stürmische Labourdonnaye und beschuldigte den Minister: „er habe die Zeit unbenutzt vorübergehen lassen, wo es ein Leichtes gewesen wäre, die Revolution in Spanien zu stürzen. Statt die treue Garde Ferdinands VII. zu unterstützen, als diese zur Vertheidigung ihres Königs die Waffen ergriffen, habe er mit den Decamisados unterhandelt; darauf habe er unthätig zugesehen, wie die heldenmüthigen Glaubenstruppen unmittelbar an der Grenze dem Schwerte des wilden Mina erlegen wären. Mit eben so unverzeihlicher Schonung, wie gegen die Revolutionaire in Spanien, sey er aber auch gegen die Revolutionaire in Frankreich zu Werke gegangen, und es könne daher freilich nicht befremden, wenn diese ihr Haupt fortwährend straflos erhöben." Noch bitterer, als Labourdonnaye sprach der gleichgesinnte de Lalot sich aus, der Villèle vorwarf: „er habe absichtlich die Royalisten, als Fanatiker, dem Hasse der Nation Preis gegeben; ihm sey mehr daran gelegen, seine Schützlinge emporzubringen, als den Gefahren des Königthumes zu begegnen, das Fallen der Renten zu verhindern, als den Sturz der Monarchie." Gegen so gehässige Beschuldigungen vertheidigte sich Villèle mit einer Ruhe, die aus dem Gefühle einer unzweifelhaften Ueberlegenheit hervorging. Zuvörderst leugnete er, daß die Umstände früher für den Krieg günstiger gewesen wären, als jetzt; denn als Spanien nicht gerüstet war, sey Frankreich dies eben so wenig gewesen. Auch gestand er ein, daß er lange den Frieden zu erhalten gewünscht, weil er die Pflichten nicht vergessen habe, die ihm der Handel, der Gewerbfleiß, der Ackerbau und die Finanzen des Landes auflegten. Nach den Ereignissen vom 7. Juli den Gesandten von Madrid abzuberufen, wäre im höchsten Grade unvorsichtig gewesen, weil man dadurch das Leben des Königs von

Spanien gefährdet hätte. Zur unvermeidlichen Nothwendigkeit aber sey der Krieg geworden, seitdem die Cortes die Verbündeten Frankreichs auf eine Weise beleidigt hätten, die diese nicht ungerächt lassen würden. Frankreich bleibe jetzt keine andere Wahl, als entweder die Revolution an den Pyrenäen zu bekämpfen oder sie am Rhein zu vertheidigen. Gegen diese Ansicht erhob sich mit Kraft der freisinnige Duvergier de Hauranne. „Die Ehre Frankreichs,“ rief er aus, „und die Fortdauer seiner Staatseinrichtungen steht auf dem Spiele. Glaubt Ihr denn, die Fremden, Eure Bundesgenossen, wenn sie nach Frankreich kommen, werden Eure Charte aufrecht erhalten, da sie kaum die Constitutionen der verschiedenen deutschen Staaten dulden! Glaubt Ihr, sie werden irgend eine politische Erörterung gestatten, die Freiheit der Presse bestehen lassen und nicht in das Bureau jedes Journals einen russischen oder preußischen Censor setzen, wenn sich etwa kein Franzose fände, der niedrig genug wäre, ihren Agenten zu machen? Meint Ihr nicht, daß sie selbst diese Tribune umstürzen werden, auf der man allein noch die Stimme für sein Vaterland erheben darf? Ist es nicht tausendmal besser, unsere eigene Unabhängigkeit zu vertheidigen, als eine fremde anzugreifen? Erlaßt einen Aufruf an die Nation, sie wird Euch folgen, in Masse aufstehen und Jene erdrücken, die kommen sollten, um ihr Gesetze vorzuschreiben. Dann, dann werdet Ihr einen Nationalkrieg führen!“ Villèle wiederholte, daß er den Frieden vorziehen würde, wenn noch irgend eine Möglichkeit vorhanden wäre, denselben zu erhalten; aber die Gründe, die er anführte, waren so seicht, daß man wohl sah, wie er auch jetzt noch gegen seinen Willen mit fortgerissen war. Da er die Besorgniß aussprach, daß die östlichen Mächte, wenn Frankreich unthätig bliebe, gegen den Willen der Regierung mit ihren Heeren das französische Gebiet durchziehen könnten, so verlangte General Foy eine ausdrückliche Erklärung von Seiten der Regierung, daß nie und unter keinem Vorwande fremde Truppen durch Frankreich ziehen würden. „Ihr bedauert es,“ sagte er, gegen die rechte Seite gewandt, „daß Ihr die Fremden aus Frankreich entlassen habt, ehe Ihr der Revolution ein Ende gemacht; aber Ihr seyd nur der Wiederhall des Zornes der Preußen und der Kosacken. Unsere Einmischung in die spanischen Angelegenheiten ist keine Handlung unserer Selbstständigkeit. Der dreifache Bund steht hinter uns und drängt uns vorwärts, selbst gedrängt von der Partei, die uns beherrscht. Der spanische Krieg ist kein vereinzelter, er wird bald ein europäischer seyn. Ihr fangt ihn bei den Pyrenäen an, nicht ahnend, wohin er sich wenden und wo er enden

wird.“ Zum Schlusse forderte der General den Minister des Auswärtigen auf, zu erklären: „ob nicht zu Verona ein geheimer Vertrag geschlossen sey, in dessen Folge Frankreich unter gewissen Umständen von fremden Truppen besetzt werden könnte, oder diese wenigstens zur Unterstützung der französischen Heere zugelassen werden müßten; und sofern beides nicht der Fall seyn sollte, welche Maßregeln getroffen wären, um eine solche Besetzung zu verhindern, wenn die fremden Mächte, von den Ereignissen fortgerissen, dieselbe zur Ausführung ihrer Plane, sey es gegen Spanien oder gegen Frankreich, nöthig erachteten. Sofern die Unabhängigkeit der Nation aufgeopfert oder nicht hinlänglich verbürgt seyn sollte, halte er es für seine Pflicht, darauf anzutragen, daß die Minister, welche die Erniedrigung der Krone und den Untergang des Landes unterzeichnet oder zugelassen hätten, in Anklagestand versetzt würden.“ Nach langem Zögern bestieg Chateaubriand die Tribune und stammelte heraus: „als Minister des Auswärtigen glaube er der Kammer keine Rechenschaft über diplomatische Verhandlungen schuldig zu seyn; nur dem Könige sey er Rechenschaft schuldig, doch glaube er sagen zu dürfen, daß zu Verona weder er selbst noch einer seiner Collegen eine Verpflichtung übernommen habe, welche der Ehre und der Würde der Krone entgegen wäre.“ Unter stürmischen Ausrufungen von der linken Seite setzte die royalistische Mehrheit den Schluß der Erörterungen durch, und darauf wurde die Adresse, die in ihrer von einer entschieden royalistischen Commission beliebten Abfassung eine unumwundene Aufforderung zum Kriege enthielt, unverändert angenommen.

Einen ähnlichen Ausgang, wie in der Abgeordnetenkammer, hatten die Erörterungen bei den Pairs, obwohl hier, wenn alle die verschiedenen Abschattungen der gemäßigten Meinung sich vereinigt hätten, der Sieg der Ultra sehr zweifelhaft geworden wäre. In der That war der Plan zu einer solchen Vereinigung bereits verabredet. Der schlaue Talleyrand, der sich gern daran erinnerte, daß er alles Unglück des napoleonischen Krieges in Spanien vorhergesagt, glaubte den Zeitpunkt gekommen, von neuem sein geistiges Uebergewicht geltend zu machen, und entschloß sich, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, um sich an die Spitze der Opposition zu stellen. Aber im entscheidenden Augenblicke gebrach es den Herren, auf deren Mitwirkung er gerechnet hatte, an Muth; sie wollten es nicht mit dem Hofe verderben, dessen Gunst sich ihnen immer noch zuwenden konnte; und um sich aller Verlegenheit zu überheben, brachten sie die Verhandlungen in der Kammer so schnell zum Schlusse, daß Fürst Talleyrand nicht einmal Zeit behielt, seine

Rede vorzulesen, und dieselbe, da er sie nicht umsonst ausgearbeitet haben wollte, durch den Druck bekannt machen mußte.

Ein neuer Kampf entspann sich in den Kammern, als Villèle einen Gesetzentwurf vorlegte, welcher die Bewilligung einer Summe von 100 Millionen Franken zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben des Jahres 1823 forderte. Der Berichterstatter der Commission, welche die Abgeordnetenkammer zur Prüfung des Vorschlages niedersetzte, Herr von Martignac, konnte seinen Vortrag kaum beendigen; mit so maßlosem Unwillen wurde derselbe von der linken Seite aufgenommen, was man dieser kaum verdenken durfte, da Herr von Martignac sich nicht damit begnügte, zum voraus das glänzendste Gemälde von den Erfolgen der französischen Waffen in dem bevorstehenden Kriege zu entwerfen, sondern zugleich sich die bittersten Ausfälle gegen das Bestreben erlaubte, „die öffentliche Meinung in ihrem Urtheile über die Gefahren und den Zweck des Krieges irre zu leiten.“ Am 24. Februar begann die Erörterung über den auf unbedingte Annahme des Gesetzentwurfes gehenden Bericht der Commission. Royer Collard, der zuerst das Wort nahm, erklärte den Krieg gegen Spanien für ungerecht, weil kein Staat das Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten des andern zu mischen. Außerdem aber war er der Ansicht, daß der Krieg für die wahren Interessen des Königthumes verderblich sey, weil er dasselbe bei der Nation verhaßt mache. „Die Nation fühlt,“ sagte er, „daß dieser Krieg auf ihre Kosten gegen sie selbst geführt wird; daß sie mit jedem Siege eine der Schlachten verlieren muß, die sie in ihrem eigenen Unabhängigkeitskampfe gewonnen. Ein Krieg, der die erbliche Würde der Nation so tief verletzt, kann nicht im Plane des Königs liegen; er gehört der Partei an, welche die Restauration immer nur als eine Züchtigung begriffen hat, welche fortwährend thätig gewesen ist, sie zur Erniedrigung Frankreichs zu wenden. Kann ich schweigen, wenn ich sehe, daß blinde Rathschläge das Königthum dem Untergange entgegenstürzen?“ Labourdonnaye wies die Vorwürfe, die Royer Collard der Partei der Ultraroyalisten gemacht hatte, als eine Verleumdung zurück; er hielt den Krieg für nothwendig, glaubte aber nicht, daß die Minister denselben aufrichtig wollten. Ihr Zweck sey nur, die Spanier zu schrecken, um sie zu bestimmen, einige Veränderungen in der Constitution der Cortes vorzunehmen. Dann möge immerhin die revolutionaire Partei den Sieg behalten, sofern sie selbst sich nur in ihren Aemtern behaupteten. „Nein,“ rief jetzt General Foy aus, „die Regierung will den Krieg nicht, sie will ihn so wenig, als die Nation,

der Präsident des Ministerrathes theilt in dieser Hinsicht die Ansichten meiner Freunde. Er möchte nur eine kriegerische Parade unternehmen, unter dem Vorbehalte, sie bei der ersten Gelegenheit zu beendigen. Wo ist denn aber die Macht, welche die Minister beherrscht und sie zwingt, seit sechs Monaten zum Scheine versöhnende Unterhandlungen zu führen und zu gleicher Zeit heimliche Feindseligkeiten auszuüben? Mir liegt wenig daran, zu wissen, ob die geheimnißvolle Partei, welche unser Frankreich beherrscht, die ihre vollständige Regierung, ihre Verbrüderungen und ihre Organisation hat, ob diese Partei bei den zu Verona versammelten Monarchen um die Erlaubniß gebettelt hat, ihren Angriff auf die Rednerbühnen, die Verfassungen und die menschliche Vernunft mit Spanien zu beginnen, oder ob es die Fremden sind, die uns vorwärts treiben, die wollen, daß wir ihnen seyen, was uns die Glaubensbanden seyn werden, nur mit dem Unterschiede, daß wir diese bezahlen, während die Fremden uns sicher kein Geld bringen werden. Was mir genügt, ist, daß ein Wille und Leidenschaften, in denen sich nichts Französisches findet, uns dahin drängen, wohin wir nicht gehen wollen." Der kriegskundige General verbreitete sich hierauf ausführlich über die geringe Wahrscheinlichkeit des Erfolges, welche in einem Lande wie Spanien ein auswärtiger Einbruch habe; er sagte vorher, daß der Feldzug fehlschlagen und daß nach schmerzlichen Verlusten ein Rückzug auf würdige Weise eine thörichte und strafbare Unternehmung krönen werde. Villèle, der nach den Angriffen Labourdonnaye's und den zweideutigen Lobeserhebungen des Generals Foy nicht schweigen konnte, gab zu, daß er den Krieg um jeden Preis zu vermeiden gesucht habe. „Nur mit Bedauern," sagte er, „haben wir uns zum Kriege entschlossen, aber er ist unvermeidlich; ein offener Krieg ist einem Frieden vorzuziehen, der kein Friede ist. Die einzige Frage, die uns vorliegt, die aber von den Gegnern des Krieges weislich nicht berührt wird, ist die Frage: ob der gegenwärtige Zustand Spaniens mit der Ehre der Krone und mit der Ehre und Sicherheit des Landes zu vereinigen ist." Bignon leugnete, daß die Ehre der Krone den Krieg erheische. „Der wahre Beweggrund des Krieges," versicherte er, „ist, der repräsentativen Regierungsform in Spanien einen tödtlichen Streich beizubringen, der auf das ganze Festland zurückwirken soll; den öffentlichen Rednerstuhl zu Madrid umzustürzen, wie man zu Neapel gethan, dadurch auch den Sturz der Rednerbühne in Frankreich vorzubereiten und die Oeffentlichkeit, die den Höflingen überall ein Greuel und der Schrecken der unumschränkten Gewalt ist, in allen Ländern zu vernichten; auf Spaniens

Boden, wie auf einem geschlossenen Kampfplatze, den Proceß des constitutionellen Europas entscheiden zu lassen und in jener Halbinsel das Grab für alle politische Freiheiten der Völker zu graben." Chateaubriand, der jetzt die Tribune bestieg, antwortete seinem Vorgänger durch eine Rede, welche die Hohlheit der Gründe durch den Schimmer einer glänzenden Beredsamkeit verbarg und den rauschendsten Beifall von der rechten Seite davon trug. Er erörterte zuvörderst das Recht der Einmischung und berief sich auf das Beispiel Englands, das im Jahre 1793 gegen Frankreich eingeschritten sey, um das Einschreiten Frankreichs unter ähnlichen Umständen in Spanien zu rechtfertigen. „Ihr redet von der Unabhängigkeit der Staaten," sprach er gegen die linke Seite gewandt, „hört eine Nation auf, frei zu seyn, weil sie Verträge hat? Sind diese Verträge beschwerlich oder erniedrigend für Frankreich? Nein. Hat es sich jemals darum gehandelt, fremden Truppen den Durchmarsch durch Frankreich zu gestatten? Niemals. Ich bin jetzt ruhig über die Zukunft meines Vaterlandes. In dem Augenblicke, wo Frankreich die Heere wieder gefunden, die so ruhmreich seine Unabhängigkeit vertheidigt haben, kann ich nicht für seine Freiheit zittern. Wenn Frankreich gezwungen ist, zu den Waffen zu greifen, so geschieht dies um seiner eigenen Sicherheit willen und nicht, um die Inquisition und den Despotismus wieder herzustellen. Frankreich erklärt nicht den spanischen Staatseinrichtungen den Krieg, diese zwingen es zum Kriege; es ist seine alte Feindin unter dem spanischen Mantel, die Frankreich herausfordert; es ist die Revolution, welche die Bourbons auf ihren Schritten verfolgt, und die jetzt ein zweites Opfer sucht."

Zwei Tage hatten die Verhandlungen in der Abgeordnetenkammer gedauert und die Gemüther waren immer leidenschaftlicher erregt worden, als Manuel, unter allen Wortführern der linken Seite jener, der mit seiner derben Redeweise am eindringlichsten zu dem schlichten Volkssinne zu sprechen verstand, auf die Bühne trat. Er wies nach, indem er die einzelnen Beschwerden durchging, die man gegen Spanien erhob, daß dieselben unmöglich einen feindlichen Einbruch rechtfertigen könnten. „Aber der revolutionaire Geist," fuhr er fort, „soll für uns gefährlich seyn; ist es der gegenrevolutionaire weniger? Die Revolutionen können in ihrem Fortschreiten Ausschweifungen begehen, aber wenn man fortschreitet, kommt man doch wenigstens irgend wo an. Die Contrerevolution zerstört nur, was die Revolution geschaffen, und bereitet dadurch oft eine neue Revolution vor. Ihr wollt die Freunde der Freiheit, die einst Euch gerettet, von neuem der Verbannung, den Galeeren, der

Tortur, dem Schwerte des Henkers überliefern; ist das das goldene Zeitalter, das ihr Spanien versprecht? Oder wollt Ihr Ferdinand freie Hand lassen, seinem Volke eine Constitution nach eigenem Ermessen zu geben? Angenommen, Ihr vermöchtet ihn, eine Constitution zu versprechen, wie wurden bisher solche Versprechungen gehalten? Preußen versprach seinen Unterthanen eine Constitution, auch den Italienern ist eine Constitution versprochen worden. Wie sieht es jetzt in diesen Ländern aus? In Spanien sind aber noch ganz andere Umstände zu erwägen. Als Ferdinand im J. 1814 nach Spanien zurückkam, hatte er nichts zu rächen; er verdankte den Cortes Alles, denn diese hatten mit Hülfe ihrer Constitution ihn wieder auf seinen Thron eingesetzt; dennoch war seine Regierung furchtbar, entsetzlich." — Der Redner wurde bei diesen Worten durch allgemeines Murren von der rechten Seite unterbrochen; er fuhr fort: „Ihr wollt das Leben Ferdinands retten und bedenkt nicht, daß die Stuarts gestürzt wurden, weil sie Frankreichs Beistand suchten, daß Ludwig's XVI. Haupt fiel, weil die Fremden sich in Frankreichs Sache mischten." Eine neue heftige Unterbrechung erfolgte. „Rechtfertigt noch den Königsmord!" rief man dem Redner zu, der, ohne sich stören zu lassen, seine Stimme nur um so höher erhob. „Die Ursache war, weil von dem Augenblicke, wo die Fremden das französische Gebiet überzogen, das revolutionaire Frankreich, fühlend, daß es zu seiner Vertheidigung neuer Kräfte, einer neuen Energie bedurfte — —." Manuel hatte keine Zeit den Satz zu vollenden, denn der Sturm erreichte jetzt seinen Gipfel. Die ganze rechte Seite erhob sich in Masse und erklärte, daß sie mit einem Menschen nicht länger zusammensitzen wolle, der dem Königsmorde eine Lobrede hielte. Umsonst versuchte der Präsident die Ordnung herzustellen. Sämmtliche Mitglieder der rechten Seite verlangten unter wildem Geschrei, daß Manuel auf der Stelle ausgestoßen werde. „Diese Worte sind von einer furchtbaren Klarheit!" rief Hyde de Neuville, als Manuel sich zu rechtfertigen und seinen Satz zu erklären verlangte, „wir müssen Frankreich rächen;" und Forbin des Issarts, der Manuel beschuldigte, die Spanier zum Königsmorde aufgefordert zu haben, stellte den förmlichen Antrag, ihn ohne Verzug aus der Kammer auszuschließen. Der Präsident Ravez erklärte, daß er über einen so regelwidrigen Antrag nicht abstimmen lassen könne; er versuchte es, ein Schreiben vorzulesen, worin Manuel seinen Satz auf eine Weise ergänzte, welche der gegen ihn erhobenen Beschuldigung jeden Grund entzog; er wurde nicht zu Worte gelassen und mußte mitten unter dem ungeheuersten Tumulte die Sitzung aufheben.

In der nächsten Sitzung, am 27. Februar, erhob sich Labourdonnaye und wiederholte den Antrag, den Abgeordneten der Vendée auszuschließen; denn hier, auf dem classischen Boden der Treue, wie Labourdonnaye sich ausdrückte, war Manuel gewählt worden. Er behauptete, daß der Kammer das unzweifelhafte Recht zustehe, über ihre Mitglieder die oberste Gerichtsbarkeit auszuüben, und daß sie die Pflicht habe, grobe Fehler, Vergehen, Verbrechen, die in ihrer Mitte begangen würden, zu strafen. Etienne, Girardin und der Rechtsgelehrte Tripier, die gemäßigtesten Mitglieder der linken Seite widersetzten sich einem Antrage, der, da er der vorschriftsmäßigen Ordnung der Kammer widerspreche, gar nicht hätte gehört werden sollen. Manuel erhielt das Wort zu seiner Vertheidigung. Er erklärte, daß er weder die Hoffnung noch den Wunsch habe, den Sturm zu beschwören, der sich gegen ihn erhoben; er wolle nur die Unabhängigkeit der Rede vertheidigen, die den Mitgliedern der Kammer zustehe. Weit entfernt, den Königsmord zu rechtfertigen, habe er vielmehr gezeigt, was man thun müsse, um denselben in Spanien zu verhüten. „Meine Absichten sind rein," sagte er zum Schlusse, „Ihr wollt mich von dieser Tribune stoßen; möge geschehen, wozu Ihr die Macht habt. Die Leidenschaften bleiben sich überall gleich; wenn ich mich durch Rachsucht beherrschen ließe, würde ich ausrufen: das Opfer eurer Wuth, überlasse ich es eurer Wuth, mich zu rächen!" Es wurde ein Ausschuß erwählt, um über Labourdonnaye's Antrag zu berichten, und dieser beauftragte Labourdonnaye selbst mit der Berichterstattung. Der Ausschuß war einstimmig der Meinung, daß Manuel auszustoßen sey, weil seine Anwesenheit die Ehre der Kammer beflecken würde. Der dritte März wurde zur förmlichen Berathung angesetzt. An diesem Tage trat zuerst Hr. von St. Aulaire, darauf Royer Collard gegen den Antrag auf. „Unsinnige Mehrheit!" rief der letzte aus, „Ihr wollt die Vertreter der Nation absetzbar machen, wie die Beamten, nur mit dem Unterschiede, daß diese von der Gewalt abgesetzt werden, die sie ernennt, während jene von der Mehrheit abgesetzt würden, gegen die sie ernannt sind." Die rechte Seite hatte sich inzwischen überzeugt, daß es doch bedenklich wäre, so weit zu gehen, wie man anfangs beabsichtigte, denn eine völlige Ausschließung würde eine neue Wahl nothwendig gemacht haben, und durch diese wäre Manuel ohne Zweifel in die Kammer zurückgeschickt worden. Man war daher unter der Hand übereingekommen, ein etwas gemäßigteres Verfahren zu beobachten, und Hyde de Neuville verlangte, daß Manuel auf e i n Jahr ausgeschlossen werde, wozu die Kammer

die unzweifelhafte Befugniß habe, da sie jedenfalls die Polizei in ihrer eigenen Mitte handhaben dürfe. Die rechte Seite setzte den Schluß der Debatten durch, aber der Präsident gab Manuel noch einmal das Wort. „Ich erkläre," sagte dieser, „daß ich keine Richter in dieser Kammer finde, in der ich nur Ankläger sehe, auch ist es kein Act der Gerechtigkeit, der mich trifft, sondern der Rache. Durch den Willen des Volkes hierher berufen, werde ich nur der Gewalt derer weichen, die nicht das Recht haben, mich auszuschließen." Hyde de Neuville's vermittelnder Vorschlag wurde ungeachtet alles Widerspruches der linken Seite mitten unter der stürmischesten Bewegung von einer großen Mehrheit angenommen. Des andern Tages erschien Manuel dennoch, von allen liberalen Abgeordneten begleitet, und gleich diesen im großen Costume, in der Sitzung. „Da ist er doch noch! da ist er doch noch!" rief man von allen Seiten. „In Folge des Beschlusses der Kammer lade ich Herrn Manuel ein, sich zu entfernen," sagte der Präsident. „Ich habe gestern versprochen, nur der Gewalt zu weichen," entgegnete Manuel, „heute halte ich Wort." Der Präsident hob die Sitzung eine Stunde lang auf, verließ mit den Mitgliedern der rechten Seite den Saal und ertheilte den Hussiers den Befehl, Manuel nöthigenfalls mit Hülfe der bewaffneten Macht hinauszuschaffen. Der erste Hussier trat mit seinen Amtsgenossen ein und verlas den Befehl. Manuel, der von der ganzen linken Seite umgeben, auf seinem Platze geblieben war, rief in der leidenschaftlichsten Aufregung: „Ich werde nicht gehen, wenn Ihr mich nicht mit Gewalt hier fortreißet." Die Hussiers entfernten sich, kamen aber bald mit einer Abtheilung von Nationalgardisten und Veteranen zurück, die von einem Hauptmanne und einem Bataillonschef geführt waren. Ein allgemeiner Ruf des Unwillens scholl ihnen entgegen. „Wie?" rief der greise Lafayette, „man wählt die Nationalgarde, um das Heiligthum der Volksvertretung zu verletzen? Sollte sie so sehr sich entehren? Wird sie an einen Abgeordneten, an einen Vertreter der Nation Hand anlegen?" Der Sergeant, ein ehrlicher Posamentirer, Mercier mit Namen, dem sein Hauptmann befahl, Manuel zu ergreifen, wich erschrocken zurück. Die Veteranen zeigten so wenig Neigung, den erhaltenen Auftrag zu vollziehen, wie die Nationalgardisten. Da drangen Gensdarmen, ihren Obristen, den Vicomte de Foucauld, an der Spitze, in den Saal. „Was, Gensdarmen in der Kammer?" rief ihm der General Foy zu. „Die Gensdarmerie kommt nur, um die Nationalgarde zu unterstützen," erwiderte der Obrist. „Ich fordere Hrn. Manuel zum letzten Male auf, Folge

zu leisten. Es würde mir leid thun, Gewalt gegen einen Abgeordneten zu brauchen, aber ich werde meine Pflicht thun.“ „So brauchen Sie denn Gewalt!“ entgegnete Manuel. Der Obrist gab jetzt seinen Gensdarmen den Befehl, sich Manuels zu bemächtigen, und dieser, der auch jetzt noch sich sträubte, wurde widerstrebend zum Saale hinausgedrängt. Sämmtliche liberale Abgeordnete geleiteten ihn bis an den Wagen, der ihn nach seiner Wohnung brachte. Nach diesem schmählichen Auftritte wurde die Sitzung wieder aufgenommen, doch mußten die Debatten bald vertagt werden, da alle Mitglieder der linken Seite, die auf die Tribune gerufen wurden, erklärten, daß sie nach der Frevelthat, deren Zeugen sie gewesen, unmöglich sprechen könnten.

Des andern Tages reichten 62 liberale Abgeordnete eine Protestation gegen das gewaltthätige Verfahren ein, durch das man die Volksvertretung eines ihrer Mitglieder beraubt habe, und da die Mehrheit den Beschluß faßte, über diese Protestation zur Tagesordnung überzugehen, verließen sämmtliche Unterzeichner die Kammer und erklärten, daß sie an Berathungen nicht mehr Theil nehmen würden, die durch Gewaltthätigkeiten besudelt wären. Da die ganze Masse der liberalen Abgeordneten diesem Vorsatze treu blieb und während der Dauer der Session nicht wieder in der Kammer erschien, so behauptete die rechte Seite das Feld allein, und alle Vorschläge der Regierung wurden, wenn man die persönlichen Feindseligkeiten der Herren de Labourdonnaye, de Lalot und de Vaublanc gegen Villèle abrechnet, mit rührender Eintracht angenommen. In der Pairskammer gab zwar sowohl der Gesetzentwurf über die außerordentlichen Geldbewilligungen, als das Budget, welches unmittelbar darauf berathen wurde, zu lebhaften Erörterungen Veranlassung; aber auch hier waren die Minister zum voraus des Sieges gewiß, da sie wohl wußten, daß unter den erlauchten Pairs sich nur Wenige fanden, die, ohne die äußerste Noth, sich entschließen konnten, der Regierung in offenem Kampfe entgegen zu treten. So ging denn die Session in aller Stille zu Ende; und die Minister beeilten sich, dieselbe zu schließen, sobald die dringendsten Arbeiten der Gesetzgebung erledigt waren. Wie es schien, sahen sie selbst nicht ohne Scham auf einen Erfolg, der ihnen gar zu leicht gemacht wurde. Villèle verbarg sich nicht, daß die Abgeordnetenkammer durch die gänzliche Abwesenheit der liberalen Meinung den Charakter einer Volksvertretung verloren hatte und zur einseitigen Parteiversammlung herabgesunken war. Der Sieg, den die Ultraroyalisten durch die Austreibung Manuels erlangt hatten, kam in seinen Wirkungen der schwersten Niederlage gleich.

Nie hatte früher die allgemeine Abneigung gegen die Bourbonen sich so offen kund gegeben, als von diesem Tage an geschah. Manuel, in der Kammer ein wenig gefährlicher Gegner, weil er der besten Sache durch seine Uebertreibungen schadete, wurde als Märtyrer der Freiheit zum Helden der Nation erhoben. Der Sergeant Mercier, den eine königliche Ordonnanz aus der Nationalgarde ausstieß, wurde reichlich durch die Huldigungen entschädigt, die ihm seine Mitbürger aus allen Ständen darbrachten; und schon ließ es sich erkennen, daß die Nationalgarde, die bei ihrer ersten Errichtung der Restauration zum willigsten Werkzeuge diente, sich immer mehr von der Regierung abwandte.

Die Kammern waren noch nicht geschlossen, als das französische Heer, das an der Grenze zusammengezogen war, die Bidossoa überschritt und durch seine schnellen Erfolge alle die unglückschwangeren Prophezeiungen widerlegte, in denen die liberale Partei den Prahlereien der Royalisten gegenüber sich wohlgefiel. Die Machthaber zu Madrid waren durch die Abreise des französischen Botschafters so wenig, als durch jene der Bevollmächtigten von Oesterreich, Preußen und Rußland im Geringsten eingeschüchtert worden. Sie beantworteten dieselbe durch eine von den Cortes genehmigte Verordnung, welche alle Handelsverbindungen mit Frankreich und den drei Staaten des Ostens unterbrach. Man überzeugte sich jetzt, daß für die Erhaltung des Friedens nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, und es wurde daher beschlossen, das Heer auf den Kriegsfuß zu setzen und die zum Schutze der Küsten erforderliche Seemacht auszurüsten. Eine Verfügung des Kriegsministers Lopez Banos ordnete an, daß drei Heerhaufen aufgestellt werden sollten, von denen der erste in Catalonien, wie bisher, unter Mina's Befehlen bliebe; über den zweiten in Aragon und Navarra sollte Ballesteros den Befehl übernehmen, und endlich sollte General Abisbal in Neucastilien ein Reserveheer errichten. Man erinnerte sich der ungeheuern Anstrengungen, die Napoleon umsonst zur Unterwerfung der Halbinsel gemacht hatte, und hoffte, daß bei dem Anblicke des verhaßten Feindes, wie damals, alle Spanier sich wider denselben vereinigen würden. Dennoch machte die französische Thronrede, als dieselbe in Madrid bekannt wurde, einen schwer zu beschreibenden Eindruck. Man konnte bei dem Näherrücken der Gefahr sich unmöglich über die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel täuschen, die der constitutionellen Regierung zu Gebote standen. Die öffentlichen Cassen waren erschöpft, und die Anleihen, die man unter den ungünstigsten Bedingungen im Auslande geschlossen, waren wenig geeignet, dieselben zu füllen.

Dazu kam, daß die Zerrüttung im Innern des Landes die beunruhigendsten Fortschritte machte. Zwar hatte in Catolonien Mina die Ordnung mit Waffengewalt hergestellt; auch war es dem tapferen Torrijos gelungen, die Glaubensbanden aus Navarra zu vertreiben. Aber in Altcastilien trieb der Pfarrer Merino noch immer sein Wesen; in Niederaragon hatten zwei in Spanien eingebürgerte Ausländer, der Franzose Bessières und der Halbrusse Ullmann den Aufruhr zu hellen Flammen angefacht. Die Feste Mequinenza am Ebro war durch Verrath in ihre Hände gefallen, und im Januar waren sie mit einem Haufen von 8000 Mann in Neucastilien eingebrochen, hatten den ihnen entgegenziehenden O'Daly bei Brihuega geschlagen und die Stadt Guadalajara, sechs Meilen von Madrid, besetzt. General Abisbal, der Alles zusammenraffte, was sich an Truppen in der Nähe befand, vermochte sie nur mit Mühe zu verdrängen, und obwohl später die Schaaren des Bessières geschlagen und zerstreut wurden, so setzte doch Ullmann fortwährend einen großen Theil von Aragon und Valencia in Schrecken. Unter solchen Umständen hätten nur die außerordentlichsten revolutionairen Maßregeln — ein Schreckenssystem, wie jenes der französischen Republik im Jahre 1793, welches alle Gegner im Innern niederschmetterte und alle Kräfte der Nation fieberisch spannte — Spanien zu retten vermocht; dazu hatten aber die Männer, denen die Gewalt vertraut war, vielleicht den Muth, gewiß nicht die Neigung. Sie sahen ein, daß sie außer Stande waren, die französischen Heere zu hindern, auf dem geraden Wege gegen Madrid vorzudringen, gaben jedoch die Hoffnung nicht auf, daß es ihnen gelingen würde, den Krieg in die Länge zu ziehen und die feindlichen Heeresmassen in einzelnen Gefechten aufzureiben, indem sie dieselben zwängen, sich zu theilen und über die ganze Halbinsel zu verbreiten. Deshalb stellten sie den Antrag an die Cortes, daß es ihnen gestattet seyn möge, den Sitz der Regierung von der Hauptstadt nach jedem andern Punkte des Landes zu verlegen, der eine größere Sicherheit böte. Der König, als er diesen Entschluß vernahm, wurde mit Schrecken erfüllt und erklärte, daß er zu demselben nie seine Zustimmung geben würde. Von allen Planen des französischen Cabinettes unterrichtet, hatte er mit Zuversicht darauf gerechnet, in Kurzem aus den Händen seiner Feinde befreit zu werden, während er jetzt diese Hoffnung in weiter Ferne verschwinden sah. Die Cortes nahmen den ministeriellen Vorschlag, den sie als das einzige ihnen noch übrig bleibende Rettungsmittel ansahen, einstimmig an; drei Tage darauf, am 19. Februar, wurde die außer-

ordentliche Session, welche auf die ordentliche des Jahres 1822 gefolgt war, geschlossen. Da faßte König Ferdinand, wahrscheinlich nicht ohne Zuthun der brittischen Bevollmächtigten, Lord Fitzroy Somerset und Sir William A'Court, den Entschluß, einen neuen kühnen Streich zu versuchen. Er verabschiedete das Ministerium in Masse; auch sollen bereits die Abberufungen der Generale Mina und Ballesteros unterzeichnet gewesen seyn, so daß die den Franzosen an der Grenze gegenüberstehenden Truppen ohne Befehlshaber geblieben wären. Kaum verbreitete sich die Kunde von diesem Vorgange in der Hauptstadt, als die wildeste Gährung alle Gemüther ergriff. In allen Straßen bildeten sich Zusammenrottungen; Tausende drängten sich vor dem Palaste des Königs, vor dem Hause, in dem der ständige Ausschuß der Cortes versammelt war; und von allen Seiten erscholl der Ruf: man solle den König der Krone verlustig erklären und eine Regentschaft ernennen. Umsonst bemühte sich der Präsident des Ausschusses, die aufgeregten Massen zu beruhigen. Das Toben des Volkes dauerte bis gegen Mitternacht und nahm nicht eher ein Ende, als bis es bekannt wurde, daß die Minister auf die Bitte des Königs ihre Stellen wieder übernommen hätten. Am folgenden Tage währte die Bewegung fort; von neuem erscholl der Ruf nach der Absetzung des Königs, und auf öffentlichem Platze wurde eine Bittschrift an die Cortes aufgelegt und sogleich mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, welche die Einsetzung einer Regentschaft verlangte. Da wenige Tage darauf die Cortes wieder zusammentraten und durch ihre Anwesenheit die Gemüther beruhigten, so ging der Sturm ohne erustere Folgen vorüber. Die Minister, die sich den Schwierigkeiten ihrer Lage in dem doppelten Kampfe mit dem äußeren Feinde und dem Verrathe im Innern nicht gewachsen fühlten, hatten sich, als sie den Bitten des Königs nachgaben, nur dazu verstanden, die Geschäfte bis zu der Bildung einer neuen Verwaltung fortzuführen. Die Männer, die mit der Zustimmung des Staatsrathes zu ihren Nachfolgern ernannt wurden, trugen aber gerechtes Bedenken, eine so schwere Verantwortlichkeit zu übernehmen, und die alten Minister blieben daher nothgedrungen in ihren Aemtern. Da der Einbruch des französischen Heeres stündlich zu erwarten war, so wäre es eine an offenen Verrath grenzende Schwäche gewesen, wenn sie durch irgend eine Rücksicht sich hätten bestimmen lassen, ihre Dienste dem Vaterlande zu entziehen. In einet der ersten Sitzungen der Cortes zeigten sie diesen an, daß der König den Beschluß gefaßt habe, den Sitz seiner Regierung nach Sevilla zu

verlegen. In der ganzen Versammlung war schwerlich eine einzige Person, der es unbekannt gewesen wäre, wie weit der König davon entfernt war, einen solchen Beschluß zu billigen. Man wollte aber so lange als möglich der großen Masse der Nation gegenüber den Schein behaupten, als ob alle Schritte der Regierung aus dem freien Entschlusse Ferdinands VII. hervorgingen. Umsonst sträubte sich dieser; umsonst schützte er eine Krankheit vor, die ihn nöthigte, das Bett zu hüten. Die Cortes, einverstanden mit den Ministern, bestimmten ihm gebieterisch eine Frist, bis zu welcher er seine Abreise antreten müsse, und König Ferdinand, um sich nicht den Gewaltthätigkeiten auszusetzen, mit denen er bedroht war, fügte sich in das Unvermeidliche. Am 20. März verließ der König mit dem ganzen königlichen Hause die Hauptstadt, um sich in langsamen Tagereisen nach Sevilla zu begeben, wo man durch die Vormauer der Sierra Morena ihn für sicherer geschützt hielt, als durch die Tapferkeit der constitutionell gesinnten Bürger und Soldaten zu Madrid. Hundertundfunfzig Wagen führten die Archive und die Schätze der Krone, und ein Corps von drei oder vier Tausend Mann, zur Hälfte aus Madrider Nationalgardisten zusammengesetzt, geleitete den Zug. Einige Tage später folgten sämmtliche Mitglieder der Cortes. die nicht durch besondere Gründe zurückgehalten wurden, und ihnen schloß sich eine große Anzahl der angesehensten Familien an, so daß es schien, als ob Madrid ganz veröden sollte, wenn nicht bald die lebhafteste militairische Bewegung an die Stelle der politischen getreten wäre. General Abisbal machte von den beinahe unbeschränkten Befugnissen, die er zu der Organisation des Reserveheeres erhalten hatte, den ausgedehntesten Gebrauch, und bei der Bereitwilligkeit, mit der er von den städtischen Bevölkerungen unterstützt wurde, gelang es ihm, in verhältnißmäßig kurzer Frist eine Achtung gebietende Macht zusammenzubringen. Dennoch konnten die Freunde der Constitution in Madrid wie in ganz Spanien sich eines düstern Vorgefühles nicht erwehren, da die Flucht des Hofes und der Cortes das offene Zugeständniß enthielt, daß man sich nicht stark genug fühlte, dem Feinde im Felde die Spitze zu bieten. Die Aufnahme, welche die Cortes in dem sonst so liberalen Sevilla fanden, war daher eine sehr kalte und wenig Gutes verheißende. Zwar wurden auf Befehl der Behörden große Festlichkeiten angeordnet, aber man sah diesen nur zu deutlich an, daß sie keine freiwillige waren. Nur spärlich und schüchtern ließ der Ruf: „Es lebe die Constitution!“ sich vernehmen; denn an dem

Tage, an dem die Cortes zu Sevilla ankamen, traf auch die Nachricht ein, daß die Franzosen über die Bidassoa gegangen waren.

Das französische Cabinet, in der Absicht, den absterbenden Stamm der Bourbonen durch den Glanz kriegerischen Ruhmes neu zu beleben, hatte dem Herzog von Angoulême den Oberbefehl über das wider Spanien bestimmte Heer anvertraut, ihm aber zugleich, da seine anerkannte Unfähigkeit nicht gestattete, ihm die wirkliche Leitung der kriegerischen Operationen zu überlassen, die bewährtesten Führer beigegeben. Das ganze Heer, mehr als 100,000 Mann stark, war in fünf große Corps getheilt, von denen das erste und zahlreichste, bei dem sich der Herzog in Person befand, unter dem Befehle des Marschalls Oudinot, Herzogs von Reggio, stand und vier Divisionen unter den Generalen Autichamp, Bourke, Obert und Caster begriff. Das zweite, von dem General Molitor geführt, umfaßte die Divisionen Loverdo, Pamphile Lacroix und d'Omont; das dritte, unter dem Fürsten von Hohenlohe, die Divisionen Couchy und Canuel; das vierte, von dem greisen Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, befehligt, die Divisionen Curial, Damas und Donnadieu. Das fünfte Corps unter dem General Bordesoult bildete die Reserve und war aus den Divisionen Bourmont, Latur Foissac und Roussel d'Urbel zusammengesetzt. Am 15. März ging der Herzog von Angoulême von Paris nach der Grenze ab. Unmittelbar nach seiner Ankunft zu Bayonne erließ er eine Proclamation, die den Bevölkerungen der pyrenäischen Halbinsel anzeigte, daß das französische Heer in Spanien einrücken werde, daß sie dasselbe aber deshalb nicht als ein feindliches betrachten dürften, da es nur komme, „um sich mit den Freunden der Ordnung zu vereinigen, um ihnen beizustehen, ihren gefangenen König zu befreien, Altar und Thron wieder aufzurichten, die Priester der Aechtung, die Eigenthümer der Plünderung, die ganze Nation der Herrschaft einiger Ehrgeizigen zu entziehen, welche, die Freiheit verkündend, für ganz Spanien Untergang und Knechtschaft bereiteten." Tages darauf brachen die französischen Truppen nach der äußersten Grenze auf; es wurde eine Schiffbrücke über die Bidassoa geschlagen, und am 7. April erhielt das Heer den Befehl, seinen Uebergang über den Strom zu bewerkstelligen, der seit alten Zeiten die Grenze zwischen Spanien und Frankreich bildet. So wie die Spitze der Vorhut sich anschickte, diesen Befehl zu vollziehen, trat derselben am jenseitigen Ufer eine Schaar französischer Flüchtlinge entgegen, größtentheils Officiere, die, in die letzten Verschwörungen verwickelt, nach Spanien ausgetreten waren, und die jetzt, die Stimmung

ihrer ehemaligen Waffenbrüder nach ihrer eigenen beurtheilend, darauf rechneten, daß es nur einer Aufforderung bedürfe, um diese zum Abfalle von den verhaßten Feldzeichen der Bourbonen zu vermögen. Der Obrist Fabvier, der das Häuflein führte, entfaltete eine dreifarbige Fahne und begrüßte die Kanoniere, die er zuerst zu Gesicht bekam, mit dem Rufe: „Es lebe Napoleon II.! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Artillerie!“ Die Antwort war eine Kartätschenladung, die eine Anzahl der Verführer zu Boden streckte und den Rest bestimmte, sein Heil in der eiligsten Flucht zu suchen. Das spanische Regiment des Obristen Alexander O'Donnell, welches in der Nähe stand, um die Bewegung im Falle des Gelingens zu unterstützen, marschirte, da es Thorheit gewesen wäre, sich in einen Kampf mit der Uebermacht einzulassen, auf der Straße nach San Sebastian ab und verstärkte die Besatzung dieser Festung. Die französische Vorhut besetzte Irun, die erste spanische Grenzstadt, ohne einen Gewehrschuß abzufeuern, und die Colonnen des Heeres drangen, ohne auf irgend einem Punkte den geringsten Widerstand zu finden, bis unter die Mauern von San Sebastian und Pamplona vor. General Ballesteros, der zu Vittoria mit Mühe ein Corps von 8000 Mann zusammengebracht hatte, konnte nicht daran denken, mit einer so schwachen Abtheilung den Franzosen den Weg zu verlegen; er zog daher in der Richtung von Saragossa ab, um das französische Heer, wenn dasselbe auf der großen Straße über Burgos auf Madrid marschirte, in der linken Flanke zu beunruhigen und zugleich sich die Verbindung mit dem constitutionellen Heere in Catalonien offen zu erhalten. Die constitutionelle Regierung hatte, ehe sie Madrid verließ, dem General Morillo den Auftrag ertheilt, zu Valladolid ein zweites Reserveheer zu organisiren, welches der Heeresabtheilung unter Abisbal zu Madrid die Hand bieten und den Norden Spaniens beschützen sollte, während eine dritte Reserve unter General Villacampa in Andalusien gebildet wurde, um die Pässe der Sierra Morena zu besetzen und den Franzosen den Zugang zum Süden zu verwehren. Die Verbindung zwischen allen diesen verschiedenen Heeresabtheilungen sollte durch Guerillas unterhalten werden, von denen man erwartete, daß sie dem Feinde nicht geringeren Abbruch thun würden, als einst im Unabhängigkeitskriege, so daß man nicht nöthig gehabt hätte, die Franzosen in offener Feldschlacht zu schlagen, um sie zuletzt, durch unnütze Märsche unter fortwährenden Gefechten ermüdet und geschwächt, zu zwingen, das Land zu räumen. Bei diesem Plane, dessen Gelingen man für unfehlbar hielt, war nur ein sehr wesentlicher Umstand ver-

gessen. Der Haß der Geistlichkeit gegen die constitutionelle Regierungsweise verschaffte den Franzosen in jedem Dorfe Verbündete, die sie nicht allein mit offenen Armen aufnahmen, sondern zu jeder Art der Hülfleistung bereit waren. Ein Volkskrieg, wie jener des Unabhängigkeitskampfes, war daher unmöglich; und das Verhältniß zwischen den kriegführenden Parteien war sogar gerade das Umgekehrte. Wie damals die Franzosen von der großen Masse der spanischen Nation als Ketzer und Ungläubige angesehen und mit der grimmigsten Erbitterung verfolgt wurden, so jetzt die Constitutionellen. Die Regierung zu Madrid war so unvorsichtig gewesen, noch in der letzten Zeit, als der Krieg bereits unvermeidlich war und man daher Alles hätte aufbieten müssen, um die Gegner der Constitution im Innern des Landes zu versöhnen, statt dessen vielmehr zu den alten Ursachen des Hasses neue hinzuzufügen. Weil der Papst sich weigerte, den spanischen Gesandten zu Rom anzunehmen, wurde der päpstliche Nuntius aus Madrid vertrieben und alle Verbindung mit dem Oberhaupte der katholischen Christenheit abgebrochen. Anders hätte man kaum verfahren können, wenn man absichtlich darauf ausgegangen wäre, die Geistlichkeit gegen das Constitutionswesen in Harnisch zu bringen, das derselben doch ohnedies hinreichend verhaßt war.

So zuversichtlich erwarteten unter diesen Umständen die Franzosen, nirgend auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, daß sie ohne Beobachtung der gewöhnlichen Vorsicht vor das befestigte San Sebastian rückten. Sie wurden mit Kanonenschüssen von den Wällen begrüßt, und die Besatzung machte einen Ausfall, der den andringenden Feind viele Leute kostete. Ein französisches Regiment verlor über die Hälfte seiner Mannschaft. Dieser kleine Unfall übte auf den Gang der kriegerischen Operationen im Großen keinen Einfluß. Da man erfuhr, daß Ballesteros es nicht wagte, die Linie des Ebro zu vertheidigen, und daß von der Grenze bis nach Burgos kein constitutionelles Corps aufgestellt war, welches das Heer auf seinem Marsche aufzuhalten vermochte, so beschloß man, ohne Zeitverlust in das Innere vorzurücken und nur schwache Truppenabtheilungen zur Berennung der festen Plätze Santander, Pamplona und Santona zurückzulassen. Ueberall wurden die Franzosen als Freunde aufgenommen; als sie kaum den Ebro überschritten hatten, sandten ihnen die Behörden von Burgos, der alten Hauptstadt der Könige von Castilien, bereits ihre Unterwerfung entgegen. Nirgend war etwas vom Feinde zu sehen. Nur die Division Obert, welche den linken Flügel des ersten Armeecorps bildete, hatte, als sie sich längs

des Ebro bis nach Logrono ausbreitete, ein hitziges Gefecht zu bestehen. Die Milizen, die in dieser kleinen Stadt lagen, versuchten dieselbe gegen die anrückenden Franzosen zu vertheidigen und zogen sich, als die Thore aufgesprengt wurden, in guter Ordnung zurück. Das Häuflein Tapfrer wies mehrere Angriffe der französischen Reiterei blutig zurück, und obwohl dasselbe in dem ungleichen Kampfe beträchtlichen Verlust erlitt, bewerkstelligte es doch seine Vereinigung mit der Nachhut des Generals Ballesteros, ohne seine Reihen aufgelöst zu haben. Ballesteros, der anfangs die Absicht zu haben schien, eine Stellung zwischen Logrono und Saragossa zu behaupten, überzeugte sich bald von der Unausführbarkeit dieses Planes. Das Corps des Generals Molitor, welches durch Navarra gegen ihn anrückte, war ihm an Streitkräften um mehr als das Doppelte überlegen; überdies zeigten sich in seinem Rücken unter den durch die Priester aufgereizten Bevölkerungen unruhige Bewegungen; er mußte sich daher entschließen, sogar das wichtige Saragossa Preis zu geben und seinen Rückzug über Calatayud, Daroca und Teruel gegen Valencia anzutreten, da bei der theils lauen, theils entschieden ungünstigen Stimmung der Einwohner seine ganze Macht kaum hingereicht hätte, jenen Platz mit Erfolg zu vertheidigen. Die Vorhut des Generals Molitor hielt am 25., er selbst am 26. April unter dem Zulaufe und den Freudenbezeigungen alles Volkes seinen Einzug in Saragossa. Da das Hauptheer durch die Besitznahme dieser Stadt seine Flanke gedeckt sah, während auf der Straße nach Madrid sich kaum einige schwache Parteigängerhaufen zeigten, so konnten die Franzosen ihren Marsch nach der Hauptstadt mit solcher Bequemlichkeit fortsetzen, daß der Zug des Herzogs von Angoulême beinahe mehr einer Vergnügungsreise, als einer kriegerischen Unternehmung glich. Die leicht zu vertheidigenden Pässe der Somosierra waren nur durch eine Guerilla besetzt, welche die Ankunft der französischen Vorhut nicht abwartete, um die Straße frei zu geben.

Die Unbesonnenheit, mit der die constitutionelle Partei Anführern die wichtigsten Posten anvertraut hatte, deren politische Gesinnungen der zweideutigsten Art waren, trug jetzt ihre Früchte. General Abisbal, der den größten Eifer für die Bildung des Reserveheeres gezeigt hatte, so lange die Franzosen noch in weiter Ferne waren, erkaltete plötzlich, als an ihrem Anmarsche nicht länger zu zweifeln war. Er stellte den Milizen, die den besten Theil seiner Macht bildeten, es frei, ob sie ihre Waffen abliefern und nach Hause gehen oder beim Heere bleiben wollten, in welchem Falle sie nach Sevilla ziehen müßten. Die Mehrzahl

war der constitutionellen Sache so ergeben, daß sie freiwillig den weiten und beschwerlichen Marsch nach Sevilla antrat. Nachdem er auf diese Weise die Streitkräfte, die zu seiner Verfügung standen, selbst geschwächt hatte, knüpfte er Unterhandlungen mit dem Feinde an, die zum Zwecke hatten, einen Frieden zu vermitteln, durch den der constitutionellen Partei einige scheinbare Zugeständnisse gemacht worden wären, während sie in der That in die Hände ihrer Gegner geliefert war. Ein Schreiben an den Grafen Montijo, worin er seine Gesinnungen aussprach, wurde von ihm selbst verbreitet, um die Truppen unter seinem Befehle auf den beabsichtigten Verrath vorzubereiten. Er hatte sich aber sehr geirrt, wenn er der Meinung war, daß es nur seines Vorganges bedürfe, um die wackern Leute, die seiner Anführung untergeben waren, zu jedem beliebigen Wechsel der Farbe zu verleiten. Kaum war sein Schreiben bekannt geworden, als seine eigenen Officiere ihm erklärten, daß er nicht länger auf ihren Gehorsam rechnen dürfe, und ihn zwangen, den Befehl an den Marquis Castel de los Rios abzugeben, welcher der erste nach ihm im Commando war. Die Zeit, welche zur Vorbereitung eines kräftigen Widerstandes hätte benutzt werden können, war inzwischen aber unwiederbringlich verloren gegangen; am 18. Mai, dem Tage, an dem Abisbal das Commando entzogen wurde, hatten die Franzosen die Somosierra überstiegen; Castel de los Rios hatte daher keine andere Wahl, als mit seinen Truppen, die sich etwa auf 8000 Mann beliefen, in aller Eile die Hauptstadt zu räumen. Er schlug die Straße nach Estremadura ein und ließ den General Zayas mit seiner Nachhut in Madrid zurück, um die Stadt bis zur Ankunft der Franzosen gegen die Ausschweifungen des royalistischen Pöbels zu schützen. Zayas begab sich in das Hauptquartier des Herzogs von Angoulême zu Buitrago und schloß eine Uebereinkunft, nach welcher seine Posten vor dem Einzuge des Herzogs durch französische Truppen abgelöst und bei ihrem Abzuge nicht weiter belästigt werden sollten. Ehe es jedoch dazu kam, erschien plötzlich der Bandenführer Bessières, der bei dem Vorrücken des französischen Heeres aus seinen Schlupfwinkeln wieder hervorgebrochen war und mehrere Tausend Mann des rohesten Gesindels um sich gesammelt hatte, vor den Thoren der Hauptstadt und versuchte, der Capitulation zum Trotze, auf die Zayas sich berief, den Eingang zu erzwingen. Ein Reiterangriff sprengte den wilden Haufen im Augenblicke auseinander, obwohl eine Masse des plünderungssüchtigen Pöbels in der Stadt sich mit demselben vereinigte. Einige Kartätschenschüsse vollendeten die Niederlage des übermüthigen

Parteigängers, der, nachdem er mehrere Hundert Gefangene in den Händen der Constitutionellen zurückgelassen, in dem französischen Hauptquartiere eine Zuflucht suchte. Der Marsch des französischen Heeres wurde auf die Kunde von diesen Vorgängen beschleunigt, und die Vorhut rückte am Morgen des 23. in die Stadt ein, welche Zayas während der Nacht geräumt hatte. Der Pöbel ließ es sich nicht nehmen, seine Anhänglichkeit an den guten König Ferdinand VII. auf seine Weise an den Tag zu legen. Zuvörderst wurde der Palast der Cortes erbrochen und in demselben Alles zertrümmert, was irgend zerstörbar war. Darauf kam die Reihe der Verwüstung an die Häuser, deren Bewohner als constitutionell gesinnt bekannt waren. Wo einer der letzten sich blicken ließ, war er den empörendsten Mißhandlungen ausgesetzt, und hatte von Glück zu sagen, wenn er mit dem Leben davon kam. Mit Mühe gelang es den Franzosen, allmälig diesem gesetzlosen Treiben zu steuern und die Ordnung wiederherzustellen. Am folgenden Tage hielt der Herzog von Angoulème unter großem Gepränge seinen feierlichen Einzug. Er erließ eine Proclamation, worin er seine frühere Erklärung wiederholte, daß er keinesweges gekommen sey, um die spanische Nation zu bekriegen; daß er vielmehr ihr Freund und Bundesgenosse sey und keinen andern Zweck vor Augen habe, als den König aus seiner Gefangenschaft zu befreien, und den Leiden, die das Land erduldet, ein Ziel zu setzen. Er habe es deshalb von Anfange für ungeeignet gehalten, Fremde in die innere Verwaltung der befreiten Landschaften eingreifen zu lassen, und habe diese vielmehr Spaniern übergeben, deren Treue und Ergebenheit ihrem Könige wohl bekannt sey. Jetzt, da auch die Hauptstadt dem befreundeten französischen Heere ihre Thore geöffnet, sey es an der Zeit, eine bleibende Regentschaft für das ganze Land einzusetzen, um die Verwaltung desselben neu zu ordnen, ein volksthümliches Heer zu schaffen und die Maßregeln zu verabreden, die zu der Befreiung des Königs erforderlich wären. Seine Absicht sey, auch hierbei sich jeder Einwirkung zu enthalten; da es aber unmöglich wäre, die Wahl zu erfahren, die der König selbst treffen würde, so sey es ihm als das Zweckmäßigste erschienen, die Ernennung den beiden obersten Behörden des Reiches, wie dieselbe vor dem 7. März 1820 bestanden, dem Rathe von Castilien und dem Rathe von Indien zu übertragen. Die zu Madrid anwesenden Mitglieder der beiden Behörden schritten ohne Verzug zu der Vollziehung des wichtigen Auftrages, und nach wenigen Tagen war die neue Regentschaft, die aus den erklärtesten Anhängern der unbeschränkten Königsgewalt bestand und den eben so beschränkten

wie fanatischen Herzog von Infantado an ihrer Spitze hatte, in voller Thätigkeit. Ehren, Aemter und Würden wurden jetzt im Ueberflusse verliehen; wahrer oder erheuchelter Haß gegen die Constitution ersetzte jedes andere Verdienst; dagegen war es hinreichend, nur den Verdacht einer Vorliebe für freisinnige Staatseinrichtungen auf sich zu ziehen, um der wüthendsten Verfolgung ausgesetzt zu seyn. Bald waren alle Kerker gefüllt; zu den Meuchelmorden, deren man sich insgeheim bediente, um an den verhaßten Gegner seine Rache auszulassen, gesellten sich öffentliche Hinrichtungen; und so groß war der Schrecken, der sich unter dem achtbaren Theile der Bevölkerung verbreitete, daß binnen wenigen Tagen an dreihundert Familien mit Zurücklassung ihrer Habe aus der allen Greueln eines rohen Fanatismus Preis gegebenen Hauptstadt entflohen. Selbst höhere französische Officiere konnten ihren Ekel vor jeder Gemeinschaft mit den neuen Machthabern, zu deren Unterstützung sie doch verpflichtet waren, nicht verbergen. Dafür rächten sich diese, indem sie ihre Verbündeten öffentlich als Freimaurer und Ungläubige anklagten. Der Herzog von Angoulème, der an den Unwürdigkeiten unmöglich sein Wohlgefallen haben konnte, die unter seinen Augen verübt wurden, fand wenigstens eine Befriedigung seiner Eitelkeit in dem Danke, welchen ein Theil des hohen Adels durch eine an ihn gerichtete Adresse für die Dienste aussprach, die er ihrem Vaterlande geleistet. Bei einigem Scharfblicke hätte er sich selbst sagen müssen, daß dieser Schritt nur zum Zwecke hatte, die Verfolgung abzulenken, die einen Jeden traf, der nicht hinreichende Beweise gab, daß seine Gesinnungen mit jenen der Machthaber in vollkommener Uebereinstimmung waren.

Wenn die ungünstige Stimmung eines großen Theiles der Bevölkerungen und der Verrath der Anführer den Plan der Cortes nicht vereitelt hätte, so wäre der Kampf durch die Besetzung der Hauptstadt keineswegs entschieden worden, sondern hätte sich nach derselben erst über alle Provinzen der Halbinsel verbreitet. Von allen Feldherren, denen eine bedeutende Rolle zugewiesen war, that aber nur einer auf ruhmvolle Weise seine Pflicht. Der Marschall Moncey war mit seinem Truppencorps nicht eher in Catalonien eingerückt, als nachdem das Hauptheer bereits den Ebro überschritten hatte. Man wußte wohl, daß hier der hartnäckigste Widerstand zu erwarten war, denn der treue Mina führte in Catalonien den Befehl, und der Muth seiner tapfern Schaaren ersetzte, was denselben an Zahl abging. Am 23. April erschien die Vorhut der Franzosen vor der Festung Figueras, die von

dem Pyrenäenpasse Col de Pertuis nur wenige Stunden entfernt ist. Die stolz abweisende Antwort, die der französische Befehlshaber erhielt, als er die Feste zur Uebergabe aufforderte, war die erste Vorbedeutung der ernsten Kämpfe, die in Catalonien bevorstanden. Mina machte dem andringenden Feinde jeden Fußbreit Landes streitig. Die französische Uebermacht drängte ihn aus seiner Stellung auf dem rechten Ufer der Fluvia bis nach Hostalrich und Vich zurück, und schon rühmte man im französischen Hauptquartier, daß dem Marsche auf Barcelona keine Hindernisse weiter entgegenständen, als Mina, statt seinen Rückzug weiter fortzusetzen, auf einer von dem Feinde nicht besetzten Straße in dem Gebirgsthale des Ter bis zu der Quelle dieses Stromes hinaufstieg, auf diese Weise mit seinem Corps plötzlich im Rücken des französischen Heeres erschien, zu Ripoll die von Romagosa geführte Bande des mit den Franzosen eingerückten Glaubensheeres überfiel und derselben eine empfindliche Niederlage beibrachte. Während von allen Seiten Truppen gegen ihn anrückten, um ihm den Rückzug abzuschneiden, war er bereits nach dem parallel laufenden Thale des Llobregat übergegangen, in diesem bis nach dem Flecken Gironella hinuntergestiegen und hatte hier eine andere Glaubensbande vernichtet, so daß sich unter den Pfaffen, die beim Einbruche der Franzosen überall thätig waren, um das Landvolk gegen die Constitution aufzuwiegeln, die größte Bestürzung verbreitete. Inzwischen waren die Franzosen in dem ebenern Theile des Landes an der Küste unaufhaltsam vorgedrungen; die schwachen constitutionellen Corps unter Llobera und Milans zogen sich vor der Uebermacht langsam gegen Barcelona zurück, ließen dabei aber keine Gelegenheit unbenutzt, dem Feinde allen möglichen Abbruch zu thun. Bei Castel Tersol bestand Llobera, von einem Theile der Besatzung von Barcelona unterstützt, zu Mataro Milans einen Kampf gegen die Franzosen, in dem sich diese zwar den Sieg zuschrieben, jedoch keinen andern Vortheil zu rühmen wußten, als daß sie nach großen Anstrengungen das Schlachtfeld behaupteten. Den besten Beweis für die ruhmvolle Ausdauer, mit der die Constitutionellen in Catalonien kämpften, bot es, daß General Molitor, der anfangs dazu bestimmt war, Ballesteros zu verfolgen, den Befehl erhielt, mit seinem ganzen Corps zur Unterstützung des Marschalls Moncey nach Lerida abzumarschiren. Dadurch gewann Ballesteros Zeit, den royalistischen Aufstand, der im nördlichen Valencia ausgebrochen war, niederzuschlagen und die von royalistischen Banden eingeschlossene Stadt Valencia zu entsetzen. Bei den entschieden constitutionellen Gesinnungen, die hier unter dem größten Theile der

Bevölkerung herrschten, wäre es leicht gewesen, den kräftigsten Widerstand vorzubereiten. Unglücklicher Weise lähmte die Kunde von dem Abfalle Abisbals seinen Muth; er verzweifelte an der Sache, deren Vertheidigung er übernommen hatte, und setzte seine Hoffnungen nur auf den Erfolg der diplomatischen Unterhandlungen, von denen er voraussetzte, daß sie unter brittischer Vermittlung angeknüpft werden würden. Da er zu stolz war, um gleich Abisbal zum Verräther zu werden, so begnügte er sich damit, zu thun, was er im strengsten militairischen Sinne für seine Schuldigkeit hielt. Er berannte die Burg von Murviedro, die, nur von einigen Invaliden besetzt, den Insurgenten in die Hände gefallen war, und schob schwache Abtheilungen gegen Teruel und Alcora vor, um den Feind, der von dieser Seite anrücken mußte, zu beobachten. Statt den revolutionairen Aufschwung zu Hülfe zu rufen, der im Kampfe gegen eine weit überlegene Macht allein das Gleichgewicht herstellen konnte, that er Alles, was an ihm lag, um denselben niederzudrücken. Er verbot seinen Truppen das Singen patriotischer Lieder und verrieth dadurch allein offen genug, was in seinem Innern vorging. Auf noch zweideutigere Weise, wie Ballesteros im Süden, benahm sich Morillo im Norden. Kaum waren die Franzosen zu Burgos eingetroffen, als er sich beeilte, Valladolid zu räumen und seine Person nach Leon in Sicherheit zu bringen. Dabei traf er weder Vorsorge, daß die öffentlichen Cassen, noch daß die Militaireffecten fortgeschafft würden. Die neu ausgehobenen jungen Leute, aus denen er sein Heer bilden sollte, ließ er entlaufen, ehe sie noch in ihre Bataillone eingereiht waren. Die Milizen, welche die größte Bereitwilligkeit zeigten, sich zu schlagen, wurden durch unbillige Anforderungen entmuthigt und die Truppen in so viele Garnisonen zerstreut, daß auf keinem einzigen Punkte ein Corps vereinigt war, welches dem Feinde mit einigem Erfolge zu widerstehen vermochte.

Während auf diese Weise die Sache der Constitution auf allen Seiten verrathen wurde, setzten die Cortes zu Sevilla, wo sie am 23. April sich wieder vereinigt hatten, ihre Erörterungen mit einer Ruhe und Festigkeit fort, die bewunderungswürdig gewesen wäre, wenn sie ihren Grund nicht in der beklagenswerthesten Verblendung gehabt hätte. Da die Minister ihre Stellen nur einstweilen behalten und wiederholt erklärt hatten, daß sie der schwierigen Aufgabe, die ihnen oblag, sich nicht gewachsen fühlten, so mußte zuvörderst zu der Bildung einer neuen Verwaltung geschritten werden. Der leidenschaftliche San Miguel wurde im Ministerium des Auswärtigen durch den gemäßigten Perez

de Castro ersetzt, der, gleich der Mehrzahl seiner neuen Collegen, der Anknüpfung von Unterhandlungen zur Beendigung des hoffnungslosen Kampfes nicht abgeneigt gewesen wäre, wenn er Kraft des Charakters und Einfluß genug gehabt hätte, seinen Ansichten bei den Cortes Eingang zu verschaffen. Sir William A'Court, der brittische Gesandte, der Ferdinand VII. nach Sevilla gefolgt war, ließ es an den ernstlichsten Bemühungen nicht fehlen, um die Häupter der constitutionellen Partei zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Diese beharrten aber auf ihrem Entschlusse, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen, sey es, weil sie bis zum letzten Augenblicke die Hoffnung nicht aufgaben, daß das Glück der Waffen sich für sie erklären würde, sey es, weil sie den Charakter Ferdinands VII. zu gut kannten, um in irgend eine Bürgschaft der Mäßigung, die ihnen in seinem Namen geboten wurde, das geringste Vertrauen zu setzen. Eine ungünstige Nachricht folgte der andern; aber die Cortes blieben unerschüttert. Die kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln wurden beschlossen; nur fehlte es an den Mitteln, dieselben zur Ausführung zu bringen; und in den ersten Tagen des Juni erfuhr man, daß die Franzosen von Madrid aufgebrochen wären und in Eilmärschen gegen Sevilla heranzögen, während der Regierung keine Truppen zur Verfügung blieben, die dem Feinde entgegentreten konnten. Da stellte Alcala Galiano in den Cortes den Antrag, die Maßregeln zu erwägen, die zu treffen wären, um die Person des Königs und die Mitglieder der Volksvertretung in Sicherheit zu setzen. Der Justizminister Calatrava, an den die Frage gerichtet wurde, ob die Minister ohne die Verlegung des Regierungssitzes die Constitution aufrecht halten zu können glaubten, erklärte, daß er zu einer amtlichen Erwiderung nicht ermächtigt sey, sprach aber zugleich seine persönliche Ueberzeugung aus, daß das Wohl des Vaterlandes die Verlegung des Regierungssitzes erheische. Jetzt wurde auf einen neuen Antrag von Galiano eine Abordnung ernannt, die den Auftrag erhielt, den König zu bitten, daß er sich entschließen möge, mit seiner Familie und den Cortes Sevilla zu verlassen und den Sitz seiner Regierung nach Cadiz zu verlegen. Der Präsident der Abordnung, Admiral Gaetano Valdez, bot in der Audienz, die er an demselben Tage beim Könige erhielt, Alles auf, um diesen von der Nothwendigkeit des Schrittes zu überzeugen, den die Cortes, mit der Ausnahme einer einzigen Stimme, einmüthig beschlossen hatten. Ferdinand VII., der, zum voraus unterrichtet, Zeit genug gehabt hatte, seine Antwort vorzubereiten, entgegnete mit festem Tone: „Sein Gewissen und die Sorge für das Wohl seiner Unterthanen verböten

ihm, Sevilla zu verlassen; als Privatmann würde er sich fügen, als Monarch könne er es nicht." Als dieser Bescheid den Cortes mitgetheilt wurde, erhob sich Galiano von neuem und trug mit feierlichem Ernste darauf an; „die gesetzgebende Versammlung, in Erwägung der Weigerung des Königs, seine Person in Sicherheit zu bringen, und in Gemäßheit des Artikels der Constitution, der ihr diese Ermächtigung ertheile, möge erklären, daß der König durch ein sittliches Hinderniß abgehalten sey, seine Obliegenheiten zu erfüllen, und möge deshalb eine Regentschaft ernennen, welche zum Zwecke der Verlegung des Regierungssitzes die gesammte vollziehende Gewalt in sich vereinige." Nur wenige Mitglieder bestritten diesen Antrag, der von Arguelles mit Feuer vertheidigt und von einer großen Mehrheit angenommen wurde. Ein von den Cortes niedergesetzter Ausschuß schritt zur Ernennung der Regentschaft. Die Wahl fiel auf Gaetano Valdez, den Staatsrath Gabriel de Ciscar und den Staatsrath Gaspar de Vigodet, von denen die beiden ersten anwesend waren, und sogleich in die Hände des Präsidenten ihren Eid auf treue Beobachtung der Verfassung ablegten. Die Cortes blieben den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch versammelt, bis alle Vorbereitungen zur Abführung des Königs, die ungesäumt vor sich gehen sollte, beendigt waren. Ungeachtet der Erschöpfung, in der die Mitglieder der Versammlung sich befinden mußten, weigerten sie sich doch, die Erfrischungen anzunehmen, die ihnen angeboten wurden; so tief waren alle von der Wichtigkeit der Entscheidung ergriffen, zu der sie gekommen waren. Des andern Morgens, am 12. Juni, in aller Frühe wurde Ferdinand VII. nebst seiner Familie aus dem Alcazar, der ihm während seines Aufenthaltes zu Sevilla zum Sitze angewiesen war, herausgerissen und gezwungen, über Utrera und Jeres zu Lande nach Cadiz abzureisen, während sein Gefolge nebst einer Menge Angestellter auf den Barken des Guadalquivir eingeschifft wurde. Mehrere Tausend Mann Milizen und regelmäßiger Truppen unter dem Befehle des Generals Espinosa gaben dem Könige das Geleite. Am nächsten Tage schifften sich die Cortes auf einem Dampfboote nach Cadiz ein; unmittelbar darauf räumte Alles, was sich von Truppen noch zu Sevilla befand, die Stadt, um dem General Villacampa zu folgen, der sich mit seinem schwachen, nur aus vier Bataillonen zusammengesetzten Reservecorps in das Gebirge von Ronda werfen wollte, von wo er die Franzosen bei ihrem Vordringen gegen die Küste im Rücken beunruhigen und zugleich Verstärkungen aus dem Innern an sich ziehen konnte.

Die Flucht der Cortes hätte nur wenige Tage verzögert werden

dürfen, um dieselbe völlig unmöglich zu machen. Unmittelbar nach dem Eintreffen des Herzogs von Angoulème zu Madrid hatte die Vorhut des französischen Heeres unter dem General Vallin den Befehl erhalten, die abziehenden Constitutionellen zu verfolgen, um den Vorsprung, der ihnen nach der Uebereinkunft von Buitrago gegönnt werden mußte, wieder einzubringen. General Vallin marschirte zwei Tage und eine Nacht ohne Rast, und erreichte am 27. Mai um sechs Uhr des Morgens Talavera de la Reyna, wo Zayas mit seinem Corps sich aufgestellt hatte. Die Brücke über die Alberche, die Zayas zu vertheidigen suchte, wurde im ersten Anlaufe genommen; der constitutionelle General wußte jedoch seinen Rückzug mit solcher Geschicklichkeit zu bewerkstelligen, daß er nur eine geringe Anzahl Gefangener und einen Theil seines Gepäckes verlor und bei Puente del Arzobispo glücklich über den Tajo entkam. Inzwischen erhielt man zu Madrid die Kunde, daß sich in der Mancha überall royalistische Banden bildeten, die bereit waren, die Franzosen bei ihrem Vorrücken kräftig zu unterstützen. Der constitutionelle Obrist Chaleco hatte schon am 20. Toledo aufgegeben und sich nach Manzanares zurückgezogen, wo General Plasencia die ganze nicht über 1500 Mann zählende Macht befehligte, die dazu bestimmt war, die Päffe der Sierra Morena zu vertheidigen. General Guilleminot, der als Chef des Generalstabes die militairischen Operationen des Herzogs von Angoulème leitete, glaubte jetzt den Krieg durch einen kühnen Schlag zu Ende bringen zu können. Er organisirte zwei bewegliche Colonnen, die eine unter dem General Bourmont von 8000, die andere unter Bordesoult von 7000 Mann, und gab der ersten den Befehl, die Constitutionellen unter Zayas und Castel de los Rios in Estremadura aufzusuchen, der andern, mit den Banden der Mancha vereinigt, in Eilmärschen über die Sierra Morena gegen Sevilla vorzubringen, hier die Cortes, wenn sie seine Ankunft erwarten sollten, auseinanderzusprengen und Ferdinand VII. zu befreien. General Bordesoult, der am 1. Juni aus Madrid ausrückte, erreichte am 7. Manzanares, von wo Plasencia sich des Abends vorher nach Santa Cruz zurückgezogen hatte. Der constitutionelle General, der die Franzosen nicht so nahe vermuthete, beging die Unvorsichtigkeit, mit einem Theile seines Corps eine royalistische Bande anzugreifen, welche den Flecken Almagro seitwärts von Manzanares besetzt hatte. Als er seinen Fehler erkannte und seinen Rückmarsch antreten wollte, war es zu spät. Die schwache Abtheilung, die er zu Santa Cruz zurückgelassen, wurde drei Stunden von dieser Stadt bei Visillo von der

französischen Vorhut unter dem Herzoge von Dino eingeholt und, trotz der tapfersten Gegenwehr, theils niedergehauen, theils gefangen genommen; er selbst entkam auf einem Nebenwege, nachdem er in einem Gefechte bei el Viso noch viele Leute verloren hatte, mit dreihundert Reitern und drei oder vierhundert Mann zu Fuß in die Sierra Morena, wurde aber, als er im Begriff war, das Gebirge zu übersteigen, bei Vilches auf dem jenseitigen Abhange wieder eingeholt und noch einmal geschlagen, so daß sein schwaches Corps völlig aufgerieben wurde und den Franzosen auf ihrem Marsche kein Feind mehr entgegenstand. Am 13., als Bordesoult zu Cordova ankam, fand er diese große Stadt bereits in der Gewalt der Royalisten, die bei dem Abzuge der schwachen constitutionellen Besatzung einen Aufstand erregt und anstatt der vertriebenen constitutionellen neue royalistische Behörden eingesetzt hatten. Da er hier erfuhr, daß die Cortes Sevilla verlassen und sich nach Cadiz geflüchtet hätten, wo Alles in der größten Verwirrung wäre, so beschloß er, seinen Marsch ohne Aufenthalt weiter fortzusetzen, um die constitutionellen Truppen, die nur wenige Tage voraus waren, wo möglich, ehe sie die Küste erreichten, noch einzuholen. Eben so rasch, wie Bordesoult die Mancha, hatte mittlerweile Bourmont Estremadura durchzogen. Hier waren Zayas und Castel de los Rios im Befehl durch den General Lopez Banos abgelöst worden, der, da er sich von der Unmöglichkeit überzeugte, gegen die französische Uebermacht das Feld zu halten, mit dem auf 4000 Mann zusammengeschmolzenen Corps, von Bourmont beinahe auf dem Fuße gefolgt, nach Andalusien abmarschirte, wo er sich mit Villacampa zu vereinigen gedachte. Am 16. Juni erschien er vor Sevilla, wurde aber zu seinem Erstaunen von dem Brückenkopfe auf dem rechten Ufer des Guadalquivir mit Kartätschenschüssen empfangen. Zu Sevilla hatte sich, wie zu Cordova, unmittelbar nach dem Abzuge der Constitutionellen der royalistische Pöbel erhoben; schon am 13., als die Abreise des Königs bekannt wurde, war es zu blutigen Auftritten gekommen, bei denen mehrere Menschen das Leben verloren. Die Behausungen der reicheren Einwohner, ohne Unterschied der politischen Meinungen, zu denen sie sich bekannten, waren geplündert worden, und mit Mühe war es dem Einflusse der Mönche gelungen, eine Art von Ordnung herzustellen. Lopez Banos, der nicht säumen durfte, wenn er seinen Plan nicht vereitelt sehen und, auf der einen Seite von Bourmont, auf der andern von Bordesoult gedrängt, zwischen zwei Feuer kommen wollte, griff die vom bewaffneten Pöbel besetzten Schanzen mit dem Bayonette an, drang unter furcht-

barem Blutvergießen in die Stadt, unterdrückte den Aufruhr und legte der Bevölkerung eine starke Contribution auf. Da seine Truppen auf das Aeußerste erschöpft und von dem Nothwendigsten entblößt waren, mußte er einen Rasttag halten. Am 18., als er nach Utrera aufzubrechen beabsichtigte, vernahm er von seinen Kundschaftern, daß dieser Ort bereits von Bordesoult besetzt sey. Er ging daher über den Guadalquivir zurück und schlug die Straße nach Huelba ein, um sich dort nach Cadiz einzuschiffen. Die beiden Tage, die er zu Sevilla verweilte, waren aber hinreichend gewesen, um die Colonne des Generals Bourmont herankommen zu lassen. Zu San Lucar und la Mayor wurde seine Nachhut von dem französischen Vortrabe eingeholt und mit einem Verluste von mehreren Hundert Gefangenen in die Flucht geschlagen. Er entließ hierauf seine Reiterei und befahl ihr, zu Castel de los Rios zu stoßen, der mit ein paar Tausend Mann in Estremadura zurückgeblieben war. Mit dem Fußvolke, welches noch 2500 Mann zählte, erreichte er Huelba, wo er alle Fahrzeuge, die in dem Hafen lagen, mit Beschlag belegte und sich mittelst derselben nach Cadiz einschiffte. Durch die Verstärkung, die er der Besatzung zuführte, wurde diese auf 12,000 Mann gebracht; aber an dem Tage nach seiner Ankunft traf auch die Vorhut des Generals Bordesoult in dem Cadiz gegenüber gelegenen Puerto de Santa Maria ein, und damit war die Blokade der Stadt von der Landseite begonnen.

Die Regentschaft, die für die Dauer der Reise von Sevilla nach Cadiz ernannt war, hatte unmittelbar nach der Erreichung ihres Bestimmungspunktes ihre außerordentlichen Vollmachten niedergelegt und Ferdinand VII. war zum Scheine wieder in die königliche Gewalt eingesetzt worden, obwohl er in der That in dem Palaste der Dogana, den er mit seiner Familie beziehen mußte, auf das Strengste bewacht und in wahrer Gefangenschaft gehalten wurde. Die Cortes erklärten in der ersten Sitzung, zu der sie sich vereinigten, daß die Regentschaft sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe, und zeigten durch den Eifer, mit dem sie sogleich die Sorge für die wichtigsten Bedürfnisse des Augenblickes übernahmen, daß sie noch keineswegs an der constitutionellen Sache verzweifelten. Sie erinnerten sich, daß der Platz, in dem sie eine Zuflucht gefunden, länger als zwei Jahre hindurch den siegreichen Waffen des größten Feldherrn der neueren Zeit erfolgreichen Widerstand geleistet, und übersahen den großen Unterschied zwischen der Lage einer Versammlung, die nur eine einzelne von ihrer eigenen Nation und von aller Welt verlassene Partei vertrat, und jener der

Cortes von 1810 und 1812, die nicht allein durch alle Kräfte der pyrenäischen Halbinsel, sondern durch die ganze Macht des brittischen Inselreiches unterstützt war. Dazu kam, daß Cadiz damals mit allen Mitteln der Vertheidigung im Ueberflusse versehen war, daß die Festungswerke sich im vortrefflichen Zustande befanden und daß die Verbindungen zur See durch die brittische Flotte offen erhalten wurden. Gegenwärtig war so viel als nichts geschehen, um die große Stadt in wehrhaften Stand zu versetzen; die Werke waren zum Theil verfallen und bei weitem noch nicht ausreichend mit schwerem Geschütz besetzt, und während man sich umsonst bemühte, die Geldsummen aufzutreiben, die zu der Ausrüstung einiger Fregatten erforderlich waren, erschien ein französisches Geschwader auf der Rhede, welches alle Zugänge zu dem Hafen sperrte. Das Räthsel der Vernachlässigung, in der sich alle Vertheidigungsanstalten befanden, wurde gelöst, da der Kriegsminister San Salvador, der den tapfern Lopez Banos in seinem Amte abgelöst, am dritten Tage nach seiner Ankunft zu Cadiz sich selbst den Tod gab. Nur das Bewußtseyn des Verrathes, dessen Entdeckung bevorstand, konnte ihn zu einem so verzweiflungsvollen Entschlusse bestimmen. Der Admiral Valdez, der zum obersten Befehlshaber des Platzes mit unumschränkter Macht ernannt wurde, bot Alles auf, um nachzuholen, was die unbegreiflichste Sorglosigkeit versäumt hatte; und wirklich gab es noch ein Mittel der Rettung, welches, zur rechten Zeit benutzt, vielleicht dem ganzen Kriege eine andere Wendung gegeben hätte. General Ballesteros hatte, indem er die in Aragon und Valencia zerstreuten Streitkräfte an sich zog, seinen Heerhaufen auf 15,000 Mann gebracht. Wenn er mit diesen in Eilmärschen sich nach Andalusien gewandt und hier mit Villacampa, Zayas und Plasencia sich vereinigt hätte, während die Besatzung von Cadiz aus der Isla de Leon hervorgebrochen wäre, so mußten die um mehr als die Hälfte schwächeren Corps von Bordesoult und Bourmont durch die Uebermacht erdrückt werden; und ein einziger Schlag würde den Muth der constitutionellen Partei in ganz Spanien wieder geweckt und das französische Heer zum Rückzuge über den Ebro genöthigt haben. Aber Ballesteros hatte seine Zeit auf eine unverantwortliche Weise vor Murviedro verloren, wo er so lange verweilte, bis General Molitor, aus Catalonien abberufen, wo seine Streitkräfte entbehrlicher schienen, als im Süden, mit seiner ganzen Macht gegen ihn heranzog. Am 12. Juni hatte der constitutionelle Heerführer Valencia verlassen; am 14. wurde seine Nachhut bei Alcira am Jucar eingeholt, wo dieselbe einen vergeblichen Versuch machte, den Uebergang über den

Strom zu vertheidigen. Den Vorsprung, den er dadurch gewann, benutzte er, um die Besatzungen von Alicante und Cartagena zu verstärken, wodurch wieder so viele Zeit verloren ging, daß er nicht eher, als zu Anfange des Juli in Murcia eintraf. Hier erhielt er den Befehl von Cadiz, der zu Lande und zur See belagerten Stadt zu Hülfe zu eilen; aber unter seinen Truppen war inzwischen bereits ein so übler Geist eingerissen, daß auf dem Marsche nach Lorca zwei ganze Regimenter zum Feinde übergingen. Am 12. Juli nahm die französische Vorhut den festen, einer langwierigen Vertheidigung fähigen Platz Lorca mit Sturm, während Ballesteros langsam nach Granada abmarschirte, so daß er erst am 20. in dieser Stadt ankam. General Molitor, obwohl genöthigt, einen Theil seines Corps in Valencia, einen andern vor den Festungen Alicante und Cartagena zurückzulassen, folgte ihm mit dem Reste auf dem Fuße. Ballesteros mit seiner dem Feinde überlegenen Macht entschloß sich jetzt, ein Treffen anzunehmen. Er ließ den General Zayas, der den Befehl über die Reserve von Andalusien übernommen und mit dem er sich zu Granada vereinigt hatte, in dieser Stadt zurück und stellte sich mit seinem Heerhaufen bei Guadalhertuna, zur Rechten der Straße von Guadiz nach Granada, auf, indem er voraussetzte, daß die Franzosen, seine Bewegung nicht ahnend, unvorsichtig vorrücken und ihre linke Flanke bloß geben würden. General Molitor erkannte jedoch die Falle, die ihm gelegt war, und schickte sich, als er am 24. zu Guadiz eintraf, sogleich zum Angriffe an. Die spanische Reiterei wurde vor Guadalhertuna auseinandergesprengt. Ballesteros zog sich hierauf, nachdem er den Feind durch verschiedene Märsche und Gegenmärsche über seine wahre Absicht zu täuschen versucht hatte, nach den steilen Bergen von Campillo de Arenas, zwischen Granada und Jaen, von wo er, wenn es ihm hier sich zu behaupten gelang, die Franzosen bei ihren Bewegungen in Andalusien vielfach belästigen konnte. General Molitor ließ ihm aber keine Zeit, sich im Gebirge festzusetzen. Er schickte eine Colonne nach Granada ab, die Zayas vertrieb, und warf sich mit 14 Bataillonen und einiger Reiterei auf die Stellungen des spanischen Hauptcorps. Diese wurden am 28. Juli nach tapferer Vertheidigung mit dem Bayonette genommen. Ballesteros, der an Todten, Verwundeten und Gefangenen etwa 800 Mann verloren hatte, zog sich nach der rauhen Sierra de Cazorla zurück, in welcher der Guadiana seine Quelle hat. Seine Truppen waren durch den Ausgang des Treffens so entmuthigt, daß in der Nacht darauf über 1500 Mann von denselben desertirten; er sah keine

Hoffnung zu erfolgreichem Widerstande und schloß deshalb am 4. August eine Capitulation, durch welche er sich der zu Madrid eingesetzten royalistischen Regentschaft unterwarf, dabei aber nicht allein für sich und seine Truppen die vortheilhaftesten Bedingungen, sondern insgeheim auch noch die Zusicherung erhielt, daß französischer Seits Alles geschehen sollte, um Ferdinand VII. nach seiner Befreiung zu der Verleihung gemäßigt freisinniger Staatseinrichtungen zu vermögen.

Mit dem Abfalle des Generals Ballesteros war der Sturz der Constitution und der Untergang der constitutionellen Partei entschieden, zumal da um dieselbe Zeit auch die letzte Hoffnung verschwand, die man auf eine günstige Wendung der Dinge im Norden von Spanien setzen konnte. Morillo, der niemals besondere Neigung hatte, für die Sache der Freiheit sich aufzuopfern, benutzte die Errichtung der Regentschaft von Sevilla, um die Maske fallen zu lassen und sich völlig von der constitutionellen Partei loszusagen. Am 26. Jun. erließ er von Lugo in Galicien, wohin er sich zurückgezogen, eine Bekanntmachung, die den Truppen des von ihm befehligten Armeecorps, wie den Bewohnern der seinem Befehl untergebenen Provinzen anzeigte, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, der bei der Abführung des Königs nach Sevilla ernannten Regentschaft seine Anerkennung zu verweigern, und daß er deshalb eine selbstständige Verwaltung bilden werde, die fortbestehen solle, „bis der König und die Nation sich über die Regierungsform des Landes geeinigt hätten." Quiroga, der als Generalcapitain von Galicien Morillo mehr bei als untergeordnet war, versuchte umsonst die Truppen in der Treue gegen die Cortes zu erhalten; nur bei wenigen Regimentern, die zuerst an dem Aufstande von 1820 Theil genommen, blieben seine Aufforderungen nicht ohne Erfolg. Mit diesen vereinigten sich die Trümmer der Corps, welche die Parteigänger Campillo, Palarea und Jauregui geführt hatten, und die allmälig durch die Franzosen aus Asturien nach Galicien zurückgedrängt waren. Dagegen schloß Morillo mit dem französischen General Bourke eine Uebereinkunft, in deren Folge er nach einigem Sträuben sich am 10. Juli zu Lugo mit 3000 Mann der Regentschaft von Madrid unterwarf. Insgeheim soll ihm, wie später Ballesteros, die Zusage ertheilt worden seyn, daß man anstatt der Constitution nicht die alte Willkürherrschaft herstellen, sondern eine der französischen nachgebildete Verfassung einführen wolle. Welcher Art auch die Versprechungen waren, die er erhalten haben mag, so wird durch dieselben das Verfahren, welches er beobachtete, weder gerechtfertigt, noch auch nur entschuldigt. Denn

er begnügte sich nicht damit, von einem Kampfe zurückzutreten, der ihm als hoffnungslos erschien, sondern er vereinigte seine Streitkräfte mit dem Feinde und setzte diesen dadurch in den Stand, mit geringer Macht einen der wichtigsten Mittelpunkte des Widerstandes der constitutionellen Partei auseinander zu sprengen. Der englische General Wilson, der bereits im Mai zu Coruna angekommen war, hatte mit der spanischen Regierung einen Vertrag geschlossen, durch den er sich verpflichtete, derselben ein Hülfscorps von 10,000 Mann zuzuführen. Dieses sollte in Galicien organisirt werden, wo es, mit den constitutionellen Truppen vereint, ein Heer gebildet hätte, welches den Streitkräften der Franzosen im Norden von Spanien bei weitem überlegen gewesen wäre und dieselben gezwungen hätte, den größten Theil ihrer Macht zum Schutze der Hauptstadt zusammen zu ziehen. Durch Morillo's Treulosigkeit wurde der ganze Plan vereitelt; denn General Bourke drang jetzt unaufhaltsam gegen Coruna vor, während Morillo Sant Jago de Compostella, Vigo und Orense besetzte. Quiroga, der umsonst Widerstand zu leisten versuchte, mußte gleich Wilson sich einschiffen, und Coruna ging nach tapferer Vertheidigung am 12. August durch Capitulation an die Franzosen über.

Der Verrath Morillo's war für die Franzosen besonders deshalb von Wichtigkeit, weil er ihnen erlaubte, den größten Theil ihrer Streitkräfte vor Cadiz zu vereinigen. Der Herzog von Angoulème selbst ging am 28. Juli von Madrid nach Andalusien ab; am 16. August kam er zu Puerto de Santa Maria vor Cadiz an, wo inzwischen bereits alle Vorbereitungen zum ernsteren Angriffe dieses Platzes getroffen waren. Die Constitutionellen waren bei mehreren Ausfällen, ungeachtet der Tapferkeit, welche sie bewiesen, mit schwerem Verluste zurückgeschlagen worden. Unmittelbar nach der Ankunft des Prinzen wurden die Laufgräben eröffnet; am 31. August konnte man zum Sturm auf Trocadero schreiten: eine verschanzte Stellung auf der Landenge, die, durch einen breiten Wassergraben vom festen Lande getrennt, den Zugang zu dem innern Hafen von Cadiz vertheidigt. In der Nacht um zwei Uhr überschritten die Franzosen mitten unter dem Kugelregen, der ihnen von den spanischen Batterien entgegensprühte, den Graben und warfen sich, ohne einen Schuß abzufeuern, mit dem Bayonet auf die Schanzen, die mit 45 Stücken schweres Geschütz besetzt waren. Die Constitutionellen fochten mit dem Muthe der Verzweiflung; ihre Kanoniere ließen sich unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit," auf ihren Stücken niedermachen; in weniger als einer Stunde waren aber alle Verschanzungen

genommen, und der Commandant, Obrist Garces, der sich noch zuletzt in einigen verschanzten Häusern hielt, sah sich um drei Uhr Morgens genöthigt, mit dem Reste der Besatzung das Gewehr zu strecken. Viel Aufhebens wurde in den französischen Berichten davon gemacht, daß der Prinz von Carignan, der, um seine früheren revolutionairen Verirrungen in Vergessenheit zu bringen, als Freiwilliger in das französische Heer eingetreten war, bei dem Angriffe auf dem Trocadero sich unter den Ersten befand*). Auch jetzt ließen die zu Cadiz und auf der Isla de Leon eingeschlossenen Constitutionellen den Muth noch nicht sinken. Die Minister, so wie die einflußreicheren Mitglieder der Cortes konnten es sich nicht denken, daß England von der Theilnahme, den das brittische Cabinet ihnen früher gezeigt, ganz zurückgekommen seyn sollte. Zwar war Sir William A'Court den Cortes nicht nach Cadiz gefolgt, indem er erklärte, daß er zwar bei dem constitutionellen Könige, aber nicht bei einer Regentschaft beglaubigt sey; doch hatte derselbe später sich von Sevilla nach Gibraltar begeben, wie es schien, um die Ereignisse in der Nähe zu beobachten und nach den Umständen in dem Sinne zu handeln, den Englands Vortheil erheischte. An ihn wandte man sich, um die brittische Vermittlung anzurufen. In der That beeilte Sir William A'Court sich, einen Unterhändler in das französische Hauptquartier abzuschicken, der jedoch eine ausweichende Antwort erhielt, während dem General Alava, der sich im Auftrage der Cortes in das feindliche Lager begab, geradezu erklärt wurde, daß man sich nicht eher auf Unterhandlungen einlassen könne, als bis der König frei sey. Die Minister Ferdinands VII. wußten hierauf den schwachen König zu bestimmen, daß er einen eigenhändigen Brief an den Herzog von Angoulème schrieb, worin er betheuerte, daß er sich in vollkommener Freiheit befinde, und dem gemäß einen Waffenstillstand verlangte, um über die Bedingungen des Friedens zu unterhandeln. Der Prinz, von der Lage Ferdinands genau unterrichtet, ließ sich jedoch nicht täuschen, sondern erwiderte, daß er nicht eher an die Freiheit des Königs glauben werde, bevor er diesen nicht unter dem Schutze der französischen Truppen sähe. Zugleich setzte er eine Frist von sechs Stunden, binnen deren Cadiz sich unterwerfen müsse, sofern nicht auf der Stelle der Angriff beginnen solle. Während Alava in dem französischen Hauptquartier unterhandelte, erhob sich der Aufruhr in den Straßen von Cadiz. Es bildeten

*) Das Journal des Débats berichtete mit feierlichem Ernste, daß der Prinz in dem Schlamme des Grabens einen Stiefel verloren habe.

sich Gruppen aus dem niedrigsten Pöbel, und Soldaten von der Besatzung riefen: „die Stadt könne sich nicht länger halten, man müsse capituliren." Da ergriff der Gouverneur Valdes die kräftigsten Maßregeln; er ließ die Volkshaufen auseinandertreiben und die Rädelsführer fangen und nach kurzem Processe erschießen. So wurde die Ordnung wieder hergestellt, und von neuem wandten Regierung und Cortes alle Sorge auf die wirksamste Vertheidigung, weil man durch die Verlängerung des Widerstandes die Franzosen zu ermüden und zu der Annahme billiger Bedingungen zu vermögen hoffte. Noch boten Mina's Unterbefehlshaber dem Feinde in Catalonien unerschrocken die Stirn, obwohl er selbst, durch einen Sturz vom Pferde gelähmt und durch die Anstrengungen des Feldzuges auf das Aeußerste erschöpft, gezwungen war, sich in Barcelona einzuschließen. In Estremadura hatte Lopez Banos, der von Cadiz aus dahin zurückgekehrt war, ein Corps von mehreren Tausend Mann zusammengebracht, während der kühne Empecinado, Chaleco und andere Parteigänger mit schwächeren Abtheilungen in Neucastilien streiften. Die größten Erwartungen hegte man aber von Riego, der, weil man seine maßlose Ueberspannung fürchtete, bisher ohne Commando geblieben war und erst in der letzten Stunde, als man nach Allem griff, was die entfernteste Aussicht auf Rettung bot, den Befehl über das Reservecorps erhielt, welches Zayas von Granada nach Malaga geführt hatte, um zu versuchen, ob sich mit demselben nicht im Rücken des feindlichen Heeres irgend ein kühner Streich führen lasse, der den Muth der constitutionellen Truppen und Bevölkerungen wieder aufrichtete. Riego landete am 17. August zu Malaga, wo sein Erstes war, alle Mönche verhaften und an Bord einer Fregatte einschiffen zu lassen. Eine Bekanntmachung drohte einem Jeden augenblicklichen Tod, der von Unterhandlungen mit dem Feinde sprechen würde. Dennoch überzeugte Riego sich bald, daß er keine Hoffnung hatte, Malaga, wie er anfangs beabsichtigte, zum Mittelpunkte eines kräftigen Widerstandes zu machen; er ließ daher eine schwache Besatzung zurück und brach mit dem Reste des Corps nach den Contonnirungen des Generals Ballesteros im Norden von Andalusien auf, um diesen durch Güte oder Gewalt dahin zu bringen, daß er sich mit ihm vereinigte. Bei Priego stieß er auf die Vorposten seines alten Waffenbruders; in einer Unterredung suchte er ihn für seinen Plan zu gewinnen und erklärte ihn, da Ballesteros darauf beharrte, seine Capitulation zu halten, für seinen Gefangenen. General Balanzat, der unter Ballesteros commandirte, rückte jedoch mit überlegener Macht heran, um seinen Oberbefehlshaber zu be-

freien, und Riego mußte, da weder Officiere noch Soldaten die geringste Neigung zeigten, ihm zu folgen, auf seine eigene Rettung bedacht seyn. Sein Plan war jetzt, sich nach Cartagena durchzuschlagen, wo der tapfere Torrijos commandirte; er hatte jedoch wenige Märsche gemacht, als er zu Jaen von den Franzosen eingeholt wurde. Die Stadt, die er besetzt hielt, wurde mit Sturm genommen, und erst nach einem langwierigen erbitterten Kampfe gelang es ihm, seinen Rückzug nach Jodar zu bewerkstelligen. Hier wurde er auf das Neue von der französischen Reiterei eingeholt, die sein schon zusammengeschmolzenes und entmuthigtes Corps völlig auseinandersprengte, so daß er selbst, nur von wenigen Officieren begleitet, über den Guadiana in das Gebirge entkam, wo er auf einem einsamen Pachthofe bei Arguillos von den Bauern erkannt, verhaftet und den royalistischen Behörden überliefert wurde, die ihn im Triumph nach Madrid abführen ließen, um ihm dort als dem abscheulichsten aller Verbrecher den Proceß zu machen. Zu Cadiz war das traurige Schicksal Riego's noch nicht bekannt, als alle Besonnene sich von der Unmöglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes überzeugten. Die Besatzung zählte nach den Verlusten, die sie bei der Einnahme des Trocadero erlitten, nicht viel über 9000 Mann, und diese reichten kaum hin, die ausgedehnten Werke zu besetzen. Dazu kam, daß die Franzosen am 20. September sich des Forts Santi Petri auf einer Insel, am südöstlichen Eingange des Canals, der die Isla de Leon vom festem Lande trennt, bemächtigten. Von hier aus konnten sie leicht die Verbindung der Isla de Leon und der Stadt Cadiz unterbrechen, von denen vereinzelt die eine so wenig als die andere einer langen Vertheidigung fähig war. Schon war von der französischen Flotte eine Anzahl Bomben in die Stadt geworfen worden; alle Vorbereitungen zum ernstesten Angriffe waren getroffen, als die Minister den Cortes anzeigten, wie sie nicht mit Sicherheit dafür stehen könnten, daß der nächste Sturm abgeschlagen würde. Die gesetzgebende Versammlung beschloß darauf in geheimer Sitzung sich aufzulösen und dem Könige den vollen Genuß seiner Freiheit und Macht zurückzustellen. Als dieser Beschluß bekannt wurde, lehnten die Milizen von Madrid und Cadiz sich gegen ihre Führer auf. Sie wußten wohl, wessen sie — die eifrigsten Vertheidiger der Constitution — sich zu gewärtigen hatten, wenn es König Ferdinand überlassen blieb, ihr Schicksal zu bestimmen. Sie schrien daher laut über Verrath, und nach mehreren stürmischen Auftritten sah Ferdinand VII. sich genöthigt, eine Proclamation zu unterzeichnen, worin er unbedingte Vergessenheit alles Vorgefallenen

versprach, den Officieren, wie den bürgerlichen Beamten, die Beibehaltung ihrer Grade und Stellen zusagte und den Milizen noch besonders die Zusicherung ertheilte, daß sie sich ungekränkt nach ihrer Heimath oder nach jedem andern Punkte des Königreiches begeben dürften und niemals ihrer politischen Meinungen wegen beunruhigt werden sollten. Erst jetzt, am 10. October, wurde es dem Könige gestattet, sich nach Puerto Santa Maria einzuschiffen, wo ihn der Herzog von Angoulème mit einem glänzenden Gefolge erwartete. Der Admiral Valdez führte persönlich das Boot, auf dem der König sich mit seiner Familie befand. Ferdinand VII. überhäufte den alten Seemann während der Ueberfahrt mit den freundschaftlichsten Versicherungen und forderte ihn auf, mit ihm an das Land zu steigen, da er nie seine treuen Dienste vergessen werde. Valdez kannte aber den Charakter Ferdinands zu gut, als daß er seinem Worte getraut hätte. So wie der König gelandet war, steuerte er nach Cadiz zurück, und der Erfolg bewährte bald, wie richtig er geurtheilt hatte. Kaum waren die ersten Begrüßungen mit dem Herzoge von Angoulème vorüber, als Ferdinand VII. ein Manifest erließ, welches von Wuth und Haß gegen die Rebellen überströmte, die ihn durch den schändlichsten Verrath seiner Freiheit beraubt, und worin er alle Acte der sogenannten constitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. October 1823 für nichtig und kraftlos erklärte, dagegen aber Alles genehmigte, was die zu Madrid eingesetzte vorläufige Regentschaft verfügt und verordnet habe.

Dieser Schritt bezeichnete das Verfahren, welches Ferdinand VII. zu beobachten entschlossen war, auf so unzweideutige Weise, daß es für den Kurzsichtigsten keiner weitern Erklärung bedurfte. Die Regentschaft von Madrid war durch die unverständige Wuth, mit der sie die Anhänger der Constitution verfolgte, sogar mit den Anführern des französischen Heeres zerfallen, die wohl einsahen, daß ihre Verbündeten ihnen den Sieg nicht erleichterten, wenn sie die Constitutionellen zur Verzweiflung trieben. An mehreren Orten hatten die französischen Befehlshaber Personen, die nur ihrer politischen Meinungen wegen verhaftet waren, ohne Weiteres in Freiheit gesetzt; und einen Augenblick war es nahe daran, daß es deshalb zwischen den Franzosen und den royalistischen Behörden zum offenen Bruche gekommen wäre. Die Unbescheidenheit, mit der die Regentschaft sich über die Schonung beschwerte, welche von französischer Seite den Feinden des Thrones und Altares widerführe, hatte den Herzog von Angoulème so empört, daß er auf dem Marsche von Madrid nach Cadiz (am 8. August) zu Andujar einen Tagesbefehl

erließ, welcher den spanischen Behörden untersagte, irgend eine Verhaftung ohne Ermächtigung der französischen Truppencommandanten vornehmen zu lassen, und diesen ausdrücklich aufgab, allen Verhafteten, die aus politischen Gründen ihrer Freiheit beraubt wären, die Gefängnisse zu öffnen. Dieser Befehl hatte unter den Royalisten in ganz Spanien die äußerste Entrüstung hervorgerufen, und man wurde zu Paris durch die Verwicklung, die hieraus hervorzugehen drohte, in solche Bestürzung versetzt, daß man den Prinzen unter der Hand bestimmte, seinen Frieden mit der Regentschaft zu schließen, indem er der Verfügung, welche die Veranlassung des Zwistes war, eine mildere die Wirkung derselben großentheils aufhebende Deutung unterlegte. Mit der Befreiung Ferdinands VII. aus Cadiz erreichte aller persönlicher Einfluß des Herzogs von Angoulème sein Ende; während König Ferdinand auf seiner Reise nach Madrid mit möglichster Langsamkeit sich fortbewegte und unterweges ein Decret über das andere erließ, dem der gleiche Stempel der unversöhnlichsten Rachsucht aufgedrückt war, eilte der Prinz einem Lande Lebewohl zu sagen, dem er, wie er wohl fühlen mußte, statt des Glückes, das er angekündigt, nur bitteres Elend, barbarische Unterdrückung und schmachvolle Knechtschaft gebracht hatte. Zum Abschiedsgruße richtete General Ballesteros ein Schreiben an ihn, worin er gegen die Proclamation König Ferdinands vom 1. October feierliche Verwahrung einlegte, und die Versprechungen zurückrief, die ihm unter erlauchter Bürgschaft gemacht wären. Bei seiner Durchreise durch Madrid konnte der Herzog die Vorbereitungen zu der schmählichen Hinrichtung Riego's sehen, welche wenige Tage nach seiner Abreise Statt fand und die endlose Reihe der grausamsten Verfolgungen eröffnete, die jetzt an die Tagesordnung kamen. Dagegen hatte er die Genugthuung, wenn es eine Genugthuung war, ehe er die französische Grenze erreichte, zu vernehmen, daß die letzten Spuren des Widerstandes, der von den Constitutionellen auch nach dem Falle von Cadiz auf vereinzelten Punkten noch geleistet wurde, verschwunden waren. Die festen Plätze, die sich noch bis zuletzt gehalten hatten, capitulirten, als ihnen auf amtlichem Wege der Sturz der Cortesverwaltung angezeigt wurde. Am 3. October waren die Franzosen in Cadiz eingerückt, nachdem die Mitglieder der Cortes und andere durch ihre thätige Theilnahme an den politischen Wirren ihres Vaterlandes bloßgestellte Personen sich nach Gibraltar eingeschifft hatten. Am 2. November unterzeichnete Mina die Capitulation, in deren Folge die Festungen Barcelona, Tarragona und Hostalrich übergeben wurden, auf welche die Constitutionellen in Catalonien nach

manchen heißen Treffen beschränkt waren. Badajoz hatte der Marqu's Castel de los Rios bereits am 29. October übergeben, nachdem am 25. das constitutionelle Corps unter Lopez Banos, welches in Estremadura noch das Feld hielt, sich unterworfen hatte. Bis in den November wehte dagegen die constitutionelle Fahne noch von den Wällen der Plätze Cartagena, wo Torrijos, und Allicante, wo der Obrist Chapalongara commandirte; beide ergaben sich nicht eher, als bis die Unterwerfung des catalonischen Heeres jede fernere Vertheidigung als nutzlos erscheinen ließ.

Weniger fest als in Spanien war die Constitution in Portugal begründet gewesen, und es bedurfte daher keiner fremden Einmischung, um Einrichtungen zu stürzen, die weder der Bildungsstufe noch dem Charakter des Volkes entsprachen. König Johann VI. zu Rio Janeiro war anfangs schwankend in seinem Benehmen, da die weite Entfernung es schwer, wo nicht unmöglich machte, sich eine richtige Vorstellung von dem Stande der Dinge zu bilden. Die Mühe, einen festen Entschluß zu fassen, wurde ihm jedoch auf eine Weise erleichtert, die schwerlich in seiner Erwartung lag. Am 1. Januar 1821 brach zu Para, der Hauptstadt des nördlichen Brasiliens, ein Aufstand aus, der damit endigte, daß eine vorläufige Regierung eingesetzt und die Constitution der Cortes ausgerufen wurde; Bahia und Fernambuco folgten dem Beispiele, sobald die Kunde von demselben einging. Zu Rio Janeiro selbst hatten die portugiesischen Truppen, die den Kern der bewaffneten Macht bildeten, längst ihre Vorliebe für die Constitution zu erkennen gegeben. Der Hof gedachte den Sturm durch halbe Zugeständnisse zu beschwichtigen, was, wie gewöhnlich, keine andere Folge hatte, als daß der Ausbruch in der Hauptstadt beschleunigt wurde. Am 26. Febr. stellten sich die Truppen der Besatzung ohne irgend eine Veranlassung auf dem Platze do Rocio auf; der Kronprinz Dom Pedro, der sich in ihre Mitte begab, um ein Decret vorzulesen, welches die Einberufung von Bevollmächtigten aus allen Provinzen Brasiliens zur Abfassung einer Constitution verfügte, wurde mit dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Constitution!“ empfangen; zugleich wurde ihm der Wunsch zu erkennen gegeben, daß der König auch in Brasilien die Constitution der portugiesischen Cortes unverändert einführen möge. Joao VI. wär nicht der Mann, sich einem so gebieterisch ausgesprochenen Wunsche zu widersetzen; er erließ sofort ein neues Decret, worin er erklärte, daß er die von den Cortes zu Lissabon entworfene Constitution zwar noch nicht kenne, dieselbe aber dennoch, seinen treuen Unterthanen zu Liebe, für

seine Staaten diesseit wie jenseit der Meere annehmen wolle. Dom Pedro unterzeichnete und beschwor das Decret vor allem Volke im Namen seines Vaters, und dieser ernannte, wie die Häupter der Bewegung verlangten, ein neues Ministerium, welches aus entschieden constitutionell gesinnten Männern zusammengesetzt war. Damit war die Revolution in Brasilien vollendet. Der König, den der Anblick der wildbewegten, noch dazu größtentheils aus Schwarzen bestehenden Bevölkerung mit einem gewissen Grauen erfüllte, beschloß jetzt nach Europa zurückzukehren, wo er seine Person wie seine Familie immer noch eher in Sicherheit glauben mochte. Am 25. April schiffte er sich nach Lissabon ein, wo er am 3. Juli ankam und mit großen Ehren und Feierlichkeiten empfangen wurde. Unmittelbar nach seiner Landung begab er sich in die Versammlung der Cortes, wo er den Eid auf die Verfassung ablegte, deren Grundlagen nach den Bestimmungen der spanischen Constitution zwar vorläufig festgestellt waren, deren Berathung aber die Cortes noch fortwährend beschäftigte. Zu Rio Janeiro hatte er den Kronprinzen Dom Pedro zurückgelassen, den er für die Dauer seiner Abwesenheit zum Reichsverweser in Brasilien ernannte. Hier bestand aber eine zahlreiche Partei, welche, durch die Einführung einer mit dem Mutterlande gemeinschaftlichen constitutionellen Regierung nicht befriedigt, für Brasilien kein Heil außer in der völligen Trennung von Portugal sah, weil sie überzeugt war, daß, so lange die Vereinigung dauerte, die brasilischen Interessen immer den portugiesischen nachstehen würden. Wenige Wochen nach der Abreise des Königs traten die vornehmsten Einwohner von Rio Janeiro zusammen und stellten an den Prinzen Regenten Forderungen, die er nicht bewilligen konnte, ohne seine Vollmachten zu überschreiten. Einige Tage später brach eine Bewegung aus, die ihn dennoch zur Nachgiebigkeit zwang. Er mußte die Minister entlassen, die sein Vater ihm an die Seite gesetzt, und eine Junta als gesetzgebenden Rath anerkennen, deren Mitglieder von den Bürgern gewählt wurden. Die Cortes zu Lissabon begingen die Unvorsichtigkeit, den Prinzen abzuberufen, weil sie fürchteten, daß er den Brasiliern zu große Unabhängigkeit gewähren möchte. Dadurch führten sie das Uebel, das sie verhindern wollten, gerade herbei. Am 15. Jan. 1822 verfügten die vornehmsten Behörden von Rio sich in feierlichem Aufzuge zu dem Prinzen und bestimmten ihn, gegen den Willen der Cortes zu bleiben. Die portugiesischen Truppen wurden nach Europa eingeschifft, und Dom Pedro wurde veranlaßt, Abgeordnete aus allen Provinzen Brasiliens zu berufen, um ihren Rath in Bezug auf die Verhältnisse

des Landes zu hören. In dieser schwierigen Lage bot Dom Pedro Alles auf, um eine völlige Losreißung von Portugal zu verhindern. Die Bewegung war jedoch zu weit gediehen, als daß es möglich gewesen wäre, sie aufzuhalten. Da man von Lissabon aus fortfuhr, in die Verwaltung der Colonie einzugreifen, so lud der Stadtrath von Rio den Prinzen ein, eine besondere gesetzgebende Versammlung für die Colonie einzuberufen und für seine Person den Titel eines Protectors und Vertheidigers von Brasilien anzunehmen. Dom Pedro hatte keine Wahl, als dem stürmischen Verlangen Folge zu leisten, sollte das schöne Brasilien nicht für Portugal verloren gehen. Inzwischen erfuhr man zu Rio, daß in Lissabon große Rüstungen veranstaltet würden, um die Colonie mit Gewalt im Gehorsam zu halten. Jetzt erreichte die Gährung ihren Gipfel, und der Prinz war genöthigt, ein Decret zu erlassen, welches alle portugiesische Truppen, die in Brasilien zu landen versuchten, als Feinde zu behandeln befahl. Bald war auch das letzte Band, welches Brasilien an das Mutterland knüpfte, zerrissen; Dom Pedro wurde am 25. September 1822 zum constitutionellen Kaiser von Brasilien ausgerufen, und zugleich wurde die Unabhängigkeit des neuen Kaiserreiches von jedem andern Staate feierlich verkündet.

Während solchergestalt ein ganzes großes und mächtiges Reich sich von Portugal losriß, setzten die Cortes zu Lissabon ihre gesetzgeberische Thätigkeit mit unverändertem Gleichmuthe fort und trafen Verfügungen auf Verfügungen über Provinzen, über die sie doch nicht das Geringste mehr zu sagen hatten. Die Berathungen über die Constitution schritten langsam vorwärts; nicht eher als in der zweiten Hälfte des Septembers wurde das Werk vollendet, welches vor zwei Jahren durch die Volkserhebungen von Oporto und Lissabon begonnen war. Am 1. October beschwor der König unter großen Feierlichkeiten die Verfassungsurkunde, die ihm drei Tage vorher von einer Deputation der Cortes überbracht war; aus eigener Bewegung fügte er der Eidesformel die Worte hinzu: daß er den Schwur mit dem größten Vergnügen und von ganzem Herzen leiste. Aber nicht alle Glieder der königlichen Familie theilten die Gesinnungen des Königs. Die Königin Carlotta, eine Schwester Ferdinands VII. von Spanien, ein eben so verderbtes als ehrgeiziges Weib, hatte von Anfang aus ihrem Widerwillen gegen die constitutionelle Regierungsform keinen Hehl gemacht. Bereits im April waren geheime Wühlungen bemerkt worden, die den Umsturz der constitutionellen Regierung bezweckten, und diese, von den Cortes mit außerordentlicher Vollmacht bekleidet, hatte deshalb mehrere angesehene Personen,

die mit dem Hofe in Verbindung standen, aus Lissabon entfernt. Im Juni wurde eine Verschwörung entdeckt, die nicht allein den Umsturz der Verfassung, sondern die Entthronung des Königs zum Zwecke hatte, an dessen Stelle sein zweiter Sohn, der Liebling der Königin, Dom Miguel, ein in der Erziehung durchaus verwahrloster, durch Laster aller Art in früher Jugend ausgezeichneter junger Mensch, gesetzt werden sollte. Die Vereitelung aller dieser Bemühungen vermochte den hochfahrenden Sinn des Weibes, das dieselben im Verborgenen leitete, nicht zu beugen. Als die Königin aufgefordert wurde, den gesetzlichen Eid auf die Verfassung zu leisten, weigerte sie sich auf das Bestimmteste, einen Schritt zu thun, der ihrem „Gewissen" wie ihrer Würde widerstreite. Ein Artikel der Constitution verordnete, daß jedes Glied des königlichen Hauses, welches sich in diesem Falle befinde, das Land verlassen müsse, und der König, darauf aufmerksam gemacht, erklärte, daß er gegen die Vollziehung nichts einzuwenden habe. Die Verhandlungen verzögerten sich indessen bis in den Spätherbst und unter dem Vorwande einer geschwächten Gesundheit, die ihr das Reisen in vorgerückter Jahreszeit nicht gestatte, erhielt die Königin eine Frist, die sie trefflich zu benutzen wußte. Einer ihrer vornehmsten Anhänger war Dom Manoel de Silveira Pinto de Fonseca, Conde de Amarante, der, in der gebirgigen Provinz Traz os Montes reich begütert und von der Königin mit großen Geldsummen unterstützt, unter der Hand Alles vorbereitete, um mit Hülfe der ihm und seiner Familie ergebenen fanatischen Bergbewohner einen gewaltsamen Umsturz herbeizuführen. Am 21. Februar 1823 stellte er in dem Flecken Villa Real auf dem nördlichen Ufer des Douro sich an die Spitze eines Haufens Bauern und Soldaten und kündete unter dem Rufe: „Tod der Constitution und ihren Anhängern!" seine Absicht an, die Monarchie herzustellen und das Vaterland von den Ungeheuern und gottesräuberischen Tyrannen zu befreien, die es beherrschten. Am 24. erklärten sich zwei Regimenter, die zu Chaves an der spanischen Grenze lagen, für ihn, und bald war die ganze Provinz Traz os Montes in Aufruhr. Graf Amarante versuchte es hierauf, in die Provinz entre Minho e Douro einzudringen; hier hatte inzwischen der constitutionelle Befehlshaber General Luis do Rego bereits Truppen gesammelt, mit denen er ihm entgegenrückte und ihn zwang, sich nach Chaves zurückzuziehen. Als die Constitutionellen unvorsichtig gegen diese Stadt vordrangen, wurden sie mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Verstärkungen, die sie von allen Seiten erhielten, setzten sie jedoch bald in Stand, von neuem angriffsweise zu

verfahren; am 23. März, als die Aufrührer es versuchten, sich der kleinen Stadt Amarante zu bemächtigen, wurden sie auf das Haupt geschlagen. Von überlegener Macht verfolgt, waren sie genöthigt, Chaves nnd Villa Real zu räumen und ihren Rückzug über Bragança gegen die spanische Grenze anzutreten. Am 14. April besetzte Luis do Rego Bragança und am folgenden Tage überschritt er die Grenze, um die flüchtigen Empörer auf dem spanischen Gebiete aufzusuchen, wo General Morillo ihm die Hand zu bieten versprach. Dies Versprechen war aber so wenig ernstlich gemeint, daß der spanische Befehlshaber den Grafen Amarante weder hinderte, die Stadt Leon zu besetzen, noch bei dem Anrücken der portugiesischen Constitutionellen sich über Valladolid nach Burgos zu ziehen. Bis hieher war mittlerweile das französische Heer bereits vorgedrungen, welches in den ersten Tagen des Aprils in Spanien eingebrochen war. Amarante glaubte in dem französischen Hauptquartiere die vollkommenste Aufnahme zu finden, erhielt aber zu seinem Befremden die Weisung, sich dem französischen Heere nicht zu nähern, da Frankreich sich mit Portugal im Friedenszustande befinde und nicht geneigt sey, sich in die innern Angelegenheiten dieses Königreiches zu mischen. Der Herzog von Angoulême hatte den Auftrag, Alles zu vermeiden, was die dem französischen Einschreiten ohnedies nicht günstige englische Regierung reizen konnte, und bei der engen Verbindung, die zwischen England und Portugal bestand, wäre eine Vereinigung der Franzosen mit den portugiesischen Insurgenten dazu das sicherste Mittel gewesen. Die Anführer der spanischen Glaubenstruppen waren weniger bedenklich, und durch ihre Unterstützung gelang es Amarante, sich in Spanien zu halten, um bessere Zeiten abzuwarten.

Diese kamen früher, als er selbst zu hoffen wagte. Die Cortesregierung hatte beschlossen, ein Beobachtungsheer zwischen dem Tejo und Douro an der spanischen Grenze aufzustellen. Der Obrist Souza Sampayo, ein Verwandter des Grafen Amarante, erhielt den Befehl, mit seinem Regimente, das zu Lissabon lag, nach der Grenze aufzubrechen. Am 27. Mai verließ er die Stadt, machte jedoch in geringer Entfernung von derselben Halt und kündigte seinen Soldaten an, daß sie dazu bestimmt wären, eine Bewegung zu unterstützen, die in der Hauptstadt ausbrechen werde, um den Sturz des Ministeriums und eine Veränderung in der Verfassung zu bewirken, die das Wohl des Heeres und das Beste des Vaterlandes erfordere. An demselben Morgen entwich der Infant Dom Miguel, von dem Anschlage des Obristen unterrichtet, aus dem königlichen Palaste, zog einige Hundert

Reiter an sich, die zum voraus gewonnen waren, und begab sich mit denselben in das Lager Sampayo's. Die Kunde von diesen Vorgängen verbreitete zu Lissabon die äußerste Bestürzung. Die Cortes erklärten das Vaterland in Gefahr und ernannten den General Sepulveda, den vornehmsten Urheber der Revolution von 1820, zum Oberbefehlshaber der gesammten Militairmacht in der Hauptstadt. Der König, der seinen Sohn bereits vergeblich eingeladen hatte, zu seiner Pflicht zurückzukehren, ließ den Cortes melden, daß er fest entschlossen sey, jedes Opfer zu bringen, um die von ihm beschworene Constitution aufrecht zu erhalten. Sepulveda versicherte, daß die Stimmung der Truppen entschieden zu Gunsten der Constitution sey, und erließ eine Bekanntmachung, worin er versprach, seine Pflicht als Bürger und als General zu thun, und die Bewohner von Lissabon aufforderte, zu ihm, als einem bewährten Freunde des Vaterlandes, Zutrauen zu haben. Die Anhänger der Constitution erholten sich jetzt von der Niedergeschlagenheit, die sie anfangs ergriffen hatte. In der That gingen die beiden nächsten Tage ruhig vorüber. Am 29. Mai wurde die Frohnleichnamsprozession mit ihrem gewöhnlichen Glanze gehalten. Die Truppen der Besatzung machten Spalier; nach der Beendigung des Festes zogen sie aber mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel, ihren Anführer Sepulveda an der Spitze, 2700 Mann stark aus der Stadt nach Villafranca, wo der Infant Dom Miguel sein Hauptquartier hatte, unter dessen Befehl sie sich stellten. Der Verräther Sepulveda war ein Ehrgeiziger, der sich nur deshalb früher für die Sache der Freiheit erklärt hatte, weil er unter der Maske eines Revolutionairs eine bedeutende Rolle zu spielen gedachte, und, in dieser Erwartung getäuscht, zu der Gegenpartei übergetreten war. Am andern Morgen stellte ein Abgeordneter in den Cortes den Antrag, man möge eine Commission niedersetzen, um zu untersuchen, welche Regierungsform dem Volke am angenehmsten sey. Dagegen erklärte die Mehrheit sich mit Entrüstung; es wurde durch lauten Zuruf entschieden, daß in keinem Punkte der Constitution eine Aenderung vorgenommen werden sollte. Bald darauf erschien eine königliche Proclamation, in welcher der für die Verfassung auch jetzt noch eingenommene Fürst erklärte: „er werde den Infanten Dom Miguel als Vater zu vergessen, als König zu bestrafen wissen; treu seinen Schwüren, wie der Religion seiner Väter, werde er die Constitution aufrecht erhalten, die er freiwillig angenommen habe." Die Cortes ernannten den Abgeordneten Dom Jorge Avilez zum Oberbefehlshaber der Militairmacht, die auf ein einziges Linienregiment, das 18., und auf die National-

garde beschränkt war, und sprachen die Todesstrafe gegen alle Ausreißer aus. Am Abend verließ aber auch das 18. Regiment die constitutionelle Sache und führte den König und die Königin, bei denen es die Wache hatte, nach Villafranca. Am folgenden Tage kam eine Bekanntmachung des Königs nach Lissabon, worin der mit Gewalt aus seinem Palaste entführte Fürst versicherte: „er habe nie die unumschränkte Gewalt verlangt und weise sie noch jetzt zurück; allein er wünsche den Frieden, und deshalb halte er es für nothwendig, Staatseinrichtungen zu verwerfen, gegen die der größte Theil der Nation sich offen erhoben habe." General Avilez versuchte es, die Milizen und Nationalgarden, die der Constitution treu geblieben waren, zu entschlossenem Widerstande zu ermuthigen, überzeugte sich jedoch, daß dieser gegen eine überlegene Zahl regelmäßiger Truppen nicht möglich sey. Am 2. Juni nahmen die Minister, die der König erst am 28. Mai aus dem Schoße der Cortes ernannt hatte, ihre Entlassung; die Cortes ihrerseits beschlossen, da sie sich von der vollziehenden Gewalt, wie von der bewaffneten Macht verlassen sahen, ihre Sitzungen zu unterbrechen, bis sie von der permanenten Deputation wieder einberufen würden; zugleich protestirten sie in einer Acte, die von 61 Mitgliedern unterzeichnet wurde, „gegen alle Abänderungen in der Constitution von 1822." Die Häupter der constitutionellen Partei kannten die Schwäche des Königs zu gut, als daß sie auf seine persönliche Milde hätten vertrauen sollen; sie sahen vorher, daß sie dem Hasse der Sieger geopfert werden würden, und flohen daher auf dem brittischen Packetboote nach England. Am 5. Juni hielt Johann VI. seinen feierlichen Einzug in Lissabon; Officiere spannten die Pferde von seinem Wagen und zogen denselben bis vor den Palast. Der Pöbel umdrängte ihn mit dem Zurufe: „Es lebe Dom Joao! Nieder mit der Constitution! Es lebe der unumschränkte König!" König Johann hatte Festigkeit genug, seinem Entschlusse treu zu bleiben und nicht in die Herstellung der unumschränkten Gewalt zu willigen. Es wurde eine Commission ernannt, die den Auftrag erhielt, eine den wahren Bedürfnissen des Landes angemessene Verfassung auszuarbeiten. Da aber die Mitglieder dieser Commission größtentheils erklärte Gegner aller freisinnigen Staatseinrichtungen waren, so kamen sie mit ihrem Werke natürlich niemals zu Stande. Allmälig gerieth dieses in Vergessenheit und Alles kehrte auf den Fuß zurück, auf dem es vor der Revolution des Jahres 1820 gewesen war.

Nachdem auf der pyrenäischen Halbinsel, wie auf der Halbinsel des Apennins jede Spur einer freien geistigen Regung unterdrückt war,

während die politische Entwicklung in Frankreich durch die Herrschaft der Ultra in ihre engsten Schranken zurückgedrängt, in Deutschland durch die Nachwirkungen der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Schlußacte im Keime erstickt wurde, schien der Verwirklichung des schönen Traumes, mit dem die Stifter des heiligen Bundes sich trugen, — der allgemeinen Einführung eines patriarchalischen Regimentes, dem die Völker in Liebe, Treue und Unterwürfigkeit ergeben wären, — auf dem europäischen Festlande kein Hinderniß mehr entgegenzustehen. Der Krater der Revolution, der seine verheerenden Lavaströme von neuem über Europa zu wälzen drohte, schien für immer verstopft; und die Gewaltigen wären von aller Sorge befreit gewesen, wenn ein Mann nicht den Muth gehabt hätte, ihren Bestrebungen entgegen zu treten. Das brittische Inselreich, welches durch seine ungeheuren Anstrengungen den endlichen Sieg über die französische Revolution allein möglich gemacht hatte, schloß sich dem Kampfe gegen das natürliche Gesetz der fortschreitenden Entwicklung, das nach der Herstellung des Weltfriedens in seine Rechte wieder eintrat, nicht an; der brittische Minister Canning sprach das große Wort, daß bürgerliche und religiöse Freiheit über die ganze Welt herrschen werde *); über Meere und Länder scholl der Wiederhall der kühnen Wahrsagung; und die Hoffnungen der Völker, niedergebeugt durch die Enttäuschungen der Gegenwart, richteten sich wieder auf in dem Vertrauen auf die Zukunft.

*) Liberty, civil and religious, all over the world! Cannings Toast auf dem Festmahle zu Harwich.

Drittes Buch.

Englands überwiegender Einfluß in allen Welttheilen.

Erstes Hauptstück.

Der Kampf der Parteien in England.

Unter allen Völkern Europa's, mit Ausnahme der freien Schweizer und der freieren Norweger, ist das brittische das freieste; unter allen Ländern der Welt England das reichste, blühendste und mächtigste. Aber der Reichthum ist in England auf einen verhältnißmäßig sehr geringen Theil der Bevölkerung beschränkt. Alles Grundeigenthum ist in den Händen weniger Tausend Familien; es giebt keinen unabhängigen Bauernstand, sondern nur große Besitzer und Pächter, welche durch eigenthumlose Tagelöhner den Boden auf ihre Rechnung bestellen lassen. Eben so wie der am Grunde und Boden befestigte Reichthum ist auch der bewegliche Reichthum des Gewerbfleißes und des Handels unter eine verhältnißmäßig nicht allzu bedeutende Zahl von Fabrikherren und Kaufleuten vertheilt, neben denen sich allerdings ein zahlreicher, durch mäßigen Besitz und Erwerb selbstständiger Bürgerstand findet, von denen aber Hunderttausende armer Arbeiter abhängen, die mit ihren Familien ausschließlich auf das kärgliche Tagelohn der großen Fabriken und Manufacturen angewiesen sind. So lange der Krieg gegen die französische Revolution und das französische Kaiserreich dauerte, wurde der Uebelstand, der in der ungleichen Vertheilung des Reichthumes lag, weniger bemerklich. Die brittischen Flotten bedeckten alle Meere, alle

andere Flaggen außer der brittischen waren von der See verschwunden, und der Welthandel führte immer neue Schätze nach den Gestaden von Alt-England. Fabriken und Manufacturen nahmen einen Aufschwung, den sie zu keiner früheren Zeit und in keinem anderen Lande gekannt hatten. Zugleich trieb die Absperrung des Festlandes die Preise der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse in die Höhe, so daß auch der Ackerbau zu ungewöhnlicher Blüthe gelangte, und daß im Verlaufe weniger Jahre mehr als zwei Millionen Morgen Landes, die bisher nur zur Weide benutzt waren, urbar gemacht wurden. Alle Capitalien, die zu den großartigsten Unternehmungen erforderlich waren, boten sich im Ueberflusse dar. In den ersten Jahren des Krieges war ein Gesetz erlassen worden, welches die Bank ermächtigte, ihre Baarzahlungen einzustellen und statt des Geldes Noten auszugeben, die je nach dem Bedarfe immerfort vermehrt wurden. Ungeachtet der unermeßlichen Summen, die als Subsidien an die Verbündeten aus dem Lande gingen, fehlte es daher nie an Zahlungsmitteln; die ungeheueren Lasten, die der Krieg der Nation aufbürdete, wurden mit Leichtigkeit getragen; und in demselben Maße, in dem die Opfer zunahmen, die dem Lande zugemuthet wurden, schien auch der Reichthum desselben sich zu vermehren.

In dieser Lage der Dinge trat mit dem Frieden eine unerwartete Veränderung ein. Man hatte darauf gerechnet, daß die Nachfrage nach brittischen Gütern sich in hohem Grade steigern würde, sobald die Häfen des Continents eröffnet wären; aber das napoleonische Continentalsystem hatte, ohne daß man es ahnete, seine Früchte getragen. Die Noth hatte Fabriken und Manufacturen hervorgerufen, wo dieselben früher unbekannt waren. Die brittischen Waaren, die nach dem Continente gingen, mußten weit unter dem Werthe verschleudert werden, und selbst in jenen Häfen, die den Engländern bisher ausschließlich offen gestanden, fand sich eine Mitbewerbung ein, welche die Preise außerordentlich herunterdrückte. Zu dem Nothstande der Manufacturen, der hievon die Folge war, gesellte sich der Nothstand des Landbaus. England wurde mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen vom Festlande überschwemmt. Die Getreidepreise fielen in den letzten Monaten des Jahres 1813 beinahe um die Hälfte gegen ihren Stand zu Anfange des Jahres. Die Pächter, die ihre Pachtverträge zu der Zeit der hohen Preise geschlossen hatten, gingen zu Grunde, und die Tagelöhner, die unbeschäftigt blieben oder um die Hälfte des Lohnes arbeiten mußten, fielen der Armencasse zur Last. Die Regierung, eben so wenig wie

die Nation auf eine solche Wendung vorbereitet, war am meisten durch die Noth des Landbaues betroffen. Alle politische Macht in England, wenn sie auch nach dem Buchstaben des Gesetzes mit dem Volke getheilt seyn sollte, war thatsächlich bei dem Adel; denn dieser war nicht allein durch das Haus der Lords vertreten; sondern besaß auch im Hause der Gemeinen einen weit überwiegenden Einfluß, so daß beide Zweige der Gesetzgebung beinahe auf gleiche Weise in den Händen des Adels waren. Dem Adel stand bei weitem der größte Theil des Grundeigenthumes zu, und dieser sorgte daher nur für sich selbst, indem er den landwirthschaftlichen Interessen aufzuhelfen suchte. Bereits im J. 1814 waren deshalb Einfuhrverbote zum Schutze des einheimischen Ackerbaues in Anregung gebracht worden, über die es aber damals mitten in dem Drange weltgeschichtlicher Ereignisse noch zu keiner Entscheidung kam. Im Frühjahre 1815, als der Friede nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika auf die Dauer gesichert schien, war einer der ersten Gesetzentwürfe, die dem Parlemente vorgelegt wurden, eine Kornbill, welche zwar die Einfuhr des fremden Getreides gestattete, jedoch den Verkauf desselben auf allen englischen Märkten verbot, so lange der Preis des Weizens in England nicht eine wahre Hungersnothhöhe zu erreichen drohte*). Schon die erste Ankündigung des neuen Korngesetzes hatte unter den gewerbtreibenden Ständen eine außerordentliche Aufregung veranlaßt. Als dasselbe ungeachtet der Bittschriften, die von Hunderttausenden unterzeichnet aus allen Theilen des Landes dagegen eingingen, von dem Hause der Gemeinen angenommen wurde, kam es in London zu einem Auflaufe vor dem Parlementsgebäude; den Ministern und verschiedenen Parlementsgliedern wurden die Fenster eingeworfen, und die Ruhe wurde nur dadurch wiederhergestellt, daß die bewaffnete Macht mit Ernst einschritt und die Pöbelhaufen auseinandertrieb. Napoleons Rückkehr zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf das von neuem beginnende Kriegsgetümmel. Darauf wurden in dem Taumel der Siegesfreude alle Ursachen zur Beschwerde vergessen. Nach der Befestigung des Friedens machten aber die eine Zeitlang unterdrückten Klagen sich mit verdoppelter Gewalt geltend. Zuerst brach in mehreren Seeplätzen offener Aufruhr aus. Zu Newcastle upon Tyne hatten die empörten Matrosen, 7000 an der Zahl, mehrere Wochen hindurch Stadt und Hafen im Besitz; es mußten beträchtliche Streitkräfte aufgeboten werden, um sie zur Ordnung zurück-

*) Der Mittelpreis mußte 80 Schillinge (26 Thlr. 16 Ggr.) für den Quarter seyn.

zuführen. Aehnliche Auftritte fanden zu Shields, Sunderland und Hull Statt. Zu Bilston in Staffordshire lehnten sich Tausende von Fabrikarbeitern auf, weil die Fabrikherren den Versuch machten, den Arbeitslohn herabzusetzen, während durch das Getreideverbot die Preise aller Lebensbedürfnisse gesteigert waren. Auch hier wurde die Ordnung nur durch das Einschreiten der bewaffneten Macht hergestellt. Am bedauernswerthesten war der Zustand der Insel Ireland, wo ganze ausgedehnte Bezirke unter das Kriegsgesetz gestellt wurden, und wo ein Heer von 30,000 Mann kaum ausreichte, das durch Jahrhunderte der blutigsten Unterdrückung verwilderte, durch die Härte protestantischer Gutsherren, protestantischer Pfarrer und protestantischer Richter und Polizeibeamten zur Verzweiflung gebrachte katholische Landvolk im Zaume zu halten.

Die Unzufriedenheit, die sich weiter und weiter verbreitete, lieh der Volkspartei im Parlemente, welche während des Krieges nur wenig auszurichten vermochte, mächtige Unterstützung. Seit dem Sturze der Stuarts stehen in England zwei politische Parteien einander gegenüber, die Whigs und die Tories, wie sie nach alten durch gegenseitigen Haß ersonnenen Spottnamen sich nennen, die allmälig ihre schimpfliche Bedeutung verloren haben. Ursprünglich umfaßte die Partei der Whigs jenen Theil des Adels, der sich aufrichtig der neuen Regierung anschloß, während die Tories es mit den vertriebenen Stuarts hielten. Deshalb waren denn auch die Whigs lange ausschließlich im Besitze der Hofgunst, bis die Tories, durch das vergebliche Warten auf die Rückkehr der alten Fürsten ermüdet, ihren Frieden mit dem neuen Königshause machten und wieder zu Gnaden angenommen wurden. In kurzer Frist waren die alten Mißverhältnisse vergessen und die Tories liefen in ihrer Bewerbung um die einflußreichsten Stellen am Hofe den Whigs um so leichter den Rang ab, je hartnäckiger diese auf dem revolutionairen Grundsatze von der Unterordnung der Fürstengewalt unter die Volksrechte bestanden, dem zwar das Haus Hannover seine Erhebung verdankte, an dem dasselbe aber deshalb, nachdem es sich einmal in der Macht befestigt, nicht weniger Anstoß nahm. Die Tories wußten besonders unter der langen Regierung Georgs III. die Vortheile ihrer Stellung so geschickt zu benutzen, daß die Whigs beinahe ganz in den Hintergrund gedrängt wurden. Eine Menge neuer Pairsernennungen verschaffte ihnen eine unzweifelhafte Stimmenmehrheit im Hause der Lords, der Erwerb einer Masse verfallener Flecken (rotten boroughs), die, wenn auch wenig mehr als der Name von ihnen übrig war, ihr

altes Wahlrecht behielten, eine eben so unzweifelhafte Mehrheit im Hause der Gemeinen. So geschah es, daß sie je länger je mehr die Leitung der Staatsgeschäfte ausschließlich an sich zogen. Der Krieg gegen Frankreich, dem die Whigs von Anfang ihre Billigung versagten, war bei weitem mehr die Sache der Tories, als des brittischen Volkes, wenn dieses auch durch den Erfolg zu begeisterter Theilnahme hingerissen wurde. Nach der Beendigung des Kampfes konnte die Partei, welche demselben immer entgegen gewesen, mit gutem Fuge die außerordentlichen Nachtheile hervorheben, die daraus hervorgegangen waren, und die selbst durch die unermeßlichste Machtvermehrung kaum aufgewogen wurden. Die öffentliche Schuld, die im Jahre 1793 keine volle 1500 Mill. Thaler betrug, hatte im Jahre 1815 die riesenhafte Höhe von 5500 Mill. erreicht. Die jährlichen Zinsen beliefen sich auf nicht weniger als auf 300 Millionen Thlr., eine Summe, die damals beinahe der ganzen Masse der Einkünfte von Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland zusammengenommen gleichkam, und welche die Gesammteinnahme jedes andern einzelnen Staates in der Welt um ein Bedeutendes überstieg. Auch das reiche England würde eine solche Last nicht zu tragen vermocht haben, wenn nicht auf der einen Seite die Anwendung der Dampfkraft auf das Maschinenwesen die gewerblichen Hülfsmittel des Landes ungeheuer vermehrt hätte, während auf der andern Seite die Regierung durch neue Anleihen für den Augenblick Rath schaffte und einen Theil der drückenden Bürde von der Gegenwart auf die Zukunft übertrug. Trotz dem blieben die Steuern beinahe unerschwinglich; immer lauter erhoben sich die Klagen und immer kühner und dringender die Bitten um Milderung, die an das Parlement ergingen. Dennoch begriffen die Machthaber, den höfisch glatten, gefühllosen Lord Castlereagh an der Spitze, die Nothwendigkeit einer Abspannung des überstraff gespannten Bogens so wenig, daß sie mitten im Frieden für gut fanden, eine Militairmacht zu unterhalten, wie sie England früher selbst während der blutigsten Kriege nie gekannt hatte. Umsonst machte die Volkspartei auf die Gefahren aufmerksam, die den Freiheiten der Nation drohten, wenn die Regierung ein zahlreiches, an blinden Gehorsam gewöhntes, stehendes Heer zu ihrer Verfügung habe. Die Minister wußten mit so viel Gewandtheit die Vermehrung der Militairmacht in den übrigen europäischen Staaten, die weite Ausdehnung der brittischen Colonien und den unruhigen Zustand von Ireland geltend zu machen, daß die Tories, die ohnedies in der Hauptsache mit ihnen einverstanden waren, sich in Masse für sie erklärten; und sie

würden daher den vollkommensten Sieg davon getragen haben, wenn die Herren eben so bereitwillig gewesen wären, ihnen die Mittel zur Unterhaltung des Heeres als dieses selbst zuzugestehen. Unter den Steuern, die während des Krieges dem Lande aufgelegt waren, und welche die Regierung im Frieden fort zu erheben gedachte, war keine verhaßter, als die sogenannte Eigenthumssteuer (property tax), nicht allein deshalb, weil sie durch ihre unverhältnißmäßige Höhe den großen und den kleinen Eigenthümern gleich lästig fiel, sondern hauptsächlich auch wegen des beleidigenden Eindruckes, den die Art der Erhebung auf das Unabhängigkeitsgefühl der Britten machte. Nur mit Widerstreben hatte die Regierung dem allgemeinen Drängen so weit nachgegeben, daß sie die Hälfte der Steuer nachließ. Damit glaubte sie genug gethan zu haben, und die Minister dachten nicht im Entferntesten an die Möglichkeit einer Niederlage, als sie die Bewilligung der herabgesetzten Steuer im Hause der Gemeinen in Vorschlag brachten. Zu ihrem Erstaunen fanden sie bei der Abstimmung sich von einem Theile ihrer eigenen Partei verlassen; die Steuer wurde verworfen, und die Minister geriethen darüber in solchen Schrecken, daß sie, um das Unwetter zu beschwören, welches sich wider sie aufthürmte, freiwillig auf eine andere Auflage, die Kriegsmalzsteuer verzichteten, über die Pächter und Grundbesitzer vielfach geklagt hatten, und daß sie sich entschlossen, in allen Zweigen der Verwaltung Ersparungen einzuführen, die ursprünglich weit außer ihrem Plane lagen. Dadurch wurde jene Mittelpartei, die sich bei der Entscheidung über die Eigenthumssteuer von den Ministern getrennt hatte, versöhnt, und diese sahen die Mehrheit der Stimmen, die ihnen einen Augenblick entschlüpft war, sich von neuem gesichert. Die geschlossene Phalanx ihrer Anhänger, die sie gleich einer ehernen Mauer umgab, vereitelte alle wenn auch noch so beharrliche und noch so erbitterte Angriffe, die gegen sie gerichtet wurden. Es gelang ihnen nicht allein, die Voranschläge für den Staatshaushalt unverändert durchzusetzen; die beträchtlichen Summen, die sie zur Bewachung Napoleons auf St. Helena verlangten, wurden ohne Abzug bewilligt, wie nachdrücklich beredte Stimmen auch schon jetzt die unwürdige Behandlung rügten, die dem großen Gefangenen widerfuhr. Eben so ging die Verlängerung der Fremden-Bill durch, die den Ministern das Recht einräumte, jeden Ausländer, der ihnen mißfällig war, aus dem brittischen Reiche fortzuweisen. Das Gesetz, welches während des Krieges erlassen war, sollte das Land von den fremden Spürern reinigen, mit denen dasselbe ohne diese Vorsicht überfüllt gewesen wäre;

mit der Herstellung des Friedens hatte es jeden Zweck verloren. Die Minister fanden es jedoch bequem, eine Maßregel beizubehalten, die es ihnen leicht machte, den auswärtigen Cabinetten manche Gefälligkeit zu erweisen. Sie beriefen sich darauf, daß nie in einem Jahre mehr als 200 Personen in Folge der Fremdenbill aus England entfernt worden wären, und das Parlement war mit einer so zweideutigen Milde wohl zufrieden.

Eine Angelegenheit, die ganz England viel beschäftigte, war die Vermählung der muthmaßlichen Thronerbin, der Prinzessin Charlotte. Der Prinz Regent hatte die Hand seiner einzigen Tochter dem Prinzen Wilhelm von Oranien zugedacht. Seine Absicht oder die Absicht seiner Minister war, durch diese Verbindung die Ausführung eines großen politischen Planes möglich zu machen, der, wenn er zur Vollendung gekommen wäre, das riesenhafte Gebäude der brittischen Macht zu einer Weltherrschaft erweitert hätte, deren Grenzen zuletzt keine andere, als jene der bewohnten Erde gewesen wären. Das Königreich der Niederlande sollte, wie die Erbstatthalterschaft von Holland zu König Wilhelms III. Tagen, mit Großbritannien vereinigt werden. Dadurch wäre, da dies mit Hannover bereits geschehen war, beinahe die ganze Küste der Nordsee mit den Mündungen der Schelde und des Rheins, wie der Ems, der Weser und der Elbe brittischer Botmäßigkeit unterworfen worden, und der brittische Einfluß hätte auf dem europäischen Festlande ohne Zweifel eine eben so unbestrittene Obergewalt errungen, wie die brittische Flagge auf der See. Dieser kühne Plan wurde durch den Widerspruch einer Frau vereitelt. Die Gemahlin des Prinzen Regenten, die unglückliche Prinzessin Caroline von Braunschweig, hatte aus eigener Erfahrung die traurigen Folgen kennen gelernt, zu denen auch in den höchsten Kreisen eine nur aus äußeren Rücksichten geschlossene Ehe führen kann; sie wollte ihr geliebtes Kind nicht der Staatsklugheit zum Opfer bringen und bestimmte die Prinzessin, eine Wahl nach ihrem Herzen zu treffen. Der junge Prinz Leopold von Sachsen-Coburg war der Erkorene, und im Mai 1816 wurde die Vermählung mit großer Pracht gefeiert.

Dem Manne, der die auswärtige Politik des brittischen Inselreiches leitete, Lord Castlereagh, wurde von seinen Gegnern nicht ohne scheinbaren Grund der Vorwurf gemacht, daß er, um seine persönliche Eitelkeit oder wohl gar seine Habsucht zu befriedigen, nach der Gunst auswärtiger Monarchen strebe und darüber die wichtigsten Interessen seines Vaterlandes vergesse. Die Gleichgültigkeit, mit der er die Un-

terdrückung aller freisinnigen Bestrebungen in Frankreich und Italien, Spanien und Portugal betrachtete und zum Theil sogar beförderte, schien die Anklage zu bestätigen, die aber dennoch das unbefangene Urtheil längst als eine durchaus ungerechte erkannt hat. Wenn Lord Castlereagh ein schwerer Vorwurf zur Last fällt, und dies sind wir nicht gemeint zu leugnen, so ist es keineswegs jener, daß er den Vortheil Englands dem Auslande geopfert, sondern vielmehr, daß er denselben allzu einseitig und ohne alle Rücksicht auf die höheren Interessen der Menschheit zu fördern gesucht hat. Am unzweideutigsten trat diese engherzige Politik bei dem Verfahren hervor, welches von dem mächtigen England gegen die africanischen Raubstaaten beobachtet wurde. Mit der Wiederbelebung des Handels auf dem Mittelmeere seit dem Frieden hatten auch die Räubereien der Barbaresken wieder begonnen, die durch den Krieg unterbrochen waren, da während desselben sich kaum eine andere als die gefürchtete brittische Flagge blicken lassen durfte. Auf vielfache Beschwerden, die deshalb von den kleinen italienischen Staaten erhoben wurden, hatte England es übernommen, dem Unwesen zu steuern, und der Oberbefehlshaber der brittischen Seemacht im Mittelmeere, Lord Exmouth, erhielt im Frühjahre 1816 den Auftrag, die türkischen Räuberfürsten auf der Nordküste von Afrika nöthigenfalls mit Anwendung bewaffneter Gewalt zu der Anerkennung der durch das europäische Völkerrecht geheiligten Grundsätze der Kriegführung zu vermögen. England hatte auf dem Wiener Congresse die kräftigste Sprache geführt, um die Annahme allgemeiner Maßregeln gegen die Greuel des unmenschlichen Handels mit Negersclaven zu erwirken; von verschiedenen Seiten war schon damals die Bemerkung gemacht worden, daß der menschenfreundliche Eifer der Britten seinen Grund hauptsächlich in politischen Rücksichten habe, indem man den Wohlstand der fremden Colonien zerstören wolle, die der Zufuhr von schwarzen Sclaven nicht entbehren könnten; und es wurde besonders daran erinnert, daß England bisher nicht das Geringste gethan habe, um den Handel mit weißen Sclaven zu stören, der unter seinen Augen von den Seeräubern des Mittelmeeres getrieben werde. Die brittische Regierung war unter diesen Umständen es ihrer Ehre schuldig, Schritte zu thun, die den Vorwurf widerlegten. Lord Exmouth erschien am 31. März vor Algier und erlangte die Freilassung aller neapolitanischen und sardinischen Sclaven — gegen ein Lösegeld, welches ihre Regierungen zu zahlen verpflichtet wurden; seine Forderung, daß überhaupt die den Corsaren in die Hände fallenden Christen nicht mehr zu Sclaven gemacht, sondern

als Kriegsgefangene behandelt werden sollten, wurde dagegen unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß der Dei über einen so wichtigen Punkt nicht ohne die Genehmigung des Sultans entscheiden dürfe. Von Algier segelte der brittische Admiral nach Tunis und Tripolis, wo die schwachen Regenten sich beeilten, Alles zu bewilligen, was man von ihnen verlangte. Nach einem zweiten fruchtlosen Besuche, den Lord Exmouth zu Algier gemacht hatte, kehrte er nach England zurück, als ob der Zweck seiner Sendung vollkommen erreicht wäre, obwohl in der Hauptsache das alte Verhältniß durchaus unverändert geblieben war. Der Dei von Algier hatte weder seinem Rechte entsagt, jedem christlichen Staate den Krieg zu erklären, so oft es ihm beliebte, noch die barbarische Sitte aufgehoben, die armen christlichen Gefangenen in die Sclaverei zu führen; und die Milde, mit der er behandelt war, rechtfertigte den Verdacht, daß der brittischen Regierung selbst nicht allzuviel daran gelegen sey, das Meer von den Seeräubern zu reinigen, gegen deren Kühnheit keine andere Flagge vollkommene Sicherheit gewährte, außer der brittischen. Aber der Uebermuth der Barbaren machte es den Engländern bei dem besten Willen unmöglich, sie zu schonen. Lord Exmouth hatte kaum die Rhede von Algier verlassen, als die Wuth der Türken, die nur seine Anwesenheit gezügelt hatte, sich mit verrätherischer Grausamkeit Luft machte. In der Nähe von Bona lagen mehr als 300 kleine Fahrzeuge von verschiedenen Nationen, die sich an der Küste mit Korallenfischerei beschäftigten, wie dies ihnen durch alte Verträge ausdrücklich gestattet war. Darunter befanden sich mehrere, die der Insel Malta angehörten, und folglich unter brittischer Hoheit standen. Am 23. Mai bei Sonnenaufgang, als Niemand etwas Arges erwartete, fielen bewaffnete Türken und Mauren in großen Haufen aus der Stadt, stürzten sich auf die friedlichen Korallenfischer, die an das Land gestiegen waren, und machten Alles nieder, was in der ersten Ueberraschung nicht die Boote gewinnen konnte. Mehrere hundert Menschen wurde erschlagen, über hundert Fahrzeuge genommen und die Leute, die sich in denselben fanden, zu Gefangenen oder, was dasselbe war, zu Sclaven gemacht. Die Nachricht von diesem abscheulichen Treubruche gelangte noch früher nach England, als das Geschwader unter Lord Exmouth. Diesem wurde daher sogleich der Befehl ertheilt, mit Allem, was von Schiffen in den brittischen Häfen segelfertig war, in kürzester Frist wieder in See zu gehen, um das räuberische Gesindel nach Verdienst zu züchtigen. Mit der brittischen Flotte, die aus sechs Linienschiffen, eben so viel Fregatten und einer Menge kleinerer Kriegsfahrzeuge

bestand, vereinigte sich auf der Höhe von Gibraltar ein niederländisches Geschwader von sechs Segeln unter dem Admiral van der Capellen, den seine Regierung ausgeschickt hatte, um den niederländischen Handel im Mittelmeere zu schützen. Am 27. August, in einer frühen Morgenstunde, bekam die vereinigte Flotte die große amphitheatralisch aufsteigende Stadt Algier zu Gesicht. Ein Parlementair, der den Dei aufforderte, sich den brittischen Bedingungen zu unterwerfen, wurde ohne Antwort zurückgewiesen. Lord Exmouth gab daher um zwei Uhr des Nachmittags das Zeichen zum Angriffe. Er selbst legte sich auf Pistolenschußweite von der Spitze des Molo, der den Eingang in den Hafen beherrschte, vor Anker; zugleich nahmen alle übrige Schiffe den Batterien des Feindes gegenüber, die mit mehr als 1000 Kanonen besetzt waren, ihre Stellung ein. Von beiden Seiten begann jetzt ein furchtbares Feuer, welches ununterbrochen mit gleicher Kraft bis um neun Uhr des Abends unterhalten wurde. Um diese Zeit war es den Bomben- und Racketenschiffen gelungen, die im Hafen liegende Flotte der Algierer in Brand zu stecken, die bald in vollen Flammen stand und ein schreckliches Bild der Zerstörung bot. Um zehn Uhr stellten die Batterien des Hafendammes, die ganz zusammengeschossen waren, ihr Feuer ein. Eine halbe Stunde darauf ließ Lord Exmouth seine größtentheils sehr übel zugerichteten Schiffe aus dem Bereich der feindlichen Geschütze auf die Rhede bugsiren, weil dieselben von den Bomben des im höchsten Theile der Stadt gelegenen Kaiserforts noch immer arg belästigt wurden. Das Feuer hatte inzwischen von den brennenden Fahrzeugen im Hafen sich dem Zeughause und den Magazinen am Strande mitgetheilt und wüthete mit so verheerender Gewalt, daß der ganze Horizont in Flammen zu stehen schien. Am folgenden Tage verlangte der Dei zu unterhandeln; er war jetzt bereit, sich Alles gefallen zu lassen, was ihm irgend zugemuthet wurde, und es kam daher ein Vertrag zu Stande, durch welchen der Dei sich verpflichtete, die Sclaverei der Christen in seinem Gebiete für immer abzuschaffen, alle in demselben noch befindliche Christensclaven ohne Lösegeld auszuliefern und die Summen, die er seit dem Anfange des Jahres als Lösegeld empfangen, zurückzugeben. Außerdem mußte er den englischen Consul, den er noch vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten in das Gefängniß geworfen, persönlich um Verzeihung bitten und für alle Verluste entschädigen, die derselbe in Folge seiner Verhaftung erlitten. So gelinde war auch jetzt die Buße, die Barbaren aufgelegt wurde, welche Lord Exmouth selbst in seinem Tagesbefehle nach dem Treffen als Feinde

des Menschengeschlechtes bezeichnete. Offenbar verschmähte das brittische Cabinet es absichtlich, eine Macht zu vernichten, deren Bestehen, wie verderblich auch immer für das Wohl anderer Staaten, vielleicht eben deshalb den brittischen Interessen förderlich erachtet wurde.

Der theuer genug durch unverhältnißmäßige Opfer erkaufte Sieg vermochte die Noth nicht zu mildern, die im Innern des Landes herrschte, und die durch das Fehlschlagen der Ernte bald zu einer verzweiflungsvollen Höhe gesteigert wurde. In allen Theilen des Landes brachen Unruhen aus, die an einzelnen Orten den bedenklichsten Charakter annahmen. Zu Sunderland, Sheffield, Dundee wurden die Getreidevorräthe der Kornhändler geplündert; zu Nottingham bildete sich ein Ausschuß, der planmäßig in der ganzen Gegend die Maschinen zerstören ließ, die, wie man alberner Weise behauptete, den Arbeitern ihre Nahrung nähmen. In Monmouthshire und Glammorganshire stellten über 15,000 Arbeiter in den Eisenwerken ihre Arbeit ein, weil ihr Lohn so tief herabgesetzt war, daß sie sich außer Stande sahen, ihre Familien zu erhalten. In den großen Städten Birmingham, Manchester, Nottingham, Glasgow wurden Volksversammlungen gehalten, welche Bittschriften an den Prinzen Regenten richteten, die in den drohendsten Ausdrücken eine Aenderung des ministeriellen Systems und Abstellung der herrschenden Mißbräuche forderten. Die gefährlichsten Auftritte rief zu London ein ehrgeiziger Stiefelwichsefabrikant Namens Hunt hervor, ein Mensch ohne politische Bildung, wie ohne politische Gesinnung, der aber zu dem Pöbel in der diesem verständlichen Sprache zu reden wußte und deshalb unter demselben einen großen Anhang hatte. Hunt, der bereits im November eine große Volksversammlung auf dem weiten Anger von Spafields veranstaltet, hatte eine zweite, die an demselben Orte gehalten werden sollte, auf den 2. December angesagt, angeblich, um über die Antwort zu berichten, die der Prinz Regent auf die Petition der ersten Versammlung ertheilt habe, in der That aber, um anzuzeigen, daß die in dem pöbelhaftesten Tone abgefaßte Bittschrift keiner Antwort gewürdigt sey. An dem bestimmten Tage strömten vom frühen Morgen an zahllose Haufen des niedern Volks nach dem Anger. Der Volksredner, dem bei der Sache nicht ganz wohl geworden seyn mochte, ließ überlang auf sich warten. Da bestieg ein verdorbener Feldscheerer Watson einen Kohlenwagen, der in der Nähe stand, und hielt eine Anrede an den Haufen, der ganz auf den Geschmack desselben berechnet war. „Die Bittschrift an den Regenten," sagte er, „hat nichts gewirkt. Die Zeit ist da; wir müssen mehr thun, als

Worte machen. Das Elend ist auf das Höchste gestiegen; vier Millionen Britten sind Bettler. Die Minister haben uns unsere Rechte geraubt; wollen wir sie wieder holen? wenn ich heruntersteige, wollt Ihr mir folgen?" Da ein tausendstimmiges Ja! diese Frage beantwortete, stieg Watson von dem Wagen herab und stellte sich an die Spitze eines Haufens, der wohl 1500 Köpfe zählte und, zwei Burschen mit dreifarbigen Fahnen vorauf, seinen Weg nach der City nahm. Unterwegs wurde der Laden eines Gewehrhändlers geplündert, wobei ein Mann, der sich widersetzte, durch einen Pistolenschuß verwundet wurde. Als der wilde Haufe vor der Börse erschien, gerieth Alles in den äußersten Schrecken, doch gewann man Zeit, das Gebäude zu schließen und einige Buben, die bereits eingedrungen waren, zu verhaften. Da sich zugleich das Gerücht verbreitete, daß das Militair zur Sicherung der Bank im Anzuge sey, so verlief sich ein Theil des Haufens. Der Rest, nachdem er einige Schüsse gegen die Börse abgefeuert hatte, wandte sich nach dem Tower. Hier fand man zwei Signalkanonen, die ein Paarmal gegen das Thor der alten Feste abgefeuert wurden. Inzwischen sprengte aber eine Reiterabtheilung heran, bei deren Annäherung das Gesindel auseinanderlief. Ueber hundert von den Meuterern, die mit Piken oder Gewehren bewaffnet waren, wurden mit Hülfe der Bürger gefangen. Während diese Dinge in der Stadt vorfielen, hatte die Versammlung auf den Spafields ihren ungestörten Fortgang genommen. Hunt, der endlich erschienen war, hatte in seiner gewöhnlichen Art auf die Regierung, auf die Lords, auf das Parlement und auf alle Welt geschimpft, und nachdem eine Bittschrift an das Parlement beschlossen war, wurde er im Triumphe nach Hause geführt. Er war vorsichtig genug gewesen, Alles zu vermeiden, was ihn einer gerichtlichen Verfolgung hätte aussetzen können, und blieb daher unangefochten, während seinen verwegeneren Spießgesellen, die an dem Aufruhr unmittelbaren Theil genommen, der Proceß gemacht wurde. Die Regierung hatte die Absicht, mit der äußersten Strenge zu verfahren, erreichte ihren Zweck aber nur sehr unvollkommen. Die meisten Gefangenen wurden freigesprochen, weil keine andere Beweise gegen sie vorlagen, als daß sie unter dem tobenden Pöbel gesehen worden waren. Watson, der Hauptanstifter, auf dessen Habhaftwerdung ein Preis von 4000 Thlrn. gesetzt war, hatte sich durch die Flucht gerettet, und nur ein unglücklicher Matrose, der überführt war, bei dem Einbruche in den Waffenladen thätig gewesen zu seyn, wurde zum Tode verurtheilt und ohne Barmherzigkeit gehängt.

Durch die schnelle Unterdrückung des Aufruhrs in der Hauptstadt war zwar der Pöbel eingeschüchtert, aber die Gährung, welche die drückendste Noth unter den niederen Ständen hervorrief, keineswegs beseitigt worden. Von allen Seiten gingen die beunruhigendsten Nachrichten über Anschläge gegen die öffentliche Sicherheit, die Verfassung und die Regierung ein. Selbst der besonnenere Theil der Bevölkerungen war der Meinung, daß eine Veränderung in den bestehenden Staatseinrichtungen das einzige Heilmittel sey, von dem man gründliche Abhülfe für den krankhaften Zustand der Gesellschaft erwarten dürfe. Hunderte von Bittschriften wurden an das Parlement gerichtet, um parlementarische Reform oder Abstellung der alten Mißbräuche bei der Volksvertretung im Hause der Gemeinen zu verlangen. Allgemein war das Gefühl erwacht, daß die Gesetzgebung unmöglich auf das gemeine Beste berechnet seyn könne, so lange sie das ausschließende Eigenthum einer bevorrechteten Classe bleibe. Unter solchen Umständen glaubte die Regierung mit der Einberufung des Parlements nicht länger mehr zögern zu dürfen, weil sie von diesem allein die Ermächtigung zu den außerordentlichen Maßregeln erhalten konnte, die man für nothwendig achtete, um dem Volksunwillen zu begegnen. Ein Zufall oder, wenn man will, freilich wohl mehr als ein Zufall, kam den Ministern bei ihrem Plane zu Hülfe. Am 28. Januar 1817 wurde das Parlement eröffnet. Der Prinz Regent, der diese feierliche Handlung in Person vornahm, wurde bereits bei der Hinfahrt nach Westminsterhall von dem Pöbel mit den unzweideutigsten Zeichen des Uebelwollens begrüßt; bei der Rückkehr nach dem St. Jamespalaste drängten sich Tausende hinter der schwerfälligen Staatskutsche her; das Geschrei: „Nieder mit ihm! nieder mit den Leibgarden!“ begleitete ihn bis in den Palast. Von Einzelnen wurde sogar mit Steinen auf die Garden, die den Dienst hatten, wie auf die Kutsche geworfen, an der das Fenster zertrümmert wurde. Lord James Murray, der neben dem Prinzen Regenten saß, behauptete, das Letzte sey durch Kugeln aus einer Windbüchse geschehen, und es sey auf das Leben des Fürsten abgesehen gewesen. Beide Häuser des Parlements richteten Adressen an den Prinzen, um ihm wegen der überstandenen Gefahr Glück zu wünschen. Es wurde ein Preis von 1000 Pf. St. auf die Entdeckung des Thäters gesetzt, den aber Niemand verdiente. Denn zwei Personen, die während des Tumultes festgenommen waren, mußten wieder entlassen werden, weil sich keine Spur eines Beweises wider sie fand. Die Minister wußten jedoch die Stimmung, die durch diesen Vorfall unter

allen gebildeten Classen erregt war, vortrefflich zu benutzen. Am 4. Februar kündigte eine königliche Botschaft beiden Häusern des Parlements an: „es würden ihnen Actenstücke vorgelegt werden, aus denen hervorgehe, daß in verschiedenen Theilen des Reiches aufrührerische Verbindungen beständen, die zum Zwecke hätten, die öffentliche Ruhe zu stören, die gegenwärtige Regierungsform verhaßt zu machen und die Verfassung umzustürzen." Die versprochenen Actenstücke ließen nicht lange auf sich warten. Die Ausschüsse, die zur Untersuchung des Thatbestandes niedergesetzt wurden, statteten einen Bericht ab, der wohl geeignet war, ängstlichere Gemüther mit Schauder und Entsetzen zu erfüllen. Da wurde auseinandergesetzt, wie der Aufstand vom 2. December das Werk einer ausgebreiteten über das ganze Land verzweigten Verschwörung gewesen, wie er nur durch unvorhergesehene Umstände fehlgeschlagen sey, im Falle des Gelingens aber das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung geworden wäre. Auch jetzt sey der Plan noch nicht aufgegeben, und man habe sich nur entschlossen, zu warten, bis ein günstigerer Zeitpunkt einträte. Eine Menge Vereine wäre gestiftet, um das Volk zu bearbeiten. Da wären die Hampdenklubbs, die sich nach dem berühmten Verfechter der brittischen Volksfreiheit nennten, die Uniongesellschaften, welche die Parlementsreform zum Vorwande ihrer Wühlungen nähmen, und endlich die Anhänger des verrückten Spence *), — eines vor zwei Jahren im tiefsten Elende gestorbenen gutmüthigen Schwärmers, — die gar darauf ausgingen, eine neue allgemeine Vertheilung des Grundes und Bodens herbeizuführen. Alle diese Vereine, wie verschiedene Zwecke sie auch zum Scheine verfolgten, wirkten zusammen, um den Umsturz alles Bestehenden vorzubereiten. Umsonst wurde gegen diese Darstellung von den freisinnigeren Mitgliedern des Hauses der Gemeinen, wie der Lords eingewandt, daß sie durch nichts erwiesen sey, und daß es lächerlich wäre, große Gefahren von einer angeblichen Verschwörung zu fürchten, als deren Häupter man nur so unbedeutende Menschen zu nennen wisse, wie einen Watson und dessen Genossen. Die Minister waren zum voraus entschlossen, auf ihrer Ansicht zu beharren, und legten dem Parlemente eine Reihe von Gesetzentwürfen vor, deren erster die zeitweilige Auf-

*) Spence, als der Vorläufer von Owen, Saint-Simon, Fourier, verdiente mehr Beachtung, als er bisher selbst in England gefunden hat. Einige Nachrichten über ihn findet man in der Quarterly Review, Jan. — March. 1817. Seine Nachfolger nannten sich die Spencean Philanthropists.

hebung der berühmten Habeas-corpus-Acte, dieses Palladiums der brittischen Freiheit war. Dadurch wurde den Ministern das Recht beigelegt, alle Personen, die sie hochverrätherischer Anschläge verdächtig hielten, ohne Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten verhaften zu lassen. Ein andrer Gesetzentwurf verbot bei schwerer Strafe alle Theilnahme an Vereinen, die regelmäßige Berathungen hielten, oder deren Mitglieder durch Eide verbunden wären; ein dritter setzte die Todesstrafe auf jeden Versuch, Soldaten oder Matrosen von ihrer Pflicht abwendig zu machen. In beiden Häusern des Parlements fanden die ministeriellen Anträge den heftigsten Widerspruch. Im Hause der Lords protestirten 18 Pairs durch ausdrückliche feierliche Verwahrung gegen die Aufhebung der Habeas-corpus-Acte. Im Hause der Gemeinen erreichte der Streit den höchsten Grad der Leidenschaftlichkeit. Capitain Bennet erklärte, er würde es als einen Schandfleck seines Namens ansehen, wenn er jemals mit Lord Castlereagh übereinstimmte. Sir Francis Burdett sagte mit Bezugnahme auf eine Formel in dem neu verordneten Kirchengebete: die einzige Pestilenz, um deren Abwendung man Gott bitten müsse, sey das gegenwärtige Ministerium. Lord Castlereagh, mit seinem heftigen durchfahrenden Sinne wurde durch diese und ähnliche Aeußerungen bis zur Wuth gereizt; aber das Ministerium siegte und setzte durch, was er verlangte.

Sobald den Ministern die verlangte willkürliche Gewalt zugestanden war, machten sie von derselben den ausgedehntesten Gebrauch. In den Manufacturstädten Englands und Schottlands wurden Hunderte verhaftet, die theils mit, theils ohne Grund den Verdacht der Behörden auf sich zogen. Und leugnen läßt es sich nicht, daß die strengste Wachsamkeit Noth that. Zu Manchester und in den benachbarten Manufacturorten war von den hungernden Arbeitern der Plan entworfen worden, in Masse nach London zu wandern, um dem Prinzen Regenten auf eindringlichere Weise ihre Forderungen vorzutragen, als dies durch Bittschriften aus der Ferne möglich sey. Eine Versammlung von 20,000 Menschen, die deshalb bei Manchester zusammengekommen waren, wurde durch eine Dragonerabtheilung auseinander gesprengt. Dennoch machten sich mehrere Tausende auf den Weg; sie fanden die Brücken auf der Straße jedoch vom Militair besetzt und wurden gezwungen, nach Hause zurückzukehren. Unglücklicher Weise bediente die Regierung sich außer den gesetzlichen Mitteln zur Erhaltung der Ordnung, die, wie hart sie immer waren, doch durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wurden, auch anderer weder durch das Gesetz erlaubter noch

durch irgend eine Nothwendigkeit gerechtfertigter. Sie besoldete eine Menge Elender, die den Auftrag erhielten, die Anschläge der Unzufriedenen auszukundschaften, aber, wie dies in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, wenn sie nichts zu berichten fanden, sich auch wohl ein Geschäft daraus machten, selbst zu Unordnungen aufzureizen, von denen sie dann nicht verfehlten, gehörigen Ortes Anzeige zu machen. Im Hause der Gemeinen wurden mehrere Fälle dieser Art angeführt, und die Minister wagten nicht zu widersprechen. Wirksamer zur Beruhigung der Gemüther, als alle Schreckmittel, waren die Maßregeln, die man ergriff, um die Noth des Volkes zu mildern. Die Ausgaben des Staates waren gegen jene des vergangenen Jahres um mehr als 40 Millionen Thaler herabgesetzt worden. Dadurch wurde die Regierung in den Stand gesetzt, mit Bewilligung des Parlementes eine Summe von 10 Millionen Thaler zur Unterstützung der Gemeinden anzuweisen, in denen die Armensteuern eine solche Höhe erreicht hatten, daß sie dieselben unmöglich länger zu bestreiten vermochten. Diese ansehnliche Hülfe würde freilich wenig gefruchtet haben, wenn nicht zum Glücke die Ernte des Jahres überreich ausgefallen wäre, wodurch mit einem Male die vornehmste Quelle der Noth verstopft wurde. Jetzt kehrte die Ruhe bald wieder zurück, und das Jahr schloß friedlicher als es begonnen hatte. Ehe dasselbe schied, sollte das königliche Haus noch einen harten Schlag erleiden. Die Prinzessin Charlotte, ihres milden und sanften Charakters wegen bei allen Ständen beliebt, starb am 5. November, nachdem sie wenige Stunden vorher von einem todten Knaben entbunden war. Da kein einziger der königlichen Prinzen als rechtmäßig anerkannte Nachkommen hatte, so drohte die Erbfolge auf mehr oder weniger entfernte Seitenverwandte überzugehen. Deshalb entschlossen sich die drei noch unvermählten Herzoge von Clarence, von Kent und von Cambridge, obwohl sämmtlich bereits in vorgerücktem Alter, jetzt plötzlich in den Stand der Ehe zu treten, was dem britischen Witze vielfachen Stoff zu Spöttereien, zugleich aber der Volkspartei wegen der verlangten Apanagevermehrungen Veranlassung zu ernsten parlementarischen Kämpfen bot.

Als im Januar 1818 das Parlement nach mehr als siebenmonatlicher Vertagung wieder zusammentrat, glaubten die Minister durch eine willkommene Botschaft das Haus der Gemeinen und das Land mit Forderungen versöhnen zu müssen, die, wie sie wohl wußten, eine nichts weniger als freundliche Aufnahme zu gewärtigen hatten. Sie trugen selbst auf den Widerruf des Gesetzes zur Aufhebung der Habeas-

corpus-Acte an, was natürlich ohne Widerspruch von irgend einer Seite genehmigt wurde. Auf das Heftigste erhob sich dagegen die Volkspartei im Hause der Gemeinen gegen das Rechtfertigungsgesetz — die Indemnity-Bill, — welches die Minister verlangten, um von aller Verantwortlichkeit wegen des Gebrauches, den sie von ihrer außerordentlichen Gewalt gemacht, befreit zu seyn. Man behauptete, daß niemals zu einer Beschränkung der öffentlichen Freiheit ein genügender Grund vorhanden gewesen sey, und daß die Verschwörungen, um deretwillen Hunderte die härteste Gefangenschaft erlitten, nie wirklichen Bestand gehabt hätten, sondern nur durch die feilen Späher der Regierung angezettelt worden wären. Mehrere von den Verworfenen, die dieses abscheuliche Gewerbe trieben, wurden namhaft gemacht; die Ränke wurden aufgedeckt, die sie anwandten, um die Unglücklichen in ihr Garn zu locken, die sie darauf den Behörden verriethen; aber die Ueberzeugung, daß das eingeschlagene Verfahren im Allgemeinen nothwendig gewesen sey, ließ sich durch das Hervorheben einzelner Mißgriffe nicht umstoßen. Eine bedeutende Stimmenmehrheit sprach die Minister von allen Anklagen, die gegen sie vorgebracht waren, frei und genehmigte das vorgeschlagene Rechtfertigungsgesetz. Weniger glücklich war die Regierung mit den Erhöhungen der Apanagen, die sie verlangte. Dem Herzoge von Clarence wurden statt der anfangs gewünschten 18,000 Pf. St., welche die Minister selbst noch vor der Eröffnung der parlementarischen Erörterungen auf 10,000 herabsetzten, nur 6000 Pf. bewilligt: eine Summe, die der Herzog ganz ablehnte, weil er mit derselben den Aufwand nicht bestreiten könne, zu der die Annahme ihn verpflichten würde. Dem Herzoge von Cambridge wurde die gleiche Summe zugestanden, eine ähnliche Erhöhung, die für den Herzog von Cumberland beantragt war, wurde jedoch ohne Weiteres abgeschlagen, und der Hof mußte bei dieser Gelegenheit überdies die unangenehmsten Bemerkungen hören. So äußerte der beredte Brougham: „wenn die Prinzen Geld brauchten, um sich zu verheirathen, so könnte die königliche Familie sie aus ihrem beträchtlichen Privatvermögen ausstatten; das wäre eine Handlungsweise, die von Theilnahme für die Leiden des bedrängten Volkes zeugen würde.“ Der Hauptgrund, weshalb die Minister in diesen verhältnißmäßig unbedeutenden Fragen den Kürzeren zogen, war der zufällige, daß die siebenjährige Dauer des Parlementes ihrem Ende nahete. Viele Mitglieder des Hauses der Gemeinen, welche gewöhnlich für die Regierung stimmten, verließen dieselbe jetzt, weil sie noch in der letzten Stunde ihren Wählern zeigen

wollten, daß sie sich keinesweges, wie ihnen zuweilen Schuld gegeben war, dem Hofe verkauft, sondern ihre volle Unabhängigkeit bewahrt hätten und des Vertrauens noch immer würdig wären, welches man vor sieben Jahren in sie gesetzt habe.

Am 10. Juni wurde das Parlement aufgelöst und unmittelbar darauf folgten in ganz Großbritannien und Ireland die neuen Wahlen. Bei den meisten ging es so still und ruhig, wie gewöhnlich her, da dieselben durch den Einfluß einer geringen Zahl von großen Grundeigenthümern entschieden wurden. Um so wilder tobte der Kampf der Parteien an jenen Orten, die ihr freies Wahlrecht durch alle Wechsel der Zeiten erhalten hatten; am wildesten in der großen Weltstadt London. Hier wurden von der Volkspartei alle Kräfte aufgeboten, um die Anhänger der Regierung zu verdrängen, und dies gelang denn auch mit so vollständigem Erfolge, daß weder von der City, noch von Westminster oder Southwark ein einziger Tory gewählt wurde. In Westminster wurde der tapfere Capitain Marwell, den die Regierung durch ihren ganzen Einfluß unterstützte, vom Pöbel so arg mißhandelt, daß er mehrere Tage das Bette hüten mußte. Lord Castlereagh, der persönlich vor den Schranken erschien, um seine Stimme für den Capitain abzugeben, wäre, da er erkannt wurde, beinahe eben so übel zugerichtet worden und vermochte sich nur mit genauer Noth durch die Flucht zu retten. Zuletzt mußte die Aufruhracte verlesen werden, und das Militair stellte nicht ohne Anstrengung die Ordnung wieder her. Nicht viel weniger gewaltthätige Auftritte fanden überall Statt, wo die Wahl vom Volke ausging. Zu Limerick und zu Drogheda in Ireland, wo der Pöbel Gewalt brauchen wollte, um die verhaßten Tories aus dem Felde zu schlagen, kam es sogar zum Blutvergießen, da das Militair von seinen Waffen Gebrauch machte, um das, was die herrschende Partei Wahlfreiheit nannte, aufrecht zu halten. Im Ganzen zeigte sich die öffentliche Stimmung der Regierung so wenig günstig, daß die Whigs und ihre Freunde beinahe überall den Sieg davon trugen, wo überhaupt von einer unabhängigen Wahl die Rede seyn konnte.

Seit langer Zeit war die Volkspartei im Parlemente nicht so zahlreich gewesen, wie sie aus den letzten Wahlen hervorging, und wenn auch immer noch viel fehlte, daß sie das Uebergewicht auf ihrer Seite gehabt hätte, so waren die Minister doch in einzelnen Punkten genöthigt, mehr Rücksicht auf die Meinung ihrer Gegner zu nehmen, als sie bisher gewohnt waren. Dies zeigte sich bald nach der Eröffnung

des Parlementes, bei den Verhandlungen über die Wiederaufnahme der Baarzahlungen der Bank, die dem ursprünglichen Plane gemäß unmittelbar nach der Herstellung des Friedens eintreten sollte, jedoch von Jahr zu Jahr verschoben wurde, theils weil die Regierung eben so wie die Bank dabei ihre Rechnung fand, theils weil man die Folgen fürchtete, die von einer so plötzlichen Veränderung in dem Wesen des Geldumlaufes zu erwarten waren. Als Tirney, das Haupt der Opposition im Hause der Gemeinen, jetzt den Antrag stellte, daß man einen Ausschuß zur Untersuchung des Zustandes der Bank niedersetzen möge, gaben die Minister, die sich bisher jeder Forderung dieser Art widersetzt hatten, in der Hauptsache nach und bestanden nur darauf, daß die Ergebnisse der Untersuchung geheim gehalten werden sollten. Die Folge davon war, daß der Beschluß gefaßt wurde, die Wiederaufnahme der Baarzahlungen bis zum 1. Februar 1820 auszusetzen und dieselbe dann stufenweise in Fristen von verschiedener Dauer eintreten zu lassen. In allen wichtigeren politischen Fragen, in denen die Parteien ihre Kräfte maßen, blieb den Ministern ihre alte Mehrheit treu. So wurde der Antrag, den Grattan, das Haupt der irischen Volkspartei, von Jahr zu Jahr auf Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten in ihren bürgerlichen Rechten stellte, diesmal wie gewöhnlich zurückgewiesen; so fiel Tirney mit seinem Antrage durch, einen Ausschuß zur Untersuchung des Zustandes der Nation zu bilden, obwohl er nachwies, daß die Noth und mit dieser die Gährung unter den arbeitenden Classen die beunruhigendste Höhe erreicht hatte. Einen heftigen Kampf verursachte der Vorschlag des Kronanwalts, das Verbot des Eintrittes in fremde Kriegsdienste auch auf solche Staaten auszudehnen, die ohne anerkannt rechtmäßiges Bestehen den Anspruch auf Rechtmäßigkeit erhöben. Damit war es hauptsächlich auf die spanischen Colonien in Südamerica abgesehen, die sich vom Mutterlande losgerissen hatten und zu deren Unterstützung die Engländer in Schaaren herbeieilten. Ob es mit diesem Verbote ganz aufrichtig gemeint war, bleibt zweifelhaft, da man mit demselben nicht eher hervortrat, als bis ein kühner Seeofficier, Lord Cochrane, mit einem Geschwader, das er auf eigene Kosten ausgerüstet, nach der Südsee abgesegelt war, und bis General Devereux in Ireland ein Corps von 3,000 Mann für den Dienst der südamericanischen Insurgenten angeworben hatte. Dennoch machte die Volkspartei der Regierung den Vorwurf, daß sie überall für die Sache der Willkürherrschaft Partei ergreife und dabei den offenbaren Vortheil des Landes aus den Augen setze, da es leicht

zu begreifen sey, daß die Befreiung der südamericanischen Colonien dem brittischen Gewerbfleiße einen neuen unermeßlichen Markt eröffnen müsse. Lord Castlereagh berief sich auf die Verträge, die mit Spanien beständen und der Regierung ihre Handlungsweise vorschrieben, wenn sie auf Treu und Glauben nicht ganz verzichten wolle. Bei der Abstimmung siegten die Minister mit einer verhältnißmäßig nicht allzu zahlreichen Mehrheit. Die größte Verlegenheit bereitete der Regierung die ungünstige Lage des Staatshaushaltes. Die bedeutenden Steuererleichterungen, die sie gegen ihren Willen hatte zugestehen müssen, bewirkten einen Ausfall in den öffentlichen Einkünften, den keine Ersparungen, wie sie unter dem herrschenden Systeme möglich waren, zu decken vermochten. Man sah sich daher genöthigt, seine Zuflucht zu neuen Auflagen, und da diese nicht ausreichten, zu einer Anleihe zu nehmen, die sich auf nicht weniger als 12 Millionen Pf. St. oder 80 Millionen Thlr. belief. So wie diese durch die Umstände dringend geforderten Maßregeln vom Parlemente genehmigt waren, wurde die Session geschlossen.

Schon vorher hatte die Noth unter den unglücklichen Fabrikarbeitern wieder unruhige Auftritte veranlaßt. Zu Carlisle stellten die Weber ihre Arbeitern ein und tobten, bis sie eine Erhöhung ihres Lohnes erhielten. Zu Glasgow und Leeds fanden Volksversammlungen Statt, in denen die aufrührerischste Sprache geführt wurde. An beiden Orten wurden Bittschriften angenommen, die nicht allein Verminderung der Steuern, sondern jährliche Parlemente und allgemeines Stimmrecht bei den Wahlen verlangten, weil doch nicht eher eine wesentliche Abhülfe für das Volk zu erwarten sey, als bis dieses selbst seine Vertreter ernenne. Einen Schritt weiter ging man zu Birmingham, wo die versammelten Tausende geradezu erklärten, daß das Volk keiner Ermächtigung bedürfe, um seine Vertreter zu ernennen, und wo demgemäß ein in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommener Baronett, Sir Charles Wolseley, der mit Hunt und dessen Genossen gemeine Sache gemacht hatte, ohne Weiteres zum Parlementsmitgliede erwählt wurde. An vielen andern Orten schickte man sich an, diesem Beispiele zu folgen. Denn wie man von der einen Seite nicht ohne Grund behauptete, daß ohne eine durchgreifende Parlementsreform an keine Verbesserung in der Gesetzgebung zu denken sey, von der sich der gemeine Mann das Geringste versprechen dürfe, so lehrte auf der andern Seite die Erfahrung, daß ein seiner großen Mehrzahl nach aus Schützlingen der Aristokratie zusammengesetztes Parlement niemals freiwillig auf die alten Rechte verzichten würde, denen es seine Existenz verdankte. Die Frage der

Parlementsreform war bereits im Jahre 1782 in Anregung gebracht worden; seitdem hatte sie die einflußreichsten und beredtesten Vorfechter gefunden und dennoch hatte sie noch keinen Schritt vorwärts gemacht. Es schien daher nichts anderes übrig zu bleiben, als daß sich das Volk selbst Recht verschaffte, wobei man sich der Hoffnung tröstete, daß die Regierung es nicht wagen würde, dem einmal ausgesprochenen allgemeinen Willen Widerstand zu leisten. Darin hatten die Volksführer, die größtentheils den niedrigsten Ständen angehörten und die Lage der Dinge nur sehr oberflächlich kannten, sich aber gewaltig geirrt. Schon am 30. Juli, wenige Tage, nachdem die eigenmächtige Wahl von Birmingham bekannt geworden war, erschien eine Proclamation des Prinzen Regenten, die vor allen Störungen der öffentlichen Ruhe warnte und namentlich alle Versammlungen verbot, die sich anmaßten, für nicht wahlberechtigte Ortschaften oder Bezirke Repräsentanten in das Haus der Gemeinen zu ernennen. Eine Versammlung, die zu diesem Zwecke am 9. August zu Manchester gehalten werden sollte, wurde jetzt sogleich von der Obrigkeit untersagt. Die Wahlversammlung unterblieb; aber die Unternehmer wollten die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die Aufregung des Volkes durch erhitzende Reden zu steigern; sie verlangten daher die Erlaubniß, eine Versammlung zur Berathung über öffentliche Angelegenheiten zu halten, wie sie das Herkommen in England gestattet, und beschlossen, als auch dies ihnen verweigert wurde, der obrigkeitlichen Erlaubniß, wie in hundert ähnlichen Fällen geschehen war, lieber ganz zu entrathen, als ihren Plan aufzugeben. Der 16. August war zum Tage der Versammlung bestimmt worden, ohne daß von Seiten der Behörden ein Schritt dagegen geschehen wäre. Vom frühen Morgen an war in Manchester und allen Orten der Nachbarschaft Alles in Bewegung. Schaaren von Tausenden zogen, in Reihe und Glied, Musikchöre und wehende Fahnen voran, nach dem Blanketfield, einem großen der Gemeinde gehörenden Anger vor der Stadt, und gegen ein Uhr konnte man rechnen, daß über 60,000 Menschen auf dem Platze waren. Der berüchtigte Hunt, der deshalb eigens von London herübergekommen war, wo er einige Tage vorher eine Volksversammlung auf dem Smithfield gehalten hatte, übernahm den Vorsitz. Aber kaum hatte er zu sprechen angefangen, als ein Trupp Yeomen — berittener Bürgergarden — erschien, der mit gezogenem Säbel auf die in der Eile aus Wagen zusammen geschlagene Bühne zusprengte und dieselbe umringte. Ein Gerichtsbote erklärte Hunt und den Personen, die sich bei ihm befanden, daß sie seine Ge-

fangenen wären; aber obwohl Alle sich ohne Widerstand verhaften ließen, warfen die Reiter, begierig ihren Heldenmuth zu zeigen, sich auf die dichtgedrängte Volksmasse, um den Fahnenträgern ihre Banner zu entreißen, die nach der bei solchen Gelegenheiten üblichen Sitte mit Inschriften versehen waren, wie: „Auflagen ohne Volksvertretung sind ungerecht!" „Vereinigt Euch und Ihr werdet frei seyn!" und dergleichen mehr. Jetzt erst, da eine Menge Menschen, Weiber, Kinder niedergeritten wurden, fing das Volk an mit Steinen zu werfen. Die Yeomen hieben ein; eine Abtheilung Linieninfanterie, die von ihren Waffen jedoch keinen Gebrauch machte, rückte ihnen zu Hülfe, während ein Husarenregiment sich in der Ferne zeigte. Alles ergoß sich nun in die wildeste Flucht, und in wenigen Minuten war das Feld geräumt, auf dem nur Verwundete und Todte zurückblieben. In der Stadt tobte die erbitterte Menge, sobald sie von ihrem Schrecken sich erholt hatte, furchtbar; die Häuser mehrerer Bürger, die an dem schändlichen Ueberfalle Theil genommen hatten, wurden mit Steinwürfen angegriffen. Das Militair, das zum Schutze herbeigerufen wurde, mußte mehrmals auf die wüthenden Volkshaufen feuern und hielt Biwacht auf den Straßen. Am andern Tage blieb Alles ruhig; tiefe Niedergeschlagenheit und eine dumpfe Gährung herrschte unter den gemißhandelten Arbeitern; man zählte die Todten und Verwundeten, und es fand sich, daß deren an 500 waren. Hunt nebst den übrigen Verhafteten wurde einige Tage gefangen gehalten. Der Magistrat von Manchester in seinem blinden Eifer wollte ihnen einen Proceß wegen Hochverraths machen. Da dazu aber auch nicht der Schatten eines Grundes vorhanden war, begnügte man sich, sie des vieldeutigen Verbrechens einer Verschwörung*) anzuklagen und entließ sie ihrer Haft gegen Bürgschaft.

Ein Schrei des Unwillens erscholl, als sich die Kunde von diesen Blutscenen verbreitete, durch ganz England. Nicht allein das niedere Volk, sondern alle Stände, in denen der Parteigeist nicht jedes Gefühl der Menschlichkeit erstickt hatte, waren empört. In allen größeren Städten und selbst in vielen ländlichen Bezirken, obwohl in diesen der dem Ministerium ergebene Adel entgegenwirkte, wurden öffentliche Versammlungen gehalten, in denen sich die glühendste Erbitterung gegen die Schlächter von Manchester aussprach, deren Bestrafung man von allen Seiten forderte. In London wurde der ministeriell gesinnte Lord-

*) Conspiracy, was aber im Engl. jede gesetzwidrige Verbindung Mehrerer zu irgend einem Zwecke bedeutet

Mayor gegen seinen Willen gezwungen, einen Gemeinderath einzuberufen, der eine Adresse an den Prinzen Regenten abfaßte, welche in den stärksten Ausdrücken ihren Abscheu über das Verfahren der Behörden zu Manchester zu erkennen gab und die strengste Untersuchung verlangte. Nach einem alten Vorrechte der Stadt London überreichte der Lord-Mayor diese Adresse dem Prinzen Regenten in feierlicher Audienz, erhielt aber eine verweisende Antwort, weil der Gemeinderath die Umstände nicht kenne, welche die Vorgänge von Manchester veranlaßt hätten, und weil selbst in dem Falle, daß die Behörden ihre Befugnisse überschritten hätten, eine außerordentliche Untersuchung nicht nöthig sey, da die Gerichtshöfe des Landes einem Jeden, der Gerechtigkeit verlange, offen ständen. In der Grafschaft Norfolk war unter dem Vorsitze des Lord-Lieutenants Grafen Fitzwilliam eine Volksversammlung gehalten worden, welcher der Herzog von Norfolk, die Lords Egremont, Dundas und Milton und die angesehensten Einwohner der Grafschaft beiwohnten, und die gleichfalls in einer Adresse an den Prinzen Regenten die Bestrafung der Urheber des Blutbades von Manchester verlangte. Die Antwort war, daß Graf Fitzwilliam sogleich seine Entlassung von der Stelle eines Lord-Lieutenants erhielt. Durch so offene Billigung von Gewaltthaten, wie sie in England seit Menschengedenken nicht erhört waren, wurde die Aufregung, die sich der Gemüther bemächtigt hatte, nicht gemildert. Die öffentlichen Versammlungen nahmen kein Ende; bei mehreren fielen ernstliche Unordnungen vor, die das Einschreiten der bewaffneten Macht nöthig machten, wie zu Glasgow und Paisley in Schottland; am bedenklichsten aber war es, daß sich unter den Arbeitern in den Manufacturdistricten Spuren einer Organisation zeigten, welche auf die planmäßige Vorbereitung eines allgemeinen bewaffneten Aufstandes deuteten. Unter solchen Umständen schien es unerläßlich, kräftige Maßregeln zu ergreifen, um der drohenden Gefahr zuvorzukommen. Das Parlement wurde daher schon auf den 23. November wieder einberufen. In der Rede, welche der Prinz Regent bei der Eröffnung hielt, sagte er: „durch die aufrührerischen Wühlungen, die in einigen Manufacturdistricten Statt fänden, sey ein Zustand der Dinge eingetreten, der mit der öffentlichen Ruhe und mit den friedlichen Gewohnheiten der gewerbtreibenden Classen unverträglich sey; es offenbare sich ein der Verfassung feindseliger Geist, der nicht nur die politischen Einrichtungen des Landes zu verändern, sondern selbst die Rechte des Eigenthums und die ganze gesellschaftliche Ordnung umzustürzen drohe, und er halte es für seine Pflicht, die Aufmerksamkeit des Parle-

mentes so bald als möglich auf die Maßregeln zu lenken, die zur Vereitelung von Anschlägen nöthig wären, welche, wenn ihnen nicht bei Zeiten Einhalt geschehe, die Nation der Gesetzlosigkeit und dem Verderben zuführen würden." Die Volkspartei in beiden Häusern des Parlements erklärte sich mit gemessener Kraft gegen die Ansicht, welche die Thronrede aussprach. Ihrer Meinung nach waren es nicht sowohl die Aufreizungen einzelner Uebelgesinnter, die das allgemeine Mißvergnügen hervorgerufen hätten, sondern die wirklichen Leiden, die das Volk zu tragen habe, und die aus dem Uebermaße der Besteuerung hervorgingen. Dazu kämen unleugbare Mängel in der Volksvertretung, die von den größten Staatsmännern anerkannt wären. Man dürfe sich daher eher eine beruhigende Wirkung versprechen, wenn man Maßregeln der Versöhnung, als der Gewalt ankündige, wenn man eine Aussicht auf Erleichterung, als auf Vermehrung der ohnedies unerträglichen Lasten eröffne. In beiden Häusern wurde als Zusatz zu der üblichen Dankadresse die Bitte beantragt, daß die Regierung eine Untersuchung der Vorgänge von Manchester anordnen möge, „damit sonnenklar bewiesen werde, entweder, daß die ergriffenen Maßregeln von der dringendsten Nothwendigkeit gewesen wären, oder daß die wichtigsten verfassungsmäßigen Rechte nicht ungeahndet verletzt, die Unterthanen des Königs nicht ungestraft in Gefahr von Leib und Leben gebracht werden dürften." Lord Sidmouth, der Minister des Innern, übernahm es im Hause der Lords, Lord Castlereagh im Hause der Gemeinen, die Behörden von Manchester zu rechtfertigen, indem beide behaupteten, daß die Aufruhracte zweimal verlesen worden sey — wovon unglücklicher Weise Niemand unter dem versammelten Volke das Geringste erfahren hatte, — und daß die berittene Bürgergarde nicht eher auf das Volk eingedrungen sey, als bis dieses sie mit einem Hagel von Steinen angegriffen habe. Aus den späteren gerichtlichen Verhören in dem Processe, den Hunt wegen seiner Verschwörungsklage zu bestehen hatte, ging auf das Unzweifelhafteste hervor, daß diese Behauptungen, die auf den einseitigen Berichten der betheiligten Behörden beruhten, jedes Grundes entbehrten; für den Augenblick thaten sie jedoch ihre Wirkung: die Anträge der Opposition wurden mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Durch diese Entscheidung ihres Sieges zum voraus gewiß, legten die Minister dem Parlemente fünf verschiedene Gesetzentwürfe vor, von denen der erste das Recht, öffentliche Versammlungen zu halten, auf sehr enge Schranken zurückführte, indem bestimmt wurde, daß solche Versammlungen nur nach Kirchspielen an

den von der Obrigkeit gesetzten Tagen gehalten werden sollten, und daß bei schwerer Strafe kein dem Kirchspiele Fremder an denselben Theil nehmen dürfte. Der zweite setzte fest, daß alle politische Flugschriften, gleich den Zeitungen, dem Stempel unterworfen seyn, daß ihre Verfasser Caution stellen sollten, und daß im Falle einer zweiten Verurtheilung wegen Preßvergehen auf Verbannung nach einer Strafcolonie erkannt werden könnte. Das dritte Gesetz verbot bei schwerer Strafe alle geheime Waffenübungen; das vierte ermächtigte die Behörden, Hausdurchsuchungen nach verborgenen Waffen zu halten; und das fünfte hob die Rechtsmittel auf, durch die es nach dem bisherigen Verfahren jedem wegen gemeiner Vergehen Angeklagten freistand, die Eröffnung des Processes auf längere Zeit hinaus zu schieben. Fast alle diese Gesetzentwürfe waren in mehr oder weniger entschiedenem Widerspruche mit der bestehenden Gesetzgebung; beinahe jeder konnte zu willkürlicher Beschränkung der öffentlichen Freiheit gemißbraucht werden; aber die Minister wußten die Berichte, die ihnen über die fortwährende Gährung in den Manufacturdistricten zugingen, so geschickt zu benutzen, daß alle Einwürfe der Opposition, wie gewichtige Gründe sie auch geltend machte, zu Boden fielen. Nur wenige Ermäßigungen wurden zugestanden, von denen die bedeutendste jene war, welche die Dauer des Gesetzes gegen unerlaubte Versammlungen auf fünf Jahre beschränkte, während man anfangs die Absicht hatte, dasselbe bleibend in die Gesetzgebung aufzunehmen. Die Verhandlungen wurden mit solcher Eile betrieben, als ob von der schleunigsten Annahme die Erhaltung des Reiches abhinge. Vor Ausgange des Jahres hatten die vorgeschlagenen Gesetzentwürfe sämmtlich gesetzliche Kraft erhalten, und die Wirkung entsprach allerdings dem Zwecke, den man sich vorgesetzt hatte, vollkommen. Die verbotenen Waffenübungen gaben zwar noch zu einigen Verhaftungen Veranlassung, aber die aufrührerischen Versammlungen verschwanden wie mit einem Zauberschlage, und wenn auch die Unzufriedenheit der arbeitenden Stände nicht beseitigt wurde, so kehrte doch wenigstens die äußere Ruhe zurück.

Wenige Wochen darauf, am 29. Januar 1820, erfolgte der längst erwartete Tod des greisen gemüthskranken Königs Georg III., der in den letzten Jahren beinahe nur noch ein physisches Leben geführt hatte. In den politischen Verhältnissen wurde dadurch nichts verändert; denn der Prinz Regent, der jetzt als König Georg IV. den Thron bestieg, hatte seit langer Zeit im Namen seines Vaters alle Regierungsrechte geübt. Doch bereitete schon in den ersten Tagen des Thronwechsels

sich jener Scandal vor, der im Laufe des Jahres der ganzen gebildeten Welt zum Aergernisse gereichte und zuletzt selbst eine nicht geringe politische Bedeutung erlangte, indem der mächtigste Fürst der Erde erfahren mußte, daß seiner Gewalt Schranken gesetzt waren, die er mit aller Kraft seines Willens nicht zu übersteigen vermochte. Da das Parlement dem Herkommen nach bei jedem Regierungswechsel aufgelöst werden muß, so blieb dasselbe nur noch so lange vereinigt, als erforderlich war, um für die dringendsten Staatsbedürfnisse Vorsorge zu tragen. Aber während man der Auflösung von Tage zu Tage entgegensah, während die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bewerbungen zu den neuen Wahlen gerichtet war, die überall bereits begonnen hatten, reifte in der Stille ein Plan der Ausführung entgegen, der, wenn er nicht zu rechter Zeit durch die Wachsamkeit der Regierung entdeckt und vereitelt worden wäre, das furchtbarste Unheil angerichtet und vielleicht ganz England in Verwirrung gestürzt haben würde. Die Aufregung und Erbitterung unter den arbeitenden Volksclassen war durch die strengen Maßregeln, die jede Aeußerung derselben hinderten, nicht gestillt, sondern nur tiefer in das Innere der Brust zurückgedrängt und, wenn nicht bei der großen Masse, doch bei Einzelnen, zur grimmigsten fanatischen Wuth entflammt worden. An die Stelle der großen öffentlichen Versammlungen traten Zusammenkünfte in kleineren vertrauteren Kreisen, in denen man sich über die Mittel berieth, die noch übrig wären, um dem Elende und der Unterdrückung des Volkes ein Ziel zu setzen. Die wenigsten von den alten bekannten Volksführern hatten den Muth, sich auf ein Unternehmen einzulassen, bei dem sie fürchten mußten, ihre Freiheit, wo nicht ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Unter den Genossen von Hunt in London fand sich aber ein verzweifelter, bis zur wildesten Verwegenheit entschlossener Mensch, Arthur Thistlewood, der, durch Verschwendung und Spielsucht von guten Vermögensumständen bis zur bittersten Dürftigkeit heruntergekommen, seine letzte Hoffnung darauf gesetzt hatte, durch die bürgerlichen Unruhen, von denen er sein Vaterland zerrissen sah, sich empor zu schwingen. Obwohl dem plumpen Hunt an Bildung und Verstand weit überlegen, hatte er sich deshalb diesem auf das Engste angeschlossen, an allen Thorheiten und Albernheiten des beim Pöbel einmal beliebten Aufwieglers Theil genommen und sich nicht eher von ihm getrennt, als da er sah, daß sein würdiger Freund zu feige war, um seiner Rolle auch in der Stunde der Gefahr treu zu bleiben. Jetzt entschloß er sich, auf eigene Rechnung zu handeln. Bald hatte er eine Anzahl gleichgesinnter verzweifelter Gesellen

aus den niedrigsten Ständen um sich gesammelt, und mit diesen entwarf er den abenteuerlichen Plan, eine Revolution zu bewirken. Der Anfang sollte damit gemacht werden, daß die Verschwornen sämmtliche Minister ermordeten. In der Verwirrung, die dadurch entstehen mußte, während keine Oberbehörde vorhanden war, die ihnen kräftig entgegentreten konnte, wollten sie den Pöbel zu den Waffen rufen, die Casernen in Brand stecken, sich der im Artilleriepark befindlichen Geschütze bemächtigen, die Bank plündern und eine provisorische Regierung einsetzen. Schon war der Tag bestimmt, an dem der greuliche Anschlag vollführt werden sollte. Auf den 23. Februar waren alle Minister bei einem ihrer Collegen, Lord Harrowby, zum Mittagsmahle geladen. Diese Gelegenheit wollte man benutzen, um die Versammelten zu überfallen und niederzumachen. Lord Harrowby wurde jedoch am Morgen durch einen Unbekannten gewarnt; er nahm Rücksprache mit seinen Collegen, und es wurden sogleich alle Anstalten getroffen, die Verschwornen aufzuheben. Diese, die in einem Hintergebäude auf Catostreet eben damit beschäftigt waren, die Vorbereitungen zu ihrem Angriffe zu treffen, da sie von der inzwischen erfolgten Abbestellung des Mahles nichts wußten, leisteten verzweifelten Widerstand, so daß einer der Polizeibeamten getödtet und mehrere Soldaten verwundet wurden. Auch gelang es mehreren zu entkommen, worunter Thistlewood selbst, der aber am anderen Tage in dem Hause einer armen Wittwe, bei der er eine Zuflucht gesucht, entdeckt wurde. Den Gefangenen wurde sogleich der Proceß gemacht, und da mehrere ihrer Mitschuldigen gegen sie aussagten, so erhielt man über alle Umstände der Verschwörung den vollständigsten Aufschluß. Thistlewood und einige seiner vornehmsten Genossen machten kaum einen Versuch, ihren verbrecherischen Anschlag zu leugnen, sondern gaben unverhohlen ihren Haß gegen die Machthaber zu erkennen und rechneten es sich zur Ehre, daß sie entschlossen gewesen wären, das Vaterland von seinen Bedrückern zu befreien. Thistlewood erklärte: „sein einziger Wunsch sey gewesen, die Schlachtopfer von Manchester zu rächen; er wollte ihnen ein Requiem geben, bei dem die großen Schuldigen geopfert worden wären. Uebrigens habe man den Mord nicht immer als ein Verbrechen betrachtet; Brutus und Cassius wären für Cäsars Ermordung bis in die Wolken erhoben worden." Er sowohl als Brunt, ein Schuhmacher, in den er das meiste Vertrauen setzte, suchte, — wohl weniger um sich selbst zu retten, als um in der letzten Stunde noch Haß gegen die Regierung zu erwecken — die größte Schuld auf einen Menschen Namens Edwards zu wälzen, der, unter

den Kronzeugen aufgeführt, weder vor Gericht den Angeklagten gegenübergestellt wurde, noch später, als sich die Volkspartei im Parlemente der Sache annahm, aufzutreiben war. Dieser sollte die ganze Verschwörung angezettelt und das Geld zu dem Ankaufe der großen Massen Munition, die man bei den Gefangenen fand, hergegeben haben, dabei aber ein Agent der Regierung gewesen seyn, in deren Auftrage er gehandelt habe. Die Geschwornen konnten nach dem vorliegenden Thatbestande die Angeklagten nicht anders als schuldig finden. Thistlewood, nebst vier seiner vornehmsten Genossen, dem Schuhmacher Brunt, dem Fleischer Ings, dem Stiefelmacher Tidd und dem Mulatten Davidson, wurde zum Tode verurtheilt. Sechs andere, die sich selbst schuldig bekannten, wurden der Gnade des Königs empfohlen und nach Neusüdwales verbannt. Am 1. Mai wurde das Todesurtheil an Thistlewood und den Vieren, die mit ihm als gleich schuldig erkannt waren, unter ungeheurem Volkszulaufe vollzogen. Zahlreiche Militairabtheilungen waren, um jeden Befreiungsversuch zu verhindern, um das Blutgerüst aufgestellt. Die Stimmung, die sich unter dem Volke aussprach, rechtfertigte diese Vorsichtsmaßregel, denn von mehreren Seiten während der Hinrichtung wurde: „Mord, Mord! Schande!" und „wo ist Edwards?" gerufen.

Daß die Verschwörung außerhalb London ihre Verzweigungen gehabt haben sollte, wie man vermuthete, ließ sich nicht nachweisen; dagegen unterlag es keinem Zweifel, daß die Gesinnung, welche Thistlewood und seine Bande zu ihrem verzweifelten Unternehmen trieb, unter den Arbeitern in Schottland wie in England beinahe allgemein verbreitet war. Zu Glasgow und Paisley verließen mit dem 1. April alle Arbeiter in den Manufacturen plötzlich ihre Werkstätten; über 60,000 müßige Menschen füllten die Straßen. Man fand eine Proclamation, die, von einem Organisationsausschusse erlassen, alle Britten aufforderte, den großen Kampf zur Wiedererringung ihrer Rechte zu beginnen, und bald erfuhr man, daß auf dem Lande bewaffnete Haufen streiften, die sich mit dem Militair bereits in Gefechte eingelassen hätten. Man schritt hierauf zu einer allgemeinen Hausdurchsuchung, um sich der Waffen zu bemächtigen, die verborgen gehalten wurden. An einzelnen Punkten versuchte das Volk Widerstand zu leisten, wurde aber überall durch die Bayonette auseinandergetrieben. Dagegen wurde in der kleinen Stadt Greenock eine Abtheilung Miliz, die eine Anzahl Gefangener eingebracht hatte, vom Volke überwältigt und konnte nicht ohne Verlust ihren Rückzug bewerkstelligen. Auch im nördlichen Eng-

land fanden unruhige Auftritte Statt, und unzweideutige Zeichen wiesen auf das Bestehen eines Planes zu einer allgemeinen Volkserhebung hin. Die zweckmäßigen Maßregeln der Regierung stellten jedoch in Kurzem die Ruhe überall, wo sie ernstlich gestört war, wieder her, während auf anderen Punkten die Arbeiter, nachdem sie einige Tage gefeiert hatten, durch die Noth sich gezwungen sahen, zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurückzukehren.

Bei den Parlementswahlen hatte die Regierung, aller Anstrengungen der Gegenpartei ungeachtet, ihr altes Uebergewicht behauptet; selbst in der City von London war es ihr diesmal gelungen, drei ihrer Candidaten durchzubringen, weil der unruhige Zustand des Landes die großen Kaufleute und Banquiers viel zu sehr um ihre Geldkisten besorgt machte, als daß sie irgend einer andern Rücksicht hätten Gehör geben können. Die Minister setzten daher, wenn auch nicht ohne hartnäckige Kämpfe, Alles durch, was sie ihrer Ansicht nach dem Wohle des Ganzen und besonders der Aristokratie zuträglich erachteten. Diese Sicherheit des Sieges gab ihnen den Muth, dem Könige in einer Sache zu Willen zu seyn, die, wie sehr sie auch dem Fürsten persönlich am Herzen lag, doch von Räthen, denen es aufrichtig um die Ehre ihres Herrn, um die Würde der Monarchie und um das Beste des Landes zu thun war, niemals hätte in Anregung gebracht werden sollen. Georg IV. hatte noch in jungen Jahren gegen die Neigung seines Herzens, bloß äußeren Rücksichten folgend, sich mit der schönen und liebenswürdigen Prinzessin Caroline von Braunschweig vermählt: er selbst an Gestalt ein schöner Mann, ausgezeichnet durch die seltensten Gaben des Geistes, aber frühzeitig sinnlichen Genüssen und Ausschweifungen im Uebermaße ergeben. Die Ehe war, da die Prinzessin ihrerseits dem Prinzen gleichfalls keine Neigung widmete, eine sehr unglückliche geworden, und bereits im dreizehnten Monate ihrer Verbindung, vier Monate, nachdem die Prinzessin ihrem Gatten eine Tochter, die Prinzessin Charlotte, geboren, hatte der Prinz jeden vertraulichen Umgang mit seiner Gemahlin für immer durch eine schriftliche Erklärung abgebrochen. Seitdem lebten beide Gatten getrennt. Die nicht allzu vorsichtige Lebensweise der Prinzessin gab früh zu ungünstigen Gerüchten Veranlassung, die im J. 1806 sogar eine gerichtliche Untersuchung zur Folge hatten, welche jedoch mit einer unbedingten Freisprechung der Angeklagten endete. Da die Verhältnisse der Prinzessin in England allmälig ihr unerträglich wurden, weil mit den Jahren die Abneigung ihres Gemahls in den entschiedensten Haß überging, so entschloß sie

sich im J. 1814, nach der Herstellung des allgemeinen Friedens, ihren Aufenthalt auf dem Festlande zu nehmen, wozu die Regierung ihr jeden möglichen Vorschub leistete. Nach vielfachen Wanderungen in Italien, Griechenland, Syrien und Palästina ließ die Prinzessin sich am Comer See nieder, wo sie in einer reizenden Villa sich einen phantastischen Hofhalt einrichtete, aber bald die Entdeckung machte, daß sie von geheimen Kundschaftern umgeben war, die jeden ihrer Schritte belauerten und durch Bestechung ihrer Dienerschaft bis in das Innere ihrer Gemächer drangen. Der Haß ihres Gatten und seiner Umgebung verfolgte sie bis in diesen entfernten Zufluchtsort. Die vielfachen Beleidigungen, denen sie ausgesetzt war, verdoppelten sich, als nach dem Tode König Georgs III. der Prinz Regent den brittischen Königsthron bestieg. Ihr Name wurde aus dem Kirchengebete ausgelassen, in das sie bisher als Prinzessin von Wales aufgenommen war; die Anerkennung der ihr gebührenden Würde als Königin wurde ihr verweigert, und selbst fremde Höfe, die dem mächtigen brittischen Cabinette zu Gefallen seyn wollten, unterließen es, ihr irgend eine der Aufmerksamkeiten zu beweisen, auf die sie ihrem Range nach Anspruch machen konnte. Da faßte die tief gekränkte Frau, in deren unerschrockener Seele der Heldenmuth ihrer Ahnen erwachte, den kühnen Entschluß, nach England zurückzukehren und ihren Feinden die Stirne zu bieten. Zu London hatte man inzwischen sorgfältig Alles gesammelt, was die reichbezahlten Späher im Auslande über den Lebenswandel der Fürstin berichteten. Den meisten Stoff zu den gehässigsten Beschuldigungen hatte ihr Benehmen gegen einen ihrer Diener, den Italiener Bergami, geboten, den sie auf jede Weise ausgezeichnet, nachdem sie ihm in Neapel den Titel eines Barons erkauft, zu ihrem Kammerherrn erhoben und zum Großmeister eines von ihr selbst gestifteten Ordens ernannt hatte. Man glaubte den Beweis führen zu können, daß das Verhältniß zu Bergami ein sehr anstößiges gewesen sey. Ungeachtet aller Actenstücke, die man aufgehäuft, und aller Zeugen, die man gewonnen hatte, trug man aber doch einige Scheu vor dem ungeheuren Scandal, den ein Rechtshandel der Art gegen die höchst stehende Frau im Königreiche erregen mußte. Man zog es daher vor, einen Versuch zu machen, ob sich die Sache nicht durch einen gütlichen Vertrag beilegen ließe. Die Königin wies die Summen, die ihr geboten wurden, wenn sie freiwillig ihren Rechten entsagte und die Verpflichtung einginge, im Auslande zu bleiben, mit Verachtung zurück und fuhr, da man es ablehnte, eine königliche Jacht zu ihrer Verfügung zu stellen, auf dem gewöhnlichen Packetboote von

Calais nach Dover hinüber. Hier wurde sie, obwohl von Seiten der Regierung keine Befehle gegeben waren, mit königlichen Ehren empfangen; ihre Reise nach London glich einem Triumphzuge. Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt wurde mit allen Glocken geläutet; am Abende war ein großer Theil der Stadt festlich erleuchtet; in den Häusern, welche auf den ersten Ruf des Pöbels nicht sogleich an der Erleuchtung Theil nahmen, besonders aber in jenen der Minister, wurden die Fenster eingeworfen, und dem königlichen Palaste wäre dasselbe begegnet, wenn nicht eine zahlreiche Wache den Zugang verwehrt hätte.

Das Cabinet hatte inzwischen keinen Anstand genommen, auf dem Wege, den es einmal eingeschlagen, das Aeußerste zu wagen. Am 6. Juni, eine Stunde vor der Ankunft der Königin, überbrachten die Lords Liverpool und Castlereagh beiden Häusern des Parlements eine königliche Botschaft, welche die Anzeige enthielt, daß dem Hause der Lords eine Reihe von Actenstücken in Bezug auf das Benehmen, welches die Königin im Auslande beobachtet habe, vorgelegt werden sollten, „um dieselben in genaue Erwägung zu ziehen und zu beschließen, was die gerechte Sache des Königs und die Ehre der Krone erheische." Umsonst wurde von verschiedenen Seiten auch jetzt noch Alles aufgeboten, um eine Ausgleichung herbeizuführen. Der edle aber schwache Wilberforce glaubte dies am besten zu bewirken, indem er eine Adresse des Hauses der Gemeinen veranlaßte, welche die Königin bat, in dem Punkte des Kirchengebetes, an dem alle Unterhandlungen scheiterten, nachzugeben. Der Wille der Fürstin blieb aber unerschütterlich, und das rechtliche Verfahren, welches durch die königliche Botschaft begonnen war, nahm daher seinen Fortgang. Am 8. Juni hatte das Haus der Lords einen geheimen Ausschuß von 15 Personen ernannt, um die Actenstücke zu prüfen, die demselben in einem verschlossenen grünen Beutel mitgetheilt waren, welcher seitdem durch tausendfältige Anspielungen, Satiren und Carricaturen eine europäische Berühmtheit erhalten hat. Nach vier Wochen erstattete der Ausschuß seinen Bericht, der darauf hinauskam, daß durch übereinstimmende Zeugnisse verschiedener Personen in verschiedener Lage und in verschiedenen Ländern Anschuldigungen erhoben würden, welche die Ehre der Königin, die Würde der Krone und das sittliche Gefühl zu tief verletzten, um nicht eine feierliche Untersuchung nothwendig erscheinen zu lassen, zu der denn ein parlementarisches Verfahren vorgeschlagen wurde. Des andern Tages, am 5. Juli, brachte Lord Liverpool, der erste Lord des Schatzes, einen Gesetzentwurf ein, durch den die Königin Caroline Amalie Elisa-

beth des Titels, der Rechte und Ansprüche einer regierenden Königin von England beraubt und ihre Ehe mit dem Könige aufgelöst werden sollte. Die Theilnahme, mit welcher das Volk die Königin bei ihrer Ankunft empfangen hatte, stieg, als man diese bedenkliche Wendung ihres Schicksals erfuhr, bis zum Fanatismus; aus allen Theilen des Reiches gingen Adressen an die unglückliche Fürstin ein, die sie der ungeschwächten Liebe ihres Volkes versicherten und den tiefsten Unwillen über die Verleumdungen aussprachen, deren Opfer sie werden sollte. Mehr als das Urtheil der Bevölkerungen, über das man sich längst hinwegzusetzen gewöhnt war, beunruhigte die Minister die Stimmung, die sich selbst unter den Truppen zu zeigen anfing. Ein Garderegiment, dessen Gesinnungen verdächtig wurden, mußte von London weggeschickt werden. Ein Milizregiment unterzeichnete eine Adresse an die Königin; andere Truppenabtheilungen, die von ihren Officieren aufgefordert wurden, dem Könige ein Lebehoch zu bringen, fügten unaufgefordert ein Lebehoch für die Königin hinzu. Dabei konnte den Ministern unmöglich allzu wohl zu Sinne seyn; zumal da die Königin die Adressen, die an sie gerichtet und ihr durch mehr oder weniger zahlreiche Abordnungen überbracht wurden, auf eine Weise beantwortete, welche die gerechte Besorgniß erweckte, daß sie schlimmsten Falls sich an die Spitze ihrer Anhänger stellen und ihre Rechte durch einen Bürgerkrieg vertheidigen würde. Aber man konnte das, was geschehen war, nicht ungeschehen machen, und mußte das Begonnene zu Ende führen. Am 17. August waren alle Vorbereitungen zu dem großen Processe vollendet und mehr als hundert Zeugen, welche die Anklagepunkte bekräftigen sollten, aus den entferntesten Ländern herbeigeschafft. Die gerichtlichen Verhandlungen wurden durch beredte Vorträge von dem berühmten Brougham und dem gelehrten Denman, den vornehmsten Anwalten der Königin, begonnen. Beide suchten das Ordnungswidrige in dem von der Regierung beobachteten Verfahren nachzuweisen, die einem rein bürgerlichen Rechtsfalle einen politischen Charakter beigelegt habe, indem sie denselben in der Form eines Gesetzentwurfes vor das Haus der Lords gebracht: ein Verfahren, welches nur unter den schlechtesten Regierungen, wie zu der Zeit des langen Parlementes gegen den Grafen Strafford, angewandt worden sey, wenn man daran verzweifeln mußte, auf andere Weise zum Zwecke zu kommen. Nachdem die Sachwalter der Krone die Gründe für das Verfahren der Regierung entwickelt, entschied das Haus durch große Stimmenmehrheit, daß der Proceß seinen Fortgang haben sollte. Der Generalprocurator trug

hierauf in ausführlicher Rede die eigentliche Anklage vor, indem er die ganze Lebensweise der Königin schilderte, sie auf ihren Reisen Schritt für Schritt begleitete, und alle die einzelnen Auftritte und Umstände ausmalte, die ihr zur Last gelegt wurden. Zur Bestätigung rief er die Zeugen auf. Diese wußten sämmtlich, als sie nur ihre Aussage abzulegen hatten, vortrefflich Bescheid, und die Dinge, die sie gesehen haben wollten, waren wirklich empörend. Das Gegenverhör, welches Brougham mit ihnen vornahm, setzte aber alle in Verlegenheit, und es wurde für jeden Unbefangenen augenscheinlich, daß sie, entweder geradezu durch Geld bestochen, oder durch die Hoffnung auf reichen Gewinn gelockt, eine Rolle einstudirt hatten, die sie nicht durchzuführen verstanden. So wußte gleich der erste, Theodor Majocchi, ein Bedienter, den die Königin weggejagt hatte, sich nicht anders zu helfen, als indem er auf die meisten Fragen Broughams erwiederte: „non mi ricordo!“ (ich erinnere mich nicht!) Diesem Beispiele folgte eine gleichfalls aus dem Dienste der Königin fortgeschickte Kammerfrau, Louise Dumont, die das treueste Gedächtniß für Alles hatte, was ihrer ehemaligen Herrin zum Nachtheil gereichte, und das schlechteste, wenn sie über Dinge befragt wurde, die ihrer Aussage widersprachen. „Je ne me rappelle pas!“ war dann ihre gewöhnliche Antwort. Zwei italienische Schiffer waren naiv genug, zuzugestehen, daß sie für ihre Reise und ihren Aufenthalt in London Entschädigungssummen erhielten, die nach italienischem Maßstabe einem kleinen Vermögen gleich kamen. Ein Kellner aus einem Gasthofe zu Triest hatte die Königin sechs Tage lang beobachtet und während dieser Zeit abscheuliche Dinge bemerkt, obwohl nachgewiesen wurde, daß sie überhaupt nur einen Tag zu Triest verweilte. Leicht das schlimmste Zeugniß legte eine Magd, Barbara Kreß aus Karlsruhe, ab, und ihre Aussage wußte auch Brougham kaum zu entkräften, was doch nicht schwer gefallen wäre, wenn er über die Sittlichkeit dieser Person nähere Nachrichten hätte einziehen können, da sie aus einem früheren Dienste wegen Diebstahls entlassen war. Nachdem das Verhör der Belastungszeugen beendigt war und Brougham in einer glänzenden Rede die geringe Glaubhaftigkeit derselben dargethan hatte, kamen die Zeugen für die Vertheidigung an die Reihe, die viele von den ersten behauptete Umstände geradezu für unwahr erklärten und im allgemeinen das Betragen der Königin auf eine Weise rechtfertigten, die, wenn sie nicht jede Möglichkeit einer Schuld aufhob, doch nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit für dieselbe übrig ließ. Nach dem Schlusse sämmtlicher Zeugenverhöre sprachen noch

zwei Anwalte der Königin, Denman und Lushington, die mit lichtvoller Klarheit alle Umstände hervorhoben, die zur Rechtfertigung der Fürstin dienten, und darauf die Sachwalter der Krone, die mit unbeweglicher Starrheit auf allen Punkten ihrer Anklage beharrten. Jetzt hatte das Haus seine Entscheidung abzugeben. Nach langen heftigen Debatten stimmten am 6. November von 218 anwesenden Lords 123 für, 95 gegen die zweite Lesung des von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurfes; eine Mehrheit von 28 Stimmen erklärte daher die Königin für schuldig. Schon bei den Verhandlungen, die dieser Abstimmung vorangingen, hatten aber viele von den bewährtesten Freunden der Minister ihre Bedenklichkeiten gegen den Abschnitt des vorgeschlagenen Gesetzes zu erkennen gegeben, der die Trennung der Ehe zwischen dem Könige und der Königin verfügte. Es beunruhigte ihr Gewissen, daß das von der anglicanischen Kirche anerkannte Gesetz so offen verletzt werden sollte, welches nur dann eine Scheidung erlaubt, wenn der Mann seine Pflicht gegen die Gattin erfüllt und keine gerechte Ursache zur Klage gegeben hat. Die Minister wünschten deshalb selbst, daß der Abschnitt über die Auflösung der Ehe aus dem Gesetzentwurfe weggelassen würde; bei der Abstimmung unterlagen sie aber durch eine Mehrheit von 67 Stimmen — 129 gegen 62 —; und als hierauf am 10. November der Antrag auf die dritte Lesung des ganzen Gesetzentwurfes gestellt wurde, welche der endlichen Annahme vorangehen mußte, fanden sich nur noch 108 Stimmen für, 99 gegen das Gesetz, so daß die Mehrheit für die Regierung auf 9 Stimmen zusammengeschmolzen war: gerade so viel, als Minister zugegen gewesen waren, so daß diese also in ihrer eigenen Sache entschieden hätten. Schon hatte die Königin eine Protestation unterzeichnet, die dem Hause vorgelegt werden sollte, als Lord Liverpool auftrat und erklärte, daß die Regierung den Gesetzentwurf fallen lasse, da sie es nicht über sich nehmen könnte, denselben bei der geringen Mehrheit, welche die dritte Lesung gebilligt habe, in das Haus der Gemeinen zu bringen. So endigte ein Rechtsfall, der fünf Monate lang ganz England in Bewegung gesetzt, alle Leidenschaften auf das Höchste aufgeregt, das königliche Haus mit Schmach überladen und — bei der furchtbaren Gährung, die nicht allein unter dem Pöbel, sondern unter der großen Masse des Volkes herrschte, kann man wohl sagen — das Land an den Rand des Abgrundes geführt hatte.

Die Kunde von der Freisprechung der Königin, die in der großen Stadt London sich in einem Augenblicke verbreitete, erregte einen un-

geheuern Jubel. Alle Glocken läuteten; Böller und Feuergewehre aller Art krachten; Racketen stiegen auf; drei Abende hinter einander war die ganze Stadt erleuchtet; zahllose Volkshaufen wogten unter dem Rufe: „Die Königin für immer!" freudetrunken durch die Straßen. Alle Städte im Lande folgten nach; überall wurden die ausschweifendsten Freudenbezeigungen veranstaltet; von allen Seiten erhielt die Königin Glückwunschadressen. Der Hof und die Regierung, um nicht zuzugestehen, daß sie eine Niederlage erlitten, gaben jedoch ihre Feindseligkeit nicht auf. Weder wurde der Name der Königin in das Kirchengebet aufgenommen, noch ihr, wie sie verlangte, ein königlicher Palast eingeräumt. Die Königin, entschlossen, keinen ihrer Ansprüche fahren zulassen, sandte deshalb eine eigene Botschaft an das Haus der Gemeinen. Die Minister, die bei der allgemeinen Aufregung sich zu der bevorstehenden Erörterung nichts Gutes versehen mochten, kamen derselben zuvor, indem sie am 13. Nov in aller Eile die Session schlossen. Im nächsten Jahre, unmittelbar nach der Eröffnung des Parlements, ergriffen mehrere Mitglieder von der Volkspartei kräftig für die Rechte ihrer Fürstin das Wort, die, ohne einer Schuld überwiesen zu seyn, von dem Hofe fortwährend wie eine Verurtheilte behandelt und in Journalen, die sich des Schutzes der Regierung erfreuten, als die Verworfenste ihres Geschlechtes dargestellt wurde. Die Minister waren jedoch jetzt, da die Aufregung sich allmälig gelegt hatte und die Furcht keinen Einfluß mehr auf die Stimmen ihrer Anhänger übte, der Mehrheit wieder gewiß und wiesen alle Angriffe mit leichter Mühe zurück. Das Einzige, was sie der tiefgekränkten königlichen Frau beinahe als ein Almosen zugestanden, war ein Jahrgehalt von 50,000 Pf. St., weil dieses ihr in dem Ehevertrage als Witthum ausgesetzt und ihre gegenwärtige Lage jener einer Wittwe zu vergleichen sey. Die wichtigen Ereignisse auf dem Festlande, der Laybacher Congreß und der Feldzug der Oesterreicher in Neapel, so wie manche wichtige Fragen der innern Politik, wie namentlich die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken (Catholic emancipation), die von dem Hause der Gemeinen beschlossen, vom Hause der Lords verworfen wurde, fingen an, die öffentliche Aufmerksamkeit immer mehr von der Unglücklichen abzuziehen, als zu günstiger Stunde der Tod sie selbst dem Schauplatze von Leiden und Schmerzen entrückte, für welche diese Welt ihr keinen Trost zu bieten vermochte, und im Volke die erlöschende Theilnahme von neuem zum Sturme der Leidenschaft weckte. Die Krönung des Königs, die mit allem ersinnlichen Glanze am 19. Juli erfolgte, hatte zu neuen Kränkungen seiner verstoßenen

Gemahlin Gelegenheit geboten. Die Königin, um ihren Rechten nichts zu vergeben, verlangte, gleichfalls gekrönt zu werden, wie dies von jeher üblich gewesen sey. Wider die Entscheidung des geheimen Rathes, der diese Forderung für unstatthaft erklärte, legte sie feierliche Verwahrung ein; und am Tage der Krönung erschien sie, von ihren Hofdamen, den Ladies Hamilton und Hood, und dem Gatten der Letzten geleitet, vor der Westminsterabtei und begehrte Einlaß. Sie wurde schimpflich zurückgewiesen, weil sie keine Einlaßkarte vorzuweisen habe; und das Volk, welches zu Tausenden versammelt war, und von dem sie wahrscheinlich erwartet hatte, daß es ihr mit Gewalt den Eintritt erzwingen würde, begnügte sich, durch die Furcht vor dem zahlreich aufgestellten Militair zurückgehalten, ihr einige Lebehoch zuzurufen. Am eilften Tage danach fühlte sie sich unwohl und am 7. August 1821, nach achttägigen Leiden, unterlag ihre kräftige aber durch so viele gewaltsame Erschütterungen endlich gebrochene Natur den Anfällen der Krankheit. Der Tod der unglücklichen Frau, die so viele edle Eigenschaften besaß, daß sie unter andern Umständen eine Zierde jedes Thrones geworden wäre, erregte unter allen Ständen und selbst bei jenen, die sich durch den Schein hatten verleiten lassen, an ihre Schuld zu glauben, den tiefsten und aufrichtigsten Schmerz; nur ihre Feinde, den Hof, die Umgebung ihres Gatten, die Machthaber vermochte auch der Tod nicht zu versöhnen. Da sie den Wunsch ausgesprochen hatte, zu Braunschweig in der Gruft ihrer Ahnen die letzte Ruhe zu finden, so wurde der Befehl ertheilt, die Leiche ohne alles Gepränge, doch unter Bedeckung starker Truppenabtheilungen, um London herum auf Nebenwegen nach Harwich zu führen, wo dieselbe nach dem Festlande eingeschifft werden sollte. Man wußte, daß die Bewohner der Hauptstadt große Vorbereitungen trafen, um ihrer Fürstin die letzte Ehre zu erweisen und wollte der Verblichenen diese Auszeichnung nicht gönnen. Alle Vorstellungen, die den Ministern gemacht wurden, blieben vergebens; aber das Volk von London war entschlossen, so leichten Kaufes sich die letzte Gelegenheit nicht nehmen zu lassen, seine Anhänglichkeit an die königliche Dulderin an den Tag zu legen. Ungeheure Volksmassen stellten sich dem Zuge entgegen und zwangen denselben durch Barricaden, die aus zusammengefahrenen Wagen errichtet und mit wüthender Hartnäckigkeit vertheidigt wurden, die Nebenwege, welche die Regierung vorgeschrieben hatte, zu verlassen und die Straße nach der City einzuschlagen, wo der Lord-Mayor den Privilegien der Altstadt gemäß die Truppen, mit Ausnahme des blauen Regiments Oxford

Dragoner, das bei dem Kampfe theilnahmlos geblieben war, zurückwies, und wo sich alle Corporationen mit ihren Abzeichen anschlossen. Aber in dem Gefechte, dem das Volk seinen Sieg verdankte, waren zwei Menschen geblieben und eine große Menge verwundet worden: so mußte noch über dem Sarge der beklagenswerthen Fürstin eine neue Saat des Hasses ausgesäet werden, die, wenn statt der tiefen politischen Ruhe eine Zeit der Bewegung eingetreten wäre, die bittersten Früchte tragen konnte. Auch zu Braunschweig war die vormundschaftliche Regierung, die im Namen König Georgs IV. das Land für den noch minderjährigen ältesten Sohn des bei Quatrebras gebliebenen Herzogs Friedrich Wilhelm verwaltete, wenig geneigt, den vergänglichen Resten ihrer Herzogstochter besondere Ehren zu erweisen. Der Eifer der Bürger, die mitten in der Nacht der Leiche eine halbe Stunde Weges entgegenzogen, mußte ersetzen, woran es der gute Wille der Behörden mangeln ließ.

Während seine Gemahlin auf das Krankenlager hinsank, welches ihr den Tod gab, hatte König Georg IV. zu seiner Zerstreuung und Erheiterung eine Reise nach Ireland angetreten, wo er mit den außerordentlichsten und überspanntesten Freudenbezeugungen aufgenommen wurde, weil die armen treuherzigen Iren in ihrer gutmüthigen Art sich einbildeten, daß aller ihrer Noth bald abgeholfen seyn werde, nachdem sich der König durch den eigenen Anblick sowohl von ihrer traurigen Lage als von ihrer treuen Liebe und Ergebenheit überzeugt habe. Georg IV. war aber weit davon entfernt, auf das Elend des Volkes zu achten; das Einzige, wofür er demselben Dank wußte, war nach seiner eigenen Aeußerung, daß es ihn nicht mit unangenehmen Klagen belästigt habe. Auf den Zustand des Landes und auf die Behandlung der unter dem ungerechtesten Drucke erliegenden katholischen Bevölkerungen hatte daher die kurze Anwesenheit des Königs nicht den geringsten Einfluß. Im Gegentheile stieg im Herbste bei dem schlechten Ausfalle der Ernte, verbunden mit dem fortwährenden Fallen der Getreidepreise in England, welches die kleinen Pächter außer Stand setzte, ihren Grundzins zu bezahlen, die Noth auf das Höchste. Bald rief die Härte, mit welcher die Grundbesitzer die Zahlungsunfähigen von Haus und Hof trieben, bewaffnete Aufstände hervor. Die seit alter Zeit bestehenden durch furchtbare Eide verbundenen geheimen Vereine der Bandmänner (ribbonmen) oder weißen Burschen (white boys) unter den Landleuten zum gegenseitigen Schutze gegen ungerechte Bedrückungen breiteten sich über die ganze Insel aus; das geheime Oberhaupt, das seine Erlasse mit dem

erdichteten Namen Capitain Rock unterzeichnete, fand für seine Befehle blinden Gehorsam; es kam zu Gefechten mit den Truppen, bei denen die letzten nicht immer im Vortheile blieben. Der Zweck der Aufrührer war jedoch weniger, eine allgemeine Erhebung gegen die Regierung zu Stande zu bringen, als Rache an den unmittelbaren Drängern des Volkes, den Grundherren und den protestantischen Pfarrern, zu nehmen, von denen die letzten ihre Zehnten mit gleicher Strenge eintrieben, wie die ersten ihre Pachtgelder. Als am 5. Februar 1822 zu London das Parlement eröffnet wurde, kündigte die Thronrede an, daß der König alle in seiner Macht stehende Mittel anwenden werde, um Leben und Eigenthum seiner treuen und friedlichen Unterthanen zu schützen. Drei Tage darauf legten die Minister dem Parlemente zwei Gesetzentwürfe vor, von denen der erste die Habeas-corpus-Acte für Ireland aufhob, der andere die Behörden ermächtigte, das furchtbar harte Aufruhrgesetz zu verkünden, welches jeden nach Sonnenuntergang auf der Landstraße oder in einem öffentlichen Hause betroffenen und mit Waffen oder Schießbedarf versehenen Iren ohne alle gerichtliche Untersuchung als Aufrührer zu strafen befahl. Beide Gesetzentwürfe wurden nach kurzer Erörterung angenommen, und die Minister sprachen bei dieser Gelegenheit ihre große Zufriedenheit darüber aus, daß der Aufstand durchaus nicht politischer Art sey. Nicht politischer Art, weil das irische Volk durch Jahrhunderte der grausamsten Zwingherrschaft so tief heruntergedrückt war, daß es gar nicht daran denken konnte, seine alten unverjährbaren Rechte von den blutigen Eroberern zurückzufordern, sondern in der höchsten Verzweiflung sich nur gegen die kleinen Tyrannen auflehnte, die ihm selbst die Möglichkeit der Existenz abschneiden wollten! Die Bewegung wurde, wie gewöhnlich, in dem Blute der thätigsten Führer und Theilnehmer erstickt; und als die Massen in dumpfer Erstarrung ihr Schicksal über sich ergehen ließen, und es bekannt wurde, daß sie zu Hunderten vor Hunger und zu Tausenden an Krankheiten in Folge des Hungers hinstarben, erwachte endlich das Mitleid der Engländer. Das Parlement bewilligte in verschiedenen Summen nach und nach 200,000 Pf. St. zur Unterstützung der nothleidenden Iren und zu gleichem Zwecke wurde eine Privatsubscription eröffnet, welche die Summe von 265,000 Pf. ertrug und, wie unzureichend auch immer bei dem grenzenlosen allgemeinen Elende, doch jedenfalls ein besseres Beruhigungsmittel war, als das Bayonet und der Säbel.

Wie in Ireland, so zeigte sich auch in England unter den ackerbautreibenden Classen ein weitverbreiteter Nothstand, wenn er auch hier

nicht dieselbe entsetzliche Höhe erreichte und aus sehr verschiedenen Ursachen herrührte. Im allgemeinen waren alle Preise gefallen, also auch jene der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, und die Ursache war nicht schwer zu erkennen. Mit dem Jahre 1821 hatte die Bank ihre Baarzahlungen wieder angefangen und ihre Noten unter 5 Pf. großentheils eingezogen. Von den Landbanknoten waren mehrere ganz eingegangen; die übrigen waren genöthigt, jenem Beispiele zu folgen. Dadurch war zwar eine Masse baaren Geldes in Umlauf gekommen; aber eine noch weit größere Masse von Zahlungsmitteln, die bisher die Stelle des baaren Geldes vertraten, war aus dem Umlaufe verschwunden. Das Geld überhaupt, im weiteren Sinne, war daher seltener geworden und folglich im Werthe gestiegen; und davon war die nothwendige Folge, daß alle Gegenstände, die um Geld zu kaufen sind, verhältnißmäßig an ihrem Werthe verlieren mußten. Bei den Manufacturwaaren berechnete man, daß diese um zehn vom Hundert billiger geworden waren, was für die Fabrikanten kein großer Verlust war, weil sie die Urstoffe zu geringerem Preise erhielten und ein geringerrs Arbeitslohn zahlten. Die landwirthschaftlichen Erzeugnisse waren aber nicht um zehn, sondern um dreißig bis vierzig vom Hundert gefallen; denn hier kam zu der allgemeinen Entwerthung noch die Ueberfüllung des Marktes durch eine Reihe reichlicher Ernten und durch die Verbesserungen des Landbaues, die fortwährend vorgenommen wurden. Dadurch geriethen natürlich die Pächter in Verlegenheit, die ihre Pachtverträge zu einer Zeit geschlossen hatten, wo das Geld im Ueberflusse vorhanden war und das Korn hoch im Preise stand. Da sie ihr Getreide zum Theil gar nicht, zum Theil nur zu sehr niederem Preise verwerthen konnten, so waren sie weder im Stande die Pachtgelder, noch die Steuern zu bezahlen, die seit dem Frieden wenig herabgesetzt waren. Viele wurden ganz zu Grunde gerichtet und waren genöthigt, Haus und Hof zu verlassen; alle sahen der Zukunft mit trüben Blicken entgegen. Auch die großen Grundbesitzer erlitten, da ihre Pachtgelder nicht eingingen, namhafte Verluste; und da die Regierung ganz von ihnen abhing, so mußte diese wohl etwas thun, um dem leidenden Landbau aufzuhelfen. Das Zweckmäßigste wäre offenbar gewesen, wenn man von den Steuern, die auf dem Landbau lasteten, ein Beträchtliches nachgelassen hätte; dann wäre aber eine ebenso bedeutende Verminderung der Ausgaben durch Beschränkung des Heeres und der Flotte und andere Ersparnisse nothwendig geworden, und diese erklärte die Regierung für unmöglich. Man entschloß sich deshalb statt so durchgreifender Mittel solche zu

wählen, die eine nur scheinbare oder augenblickliche Hülfe gewährten. Zuvörderst verlangte man, daß der Regierung eine Million Pf. St. bewilligt werde, um dafür Getreide einzukaufen und dasselbe für den Fall der Noth in Magazinen niederzulegen. Dieser Vorschlag fand aber im Hause der Gemeinen so wenig Beifall, daß die Minister denselben vor der Abstimmung zurücknahmen. Ein anderer Vorschlag, den hülfsbedürftigen Pächtern eine Million Pf. St. gegen genügende Sicherheit aus der Staatscasse vorzustrecken, wurde dagegen genehmigt. Da man sich selbst sagen mußte, daß eine solche Unterstützung der aus allgemeinen Ursachen hervorgehenden Noth gegenüber keine wesentliche Wirkung hervorbringen konnte, so traf man eine Aenderung in der Gesetzgebung über die Getreideeinfuhr, von der man sich wunderbare Dinge versprach, die aber in der That nur darauf berechnet war, die Nothleidenden zu täuschen und hinzuhalten. Man setzte den Durchschnittspreis, bei welchem die Getreideeinfuhr erlaubt seyn sollte, von 80 auf 70 Schilling herab, legte aber auch dann dem fremden Getreide eine Eingangssteuer von 15 Schilling auf. Unglücklicher Weise konnte dies den bereits an den Bettelstab gebrachten Pächtern nicht viel helfen, da für das Erste so wenig Aussicht dazu war, daß das Getreide auf den einheimischen Märkten den Mittelpreis von 70 als von 80 Schilling erreichte. Zuletzt willigte man wirklich ein, einige Ersparungen zu machen, die aber im Verhältnisse zu den unermeßlichen durch Steuern und Auflagen zu deckenden Ausgaben des Staates so geringfügig waren, daß sie eher einer Gaukelei als wahrem Ernste glichen. Dennoch erreichte die Regierung ihren Zweck, die ihr ergebene Mehrheit in beiden Häusern des Parlementes festzuhalten; alle Forderungen, welche die Volkspartei erhob, wurden mit überwiegender Mehrheit zurückgewiesen, und am 6. August, als die Session geschlossen wurde, schien das Cabinet, das seit dem Anfange des Jahres durch den Eintritt Robert Peels, eines verständigen kenntnißreichen Mannes, an die Stelle des ausscheidenden Ministers des Innern, Lord Sidmouth, sich verstärkt hatte, seinen Bestand fester gesichert zu haben, als je.

Wenige Tage nach dem Schlusse der Session schiffte König Georg IV. sich nach Schottland ein, um hier, wie während des vorigen Jahres in Ireland, sich dem Volke zu zeigen; aber er war kaum auf der Rhede von Leith an das Land gestiegen, als er eine Nachricht erhielt, die selbst den für unangenehme Eindrücke wenig empfänglichen Fürsten tief erschütterte. Lord Castlereagh, seit dem Tode seines Vaters Marquis von Londonderry, hatte am 12. August auf seinem Landsitze Northeray

in der Grafschaft Kent, in einem Anfalle von Wahnsinn, sich selbst den Tod gegeben. Schon seit längerer Zeit hatte die Umgebung des Marquis in seinem Benehmen eine Veränderung bemerkt, die auf einen gestörten Gemüthszustand deutete. Auf den Rath seines Arztes hatte er sich auf das Land zurückgezogen, um sich durch einige Tage der Ruhe von seiner gewöhnlichen Geschäftsüberhäufung zu erholen; aber das Uebel hatte hier, statt sich zu bessern, sich verschlimmert. Er glaubte überall Feinde zu sehen, die sich wider sein Leben verschworen hätten. Wohl mochten bei der furchtbaren Erbitterung, mit der er von allen Seiten angegriffen, bei den Verwünschungen, mit denen sein Name von allen Freunden der Freiheit überhäuft wurde, zuletzt Zweifel in ihm erwacht seyn, ob seine Alles nur auf den Vortheil des brittischen Adels berechnende Politik die richtige sey. Wohl mochten in einsamen Stunden die blutigen Schatten der Opfer, die er dem Vorurtheile oder seinem Ehrgeize gebracht, drohend vor seinem Gewissen aufgestiegen seyn, bis zuletzt unheilbarer Wahnsinn seine Sinne verwirrte. Seine Umgebung war vorsichtig genug, alle Waffen von ihm zu entfernen; in einem unbewachten Augenblicke ergriff er jedoch ein Federmesser, das man für unschädlich gehalten oder nicht bemerkt hatte, und durchschnitt sich damit die Hauptpulsader des Halses. Dem Arzte, der ihm zu Hülfe eilte, fiel er mit den Worten: „Es ist Alles zu Ende!" sterbend in die Arme. Seiner Leiche folgten zahlreiche Freunde aus den höchsten Ständen; aber der Pöbel verhöhnte den Leichenzug und stieß vor der Westminsterabtei, in der seine Reste beigesetzt wurden, lautes Freudengeschrei aus. Dies war das Ende eines Staatsmannes, der zwölf Jahre hindurch die Geschicke seines Vaterlandes geleitet und auf alle europäische Angelegenheiten den mächtigsten Einfluß geübt hatte.

Von seinen Collegen fühlte keiner die Kraft, das Heft zu ergreifen, das seinen Händen entsunken war. Lord Liverpool, der das volle Vertrauen des Königs hatte, und der als erster Lord des Schatzes der ganzen Verwaltung seinen Namen lieh, richtete seine Blicke auf Georg Canning, der seine Laufbahn als gemäßigter Whig begonnen, jedoch bald zu den Tories übergetreten war und schon einmal, vor Castlereagh, das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit Auszeichnung bekleidet hatte. Ein Zweikampf mit Castlereagh hatte ihn im Jahre 1809 von den Staatsgeschäften entfernt, und er blieb lange ohne unmittelbaren Einfluß auf dieselben, bis nach dem Frieden das Cabinet erkannte, daß es gegen den stürmischen Andrang der Volkspartei eines kräftigen Beistandes bedürfe. Im Jahre 1816 trat

er als Präsident des ostindischen Bureaus (board of control) von neuem in das Ministerium, dessen Sache er seitdem im Hause der Gemeinen redlich verfocht. Schon jetzt war es jedoch nicht schwer zu bemerken, daß er keinesweges mit allen Maßregeln des Cabinettes einverstanden war, denn während er den Uebertreibungen der Volkspartei mit siegender Beredsamkeit begegnete, hütete er sich doch wohl, jemals zu der Vertheidigung einer der gehässigen Maßregeln das Wort zu nehmen, zu denen der Parteigeist seine Collegen hinriß. Das Verfahren gegen die Königin mißbilligte er entschieden, und als den Verfolgungen der unglücklichen Frau auch nach der Beendigung des abscheulichen Processes kein Ziel gesetzt wurde, legte er, um an dieser Schmach auch nicht den entferntesten Antheil zu haben, lieber seine Stelle nieder und zog sich zum zweiten Male von den Geschäften zurück. Dadurch lud er die höchste Ungunst des Königs und den Haß aller der hochgestellten Personen auf sich, die sich der Verfolgung zu willigen Werkzeugen hergegeben hatten; sein überlegenes Talent und seine Gabe der Rede, in der von der ministeriellen Partei Niemand ihm gewachsen war, machte ihn aber den Gegnern so furchtbar, daß man, um ihn nur aus England zu entfernen, ihm das wichtige Amt eines Statthalters von Ostindien antrug, welches er bereits angenommen hatte, als der Tod des Marquis von Londonderry eine ungeahnte Veränderung in der Lage der Dinge herbeiführte. Zwar widerstrebten Cannings Wiedereintritte nicht allein der König, sondern auch der Lord Kanzler Eldon und der Herzog von Wellington, die als echte Tories ihm seine niemals ganz verwischte und im gereifteren Alter immer stärker wieder hervortretende Hinneigung zu freisinnigeren Grundsätzen nicht verzeihen konnten; aber Alle mußten gestehen, daß keiner ihrer Freunde eine gleiche oder nur sich annähernde Befähigung besitze; und so drang denn nach langen hitzigen Erörterungen Lord Liverpool mit seiner Empfehlung durch.

Die äußere wie die innere Politik des Cabinettes war in zu scharfen Zügen ausgeprägt, als daß Cannings abweichende Ansichten sich hätten sogleich in ihrem vollen Umfange geltend machen können. An dem Tage, an welchem er die Siegel des auswärtigen Amtes aus den Händen des Königs empfing, ging der Herzog von Wellington als brittischer Bevollmächtigter bei dem Congresse von Verona nach dem Festlande ab; es war daher nicht einmal die Zeit vorhanden, um wesentliche Veränderungen in den Aufträgen zu treffen, welche dem Herzoge mitgegeben wurden. Selbst der Marquis von Londonderry

hatte es nicht vermeiden können, sich gegen die allgemeine Anwendung des von den Mächten des Festlandes aufgestellten Grundsatzes der Einmischung in die inneren Angelegenheiten fremder Nationen zu erklären. Canning that dies nur mit entschiedenerer Kraft, als von seinem geschmeidigen Vorgänger zu erwarten gewesen wäre. Er bot Alles auf, um den Einbruch des französischen Heeres in Spanien durch diplomatische Unterhandlungen zu verhindern, und es ist zweifelhaft, ob er nicht noch weiter gegangen wäre, wenn er mit seiner Ansicht im Cabinette nicht allzu vereinzelt gestanden hätte. Nur allmälig gelang es ihm, seinen Einfluß zu erweitern und fester zu begründen. So wurde zu Anfange des J. 1823, als die Eröffnung des Parlementes herannahte, der Finanzminister (chancellor of the exchequer) Vansittart in seinem wichtigen Amte durch Robinson, den bisherigen Präsidenten des Handelsbureaus (board of trade), einen zwar schwachen und schwankenden, aber mit Cannings politischen Grundsätzen mehr übereinstimmenden Mann, ersetzt, während in des letzten Stelle der später durch seine freisinnige Handelspolitik so berühmt gewordene Huskisson einrückte. Dennoch behaupteten die Anhänger des alten einseitigen auf die Unterdrückung jeder freieren Regung gerichteten Systemes, welches Castlereagh verfolgt hatte, im Cabinette noch immer eine überwiegende Mehrheit; und Canning sah sich genöthigt, ihnen manche Zugeständnisse zu machen, die ihn den gehässigsten Mißdeutungen aussetzten, obwohl es nicht in seiner Wahl lag, sie zu verweigern, wenn er nicht auf den großen Wirkungskreis verzichten wollte, in dem er für den Ruhm und das Wohl seines Vaterlandes und für das Beste der Menschheit thätig war. Wie außerordentlich die Veränderung war, die der Eintritt Cannings in der Stellung der Regierung gegen die Parteien und gegen das Land bewirkt hatte, wurde in den ersten Sitzungen des Parlements nach dessen Wiedereinberufung offenbar. Die Thronrede kündigte an, daß die Regierung es vermieden habe, an irgend einem der Schritte des Congresses von Verona Theil zu nehmen, der als eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Spaniens gedeutet werden könnte, versprach, daß man fortwährend bemüht seyn werde, die zwischen Frankreich und Spanien bestehende Spannung zu mildern, und verhieß zugleich in Bezug auf die innere Verwaltung die Anwendung der äußersten Sparsamkeit, durch die es schon für das nächste Jahr möglich geworden sey, die öffentlichen Lasten zu vermindern, und die hoffentlich in der Zukunft zu noch größeren Erleichterungen führen werde. Da schienen mit einem Male alle Spaltungen, welche die Nation noch vor

Kurzem zerrissen hatten, verschwunden. Von allen Seiten erscholl der lauteste Beifall, und Sir Francis Burdett, der Vorfechter der Parlementsreform, den die Tories mit dem berüchtigten Hunt beinahe auf eine Linie stellten, erklärte: zum ersten Male, während seiner vieljährigen parlementarischen Laufbahn, sehe er sich im Stande, mit den Freunden der Minister für die Dankadresse zu stimmen. Einen großen Antheil an dieser Einmüthigkeit hatte die Voraussetzung, daß die Regierung sich nicht damit begnügen werde, ihre Mißbilligung gegen die Beschlüsse des Congresses von Verona auszusprechen, sondern daß sie für das bedrohte Spanien auf das Kräftigste Partei nehmen würde; denn man war seit dem letzten Kriege gewohnt, die Spanier als die natürlichen Bundesgenossen Englands anzusehen, und wenn man im allgemeinen mit der Lehre von der unbeschränkten Fürstengewalt, welche die Mächte des Festlandes aufstellten, nicht sonderlich zufrieden war, so betrachtete man es geradezu als einen Eingriff in die eigenen wohl erworbenen Rechte, daß diese Lehre einem verbündeten Volke mit Gewalt aufgedrängt werden sollte. Die Volkspartei setzte deshalb in Canning ihr unbedingtestes Vertrauen; um so unangenehmer wurde sie enttäuscht, als die Minister dem Parlemente anzeigten, daß alle Bemühungen, den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Spanien zu verhüten, vergebens gewesen wären, und daß die Regierung beschlossen habe, während des bevorstehenden Kampfes die strengste Neutralität zu beobachten. Zwar nahm Canning keinen Anstand, offen einzugestehen: „er sey weit davon entfernt, dem Ausgange des Streites mit Gleichgültigkeit entgegen zu sehen, und er hoffe, daß Spanien siegreich aus demselben hervorgehen werde.“ Mit einer solchen Erklärung war aber den Freunden der constitutionellen Sache wenig gedient; vielmehr schlossen sie daraus, daß Canning seine persönliche Ueberzeugung der Meinung seiner Collegen geopfert habe, die, ihren alten Grundsätzen treu, jeden Sieg über die Freiheit als einen Gewinn für sich selbst betrachteten. Mit feuriger Beredsamkeit und mit glühendem Hasse erhob Brougham sich im Hause der Gemeinen „gegen die Herren vom Congresse, die Kaiser von Verona und den schillernden Romantiker Chateaubriand, der statt schlechter Bücher jetzt schlechte Manifeste schreibe,“ und zum Schlusse seiner mehr als einmal von donnerndem Beifalle unterbrochenen Rede brach er in die prophetischen Worte aus, die freilich erst siebenzehn Jahre später in Erfüllung gingen: „Da ich Spanien den Sieg gewünscht habe, so will ich noch einen Wunsch aussprechen, den Wunsch für die vollständige Niederlage und Bestrafung derer, die, wenn sie

noch einmal fliehen müssen, nur sich selbst anklagen dürfen und zur Freude jedes freien Volkes untergehen werden. Sie werden untergehen, ohne von irgend Jemand bedauert zu werden, als von der Handvoll Jener, deren Brust nie von den Gefühlen freigeborener Männer geschlagen, die nie ein anderes Interesse als das ihrer Selbstheit gekannt. Sie werden untergehen, und keine Hand wird sich rühren, sie neuerdings zu restauriren." Als die Actenstücke über die Unterhandlungen, die bisher in Bezug auf die spanischen Angelegenheiten geführt waren, dem Parlemente mitgetheilt wurden, trug die Opposition in beiden Häusern auf eine Adresse an die Krone an, welche den härtesten Tadel gegen das Benehmen der Minister ausdrückte und bloß deshalb aufgegeben wurde, weil man — wie Brougham bemerkte — dem Auslande zeigen wollte, daß in Bezug auf den französischen Angriff gegen Spanien in ganz England nur eine Meinung herrschte. Aber der Bruch zwischen der Regierung und der Volkspartei war einmal erfolgt; das gestörte Vertrauen ließ sich so leicht nicht wieder herstellen, und es fehlte nicht an Gelegenheiten zu Reibungen, die den Zwiespalt hell genug an das Licht stellten. In Ireland that die Regierung mehr, um den gerechten Beschwerden der Katholiken abzuhelfen, als seit einem Menschenalter für das unglückliche Land geschehen war. Der Statthalter, Marquis von Wellesley, entließ auf einmal nicht weniger als 200 Beamte, die durch ihre Parteilichkeit gegen die Katholiken sich besonders verhaßt gemacht hatten, und regte dadurch die Ultratories zu solcher Erbitterung auf, daß er sich selbst den gröbsten Beschimpfungen aussetzte. Aber als die Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Katholiken im Hause der Gemeinen vorgebracht wurde, war Canning so aufrichtig zuzugestehen, daß für das Erste wenig Aussicht auf eine günstige Entscheidung vorhanden sey. Sogleich wurde er mit Vorwürfen überhäuft. Da er sich früher immer zu Gunsten der Katholiken ausgesprochen hatte, wurde er der schimpflichsten Sinnesänderung beschuldigt; und Brougham vergaß sich so sehr, ihn anzuklagen, daß er seine bessere Ueberzeugung aufgeopfert habe, um einen Sitz im Cabinette zu erhalten. Canning, in der Entrüstung, erklärte dies für eine Lüge, und der Sprecher mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, um den Streit, nachdem er diese persönliche Wendung genommen, wieder auszugleichen. Das Haus der Gemeinen nahm den Antrag, der den Zwist veranlaßt hatte, an, und Canning selbst, der seinen Grundsätzen also keineswegs untreu geworden, stimmte dafür; im Hause der Lords wurde derselbe aber, wie vorherzusehen war, verworfen; denn die brittische Aristokratie, wenn

sie ihren Widerstand gegen eine ihren Interessen widersprechende Maßregel auch nicht auf das Aeußerste treiben wollte, war fest entschlossen, nicht eher nachzugeben, als bis die Gewalt der Umstände dies gebieterisch erheischte. Für jetzt schien die Aufruhracte und das Kriegsgesetz noch vollkommen ausreichend, die Zuckungen der Verzweiflung unter dem gemißhandelten Brudervolke zu stillen.

Canning, von Begeisterung für die höchsten Interessen der Menschheit durchglüht, die er als untrennbar mit jenen seines Vaterlandes verbunden erkannte, ließ sich weder durch die Widerwärtigkeiten, die ihm der Parteigeist im Parlemente bereitete, noch durch die Hindernisse, welche ihm die Beschränktheit seiner Collegen entgegensetzte, auf der großen Bahn, die sein heller Geist ihm vorgezeichnet hatte, irre machen. Von Natur mit einer lebhaften Einbildungskraft, einer schnellen Auffassung und der Fähigkeit, leicht sich das Fremdartigste anzueignen, begabt, mußte er, ehe die Erfahrung seinen Geist gereift hatte, ungeachtet seines Scharfblickes und seines durchdringenden Verstandes, Verführungen von mancherlei Art unterliegen. Daß in der Jugend hauptsächlich der Ehrgeiz ihn bestimmte, von dem Volke, dem er durch seine Geburt angehörte, abzufallen und mit seinen Neigungen sich der Aristokratie zuzuwenden, möchte schwer zu leugnen seyn; doch hatte auch damals gewiß die richtige Einsicht von dem wahren Vortheile seines Vaterlandes, die aufrichtige Verehrung des uralten Gebäudes der brittischen Verfassung, durch welches England groß geworden, und das jetzt durch den Sturm der Revolution, durch den unzeitigen Eifer verblendeter Schwärmer bedroht war, einen bedeutenden und vielleicht den entscheidenden Antheil an seiner Wahl. Dieser Gesinnung, der festen Anhänglichkeit an die Grundsätze der brittischen Verfassung, blieb er sein ganzes Leben hindurch treu; nur wandte er sich, als er sah, daß dieselbe nicht mehr so sehr durch die Aufregung der Volksleidenschaften als durch die Uebertreibungen der Gewalt gefährdet war, auf die entgegengesetzte Seite. Er begriff, daß die unbesiegbare Kraft Englands in der Freiheit lag, die seine Verfassung gewährte, und daß es eben so wenig dem Vortheile Englands entsprechen konnte, wenn dieselbe bei anderen Völkern, als wenn sie in England selbst untergraben wurde. Der schnelle Sturz der Cortes in Spanien kam ihm unerwartet, weil er unmöglich auf all' den ehrlosen Verrath gefaßt seyn sollte, der die besten Kräfte der Constitutionellen lähmte; aber es entging ihm nicht, daß diese Wendung, wie verderblich auch immer für die freie Entwicklung auf dem europäischen Festlande, doch jenseit des

Meeres, in einem ganzen unermeßlichen Welttheile, den Sieg der Freiheit befördern müsse. Die Cortes hatten sich beinahe eben so wenig geneigt gezeigt, die Unabhängigkeit der südamericanischen Freistaaten anzuerkennen, als Ferdinand VII. Der Kampf, der mit der Herstellung des unumschränkten Königthumes in Spanien endete, mußte aber die letzten Kräfte des in unheilbarer Zerrüttung versunkenen Landes erschöpfen und dasselbe für immer außer Stand setzen, ohne fremde Hülfe einen Versuch zur Wiedereroberung seiner abgefallenen Colonien zu machen. Canning säumte nicht, die wichtige Frage durch schnell eingreifende Schritte zur Entscheidung zu bringen. Das französische Cabinet trug darauf an, daß die Verhältnisse der spanischen Colonien zum Mutterlande auf einem neuen europäischen Congresse berathen würden. Der Erfolg wäre ohne Zweifel ein ähnlicher geworden, wie jener der früheren Congresse von Troppau, Laybach und Verona. Cannings Antwort war, daß England in einer Sache, bei der so viele wichtige brittische Interessen betheiligt wären, sich unmöglich in gemeinschaftliche Berathungen einlassen könne. Bald darauf schickte er Consularagenten nach allen bedeutenden Handelsplätzen von Südamerica und knüpfte auf diese Weise die ersten diplomatischen Verbindungen mit den neuen Freistaaten an. Zugleich wurden Rüstungen in allen brittischen Häfen angeordnet, die deutlich darauf hinwiesen, daß man diesmal entschlossen war, der brittischen Politik jeden erforderlichen Nachdruck zu geben. Ungleich größere Schwierigkeiten, als die thatsächlich bereits durchgeführte Losreißung der spanischen Colonien in der americanischen Westwelt, bot der noch weit von seiner Entscheidung entfernte Freiheitskampf der Griechen im europäischen Osten. Der heilige Bund, in einseitiger Durchführung und eben deshalb zuletzt in vollkommener Verkennung der Grundsätze, die derselbe von Anfang als seinen Zweck aufgestellt, hatte die Griechen als Revolutionaire verurtheilt, weil sie sich nicht willig darein ergaben, von den Schergen einer barbarischen Gewalt unter das Thier herabgedrückt oder gleich dem Viehe abgeschlachtet zu werden. Castlereagh, ohne Gefühl für irgend etwas Höheres als den mit Händen zu greifenden Vortheil, hatte diesem Urtheile nicht allein beigestimmt, sondern durch offene Theilnahme für die Sache der Unterdrückung, was an ihm lag, gethan, um den Untergang des kleinen von allen Hülfsmitteln entblößten gegen zehnfache Uebermacht ankämpfenden Völkleins zu beschleunigen. Canning, obwohl er es sich eben so wenig wie Castlereagh verbarg, daß Englands Vortheil die Aufrechterhaltung des osmanischen Reiches erheische, um im Osten ein

Gegengewicht gegen die drohende Ausbreitung der russischen Macht zu haben, war großherzig genug, um auch hier die Möglichkeit einer Vereinigung der brittischen Interessen mit jenen der Freiheit zu begreifen. Der erste Schritt, durch den er seine Theilnahme für das verjüngte Hellenenthum zu erkennen gab, war der Befehl, der den brittischen Kriegsschiffen in der Levante ertheilt wurde, die Blokaden der Griechen eben so zu achten, wie die Blokaden der Türken, die bisher zum großen Nachtheile der Griechen allein anerkannt waren. Auch in den diplomatischen Unterhandlungen fing bald an, eine andere Sprache zu herrschen; von einer gewaltsamen Erdrückung des griechischen Aufstandes durch die großen Mächte, die anfangs in Aussicht gestellt wurde, war nicht mehr die Rede: die Diplomatie durfte nicht länger ihrer höheren Weisheit zu Liebe jedes menschliche Gefühl ersticken *).

Dem stürmischen Drängen der Volkspartei vermochte Canning mit seiner klugen Mäßigung freilich nicht genug zu thun. Als am 3. Februar 1824 das Parlement zur Erledigung seiner gewöhnlichen Geschäfte wieder zusammentrat, war man sehr unzufrieden darüber, daß die Thronrede nicht bereits die volle Anerkennung der Unabhängigkeit der südamericanischen Freistaaten ankündigte, und mit Mühe gelang es Canning und seinen Freunden, die Opposition so weit zu beruhigen, daß sie der Regierung in einer Angelegenheit, in der diese doch ganz in dem gewünschten Sinne handelte, einigermaßen freie Hand ließ. Bereits zu Anfange der Session hatte die Regierung die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen auf die bestehenden Gesetze über den Sclavenhandel gezogen. Am 16. März erstattete Canning dem Hause Bericht über die Maßregeln, welche die Regierung getroffen, um den Zustand der Negersclaven in den Colonien zu verbessern und ihre einstige Befreiung vorzubereiten. Die Peitsche als Antrieb zur Arbeit war abgeschafft; es war Vorsorge getroffen, daß ihnen Gelegenheit gegeben wurde, Familien zu begründen, und es waren Cassen errichtet,

*) Aus der Antwort, die der Diwan im Jahre 1827 auf die Vermittlungsanträge Stratford Cannings, des Generals Guilleminot und des Herrn von Ribeaupierre ertheilte, geht offenbar hervor, daß der Pforte in einer frühern Periode sogar das Anerbieten thätiger Unterstützung in dem Kampfe gegen die empörten Griechen gemacht seyn muß. Damals lehnte die Pforte dies Anerbieten ab, weil es den Stolz der Türken beleidigte, fremder Hülfe zur Herstellung der Ordnung in ihrem eigenen Gebiete zu bedürfen. Später rief man den großen Mächten die Folgewidrigkeit ihres Benehmens zurück, wodurch man freilich auch weiter nichts erreichte, als daß man sich selbst eine sehr unzulängliche Satisfaction verschaffte.

in denen sie ihre Ersparnisse niederlegen konnten. Auf diese Weise hoffte man allmälig die unglücklichen verwahrlosten Geschöpfe zum Menschenthume zu erheben und der Freiheit würdig und fähig zu machen. Zum Schlusse brachte Canning einen Gesetzentwurf ein, der zum Zwecke hatte, das Verbot des Sclavenhandels zu verschärfen, indem dieser dadurch dem Seeraub gleichgestellt wurde. Dagegen wurde von keiner Seite etwas eingewandt, und die Bill ging daher in kurzer Frist durch beide Häuser. Nur erhoben sich verschiedene Stimmen, die mit dem, was zur Milderung der Sclaverei geschehen, nicht zufrieden waren und durchgreifendere Verbesserungen verlangten. Das Verfahren der Regierung war jedoch leicht zu rechtfertigen, da man nur auf den Widerstand verweisen durfte, den die Sclavenbesitzer selbst den gemäßigtesten Schritten, die sie als Eingriffe in ihre Rechte ansahen, entgegensetzten. Große Zufriedenheit erregte die Ankündigung neuer bedeutender Ersparungen, welche im Staatshaushalte bewirkt waren; aber auch hier fehlte es nicht an Stoff zu mißfälligen Bemerkungen und Ausstellungen. Denn während man auf der einen Seite es als Scheinheiligkeit tadelte, daß ein ansehnlicher Theil der ersparten Summen zu dem Aufbau neuer Kirchen bestimmt wurde, begriff man auf der andern nicht, warum die Regierung, statt einen Nachlaß in den drückendsten Auflagen, wie namentlich in der Haus- und Fenstersteuer, zu bewilligen, es vorzog, die viel weniger empfindlichen Eingangszölle auf fremde Wolle, Rohseide und andere Gegenstände herabzusetzen. Huskisson, von dem diese Maßregel herrührte, vertheidigte sie siegreich, indem er daran erinnerte, wie ungeheuer die Baumwollenmanufactur sich gehoben habe, seit sie von ihren Fesseln befreit sey; dasselbe werde auch bei anderen Zweigen des Gewerbfleißes eintreten, sobald die hemmenden Schranken des Verbotsystems fielen. Der Aufschwung der Gewerbe werde auf entsprechende Weise die Einkünfte des Staates vermehren, und dann werde man daran denken können, durch Aufhebung der drückendsten directen Steuern der Nation fühlbare Erleichterung zu gewähren. Im allgemeinen stellte es sich im Fortgange der Session immer mehr heraus, daß die Opposition ungeachtet ihres eingewurzelten Mißtrauens gegen die Regierung, gezwungen war, dem Geiste, von dem dieselbe geleitet wurde, ihre Achtung und Anerkennung nicht zu versagen. Am auffallendsten zeigte sich dies bei den Verhandlungen über den Zustand von Ireland, die bei ihrer alljährlichen Wiederholung bisher immer den reichsten Stoff zu den hitzigsten Erörterungen und zu den bittersten Anklagen geboten hatten. Tierney,

der alte Wortführer der Opposition, tadelte es sehr, daß Canning — da er wohl wissen konnte, daß seine Dienste der Regierung unentbehrlich wären — die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken nicht zur Bedingung seines Eintrittes in das Cabinet gemacht habe, gab aber zugleich auf die unzweideutigste Weise zu verstehen, daß es nur von ihm abhänge, die Scheidewand, die ihn von der Volkspartei trenne, aufzuheben und in dieser seine festeste Stütze zu gewinnen. So wie die Wogen des Parteikampfes im Parlemente sich legten, so verschwanden auch außerhalb desselben allmälig die letzten Spuren der Bewegung, die das Land vor wenigen Jahren noch vom tiefsten Grunde aufgewühlt hatten. Die neuen Wege, die dem Handel durch die Verbindungen mit Südamerica eröffnet waren, trugen wesentlich dazu bei, den Gewerbfleiß zu heben; Tausende von Arbeitern, die früher den Kirchspielen zur Last gefallen waren, fanden wieder hinreichende Beschäftigung und reichliche Nahrung, und eine so glückliche Veränderung mußte bald auch auf den Landbau die wohlthätigste Einwirkung hervorbringen.

Wenige Tage vor dem Schlusse der Parlementssession, am 15. Juni, hatte Canning bereits erklärt, daß die Versuche ohne Erfolg geblieben wären, die man gemacht habe, um Spanien zu einer Anerkennung der thatsächlich bestehenden Unabhängigkeit seiner südamericanischen Colonien zu vermögen, und daß England jetzt vollkommene Freiheit habe, zu handeln, wie sein eigener Vortheil es erheische. Ueber den Sinn dieser Erklärung konnte nach allem Vorausgegangenen kein Zweifel seyn. Dennoch verbreitete es nicht geringe Ueberraschung, als Canning am Neujahrstage 1825 den zu seiner Beglückwünschung versammelten auswärtigen Diplomaten eröffnete: die brittische Regierung habe die Unabhängigkeit der neuen südamericanischen Republiken anerkannt, und stehe im Begriffe, Geschäftsträger nach Buenos Ayres, Columbia und Mejico zu schicken, um Handelsverträge mit diesen Staaten abzuschließen. Die Thronrede bei Eröffnung der neuen Session umging mit etwas zu weit getriebener Vorsicht jede bestimmte Erwähnung der bereits ausgesprochenen Anerkennung, weil man auch jetzt noch die Mächte des Festlandes und ihre Vorliebe für das göttliche Recht der Fürsten schonen wollte. Aber je vorsichtiger das Wort, um so rücksichtloser war die That. Denn schon waren zu Lissabon die Unterhandlungen angeknüpft, welche die Anerkennung der Unabhängigkeit des reichen Brasiliens von Seiten des schwachen portugiesischen Hofes zur Folge hatten. Da zu gleicher Zeit in Portugal selbst unter brittischem Schutze ein freisinni-

geres System die Oberhand gewann und von hier aus sogar die Willkürherrschaft in Spanien bedroht wurde, so erschraken die Höfe, die es sich so viele Mühe hatten kosten lassen, die Constitutionen der pyrenäischen Halbinsel umzustürzen. Man fürchtete, daß der kecke Emporkömmling, der in England die Zügel ergriffen, das ganze Gewicht der brittischen Macht zu Gunsten der kaum unterdrückten Bewegung in die Wagschale legen könnte; denn die deutlichsten Zeichen verriethen, daß in der brittischen Politik auch in Bezug auf den gährenden Osten eine bedenkliche Veränderung vor sich gegangen war. So lange Castlereagh an der Spitze stand, hatte die brittische Volkspartei es nicht gewagt, in dem griechischen Freiheitskampfe anders, als durch eitle Wünsche, Partei zu nehmen. Kaum war Canning emporgekommen, als sich in London unter den Augen der Regierung ein Ausschuß zur Unterstützung der Griechen bildete. Nicht lange darauf, zu Anfange des J. 1824, wurden namhafte Anleihen für griechische Rechnung geschlossen, und so groß war das Vertrauen, welches die edle menschenfreundliche Gesinnung des brittischen Ministers den Häuptern des griechischen Aufstandes einflößte, daß sie im Sommer 1824, freilich noch vergebens, sich an ihn wandten, um Englands Schutz und Beistand anzurufen. Um Gegenmaßregeln zu verabreden, so lange es nicht zu spät war, reiste im April 1825 Fürst Metternich selbst nach Paris, und in Folge der Besprechungen, die er hier mit dem Grafen Villèle und dem Grafen Pozzo di Borgo hatte, wurden drei Noten an das brittische Cabinet gerichtet, welche die südamericanische, die portugiesische und die griechische Frage betrafen und im Wesentlichen darauf hinauskamen, daß man England in Bezug auf den Gang, den es in seiner Politik einzuschlagen gedenke, willig freie Hand lasse, dagegen aber auch erwarte, daß von brittischer Seite der Politik der Höfe des Festlandes keine Hindernisse in den Weg gelegt würden. Namentlich versicherten die drei Mächte, daß sie keineswegs gesonnen wären, der Befreiung Griechenlands feindlich entgegen zu treten, sofern man nur zuvörderst sich darüber vereinigte, an die Spitze des griechischen Volkes einen Fürsten aus einer der alten europäischen Regentenfamilien zu stellen. Canning, ohne Verbindlichkeiten irgend einer Art zu übernehmen, begnügte sich, die Politik, die England in Südamerica, in Portugal, in Griechenland beobachtete, durch offene Darlegung ihrer Grundsätze zu rechtfertigen. In Bezug auf Griechenland aber erklärte er, daß man es der griechischen Regierung anheim stellen müsse, was sie für die Ehre, die Würde und das Wohl der wiedergeborenen Nation angemessen erachte, und daß es im höchsten

Grade ungerecht seyn würde, dieser den Genuß der Früchte der edelsten, standhaftesten und heldenmüthigsten Anstrengungen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit durch Vorschriften irgend einer Art zu verkümmern.

Die tiefe Ruhe, die in England herrschte, und das Wohlseyn, das sich nach allen Richtungen verbreitete, übte auch auf den Gang und den Ton der parlementarischen Verhandlungen einen nicht zu verkennenden Einfluß. Nur Ireland war wieder, wie gewöhnlich, die Veranlassung des heftigsten Streites, obwohl auch hier eine überraschende Verbesserung des früheren Zustandes eingetreten war. Aber die Ursache des Stillstandes in der unruhigen Bewegung, die sonst die ganze Insel mit Mord und Brand und Aufruhr erfüllte, war nicht eine Verbesserung in der Lage des katholischen Landmannes oder das Erlöschen des alten Hasses zwischen Katholiken und Protestanten, sondern sie war die Folge der wohlthätigen Einwirkung eines Vereins, den die Katholiken zu Dublin gestiftet, und dessen Verzweigungen sich in Kurzem von einem Ende der Insel bis zum andern erstreckten. Der katholische Verein (the catholic association), das Werk eines irischen Advocaten, Daniel O'Connell, der früher wenig genannt worden war, hatte sich zur Aufgabe gestellt, die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten durch Anwendung aller Mittel zu bewirken, die gesetzlich oder von den Gesetzen nicht ausdrücklich verboten waren. Tausende und aber Tausende traten bei; Alle fügten sich willig O'Connells überlegenem Geiste. Dieser gebot: „Benehmt Euch friedfertig gegen Eure protestantischen Brüder, die Ihr haßt!" und in ganz Ireland wurde der Friede hergestellt. Ein so ungeheurer Einfluß mußte die Regierung besorgt machen, da eben so gut auch einmal ein Gebot ergehen konnte, daß sich Alles in Masse erheben sollte; und man beschloß daher, den katholischen Verein aufzuheben. Da derselbe aber mit so genauer Berücksichtigung der bestehenden Gesetze geordnet war, daß er diesen keine Blöße gab, so brachte man einen besonderen Gesetzentwurf in das Parlement, der gegen den katholischen Verein gerichtet war. An dem Tage, an dem diese Maßregel gesetzliche Kraft erhielt, löste der Verein sich auf, — um unter einem andern Namen und unter anderen Formen wieder zusammenzutreten und, von den Gesetzen nach wie vor nicht erreicht, seine alte Wirksamkeit fortzusetzen. Auch Canning, der diesmal die Kurzsichtigkeit seiner Collegen theilte, hatte sich dazu hergegeben, den ministeriellen Gesetzentwurf zu vertheidigen, und hatte sich dadurch von neuem der oft wiederholten Nachrede ausgesetzt, daß er seine Ueber-

zeugungen einem falschen Ehrgeize geopfert habe. Bald wurde ihm jedoch die Gelegenheit, diesen Vorwurf auf das Glänzendste zu widerlegen. Sir Francis Burdett stellte im Hause der Gemeinen den Antrag, daß man alle wider die katholischen Unterthanen des brittischen Inselreiches erlassenen Gesetze einer nochmaligen Prüfung unterwerfen und demnächst außer Kraft setzen möge. Da ließ sich Canning, obwohl durch die Gicht an das Krankenlager gefesselt, in das Parlement tragen und erklärte mit wenigen mühsam vorgebrachten Worten, unter allgemeinem ehrfurchtsvollen Schweigen, daß er von Herzen für den Antrag stimme. Bei der zweiten Lesung, die einige Wochen später erfolgte, sprach er, obgleich immer noch sehr geschwächt, mit so hinreißender Beredsamkeit, so tiefem Gefühl, so klarer Einsicht, solchem Aufwande von Geist und Witz für die Sache der Katholiken, daß der beredte Brougham in seinem eigenen Namen und im Namen aller Wortführer der Volkspartei erklärte: sie hätten nichts mehr zu sagen, da es überflüssig sey, den unwiderleglichen Gründen, die Canning entwickelt, auch nur ein einziges Wort hinzuzufügen. Das Haus der Lords wurde dadurch nicht abgehalten, den von den Gemeinen durch eine Mehrheit von 21 Stimmen genehmigten Antrag zu verwerfen.

Am 6. Juli, als die Session des Parlementes geschlossen wurde, konnte die Regierung demselben mit gutem Grunde zu der allgemeinen und steigenden Wohlfahrt Glück wünschen, die sich im ganzen Lande kund gab. Die weisen Grundsätze einer freisinnigen Handelspolitik, die Huskisson durch fortwährende Milderung des alten Verbotsystemes folgerecht durchführte, bewährte sich über alle Erwartung; Handel und Gewerbe blühten, wie zu keiner früheren Periode; und da die Banken, in dem Gefühle vollkommmener Sicherheit, welches der Anblick des allgemeinen zunehmenden Reichthums hervorrief, ihren Notenausgaben kein Ziel setzten, so war Geld im Ueberflusse vorhanden. Aber der Gewinn, den glückliche Speculationen gewährten, trieb den Unternehmungsgeist auf eine schwindelnde Höhe. Fabriken und Manufacturen dehnten ihren Betrieb über jede Möglichkeit des Bedarfs aus und ungeheure Summen gingen für den Ankauf von Rohstoffen aus dem Lande. Noch größere verschlangen die Anleihen, welche die neuen südamericanischen Republiken machten, und die durch ihre vortheilhaften Bedingungen eine so unwiderstehliche Anziehungskraft übten, daß Niemand darnach fragte, welche Sicherheit geboten war. Zugleich entstanden Actienvereine aller Art, zu der Herstellung von Dampfschiffahrtsverbindungen, zu der Anlage von Eisenbahnen, zu der Ausbeutung

der südamericanischen Bergwerke, in solcher Menge, daß alle Schätze der Welt kaum zu der Beischaffung der erforderlichen Capitalien hingereicht hätten. Da wurde zuerst die Bank von England bedenklich; denn bei einiger Umsicht ließ es sich leicht vorhersehen, daß so unmäßige Uebertreibungen ein schlimmes Ende nehmen mußten. Um nicht selbst in Verlegenheit zu kommen, wenn der öffentliche Credit einen Stoß erhielt, beschränkte sie allmälig die Ausgabe ihrer Noten und zeigte sich weniger bereitwillig, den Handelshäusern, mit denen sie in Verbindung stand, Vorschüsse zu machen. Schon in den letzten Tagen des August, als dies zuerst bekannt wurde, entstand auf der Börse ein panischer Schrecken. Alle Staatspapiere sanken, weil man dieselben nicht mehr so leicht wie früher in baares Geld oder Banknoten verwandeln konnte; am meisten natürlich jene, deren Sicherheit die zweifelhafteste war, und in noch höherem Maße die Actien von Unternehmungen, von denen es sich gar nicht mit Sicherheit sagen ließ, ob sie jemals zur Ausführung kommen oder jemals einen Gewinn abwerfen würden. Ungeachtet der großen Verluste, die dadurch verursacht wurden, ging die Unruhe nach wenigen Tagen vorüber, da die Capitalien noch nicht erschöpft waren, deren man bedurfte, um so manche jetzt schon schwankende Unternehmung aufrecht zu erhalten. Gegen das Ende des Jahres kehrte der Schrecken jedoch mit verdoppelter Gewalt zurück, weil es sich nun nicht länger verbergen ließ, daß unermeßliche Summen, in unsichere oder schwindelhafte Unternehmungen angelegt, geradezu weggeworfen waren. Jetzt entstand ein allgemeines Mißtrauen. Jedermann wollte baares Geld haben, weil alle Papiere, mit Ausnahme der Noten der Bank von England, keine Sicherheit mehr zu gewähren schienen. Das baare Geld war aber größtentheils aus dem Umlaufe verschwunden, und die Bank hielt ihre Noten zurück, um nicht in die allgemeine Verwirrung auch mit hineingerissen zu werden. So geschah es, daß eine große Anzahl der Banken in den Provinzen und der vermögendsten Handelshäuser bankbrüchig wurden, weil es ihnen überhaupt an Mitteln fehlte, die an sie gerichteten Forderungen zu befriedigen, sondern weil sie im Augenblicke das baare Geld nicht aufzutreiben vermochten, welches zu der Einlösung ihrer Anweisungen erforderlich gewesen wäre. Von 600 Provinzialbänken, die man in ganz England zählte, waren bis zum Ausgange des Jahres schon mehr als 60 gefallen; keine Woche verging, in der nicht der Sturz einer Menge mehr oder weniger bedeutender Handelshäuser gemeldet worden wäre. Alle Handelsgeschäfte, alle Arbeiten in Fabriken und Manufacturen geriethen in das Stocken,

und die letzten konnten selbst die Bestellungen nicht annehmen, die ihnen gemacht wurden, weil sie kein Geld hatten, um ihre Arbeiter zu bezahlen.

Als am 2. Februar 1826 das Parlement von neuem zusammentrat, war der Sturm auf dem Geldmarkte zwar noch nicht vorüber, hatte aber doch seinen ersten orkangleichen Ungestüm verloren; man konnte den Umfang des Schadens übersehen und daran denken, Mittel zur Abwehr und Abhülfe bei einer späteren Wiederkehr ähnlicher Schwankungen im Geldumlaufe aufzusuchen. Als eine der vornehmsten Ursachen der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher das Unglück über das ganze Land hereingebrochen war und alle Kreise der Gesellschaft ergriffen hatte, erschien die geringe Festigkeit der Provinzialbanken, die, zum Theil ohne genügende Fonds begründet, nur darauf ausgegangen waren, ihren Theilnehmern einen möglichst großen Gewinn zu verschaffen, und daher ohne Rücksicht auf die Gefahr, der sie sich aussetzten, so viele ihrer Noten ausgegeben hatten, als sie irgend in Umlauf bringen konnten, und bei weitem mehr, als sie bei einem einigermaßen heftigen Andrange einzulösen im Stande waren. Die meisten dieser Noten waren zu niederem Betrage — von einem oder zwei Pfunden Sterling —, weil sich diese am leichtesten in Umlauf setzen ließen, und sie hatten zuletzt das baare Geld so sehr verdrängt, daß in einem großen Theile des Landes aller Arbeitslohn in Noten der sogenannten Landbanken bezahlt wurde. Die Regierung trug jetzt darauf an, daß es in Zukunft gestattet seyn sollte, Banken nach einem größeren Maßstabe, mit einer größeren Zahl von Theilnehmern, als bisher gesetzlich erlaubt war, in den Provinzen anzulegen, um dem Bankwesen eine größere Festigkeit zu geben; zugleich aber verlangte man, daß innerhalb dreier Jahre alle Banknoten unter 5 Pfund aus dem Umlaufe zurückgezogen werden sollten, um der Verführung zu übertriebener Vermehrung des Geldumlaufes ein Ziel zu setzen. Ungeachtet des lebhaften Widerspruches, den diese Maßregeln im Parlemente von einzelnen bei dem Bankwesen persönlich betheiligten Mitgliedern erfuhren, wurden dieselben mit weit überwiegender Stimmenmehrheit angenommen. Bei der Noth, welche der Stillstand der Fabriken unter den arbeitenden Ständen zur Folge hatte, war aber mit Mitteln der Abhülfe für die Zukunft wenig geholfen, wenn man nicht auch den Uebeln des Augenblicks begegnete. Die Bank wurde daher vermocht, eine Summe von drei Millionen Pf. St. zu Vorschüssen zu verwenden, die den Handel- und Gewerbetreibenden gegen Verpfändung ihrer Waarenvorräthe ge-

macht wurden. Außerdem wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, der zum Zweck hatte, die durch die bestehenden Einfuhrverbote künstlich gesteigerten Preise der ersten Lebensbedürfnisse zu ermäßigen. Wie sehr selbstsüchtige Grundeigenthümer sich auch darüber ereiferten, so drang Canning doch nicht allein mit seinem Vorschlage durch, eine Masse von 100,000 Quarters fremden Weizens, der in den Lagerhäusern unter Schloß und Riegel aufgeschüttet war, sofort zum innern Verbrauche zuzulassen, sondern auch mit der Forderung, daß die Regierung ermächtigt seyn sollte, sofern die Umstände es erheischten, die Einfuhr einer noch größeren Quantität gegen einen mäßigen Zoll zu gestatten. Das Parlement, beinahe ausschließlich mit der inneren Lage des Landes beschäftigt, saß ungewöhnlich kurze Zeit. Da seine gesetzliche Dauer erschöpft war, so wurde es bei dem Schlusse der Session, am 31. Mai, durch das Ausschreiben allgemeiner Wahlen erneut. Die Wahlkämpfe riefen, wie immer, in allen Theilen des vereinten Königreiches eine stürmische Bewegung hervor; die gewaltigste aber diesmal nicht in England, wo die gemäßigten Grundsätze der Regierung ihre heftigsten Widersacher zu versöhnen anfingen, sondern in Ireland, wo die großen Grundbesitzer bisher bei den Wahlen nach Willkür zu schalten gewohnt waren, und wo der neue katholische Verein unter O'Connels Leitung jetzt mit einem Male einen Einfluß entwickelte, dessen Daseyn früher Niemand geahnt oder auch nur für möglich gehalten hatte. Die katholischen Pächter, durch ihre Armuth die willenlosen Sclaven ihrer Gutsherren, ermannten sich auf O'Connels Ruf und warfen das Joch ab, das sie seit Menschengedenken mit demüthiger Hingebung getragen. Auf die Gefahr, von Haus und Hof vertrieben zu werden, wiesen sie in den Wahlversammlungen die Candidaten zurück, die ihnen von ihren Herren empfohlen waren, und stimmten nur für Männer, die das Versprechen ablegten, im Parlemente die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken zu vertheidigen. Dadurch gewann die ganze katholische Frage zum Schrecken der Ultratories eine andere Gestalt; wie hoffnungslos auch vor Kurzem noch die Sache der Katholiken erschienen war, so zeigte sich doch jetzt zum ersten Male nicht allein die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges.

Die Bedrängniß, in welche die Störungen des Geldumlaufes den brittischen Handel und Gewerbsfleiß stürzten, hielt den größten Theil des Jahres das Land in so ängstlicher Spannung, daß auf die auswärtigen Angelegenheiten verhältnißmäßig nur geringe Aufmerksamkeit gerichtet wurde. Nur der griechische Freiheitskampf blieb unver-

gessen. Der Ausschuß der Philhellenen zu London entwarf den großartigen Plan, den hartbedrängten Griechen ein ganzes Geschwader von Dampfschiffen unter dem Befehle des kühnen Seehelden Cochrane, der vor Kurzem aus Brasilien zurückgekehrt war, zu Hülfe zu schicken. Canning, um die bisher behauptete Neutralität nicht zu grob zu verletzen, sah sich genöthigt, den Cabinetsbefehl zu erneuen, der die Ausfuhr von Waffen und Kriegsvorräthen verbot. Dadurch, noch mehr aber durch die Ungeschicktheit oder den Verrath des Ingenieurs, der die Maschinen der Dampfschiffe verdarb, wurde die ganze Expedition vereitelt; und Lord Cochrane, der auf einem elenden Fahrzeuge allein abgegangen war, sah sich in die bedenklichste Lage versetzt. Gewiß sehr gegen Cannings Wunsch, dem nichts willkommener gewesen wäre, als wenn Griechenland ohne die Einmischung der europäischen Mächte seine Unabhängigkeit zu erringen vermocht hätte. Das britische Interesse, das ihm über Alles ging, gebot, es um jeden Preis zu verhindern, daß die Fortdauer des griechischen Aufstandes nicht von dem St. Petersburger Cabinette zum Vorwande eines Angriffskrieges gegen die Pforte benutzt würde, von dem sich vorhersehen ließ, daß derselbe zwar zur Befreiung der unglücklichen Griechen vom türkischen Joche, zugleich aber zur bleibenden Unterwerfung des osmanischen Reiches unter russischen Einfluß führen mußte. Als bei dem Tode des Kaisers Alexanders dessen Nachfolger Nicolaus entschlossen schien, mit Gewalt der Waffen zu Gunsten der Griechen einzuschreiten, erhielt daher (im Febrauar 1826) der Mann in England, von dem vorauszusetzen war, daß seine Persönlichkeit auf das Gemüth des kriegerischen Regenten den mächtigsten Einfluß üben würde, der Herzog von Wellington, den Auftrag, dem neuen Herrscher des Zaarenreiches die üblichen Beglückwünschungen zu seiner Thronbesteigung zu überbringen, um bei dieser Gelegenheit diplomatische Unterhandlungen anzuknüpfen, die zum Zweck hatten, die Rettung des erliegenden Griechenlands mit der Erhaltung des Besitzstandes im Orient zu vereinigen. Es gelang dem Herzoge, seine schwierige Aufgabe, wie es schien, auf vollkommen befriedigende Weise zu lösen, indem er unter der unscheinbaren Form eines Protocolls einen Vertrag zu Stande brachte, der die Bedingungen feststellte, unter denen England und Rußland es übernahmen, den Griechen ihr Bestehen als einer selbstständigen Nation zu sichern. Cannings Plan war, sämmtliche große europäische Mächte zum Beitritte zu vermögen, weil er nur durch ein solches gemeinschaftliches Verfahren hoffen durfte, auf der einen Seite den russischen Ehrgeiz zu zügeln,

auf der andern den Starrsinn der Türken zu brechen, der bisher alle Bemühungen zur Herbeiführung einer friedlichen Ausgleichung vereitelt hatte. Im September reiste er selbst nach Paris, um sich persönlich mit dem französischen Minister Villèle zu verständigen. Die Zusage der französischen Mitwirkung, die er ohne Schwierigkeit erlangte, schien den Erfolg der ferneren Unterhandlungen zu verbürgen, da Preußen von Schritten, die aus einer allgemeinen Uebereinstimmung der europäischen Mächte hervorgegangen wären, sich gewiß nicht ausgeschlossen hätte, während Oesterreich, wenn es auch eine den Griechen feindselige Politik beobachtete, doch mit England nicht über die Zwecke, die im Oriente zu erreichen waren, sondern nur über die Mittel verschiedener Meinung war.

Nicht geringere Sorge als die Verwickelungen im Osten verursachten Canning die Wirren des kleinen Königreichs Portugal, wo er fest entschlossen war, den brittischen Einfluß mit Kraft zu behaupten. Schon im J. 1824 war der alte König, dessen Milde seiner abscheulichen Gemahlin und ihrem Lieblingssohne, dem verruchten Dom Miguel, ein Greuel war, nur durch das schnelle Einschreiten der brittischen Seemacht auf dem Throne erhalten worden. Nach dem Tode des guten alten Fürsten im Frühjahre 1826 vermehrten sich die Schwierigkeiten, da sein Nachfolger Dom Pedro in Brasilien zwar dem portugiesischen Throne zu Gunsten seiner minderjährigen Tochter Donna Maria entsagte, vorher aber Portugal eine Constitution verlieh, deren Ausführung und Befolgung er zur Bedingung seiner Thronentsagung machte, und welche nicht allein die Partei seiner Mutter, der Königin, sondern alle Anhänger der willkürlichen Gewalt in die äußerste Wuth und die großen Mächte des Festlandes in arge Verlegenheit setzte. Mehrere Aufstände, die das Gold der Konigin veranlaßt, waren durch die schnelle Entschlossenheit einiger constitutionellen Anführer unterdrückt worden; aber Schaaren von Flüchtlingen hatten sich auf spanischem Boden gesammelt, wo sie von den Behörden mit Waffen und Kriegsvorräthen versehen wurden, und ihr Befehlshaber, der Marquis von Chaves, kündigte ohne Rückhalt an, daß er mit Genehmigung König Ferdinands VII. in Portugal einrücken werde, um die bestehende Regierung zu stürzen und den Infanten Dom Miguel als rechtmäßigen Herrscher auszurufen. Der brittische Gesandte zu Madrid machte der spanischen Regierung Vorstellungen, die wohl geeignet waren, sie zur Besinnung zu bringen; er drohte, seine Pässe zu verlangen, sofern man die portugiesischen Flüchtlinge nicht entwaffnete und in das Innere verlegte, und

kündigte an, daß England jeden Angriff auf Portugal, der mit spanischer Unterstützung unternommen wäre, als eine Kriegserklärung ansehen würde. Die Antwort war die befriedigendste; Alles, was der brittische Bevollmächtigte irgend verlangte, wurde zugestanden; nur geschah von Allem, was man versprach, das Gegentheil. An dem Tage, an dem nach den Versicherungen des spanischen Hofes die portugiesischen Flüchtlinge entwaffnet werden sollten, brach der Marquis von Chaves mit Heeresmacht in Portugal ein.

Solche Treulosigkeit konnte Canning um so weniger erwarten, als das französische Cabinet auf sein Andringen ihm die Zusage ertheilt hatte, daß es seinen ganzen Einfluß zu Madrid aufbieten wolle, um die brittischen Forderungen zu unterstützen. In der Thronrede, mit der am 21. November das Parlement eröffnet wurde, war daher nur in allgemeinen Ausdrücken von den Anstrengungen die Rede, welche die Regierung mache, um den Frieden in allen Theilen der Welt zu erhalten. Beide Häuser beschäftigten sich mit den Verfügungen, welche die Minister in der Zwischenzeit seit der letzten Session in Bezug auf die Einfuhr fremden Getreides ergriffen, als plötzlich die Nachricht von neuen Unruhen in Portugal und bald das ängstliche Gesuch der portugiesischen Regentschaft um die bundesmäßige Hülfeleistung eintraf. Die Thätigkeit, die Canning jetzt entwickelte, war bewunderungswürdig. Am 8. December des Abends erhielt er die erste amtliche Kunde von den Vorgängen in Portugal, am 9. und 10. wurden Cabinetssitzungen gehalten, denen sämmtliche Minister beiwohnten, am 11. brachten Lord Bathurst und Canning zwei gleichlautende königliche Botschaften in beide Häuser des Parlements, um denselben den Entschluß anzuzeigen, den die Regierung gefaßt habe, „dem ältesten Bundesgenossen Großbritanniens" den vertragsmäßigen Beistand zu leisten; und am 12. wurde von beiden Häusern einmüthig, von den Gemeinen unter lautem Jubel beschlossen, der Regierung mit allen Mitteln zu versehen, deren sie zu kräftiger Durchführung ihres Vorsatzes bedürfen würde. Die Sprache, die Canning bei dieser Gelegenheit führte, war die kühnste, die je aus dem Munde eines brittischen Ministers kam. Er gestand zu, daß der Schritt, welcher die Regierung durch die Gebote der Volksehre und das gegebene Wort abgenöthigt werde, leicht einen Krieg entzünden könne, der sich nicht allein über die engen Grenzen des Königreiches Portugal, sondern der pyrenäischen Halbinsel verbreitete; und er erklärte, daß er zu tief von der Wichtigkeit des Friedens durchdrungen sey, um nicht Alles zu thun, jedes mit der Ehre der Nation ver-

trägliche Opfer zu bringen, wodurch die Möglichkeit eines solchen Kampfes zu entfernen wäre, aber nicht, weil er denselben für England fürchte, nicht, weil er die Kraft des Landes für unzureichend halte, ihn mit Erfolg zu führen, sondern in dem Bewußtseyn der ungeheuern Macht, die England besitze, einer Macht, die England in den Stand setze, die Feindseligkeiten, sobald sie einmal begonnen wären, zu Folgen zu steigern, deren Betrachtung ihm Schauder errege. „Ich besorge", sagte er, „der nächste europäische Krieg würde ein Krieg von furchtbarem Charakter sein, ein Krieg, nicht bloß zwischen streitenden Heeren, sondern zwischen streitenden Meinungen. Ich weiß, daß das Land, wenn es sich in den Krieg einläßt, unter seinem Banner alle mißvergnügte und unruhige Geister des Zeitalters finden wird, alle diejenigen, die mit dem gegenwärtigen Zustande ihrer Heimath unzufrieden sind. Die Kenntniß dieser Lage der Dinge ist es, was mich das Schlimmste fürchten läßt. Ich sehe hier eine Macht. die unter Englands Führung vielleicht furchtbarer werden kann, als irgend eine andere, die je in der Weltgeschichte hervorgetreten ist. Obschon es aber herrlich ist, Riesenkraft zu besitzen, so wäre es doch tyrannisch, sie wie ein Riese zu gebrauchen. Das Bewußtseyn dieser Kraft macht unsere Sicherheit aus; und wir haben nicht nöthig, die Gelegenheit zu suchen, sie zu entwickeln, sondern nur durch eine entfernte Hindeutung darauf fühlbar zu machen, daß Mäßigung den Ultra aller Parteien rathsam seyn möchte." Der Eindruck, den diese drohende Rede nicht allein im Parlemente, nicht allein in England, sondern in ganz Europa bei allen Höfen und bei allen Völkern hervorbrachte, war der Wirkung eines elektrischen Schlages zu vergleichen. Die Hoffnungen der Nationen, die durch eine auf Hemmung jeder freien Entwickelung berechnete Politik niedergedrückt waren, wurden neu belebt; die Ahnung einer bessern Zukunft schwellte alle männliche Herzen; das freie England hatte jetzt entschieden seine Sache von der Sache der Willkürherrschaft getrennt; und wenn der hohe Geist, der, wie er selbst erklärte, die Stürme in seiner Gewalt hatte, es auch verschmähte, ihnen zur Vernichtung der Wohlthaten des Friedens freien Lauf zu lassen, so wehte doch schon jetzt ein frischer erquickender Hauch von der meerumgürteten Insel in die Schwüle des Festlandes herüber, so erhielten doch schon jetzt alle freisinnigen Bestrebungen durch das mächtige England einen neuen gewaltigen Antrieb. Aber Canning hatte, durch das Feuer der Rede hingerissen, seine geheimsten Gedanken allzu unvorsichtig offenbart. Seine eigenen Freunde tadelten ihn, daß er in einer Stellung, in der die Worte sorgsam abgewogen werden sollten, weil

ein jedes centnerschwer in das Gewicht fällt, sich selbst vergessen habe, und er mußte, um ihre Besorgniß zu beschwichtigen, einen Abdruck seiner Rede veranstalten, in dem die härtesten Ausdrücke gemildert waren. Dadurch wurde die Wirkung nicht aufgehoben, und das nächste Ziel, welches Canning vor Augen hatte, wurde vollkommen erreicht. Denn dem kühnen Worte folgte mit Blitzeseile die That. Vom 17. zum 20. December wurden alle Truppen, die der Regierung für den Augenblick zur Verfügung standen, nach Lissabon eingeschifft. Ihr bloßes Erscheinen war hinreichend, die Feinde der Freiheit in Portugal in das Dunkel zurückzuscheuchen, aus dem sie sich hervorgewagt hatten.

Das Uebergewicht, welches Canning im Ministerrathe besaß, hatte er nebst seinem überlegenen Talente hauptsächlich dem Einflusse seines Freundes Liverpool zu danken, der dem Namen nach das Haupt des Cabinettes in der That bei der Erwägung der wichtigsten Angelegenheiten fast immer seinen Eingebungen folgte. Die Mehrzahl seiner übrigen Collegen, den talentvollsten, Sir Robert Peel, nicht ausgenommen, beneidete seine geistige Ueberlegenheit mehr, als daß sie sich derselben willig untergeordnet hätte; die durch ihre Geburt der Aristokratie Angehörigen sahen sogar mit geheimer Verachtung auf den Menschen von gestern herab, der, namenloser Eltern Sohn, es sich herausnahm, mit ihnen an einer Tafel zu sitzen und klüger zu seyn, als sie. Der schneidende Spott, der Canning zu Gebote stand, trug nicht dazu bei, die Mißgunst zu mildern; man duldete ihn nur deshalb, weil man sich nicht ableugnen konnte, daß seine Beredsamkeit im Hause der Gemeinen schwer zu ersetzen seyn würde. Da erkrankte im Februar 1827 Lord Liverpool; und obwohl seine körperliche Gesundheit allmälig zurückkehrte, blieben seine geistigen Fähigkeiten gelähmt. Man mußte daran denken, einen Nachfolger für ihn zu finden; aber alle gehässige Leidenschaften, die seine Vermittlung lange zurückgehalten, wurden entfesselt, als die öffentliche Stimme Canning als den würdigsten bezeichnete. Dem Könige selbst war Canning nichts weniger als angenehm; denn die Theilnahme, die er der Königin während ihres unglücklichen Processes gezeigt, war ihm noch keinesweges verziehen. Georg IV. hatte jedoch Urtheilskraft genug, um das Verdienst von der Scheindienerei des Höflings zu unterscheiden; und wenn er irgend noch geschwankt hätte, so mußte die Zudringlichkeit einiger Torylords den Ausschlag geben. Der Herzog von Rutland, in seinem eigenen und einiger gleichgesinnten vornehmen Herren Namen, erklärte dem Könige, daß sie zu ihrem Bedauern der Regierung ihre Unterstützung entziehen müßten, wenn Canning

zum ersten Minister ernannt würde. Das war dem etwas erschlafften, aber auf die Vorrechte seiner königlichen Würde immer eifersüchtigen Fürsten zuviel; wenige Tage darauf — am 10. April — erhielt Canning den Auftrag, als erster Lord der Schatzkammer ein neues Cabinet zu bilden, unter der einzigen Bedingung, daß dasselbe die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken nicht zur Sache der Regierung mache, sondern die Entscheidung dem freien Urtheile des Parlements überlasse. Er zeigte den Entschluß des Königs in der üblichen Form seinen Collegen an und ersuchte sie, der Verwaltung ihre Theilnahme nicht zu entziehen, da dieselbe die Grundsätze nicht verleugnen würde, die sie unter Lord Liverpool geleitet hätten. Statt der Antwort schickten fast Alle, den Großkanzler Eldon an der Spitze, und mit ihm der Herzog von Wellington als Feldzeugmeister und Oberbefehlshaber des Heeres, der Minister des Innern Sir Robert Peel, der Colonialminister Graf Bathurst, der erste Lord der Admiralität Viscount Melville, der Siegelbewahrer Lord Westmoreland, der Kanzler des Herzogthums Lancaster Lord Berley und selbst der seit mehreren Jahren ohne bestimmte Verrichtung nur noch den Namen nach im Cabinette befindliche Lord Sidmouth ihre Entlassung ein. Zugleich legten einige höhere Beamte in den verschiedenen Ministerien und mehrere der einflußreichsten Männer aus dem Hofhalte des Königs, der Herzog von Montrose und sein Sohn der Marquis Graham, der Herzog von Dorset und der Marquis von Londonderry, ihre Stellen nieder. Die Herren glaubten sich unentbehrlich und hielten es für unmöglich, daß Canning nach ihrem Austritte eine Verwaltung zu Stande bringen könne. In der That hatte Canning mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Von allen Ministern waren nur vier geblieben: der Präsident des geheimen Rathes Graf Harrowby, der Kanzler der Schatzkammer Robinson, der Handelsminister Huskisson und der Präsident des ostindischen Bureaus Wynn. Bei der erklärten Feindseligkeit aller Häupter der Tories hatte er keine Aussicht, sich von dieser Seite zu verstärken. Auf der anderen Seite war er von den Whigs, ungeachtet seiner Uebereinstimmung in vielen wesentlichen Punkten, doch in andern zu weit getrennt, als daß eine Vereinigung mit ihnen möglich erschienen wäre, ohne daß einer von beiden Theilen auf seine alten Grundsätze verzichtet hätte. Dennoch verzweifelte Cannig nicht an dem Gelingen, weil er überzeugt war, daß England nur durch ihn auf der Höhe der Macht erhalten werden könne, zu der er es emporgehoben hatte. Er wußte zuvörderst einen Theil des königlichen Hauses an sein Interesse zu

knüpfen, indem er die Stelle eines Marineministers unterdrückte und den Herzog von Clarence, seit dem zu Anfange des Jahres erfolgten Tode des Herzogs von York den muthmaßlichen Erben der Krone, vermochte, als Großadmiral an die Spitze des Seewesens zu treten. Sodann benutzte er den Ehrgeiz des vornehmsten Beamten in der Kanzlei, des master of the rolls Sir John Copley, um diesen für seine Plane zu gewinnen. Sir John Copley, der längst die Anwartschaft auf die Kanzlerstelle hatte, konnte, obwohl mit Canning persönlich verfeindet, der Lockung nicht widerstehen, sich zu der höchsten Würde des Reiches zu erheben, und übernahm, als Lord Lyndhurst von Wimbleton, das von Eldon verlassene Amt eines Großkanzlers. Nach langen Unterhandlungen sicherten die Whigs ihre Unterstützung zu, und jetzt wurde es leicht, das Cabinet zu vervollständigen. Canning, der erwartete, daß die Feinde desselben ihre Angriffe hauptsächlich gegen den Staatshaushalt richten würden, weil dieser bei der, wenn auch verminderten, doch immer noch ungeheuren Last der Steuern, die meisten Blößen bot, übernahm zu der Würde eines ersten Lords des Schatzes oder Premierministers das schwierige Amt eines Finanzministers, an seines Freundes Robinson Stelle, der, zum Lord Goderich erhoben, den Grafen Bathurst im Ministerium der Colonien ersetzte und den Auftrag erhielt, die Politik des Cabinettes im Hause der Lords zu vertheidigen. Graf Harrowby, Huskisson und Wynn behielten ihre alten Stellen. Auch ließ Lord Berley, der seinen Austritt bereute, sich bestimmen, die Sinecure der Kanzlerschaft für das Herzogthum Lancaster wieder anzunehmen. Neu eintretende Mitglieder waren: der Schwager Cannings, Herzog von Portland, dem das geheime Siegel übertragen wurde, sein alter Freund Sturges Bourne als Minister des Innern, Baron Dudley und Ward als Minister des Auswärtigen, und Viscount Palmerston als Kriegsminister. Als diese Ernennungen dem Parlemente angezeigt wurden, rief die getäuschte Erwartung unter den Ultratories einen allgemeinen Ausbruch der Wuth hervor. Selbst Sir Robert Peel, der sich anfangs alle mögliche Mühe gab, den Schein der Mäßigung zu behaupten, und sogar das Ministerium zu unterstützen versprach, sofern es seinen angekündigten Grundsätzen treu bliebe, fiel bald so sehr aus der Rolle, daß er erklärte, man könne unmöglich Vertrauen in die Verwaltung setzen, bevor dieselbe sich über die Grundlagen ihres Bundes mit den Whigs ausgesprochen. In dem Hause der Lords sprachen die ausgetretenen Minister beinahe sämmtlich mit gleicher Bitterkeit; Lord Ellenborough versicherte, daß die brittische Verwaltung

durch Canning bei den auswärtigen Regierungen alles Vertrauen verloren habe. Der Herzog von Newcastle nannte Canning den schlechtesten und abscheulichsten Minister, den man je in der Verwaltung gesehen, und der Marquis von Londonderry ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seinem unversöhnlichen Hasse gegen den Nachfolger seines glorreichen Bruders durch die leidenschaftlichsten persönlichen Ausfälle Luft zu machen. Der Marquis von Lansdowne, der einflußreichste unter den Führern der Whigs, der das Ministerium schon gegen die ersten sinnlosen Angriffe der Ultratories in Schutz genommen, zögerte jetzt nicht länger, demselben durch seinen offenen Beitritt das ganze Gewicht seines Namens und Ansehens zu leihen. Er selbst nahm zwar nur eine Stelle im Cabinette ohne Portefeuille an, aber zwei der bedeutendsten Vordermänner der Volkspartei, Lord Carlisle und Tierney, traten, der erste als Minister der Domainen und Forsten, der andere als Vorsteher des Münzwesens unmittelbar in die Verwaltung. So bewirkten die Tories, indem sie rücksichtslos ihre unsinnige Wuth gegen den vorragendsten und edelsten Geist ihres Vaterlandes ausließen, gerade das Gegentheil von dem, was sie erreichen wollten. Statt Canning zu stürzen, trugen sie dazu bei, ihn in der Macht zu befestigen; statt die freisinnige Politik zu hemmen, die ihnen seine Person verhaßt machte, führten sie selbst eine noch freiere Entwicklung derselben herbei, indem sie ihn zwangen, sich den Whigs und der Volkspartei in die Arme zu werfen.

Ein Umstand tröstete die Faction. Sie musterte ihre Reihen und fand, daß diese, wenn auch durch den Abfall der Schwachen gelichtet, die es nicht über sich gewinnen konnten, der Regierung aus irgend einem Grunde das Widerspiel zu halten, doch den Reihen der Gegner im Hause der Gemeinen ziemlich gewachsen, im Hause der Lords sogar überlegen waren. Darauf bauten die Herren ihren Plan. Unangenehm war es freilich, daß die Maßregeln, die dem Parlemente zur Berathung vorlagen, noch unter Lord Liverpools Vorsitze und vor dem Austritte der Toryminister beschlossen waren, die unmöglich jetzt mit Ehren Vorschläge verwerfen konnten, die sie vor Kurzem noch laut gebilligt und zum Theil sogar veranlaßt hatten. Die Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Katholiken, welche die willkommenste Gelegenheit zu erbitterten Ausfällen gegen Canning geboten hätte, war diesmal bereits vor dessen Erhebung im Hause der Gemeinen durch eine außerordentliche Kraftanstrengung der Tories beseitigt worden, die, indem sie einige schwankende Mitglieder zu sich herüberzogen, eine Mehrheit von vier Stimmen dagegen zusammen brachten. Aber es fand sich

noch ein Ausweg. Der wichtigste unter den Gesetzentwürfen, welche die Regierung in das Parlement gebracht, war eine neue Kornbill, die, obwohl immer noch vorzugsweise auf den Vortheil der Grundeigenthümer berechnet, doch die allzu harten Bestimmungen der Gesetzgebung vom Jahre 1815 einigermaßen milderte. Nach dem ministeriellen Entwurfe sollte das Verbot der Getreideeinfuhr überhaupt ganz aufhören, das fremde Getreide aber beim Eingange einem Zolle unterworfen werden, der, nach wöchentlichen Mittelpreisen berechnet, bei niederem Preise (unter 60 Schillingen der Quarter) die Einfuhr so gut als unmöglich machte, bei höheren Preisen sich verhältnißmäßig verringerte, und erst bei sehr hohen (70 Schilling und darüber) ganz aufhörte. Die einzige wesentliche Erleichterung, welche das neue Gesetz versprach, war, daß die freie Einfuhr nicht mehr bloß bei dem Hungerpreise von 80 Schilling, sondern bei dem etwas mäßigeren von 70 gestattet seyn sollte. Dagegen hatten die Gutsbesitzer gewaltig geeifert, dennoch war die Bill, nach einem harten Kampfe, im Hause der Gemeinen von einer weit überwiegenden Mehrheit angenommen worden. Jetzt kam sie in das Haus der Lords zur Bestätigung. Daran, sie geradezu zu verwerfen, durfte man nicht denken, weil sie noch von der Verwaltung Liverpools ausgegangen war; aber dies hinderte nicht, daß man Vorschläge zur Verbesserung machte, die unter dem Scheine des vollkommensten Einverständnisses den ganzen Zweck vereitelten. Der Herzog von Wellington, der doch selbst Mitglied des Cabinettes war, als die Bill entworfen wurde, schlug vor, den angenommenen Durchschnittspreis, nach dem die Zölle berechnet werden sollten, so zu erhöhen, daß dadurch eher eine Verschärfung, als eine Ermäßigung der alten Gesetzgebung bewirkt worden wäre; er versicherte, den Gesetzentwurf nicht eher gekannt zu haben, als bis derselbe ihm gedruckt zu Gesichte gekommen sey, und sprach mit seltener Naivetät die Hoffnung aus, daß sein anwesender Freund Lord Goderich mit seiner Verbesserung einverstanden seyn werde. Umsonst protestirte der Minister; der Vorschlag des Herzogs von Wellington wurde angenommen; und da eine zweite Abstimmung dasselbe Ergebniß herbeiführte, sah die Regierung sich genöthigt, die Bill fallen zu lassen, um nicht ihren eigenen Absichten zuwider zu handeln. Die nächste Folge war, daß die Getreidepreise in ganz England stiegen; aber der allgemeine Unwille, der dadurch hervorgerufen wurde, schüchterte die Torylords so sehr ein, daß Canning es wagte, den eben durch ihre Ränke vereitelten Gesetzentwurf noch einmal einzubringen, nur mit der Beschränkung, daß derselbe nicht für

die Getreideeinfuhr im allgemeinen, sondern bloß für das bis zum 1. Juli eingeführte und in brittischen Niederlagen aufgespeicherte Getreide gelten sollte. Das so beschränkte Gesetz noch einmal zu vereiteln, hatte man nicht den Muth, und dasselbe ging daher in wenigen Tagen ohne erhebliche Erörterungen durch beide Häuser des Parlements. Beinahe unmittelbar nach der Annahme, am 2. Juli, wurde die Session geschlossen.

Canning hatte, während seine höchste geistige Kraft durch die Parteikämpfe der Heimath in Anspruch genommen wurde, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten einem Freunde von untergeordneter Fähigkeit überlassen müssen, der aber seine Weisung treulich befolgte. Unverkennbar blieb es, daß sein Geist über der Politik schwebte, welche die Beziehungen des brittischen Inselreiches zum Auslande ordnete. Die Unterhandlungen, die er begonnen, wurden in seinem Sinne fortgeführt; und er hatte die Freude, daß, wenige Tage nach der Erledigung seiner parlementarischen Arbeiten, ein Werk zur Vollendung gedieh, welches nicht bloß in vorübergehenden Stunden seine ganze Seele erfüllt hatte. Am 6. Juli wurde von dem brittischen Minister des Auswärtigen, Lord Dudley, von dem französischen Bevollmächtigten, Fürsten von Polignac, und von dem russischen Botschafter, Fürsten Lieven, der Vertrag unterzeichnet, der in dem letzten entscheidenden Augenblicke das edle Volk der Hellenen vom Untergange rettete und die Befreiung Griechenlands auf unumstößliche Grundlagen feststellte. Alle die unendlichen oft unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten waren glücklich überwunden, welche sich der Lösung der großen, mit hochherziger Ausdauer bis ans Ende verfolgten Aufgabe entgegenstellten. Canning durfte sich rühmen, daß er, wie er in America durch die Anerkennung der südamericanischen Republiken eine neue Welt in das Leben gerufen, so in Europa durch die Befreiung von Griechenland eine längst erstarrte Welt voll schöner herrlicher Erinnerungen vom Tode zu neuem Leben erweckt habe. Aber jetzt waren seine Kräfte auch erschöpft. Ermattet sank er nach vollbrachtem Tagewerk auf das Krankenlager nieder, von dem er sich nicht wieder erhob. Seine Gesundheit war früh durch übermäßige Anstrengungen untergraben, und er kränkelte bereits, als er an die Spitze der Verwaltung trat. Dennoch wäre er vielleicht der riesenhaften Last, die auf seinen Schultern ruhte, noch gewachsen gewesen, wenn der wüthende Haß seiner Feinde ihm einen Augenblick Ruhe gegönnt, nicht unabläßig die tückischeste Arglist, die frechste Verleumdung, jedes Hülfsmittel der niedrigsten Gemeinheit in Bewegung

gesetzt hätte, um seine krankhafte Reizbarkeit immer wieder aufs neue aufzuregen. Der große Mann, von dessen Pulsschlägen das Schicksal Englands und der ganzen gebildeten Welt abhing, dem keiner seiner Gegner in offenem Kampfe mit gleichen Waffen entgegenzutreten wagte, erlag den tausend kleinen Nadelstichen, die ihm die Bosheit hinterrücks versetzte. Er verschied nach schmerzlichen Leiden am 8. August 1827 auf dem Landsitze Cheswik bei London, wohin er von dem Herzoge von Devonshire eingeladen war. Sein letzter Gedanke war England, sein letzter Wunsch, der auf seine Bitte dem Könige mitgetheilt wurde, daß die brittische Politik die Bahn nicht verlassen möge, die er ihr eröffnet.

Cannings Tod wurde in England von allen Ständen, mit Ausnahme einer geringen Anzahl durch Eigennutz oder Parteigeist verblendeter Lords und Lordlinge, als ein Unglück für die Nation, in Europa von allen freisinnigen hellsehenden Männern als ein Unglück für die Menschheit bedauert. Englands Größe ging ihm über Alles; aber er sah diese Größe nicht, wie sein Vorgänger Castlereagh, in den Schmeichelreden und persönlichen Begünstigungen, mit denen er selbst von den fremden Höfen überhäuft wurde, er sah sie in der freien Entwicklung aller Kräfte der Nation im Innern und in der Förderung der freien Entwicklung bei allen anderen Nationen. Deshalb verschmähte er es, die brittische Politik von der Politik des heiligen Bundes in das Schlepptau nehmen zu lassen; deshalb trat er den Planen der großen Mächte des Festlandes überall, wo diese den brittischen Interessen zuwider waren, kühn entgegen, und er zwang die vereinte Macht der Höfe, überall der überlegenen Macht seines Geistes zu weichen, — in Südamerica, in Portugal, in Griechenland, — überall, wo das Banner von Altengland sich entfaltete.

Zweites Hauptstück.

Der Fortgang des griechischen Befreiungskampfes.

Die Hoffnung auf den Beistand des christlichen Europa, welche die Griechen in ihrer Unkenntniß aller diplomatischen Verhältnisse während der ersten Jahre des Befreiungskampfes nährten, war durch die Zu-

rückweisung der Bevollmächtigten gescheitert, die sich im Auftrage der von Korinth entflohenen Regierung nach Verona begeben sollten. Daran war jetzt kein Zweifel, daß das Völklein der Hellenen, wenn es nicht unter dem Schwerte der Osmanen verbluten oder den Nacken von neuem unter ihr schimpfliches Joch beugen wollte, nur seinen eigenen Kräften vertrauen durfte, daß es rettungslos verloren war, wenn es nicht mit eigenen Händen den Schlag führte, von dem es seine Freiheit erwartete. Bei der unverhältnißmäßigen Uebermacht des Feindes wäre es aber offenbare Thorheit gewesen, auch nur an die Möglichkeit des Sieges zu denken, sobald man nicht fest entschlossen war, mit unbedingter Aufopferung der eigenen Persönlichkeit Gut und Blut an die Erreichung des einen Zweckes, der Befreiung des Vaterlandes, zu setzen. Auch war alles Volk so tief von dem grimmigsten Hasse gegen die Barbarei der Türken durchdrungen, daß bei weitem die Mehrzahl eher in den Tod gegangen, als zu der alten Unterwürfigkeit zurückgekehrt wäre. Unglücklicher Weise hatte gerade in den kräftigsten Gemüthern die lange Knechtschaft jene edleren Gefühle erstickt, durch die allein das Höchste und Größte bewirkt wird: die uneigennützige Begeisterung für Freiheit und Volkswohl, den reinen Sinn für Recht und Gerechtigkeit, den Abscheu vor allen gemeinen und niedrigen Bestrebungen. Die Räuber — Klephthen, wie sie ganz unbefangen sich selbst nannten —, die bei dem Ausbruche des Aufstandes aus ihren Schlupfwinkeln herauftauchten und sich an die Spitze der empörten Bevölkerungen stellten, achteten es für nichts, ihre Brust den Säbeln und Geschossen der Feinde entgegenzuwerfen, aber sie verlangten dafür auch das Recht, in dem befreiten Lande nach Willkür zu schalten und zu walten. Die Ortsvorsteher oder Primaten, die unter der türkischen Herrschaft als die Häupter der christlichen Gemeinden anerkannt waren, begriffen nicht, daß die Freiheit etwas anderes bedeuten könne, als ihre eigene Befreiung von der lästigen Aufsicht der türkischen Behörden, und sie verständigten sich leicht mit den Häuptlingen der Klephthen, daß sie die Steuern, welche bisher die Türken erhoben hatten, für ihre Rechnung weiter erhoben und den Ertrag brüderlich theilten. Beide Parteien hatten nichts dagegen, daß sich eine Regierung bildete, die Gesetze gab und Verordnungen erließ, nur behielten sie sich vor, die Befehle derselben nicht weiter zu beachten, als dies mit ihren eigenen Wünschen und Entwürfen zu vereinigen war. Alles Ansehen verloren die Mitglieder der Regierung durch ihre übereilte Flucht von Korinth, welche die uneinnehmbare Felsenfeste den Türken Preis gab. Zwar sam-

melten sie sich bald wieder zu Argos und darauf, auch hier vertrieben, in dem nahen Hermione, aber Niemand kümmerte sich um ihre Verfügungen, bis sie einen neuen Nationalcongreß nach Astros, einem kleinen Orte auf der westlichen Küste des Golfs von Navplia, einberiefen. Dieser trat wegen der Schwierigkeiten, die mit den Wahlen verbunden waren, erst im April 1823 zusammen, und sein erster Schritt war, anstatt des Fürsten Mavrokordatos, der mit edler Uneigennützigkeit sich freiwillig zurückzog, den tapfern und einflußreichen Fürsten von Maina, Petros Mavromichalis, zum Präsidenten des Vollziehungsrathes oder zum Haupte der Regierung zu ernennen. Nächstdem wurde ein Ausschuß niedergesetzt, um die Verfassung von Epidavros einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen; und auf dessen Gutachten wurden die verschiedenen Regierungsbehörden, welche für die einzelnen Provinzen, — für Ost- und Westgriechenland, Morea, die Inseln, — aufgehoben und alle Befugnisse derselben unmittelbar der Centralregierung zugewiesen, die dadurch ungemein an Macht gewonnen hätte, wenn man ihr nur auch die Mittel hätte geben können, ihren Geboten Gehorsam zu verschaffen. Zum Schlusse ihrer Thätigkeit erließen die auf dem Congresse versammelten Bevollmächtigten eine Bekanntmachung, worin sie, gleich dem Congresse von Epidavros, „vor Gott und der Welt" die politische Unabhängigkeit Griechenlands erklärten und im Namen der gesammten Nation den Entschluß aussprachen, die Rechte wieder zu erringen, die ihnen durch fremde Gewalt geraubt wären, oder mit den Waffen in der Hand „als wahre Christen und freie Männer" zu sterben.

Den überwiegendsten Einfluß in Morea nach dem Mainotenfürsten Petros Mavromichalis besaß der wilde Kolokotronis, der nicht allein zu Tripolitsa als Gebieter hauste, sondern auch bei der Einnahme von Navplia sich der Burg Palamidis bemächtigt hatte. Um diesen rohen, unbezähmbaren Gesellen zu beschwichtigen, in dem Ehrgeiz und Raubsucht beinahe noch mächtiger waren, als der von den Vätern ererbte Türkenhaß, ertheilte man ihm die Würde eines Vicepräsidenten des Vollziehungsrathes. Mavrokordatos, ein eben so gewandter, als gebildeter, nur nach Art der vornehmen Griechen aus dem Fanar all' zu verschlagener Mann, glaubte, indem er für sich selbst die untergeordnete Stelle eines Generalsecretairs behielt, bei der Roheit der beiden Oberhäupter, die weder lesen noch schreiben gelernt hatten, unter der Hand dennoch die öffentlichen Angelegenheiten nach seinem Willen zu leiten. Er erfuhr jedoch bald, wie sehr er sich getäuscht hatte. Zwar

wurde die Regierung zu Tripolitsa, wohin sie ihren Sitz verlegte, mit großen Freudenbezeugungen empfangen; aber es gelang weder einen regelmäßigen Geschäftsgang zu Stande zu bringen, noch fanden die verständigsten, zum Theil durch die dringendste Nothwendigkeit gebotenen Rathschläge das geringste Gehör. Der Winter, der die Bewegung der Türken lähmte, war vorüber; es ließ sich vorhersehen, daß sie beim Eintreten der günstigen Jahreszeit ihre Angriffe mit verdoppelter Gewalt erneuen würden. Dennoch war es nicht möglich, die Häuptlinge von Morea aus ihrer trägen Ruhe emporzurütteln; sie ließen sich durch keine Vorstellungen bewegen, dem Feinde ihre kampfgeübten Schaaren auf das Festland entgegenzuführen, und selbst die Berennung der von den Türken noch besetzten Festungen wurde mit der größten Lässigkeit betrieben. Nicht eher als bis die Gefahr vor der Thür war, erwachten die Verblendeten zum Bewußtseyn ihrer Lage; und jetzt hätten schwerlich die außerordentlichsten Anstrengungen sie gerettet, wenn nicht die innere Zerrüttung des osmanischen Reiches ihr bester Bundesgenosse gewesen wäre.

Der greise Khosrew, nach dem Unglücke des letzten Kapudan Paschas zu dessen Nachfolger ernannt, war am 3. Mai mit einer Flotte von 13 Fregatten, 29 kleineren Fahrzeugen und 31 Transportschiffen aus dem Hafen von Konstantinopel ausgelaufen; er durchsegelte stolz den Archipel, ohne daß die Griechen mit ihren kleinen Briggs ihm zu begegnen wagten, und erschien um die Mitte des Junimonates in den Gewässern von Patras. Jussuf Pascha, der tapfere Commandant dieses Platzes, war zum voraus zum Statthalter von Morea ernannt; er hatte sich bereits im Frühjahre nach Albanien begeben, um hier unter den kriegerischen Arnauten Truppen zu werben, die er unter dem Schutze der Flotte an der Küste von Morea ausschiffen wollte, während zwei zahlreichere Heere, das eine von Mustapha, dem Pascha von Scutari, geführt, aus Albanien durch das westliche, das andere unter dem Befehle des Seriaskers Said Mehmed Pascha, der den hingerichteten Kurschid ersetzt hatte, aus Thessalien durch das östliche Griechenland gegen den Isthmos vordringen und den Eingang in die Halbinsel erzwingen sollten. Der Seriasker eröffnete den Feldzug, indem er sich gegen den Meerbusen von Volos im südlichen Thessalien wandte, wo die griechische Bevölkerung, durch einige aus Livadien herübergekommene Haufen ermuthigt, sich gegen die türkische Zwingherrschaft erhoben hatte. Alle Dörfer des flachen Landes wurden verwüstet, die Männer erschlagen, Weiber und Kinder in die Sclaverei getrieben. Darauf rückten die Türken, durch beträchtliche Schaaren verstärkt, die

aus den Festen Chalkis (Negroponte) und Karistos auf der Insel Euböa herausbrachen, die Banden des tapfern Odysseus zur Seite schiebend, in Livadien ein, besetzten Theben und Livadia und bedrohten Athen, von wo die Einwohner nach der Insel Salamis entwichen, während Guras mit dreihundert entschlossenen Männern sich in die Burg warf. Aber um dieselbe Zeit, während die Türken im Osten so bedeutende Fortschritte machten, nahmen die Dinge im Westen für sie eine sehr bedenkliche Wendung. Jussuf Pascha hatte zu Prevesa ein Corps von 6000 Mann zusammengebracht, das aber, als es den Befehl zum Aufbruche erhielt, auseinanderlief, weil er nicht im Stande war, den versprochenen Sold zum voraus auszuzahlen. Omer Vrione, der mit 4000 Mann von Jannina ausgezogen war, um sich mit ihm zu vereinigen, war zu schwach, allein etwas zu unternehmen. Und Mustapha Pascha, der die Hauptmacht von Scutari heranführen sollte, zögerte so lange, daß seine Vorhut unter dem Befehle seines Neffen Dscheladdin Bei erst in den letzten Tagen des Juli an der Grenze von Epiros und Akarnanien eintraf. Hier, auf dem linken Ufer des Aspropotamos, auf den steilen Höhen und in den engen Schluchten des Gebirges, welches vom Pindos nach dem Hellovo streicht, hat ein kühner und kräftiger Menschenschlag seine Sitze, der unter dem Schutze seiner Palikaren sich immer in einer gewissen Unabhängigkeit von den Türken erhalten hat. Schon in den ersten Tagen des Juni waren die Bergbewohner unter der Anführung ihrer Häuptlinge Karaiskakis, Stournaris und Christos Tsavellas, in die Ebenen von Thessalien herabgestiegen, hatten die Türken, die ihnen aus Trikala und Larissa entgegenstürmten, in dem Thale des Veternikos, eines Nebenflusses des Peneos, geschlagen und darauf einen viermonatlichen Waffenstillstand mit dem Seriasker Said Mehemed Pascha geschlossen, der ihnen ungestörte Ruhe von dieser Seite sicherte und freie Hand gegen die Truppen des Sultans ließ, die jenseit der Berge aus Albanien und Epiros kommen konnten. Dscheladdin Bei, als er den Aspropotamos vor sich sah, wagte es nicht, in Akarnanien einzubrechen, während die kriegerischen Gebirgsstämme vom Pindus in seinem Rücken unter den Waffen blieben. Er versuchte es daher, Unterhandlungen mit ihren Häuptern anzuknüpfen und überschritt, als diese zu keinem Ziele führten, den Strom, um sie die Schwere seines Armes empfinden zu lassen. Er gelangte bis nach Karpanissi, im Süden von Agrapha, da Stournaris, der ihm hier allein gegenüberstand, zu schwach war, um ihm die Spitze zu bieten. Aber kaum hatten die

Türken bei Karpanissi ihr Lager aufgeschlagen, als vom Norden Karaiskakis, vom Süden der Suliotenführer Markos Botsaris zur Unterstützung ihrer Waffenbrüder herbeieilten. Markos Botsaris entwarf den Plan zu einem Ueberfalle, der eben so glücklich ausgeführt wurde, als er kühn ersonnen war. In der Nacht vom 20. auf den 21. August brach er mit 350 seiner Sulioten in das feindliche Lager, setzte dieses in die äußerste Verwirrung, da die Türken, durch die gleichartige Tracht der Sulioten irre geleitet, sich von ihren Bundesgenossen, den epirotischen Arnauten, verrathen und angegriffen glaubten, und drang würgend bis zu dem Zelte des Dscheladdin Bei vor, der mit Mühe sich selbst durch die Flucht rettete, während mehrere seiner vornehmsten Anführer neben ihm niedergemacht oder gefangen genommen wurden. Unglücklicher Weise wurde Markos Botsaris bei dem Sturme auf eine Schanze, die sich allein noch hielt, durch eine Kugel tödtlich verwundet. Trauernd führten ihn seine Krieger in ihr Lager zurück, wo er seinem jüngeren Bruder Kostas das Schwert überreichte, und nachdem er ihn beschworen, den heiligen Kampf für die Sache der Religion und des Vaterlandes bis ans Ende fortzustreiten, im Tode noch erfreut über seinen ruhmvollen Sieg, den Geist aufgab. Die Sulioten, die kaum funfzig der Ihrigen verloren, hatten viele Hundert der Feinde erschlagen, eine Menge Waffen und Gepäck, Pferde, Maulthiere und Schlachtvieh erbeutet und den Türken einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie unthätig stehen blieben, bis sich die Hauptmacht des Paschas von Scutari mit ihnen vereinigte, und selbst dann es nicht wagten, gegen die Küste vorzudringen, wo die Flotte sie erwartete, sondern sich den ganzen September hindurch mit den kleinen griechischen Banden im Gebirge herumschlugen. Erst zu Anfange des Octobers, als Omer Vrione mit seinem Corps den Aspropotamos überschritten und sich zu Vrachori, vier Meilen von Mesolongi, aufgestellt hatte, stieg auch Mustapha Pascha von den Bergen in die Ebene hinab. Der Kapudan Pascha, der den Angriff von Mesolongi unterstützen sollte, war jedoch längst nach dem Archipel zurückgesegelt, wo die Griechen in seiner Abwesenheit den Meister spielten, und hatte nur drei Fregatten nebst einigen kleineren Fahrzeugen zurückgelassen, welche Mesolongi von der Seeseite blokirten. Das türkische Heer, welches vor diesem Platze erschien, war 15,000 Mann stark und hinreichend mit schwerem Geschütze versehen; aber die Anführer desselben hatten so wenig Vertrauen zu sich selbst, daß sie sich vorläufig damit begnügten, die durch einen einfachen Wall und Graben vertheidigte Feste in der Entfernung einzuschließen, und

ihre ganze Kraft gegen die kleine Insel Anatoliko in den Lagunen an der Küste richteten. Ueber 2000 Bomben wurden auf die Insel geworfen, auf der 500 Sulioten die Besatzung bildeten; aber die Belagerung kam dadurch ihrem Ziele nicht einen Schritt näher. Inzwischen stellte der Winter sich mit Sturm und Regen ein; das türkische Lager wurde unter Wasser gesetzt; es rissen verderbliche Seuchen ein; die griechischen Gebirgsbewohner, die im Rücken der Türken streiften, wurden täglich kecker, überfielen die Posten auf den Verbindungsstraßen und schnitten die Zufuhren ab. Die Arnauten erklärten, daß sie nicht länger dienen wollten, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht zahle. Zuletzt entfernte sich auch das türkische Geschwader von der Küste, weil eine griechische Flotte sich näherte, die von Hydra ausgelaufen war. So sah gegen das Ende des Novembers Mustapha Pascha, nachdem er 59 Tage vor Mesolongi gelegen, sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Er mußte das Geschütz, das er nicht fortzubringen vermochte, im Stiche lassen und verlor auf dem Rückzuge eine Menge Leute, weil die Arnauten sich von ihm trennten und die Griechen von allen Seiten über seine Nachhut herfielen. Wenige Tage nach seinem Aufbruche lief die griechische Flotte in den Hafen von Mesolongi ein. Mavrokordatos, der sich an Bord derselben befand, trat an die Spitze einer Regierungsbehörde für das westliche Hellas, die er sogleich errichtete; und wenn diese bei den unruhigen Kriegsmännern sich eben so wenig unbedingten Gehorsam zu erzwingen wußte, wie die Regierung in Morea, so trat doch schon dadurch eine große Veränderung in der Lage der Dinge ein, daß die angesehensten Griechenfreunde aus allen Gegenden Europa's, die zum Theil mit bedeutenden Geldmitteln versehen waren, sich jetzt nach Mesolongi wandten: unter diesen der ausgezeichnetste und berühmteste von allen, Englands Dichter, Lord Byron, der, aus der Heimath durch die Engherzigkeit protestantischen Glaubenseifers und die Lieblosigkeit seiner nächsten Angehörigen vertrieben, dem Lande, für das er schon in der Jugend glühte, seine Reichthümer, die Schätze seines Geistes und sein Leben zum Opfer brachte. Leider auch sein Leben! Denn er hatte nur wenige Monate auf griechischem Boden geweilt, als er von einer Krankheit darniedergeworfen wurde, die nach kurzem Leiden (am 19. April 1824) das irdische Daseyn des edelsten Geistes beendigte.

Die Hülflosigkeit, in welcher die moreotischen Häuptlinge Mesolongi ließen, mußte einem Jeden, der nicht selbst zu ihrer Fahne geschworen, über ihre kurzsichtige Beschränktheit und verstockte Selbstsucht die Augen

öffnen. Während die Türken gegen Athen und Mesolongi heranzogen, beschäftigte sich die Regierung zu Tripolitsa mit den kleinlichsten persönlichen Streitigkeiten. Mavrokordatos, der einsichtsvollste unter allen Griechen, war durch die Drohungen Kolokotronis genöthigt worden, nach Hydra zu flüchten, wo es ihm gelang, die entmuthigten Inselbewohner zur Ausrüstung der Flotte zu vermögen, die ihn nach Mesolongi führte. Nach seiner Entfernung hatte die Regierung aus einem Gefühl der Scham über ihre Unthätigkeit sich nach der Insel Salamis begeben, um dem Kriegsschauplatze näher zu seyn. Alles, was sie hier zur Rettung des bedrängten Vaterlandes that, beschränkte sich aber darauf, daß sie einige Hundert Mainoten nach Athen hinüberschickte und von den bemittelten Bewohnern der Stadt eine Kriegssteuer von 40,000 Piastern erpreßte, die auf das Gewissenloseste verschleudert wurde. Darauf schlossen sich die Regenten in der Feste Navplia ein, wo sie sich unter dem Schutze von Panos Kolokotronis, dem ältesten Sohne des Vicepräsidenten, vollkommen sicher wußten. Der gesetzgebende Rath, der bisher die vollziehende Behörde auf allen ihren Wanderungen begleitet hatte, weigerte sich jedoch jetzt, derselben zu folgen, und ließ sich, um unter den Kanonen Kolokotronis nicht alle Freiheit der Berathungen zu verlieren, zu Argos nieder. Bald brach unter den beiden Behörden der heftigste Streit aus. Der Senat, der schon mit der Vertreibung des Fürsten Mavrokordatos unzufrieden gewesen war, überhäufte die Regierung mit den bittersten Vorwürfen und Anklagen, welche diese nicht besser zu widerlegen wußte, als indem sie eine Schaar Bewaffneter nach Argos schickte, um sich der Archive zu bemächtigen und den gesetzgebenden Rath aufzulösen. Der letzte hatte indessen seine Archive bereits geflüchtet, seine Anhänger bewaffnet und bot der Expedition, die Panos Kolokotronis anführte, unerschrocken die Spitze. Die Sache auf das Aeußerste zu treiben, hatte Panos keinen Auftrag, und der Senat gewann daher Zeit, sich aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen. Er begab sich nach Kranidi, einem Flecken, welcher, der Insel Spezzia gegenüber gelegen, durch deren Kriegsschiffe und Seeleute gedeckt war. Von hier aus schleuderte er seinen Bannstrahl gegen den Vollziehungsrath, setzte sämmtliche Mitglieder ab und ernannte an deren Stelle Männer, deren höhere Befähigung freilich auch nicht über allen Zweifel erhaben war, die jedoch schon durch ihre enge Verbindung mit Mavrokordatos ein günstiges Vorurtheil für sich hatten: den reichen Hydrioten Georg Kondouriottis als Präsidenten an der Spitze, neben ihm den Spezzioten Punagiotis Bottasis, den verschlagenen vielseitig gebildeten

Kolettis und den moreotischen Primaten Londos. Sofort wurde Navplia, von wo sich die alte Regierung nach Tripolitsa zurückgezogen hatte, das aber Panos Kolokotronis fortwährend besetzt hielt, zur See und, nach der Anwerbung eines Haufens Rumelioten aus dem östlichen und westlichen Hellas, auch zu Lande blokirt. Die alten geächteten Regenten, von dem größten Theile ihres Anhanges verlassen, unterwarfen sich zum Scheine; Tripolitsa wurde von ihnen geräumt und von den Regierungstruppen unter Londos Anführung ohne Widerstand in Besitz genommen. Bald gereute aber den rohen Kolokotronis seine Nachgiebigkeit; er selbst drang mit einer Bande gegen Tripolitsa vor, während sein zweiter Sohn Gennäos und sein Freund Nikitas mit anderen Schaaren gegen Argos anrückten, um die Blokade von Navplia zu durchbrechen. Die Anhänger des alten Räuberhauptmannes wurden, in unblutigen Gefechten, auf allen Punkten zurückgeworfen, und er mußte sich nun wohl überzeugen, daß es mit seinem Regimente zu Ende sey. Am 1. Juni reichte er nochmals seine Unterwerfung ein, am 6. öffnete die untere Feste Navplia der Regierung ihre Thore und am 19. übergab Panos Kolokotronis auch die Burg Palamidis.

Ein Glück für die Griechen war es, daß die Türken den Vortheil, den ihnen die innere Zerrüttung im Lager der Gegner bot, nicht wahrzunehmen verstanden. Ein Seriasker nach dem andern wurde nach Thessalien abgeschickt; aber die Freiwilligen, die bei den ersten Feldzügen gegen die Hellenen zusammengeströmt waren, blieben aus, weil sie sahen, daß zwar zahlreiche Spuren nach der Höhle des Löwen, aber nur wenige zurückführten; und ein Heerführer ohne Heer konnte natürlich nichts ausrichten. Der Pascha von Scutari und Omer Vrione zu Jannina, die von neuem den Befehl erhielten, mit ihren Schaaren in das Feld zu rücken, hatten keine Neigung, sich von neuem blutige Köpfe zu holen; und der letzte, der, in der Schule Ali Paschas von Jannina erzogen, den Türken schon als Arnaut verhaßt war, knüpfte sogar Unterhandlungen mit Mavrokordatos an und schlug sich mit den türkischen Befehlshabern herum, die von Konstantinopel aus für einzelne Plätze seines Gebietes ernannt waren. Im westlichen wie im östlichen Hellas beschränkte der Krieg sich daher auf kleine Gefechte und vereinzelte Raubzüge, die von den beiden Parteien gegen einander unternommen wurden. Der Sultan, im Gefühle seiner Ohnmacht, hatte bereits im J. 1823 sich an den mächtigen Pascha von Aegypten gewandt und diesen, da wenig Hoffnung war, daß er Befehlen Folge geleistet hätte, durch die glänzendsten Versprechungen zur Theilnahme an dem Kampfe

zu vermögen gesucht. Auch hatte Mehemed Ali eine Flotte ausgerüstet und 6000 Mann Landungstruppen nach Kreta geschickt, welche die empörten Griechen in einer Reihe blutiger Gefechte schlugen und den größten Theil der Insel zwar nicht türkischer, aber ägyptischer Botmäßigkeit unterwarfen. Im Januar 1824 ernannte der Großherr den Sohn Mehemed Ali's, den tapfern Ibrahim Pascha, der durch die Bezwingung der Wahabiten in Arabien das osmanische Reich schon einmal von einer großen Gefahr befreit und für sich selbst den Ruhm eines ausgezeichneten sieghaften Feldherrn errungen hatte, zum Pascha von Morea, unter der Bedingung, daß er seine Statthalterschaft sich erobere. Jetzt wurden in ganz Aegypten die großartigsten Vorbereitungen zu dem Kampfe getroffen, den Mehemed Ali mit seiner ganzen Kraft zu führen entschlossen war; und vielleicht wäre bereits im Frühjahre der drohende Schlag auf das entzweite Griechenland niedergefallen, wenn nicht ein furchtbarer Brand zu Cairo, bei dem mehrere Tausend Menschen das Leben verloren, einen bedeutenden Theil der Kriegsvorräthe des Pascha vernichtet hätte. Der Agriffsplan wurde dadurch verzögert, aber er wurde deshalb nicht aufgegeben. Der Kapudan Pascha, der denselben mit seiner Flotte unterstützen sollte, segelte am 28. April aus dem Hafen von Konstantinopel nach den Dardanellen ab. Er wandte sich zuvörderst, sobald er die Meerenge verlassen hatte, gegen die Inselgruppe im Norden von Euböa, von wo aus sowohl die Küsten von Thessalien als von Makedonien fortwährend beunruhigt wurden. Der Versuch, den er machte, sich der kleinen Felseninsel Skiathos zu bemächtigen, scheiterte an der Tapferkeit der Bewohner. Er nahm hierauf seinen Lauf nach der Bucht von Mitylene, wo er längere Zeit verweilte, um die große Unternehmung vorzubereiten, für deren Gelingen er bei seiner Ausfahrt von Konstantinopel seinen Kopf verbürgt hatte. Am 3. Juli ging er mit seiner gesammten Flotte, die aus einem Linienschiffe von 80 Kanonen, einem Zweidecker, sechs Fregatten, zehn Corvetten, mehreren Briggs, einer großen Anzahl Kanonenboote und einer unzählbaren Menge Transportschiffe bestand und 16,000 Mann Landungstruppen an Bord genommen hatte, nach Psara unter Segel, um die Bewohner dieser Insel, die den Türken mehr Abbruch gethan, als alle übrige Bewohner des Archipels, die ganze Schwere seiner Rache fühlen zu lassen. Die Psarioten waren zu seinem Empfange nicht unvorbereitet. Alle Punkte, an denen irgend eine Landung möglich schien, waren mit Geschützen bespickt; von den meisten Schiffen hatte man die Steuerruder abgenommen, damit Niemand den

Gedanken der Flucht fasse, und die Kanonen ans Land gebracht, um die Batterien des Hafens zu verstärken. Die wehrhaften Männer der Insel, 3000 an Zahl, hatten die Vertheidigung der Stellen des Gestades übernommen, die einem Angriffe am meisten zugänglich waren. Im Innern bildeten 3000 Rumelioten einen Rückhalt, um während des Kampfes sich nach der Seite zu begeben, wo die dringendste Gefahr wäre. Als der Kapudan Pascha auf der Höhe von Psara erschien, umringte er mit seinen Schiffen die ganze Insel. Die Fregatten und die übrigen größeren Fahrzeuge stellte er vor dem Hafen auf, gegen den er ein furchtbares Feuer eröffnete, als ob er hier seinen Hauptangriff zu machen beabsichtigte. Inzwischen gewannen aber die flachen Boote, auf denen sich die Landungstruppen befanden, eine kleine Bucht im Nordwesten, auf der entgegengesetzten Seite der Insel, die wegen der Steilheit der Felsenufer nur durch eine Batterie von drei Feldstücken gedeckt war. Die Geschütze wurden durch die Kanonenboote der Türken zum Schweigen gebracht, die Kanoniere neben denselben niedergehauen, und die wüthenden Asiaten erklimmten die Felsen, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Erst als sie die Höhen hinanzusteigen begannen, die in das Innere führen, begegnete ihnen eine Abtheilung Rumelioten, die in vortheilhafter Stellung den Feind vielleicht noch aufzuhalten vermocht hätte, statt dessen aber die Flucht ergriff und mit dem Rufe: „Alles ist verloren!“ in die Stadt stürzte. Die Türken folgten ihnen auf dem Fuße, nahmen die Strandbatterien in den Rücken und drangen in die von der Landseite offene Stadt, in der jetzt ein furchtbares Gemetzel erfolgte. Alles warf sich in die Boote und Barken am Strande, die aber theils überfüllt zu Grunde gingen, theils von den nachsetzenden Türken aufgefangen wurden. Nur 19 Kriegsschiffe, die segelfertig vor Anker lagen, nebst einer nicht viel größeren Anzahl anderer Fahrzeuge gewannen die hohe See, und auf diese Weise gelang es den Primaten und 1800 Seeleuten, zu entkommen. Der ganze Rest der Bevölkerung erlag dem Schwerte der Barbaren, die in der Wuth kein Geschlecht und kein Alter verschonten. Den hartnäckigsten Widerstand leistete das befestigte Kloster Hagios Nikolaos auf einer Anhöhe in der Mitte der Insel. Hier wehrten 600 Rumelioten sich wie Verzweifelte zwei Tage lang und sprengten zuletzt, als ihre Kräfte erschöpft waren, sich selbst mit Tausenden der stürmenden Feinde in die Luft.

Die Kunde van dem blutigen Untergange Psara's verbreitete in ganz Griechenland Schrecken und Entsetzen; nur die wackern Seemänner

von Hydra und Spezzia verloren den Muth nicht. Diese rüsteten in der Eile Alles, was von Schiffen seewürdig war; und am 7. Juli gingen 30 bewaffnete Fahrzeuge, von dem kühnen Miavlis geführt, nach Psara unter Segel, um ihre gefallenen Brüder zu rächen. Der Kapudan Pascha hatte seine Beute in Sicherheit gebracht; aber 2000 Türken fanden sich noch auf der Insel und eine Menge kleinerer türkischer Schiffe lag im Hafen, um die Geschütze von den zerstörten Festungswerken und andere werthvolle Gegenstände an Bord zu nehmen. Die Türken, unerwartet überfallen, wurden fast sämmtlich erschlagen, ihre Schiffe theils im Hafen, theils auf der Flucht zerstört. Darauf wandte Miavlis sich nach der asiatischen Küste und vereinigte sich hier mit dem Geschwader des Admirals Sachturis, das vor ihm in See gegangen war, um die Bewegungen des Kapudan Pascha zu beobachten. Dieser gedachte der großen von mehr als 60,000 Menschen bewohnten Insel Samos dasselbe Loos zu bereiten, welches Psara getroffen, und segelte daher längs der Küste nach Scala nuova, wo sich viele Tausende von raub- und mordgierigen Asiaten sammelten, die nur das erste Zeichen erwarteten, um über das nahe Eiland herzustürzen. Am 11. August war Alles bereit. Der Kapudan Pascha beschoß das Fort auf der Südseite der Insel, um dahin die Aufmerksamkeit der Vertheidiger zu ziehen, während die Asiaten auf der Nordseite landen sollten. Aber die erste Abtheilung der Transportschiffe war kaum von Scala nuova ausgelaufen, als sie von Sachturis angegriffen wurde, der zwei derselben in den Grund bohrte, zwei andere nahm und den Rest zwang, sich an das Gestade zu werfen. Umsonst versuchte der türkische Admiral in den nächsten Tagen, die Griechen aus der Meerenge zwischen Samos und dem festen Lande zu vertreiben. Diese hielten ihn immer durch die Brander, die sie ihm entgegenschickten, in achtunggemäßer Entfernung; und am 17., als er von neuem gegen sie heranzog, gelang es dem psariotischen Branderführer Kanaris, sich an eine große Fregatte, zwei anderen Brandern, sich an eine Corvette und eine Brigg zu legen. Bald standen die drei Schiffe in hellen Flammen, und während die türkische Flotte alle Segel beisetzte, um dem Schauplatze der Verheerung zu entkommen, flogen sie mit ihrer gesammten Mannschaft unter furchtbarem Krachen in die Luft. Die Asiaten, die auf dem benachbarten Gestade zu Tausenden versammelt waren, wurden bei diesem Anblicke von wildem Schrecken ergriffen; das ganze Heer löste sich auf, und Jeder suchte auf dem kürzesten Wege seine Heimath zu gewinnen. Der Kapudan Pascha, der sich jetzt außer Stande sah, noch irgend etwas

gegen Samos zu unternehmen, steuerte südwärts nach der Bucht von Budrun, um sich mit dem ägyptischen Geschwader zu vereinigen, das am 19. Juli mit einer Menge von Transportschiffen und 20,000 Mann zum Theil europäisch geübter Truppen an Bord aus dem Hafen von Alexandrien ausgelaufen war, sich aber allein in den von den Griechen nach allen Richtungen durchstreiften Archipel nicht hineinwagte. Miaulis war verwegen genug, in die Meerenge zwischen der Insel Kos und dem Festlande einzudringen, wo er am 10. September von den vereinigten Flotten angegriffen wurde. Auch hier retteten ihn seine Brander. Er verbrannte dem Feinde eine Fregatte, auf der sich der Padrona Bei oder Contreadmiral befand, und eine Brigg, und suchte darauf, ohne wesentlichen Verlust erlitten zu haben, das Weite. Einige Tage später folgte ihm die große türkisch-ägyptische Flotte, die aber am 27. September auf der Höhe der Insel Mykoni von einem gewaltigen Sturme überfallen und gänzlich zerstreut wurde. Der Kapudan Pascha kehrte nach der Insel Mitylene zurück, wo sich allmälig auch die übrigen Schiffe sammelten. Am 4. October verließ er mit seinem Admiralschiffe und einer Fregatte die Flotte, um die bei Psara genommenen griechischen Fahrzeuge im Triumphe nach Konstantinopel zu führen. Ibrahim Pascha, der jetzt den Oberbefehl übernahm, wurde zwei Tage darauf, in der Nacht vom 6. auf den 7., als er längs der Küste nach Süden steuerte, um sich auf seine alte Station in der Bucht von Budrun zurückzubegeben, wo er seine Transportschiffe unter dem Schutze einiger Kriegsfahrzeuge zurückgelassen, von den Griechen angegriffen und, nachdem er durch die feindlichen Brander eine große Polacre und eine Brigg verloren, gezwungen, in den Hafen von Mitylene zurückzukehren. Das griechische Geschwader, aus Schiffen zusammengesetzt, die, von Privatpersonen ausgerüstet, nur für eine kurze Zeit mit Vorräthen versehen waren, vermochte aber nicht länger die See zu halten; und der ägyptische Feldherr führte daher in den letzten Tagen des Octobers seinen Vorsatz aus, ohne ein griechisches Geschwader zu Gesichte zu bekommen. In der ersten Hälfte des Novembers, als er seine Truppen von Budrun nach Kandia überführen wollte, begegnete er jedoch wieder der griechischen Flotte, die ungeachtet seiner Ueberlegenheit ihn muthig angriff, ihm mehrere seiner Transportschiffe abnahm und ihn nöthigte, sich nach der asiatischen Küste zurückzuwenden.

Während auf diese Weise die äußere Gefahr von dem freien Boden Griechenlands entfernt schien, entbrannte im Innern das kaum erloschene Feuer der Zwietracht mit verdoppelter Heftigkeit. Bei den Wahlen

zu der gesetzgebenden Versammlung, die gegen das Ende des Octobers nach Navplia berufen war, hatten weder die Primaten noch die Kriegshäuptlinge von Morea mit ihrem Einflusse durchzubringen vermocht; die Mehrheit bestand aus unabhängigen Männern, denen die Gewaltthätigkeiten der bewaffneten Banden und die Erpressungen der mit diesen verbündeten Primaten ein Greuel waren. Die Mitglieder des Vollziehungsrathes, die sich dem Unwesen so kräftig entgegengestellt hatten, wurden daher größtentheils beibehalten, und namentlich wurde Konduriottis von neuem zum Präsidenten ernannt. Darüber wurde Kolokotronis, der sich im Geheimen selbst auf diese Stelle Rechnung gemacht hatte, höchlich entrüstet; er versicherte, daß in der Wiederernennung desselben Mannes zum Haupte der Regierung der Anfang zu der Einführung einer despotischen Gewalt läge. Ein reicher Grieche, Warwakis, der vor Kurzem erst mit dem Titel eines Collegienrathes und mit mehreren russischen Orden geschmückt aus Rußland angekommen war, schürte das Feuer, warnte vor der Anleihe, welche die Regierung in London geschlossen, deutete darauf hin, daß die Machthaber das Land den Engländern verkaufen wollten, und ertheilte den Rath, man möge sich lieber dem großmüthigen Kaiser von Rußland in die Arme werfen und von dem mächtigen Glaubensgenossen dessen Freund, den Grafen Capo d'Istria, zum Könige erbitten. Die Häuptlinge, die ohnedies erbittert waren, bedurften nur einer solchen Anreizung, um in offenen Aufruhr auszubrechen. Zuerst versagte der junge Panos Kolokotronis, der mit einigen hundert Mann zu Gastouni stand, der Regierung den Gehorsam, und setzte sich im Vertrauen auf den Anhang seines Vaters gegen Tripolitsa in Marsch. Er wurde von den Truppen, die der Regierung treu geblieben, geschlagen und verlor in dem Treffen das Leben. Jetzt setzte der alte Kolokotronis, von Rachsucht durchglüht, Himmel und Erde in Bewegung; er sammelte 6000 Mann und zog mit denselben gegen Tripolitsa, während der treu ergebene Nikitas mit andern Schaaren Korinth belagerte und Argos bedrohte. Außerdem nahmen seine Partei die Deligiannis, Sisinis, Longos, Zaimis, sämmtlich Familien von großem Einfluß. Die Regierung, die mit den in Morea ihr zu Gebote stehenden Streitkräften einem solchen Sturme nicht gewachsen war, entbot zu ihrem Beistande den rauhen Gouras aus Athen und andere Anführer aus dem östlichen und westlichen Hellas, die, längst erbittert, daß sie von den Moreoten bei ihren Anstrengungen gegen die Türken im Stiche gelassen waren, nicht säumten, dem Rufe zu folgen. Zuerst schlug Gouras den Nikitas, darauf ent-

setzte er Tripolitsa und drang dann gegen Karitene und Kalavrita, die letzten Zufluchtsorte der Empörer, vor. Diese, von ihren Anhängern verlassen, ergriffen die Flucht. Kolokotronis, der nichts Unrechtes gethan zu haben meinte, ergab sich freiwillig der Regierung und wurde im Februar 1825 in engen Verwahrsam nach der Insel Hydra gebracht, um dort gerichtet zu werden. Der Aufstand war damit erstickt; die Gewalt der Regierung in Morea, wie auf dem Festlande und auf den Inseln anerkannt; aber die Zeit, die zu der Einnahme der noch von den Türken besetzten Plätze in Morea, der Festen Lepanto im östlichen und Chalkis im westlichen Hellas, zu Angriffen auf Epiros und Thessalien und zu Rüstungen für den bevorstehenden Feldzug des nächsten Frühjahrs verwandt werden konnte, war in diesen Parteikämpfen vergeudet; und der Feind vergaß nicht, die unglückselige Verblendung der armen bethörten Hellenen sich zu Nutze zu machen.

Im Laufe des Monats December, während die griechische Flotte sorglos im Hafen lag, versetzte Ibrahim Pascha sein ganzes Heer von der asiatischen Küste nach der Insel Kreta, von hier aus wurde mit den beiden türkischen Festen Modon und Koron auf der südwestlichen Küste von Morea zwei Monate hindurch eine regelmäßige Verbindung unterhalten, ohne daß es den Griechen eingefallen wäre, dieselbe zu stören, bis der ägyptische Feldherr endlich zu der Ausführung seines lange genährten Planes einer Landung auf Morea schritt. Am 26. Februar 1825 stieg er selbst mit 4500 Mann seiner besten Truppen bei Modon ans Land. Mit diesen brach er am 4. März gegen Koron auf, um die griechischen Haufen zu vertreiben, die den Platz in der Entfernung umlagerten. Am 16. März landete eine neue stärkere Abtheilung, durch welche die ägyptische Macht auf 12,000 Mann gebracht wurde. Nachdem für den Unterhalt und die Verpflegung des Heeres gesorgt war, setzte sich dasselbe gegen die nur zwei Stunden von Modon entfernte griechische Feste Navarino in Bewegung. Hier waren unter der Leitung des piemontesischen Flüchtlings Collegno die kräftigsten Vertheidigungsanstalten getroffen; eine Anzahl bewaffneter Fahrzeuge lag im Hafen und zahlreiche Schaaren bewaffneter Moreoten und Rumelioten sammelten sich, um die Festung von der Landseite zu unterstützen. Ein Haufe von einigen Hundert Mann, der die ägyptische Vorhut angriff, wurde jedoch von den regelmäßigen Truppen Ibrahim Paschas ohne Mühe bei Seite geworfen. Dasselbe Schicksal erfuhr ein Corps von 6000 Rumelioten, das sich in einiger Entfernung verschanzt hatte, aber von 3400 Aegyptern nach hartnäckigem Widerstande

mit großem Verluste auseinandergesprengt wurde. Die Besatzung vertheidigte sich inzwischen mit rühmlicher Ausdauer bis in den Mai hinein, obwohl das schwere Geschütz der Belagerer bereits in der ersten Woche des April eine Bresche eröffnet hatte. Das vornehmste Bollwerk der Feste war die Insel Sphagia, die alte Sphakteria, die den Eingang in den Hafen schloß und erst in der letzten Zeit auf Veranlassung des Fürsten Mavrokordatos mit einigen noch nicht vollendeten Batterien versehen war. Gegen diese beschloß Ibrahim Pascha seinen Hauptangriff zu richten, weil er keine Hoffnung hatte, den Platz zu nehmen, so lange demselben die Verbindung mit der See offen stand. Am 8. Mai schiffte Soliman Bei, der zum Islam übergetretene französische Obrist Sève, der das ägyptische Heer hauptsächlich organisirt hatte, sich zu Modon mit seinem Regimente ein und landete auf Sphagia, wo Tages vorher Mavrokordatos selbst mit dem ehemaligen piemontesischen Kriegsminister Grafen Santa Rosa und einer Abtheilung Kreter angekommen war. In weniger als einer Stunde, nach einem verzweiflungsvollen Kampfe, in dem Santa Rosa blieb und aus dem Mavrokordatos nur mit Mühe entkam, war die Insel genommen, und Navarino lag von der Seeseite vertheidigungslos offen. Miavlis, der mit seinem Geschwader auf der Höhe von Navarino kreuzte, wurde durch eine Windstille abgehalten, sich zu nähern. Wenige Tage darauf fand er jedoch Gelegenheit, den Schlag, den er nicht abzuwenden vermochte, wenigstens zu rächen. Ein Theil der ägyptischen Flotte, die am 1. Mai wieder ein ägyptisches Corps von 4000 Mann gelandet hatte, lag unter den Kanonen von Modon vor Anker, und Miavlis beschloß, sie bei einem günstigen Südostwinde anzugreifen. Seine Brander segelten mitten unter die feindlichen Fahrzeuge, und ein großer Zweidecker nebst drei Corvetten, drei Briggs und dreizehn Transportschiffen, die sich den feuersprühenden Todesboten nicht zu entziehen vermochten, wurden durch die Flammen vernichtet. Aber dadurch wurde Navarino nicht gerettet; am 10. mußte die halb verfallene Burg Altnavarin, am nördlichen Ende der Bai, mit 780 Mann Besatzung, wegen Mangels an Wasser, Mundvorrath und Munition sich ergeben; am 18. Mai capitulirte auch die 1180 Mann starke Besatzung der Hauptfeste Neunavarin oder Neokastron, nachdem sie das Wasser in ihren Cisternen erschöpft und ihre Mundvorräthe beinahe ganz verzehrt hatte. Ibrahim Pascha war großmüthig genug, den Besatzungen beider Plätze freien Abzug, ohne Waffen, zu bewilligen, weil ihm daran lag, die Griechen durch einen Beweis seiner Milde zu gewinnen.

Erst jetzt erkannte die Regierung zu Navplia den ganzen Umfang der Gefahr, die über Griechenland hereinzubrechen drohte; denn zu derselben Zeit ging die Nachricht ein, daß die Türken auch von Epiros und Thessalien aus mit Macht vordrangen. Die Rumelioten, die in Morea ihre vornehmste Stütze bildeten, eilten der Heimath zu, um diese zu schützen; und die kriegerischen Banden der Halbinsel verschmähten es, einer Regierung zu dienen, die ihre Führer theils in den Kerker geworfen, theils von aller Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entfernt hatte. Noch in der zweiten Hälfte des April besaß der Vollziehungsrath Selbstvertrauen genug, daß er nur seinen Präsidenten mit unbeschränkter Vollmacht bekleiden zu dürfen glaubte, um jede Gefahr zu beschwören. Konduriottis, zum Dictator und Oberbefehlshaber ernannt, wollte noch Patras und Lepanto erobern, während die Aegypter schon Navarino berannten. Zu Kalamata, wohin er sich zuvörderst begab, um die Landesvertheidigung im Süden zu ordnen, überzeugte er sich aber bald von der Unzulänglichkeit aller Vollmachten, die zwar auf dem Papiere ertheilt, aber durch keine hinreichende Macht unterstützt waren. Nach dem Falle von Navarino, den er umsonst zu verhindern gesucht, eilte er nach Navplia zurück und stellte der Regierung wie dem Senate die Nothwendigkeit vor, Kolokotronis und seine Mitgefangenen aus ihrer Haft zu befreien, weil nur von der bewährten Tapferkeit des alten Bandenführers und von dem Vertrauen, welches alle Moreoten in ihn setzten, Rettung zu hoffen sey. Da wurde Theodor Kolokrotonis aus seinem Gefängnisse hervorgezogen. Bei einem feierlichen Hochamte, das von vier Erzbischöfen gehalten wurde, schwor er am 30. Mai in dem Dome zu Navplia auf das Evangelium einen furchtbaren Eid, daß er, den Gesetzen unterwürfig und der Regierung treu, alle seine Kräfte und alle ihm zu Gebote stehende Mittel für die Unabhängigkeit des griechischen Volkes aufbieten oder frei mit den Waffen in der Hand sterben wolle. Darauf wurde er zum obersten Feldherrn in Morea ernannt und mit den nöthigsten Geldmitteln, so wie mit allen erforderlichen Befugnissen versehen. Die alten Waffengefährten Kolokotronis folgten bereitwillig seinem Rufe und sammelten sich unter seinen Fahnen; aber noch hatte er sein Heer nicht geordnet, als Ibrahim Pascha durch neue Schläge die Ueberlegenheit seiner Waffen bekundete. Auf dem südlichen Abhange des Kondovunogebirges, des Geranios der Alten, wenige Meilen von Navarino, hatte ein 1200 Mann starkes griechisches Corps unter dem Mainotenführer Athanasios Mikalis und dem Messenier Papa Flessas sich verschanzt, um die Aegypter an wei-

terem Vordringen in die Ebenen von Arkadia und Kalamata zu verhindern. Am 3. Juni griff Ibrahim Pascha die Griechen in ihrer schwer zugänglichen Stellung an. Die Mainoten waren bei den ersten Flintenschüssen davon gegangen; Papa Flessas mit 300 Mann vertheidigte sich neun Stunden lang gegen das ganze ägyptische Heer und erlag nicht eher, als nachdem 600 Aegypter erschlagen waren. Die 300 Griechen waren bis auf den letzten Mann gefallen. Unmittelbar nach diesem blutigen Siege besetzte eine ägyptische Colonne die Stadt Arkadia, von wo die Einwohner entflohen waren, während Ibrahim mit der Hauptmacht gegen Kalamata vordrang, diese Stadt nebst den benachbarten Ortschaften verbrannte und den Mainotenfürsten Petros Mavromichalis in seine Gebirge trieb. Nach diesen Waffenthaten schickte Ibrahim Pascha sich an, in das Innere von Morea auf die Hochebene vorzudringen, auf welcher die Hauptstadt Tripolitsa liegt. Wenige Wochen waren verflossen, seit Kolokotronis die Freiheit wieder erhalten hatte, aber schon war der alte Bandenführer bereit, dem Feinde den Weg zu verlegen. Er besetzte die Gebirgspässe, die aus der Tiefebene von Kalamata nach Leondari hinaufführen, und schlug sich in denselben (am 18. und 19. Juni) zwei Tage lang mit den Aegyptern. Als seine Leute aber schweren Verlust erlitten und von den steilsten Höhen mit dem Bayonet heruntergeworfen wurden, verloren sie den Muth und liefen, trotz aller seiner Anstrengungen, sie zusamenzuhalten, auseinander. Da er unter diesen Umständen nicht daran denken konnte, Tripolitsa zu vertheidigen, so steckte er die Stadt in Brand und wandte sich nach ihrer Zerstörung seitwärts in die Gebirge, um seine zerstreuten Schaaren von neuem zu sammeln. Ibrahim hielt in dem verheerten Platze nur kurze Rast; er beschloß, da kein Heer ihm entgegenstand, in fliegender Eile vor Navplia zu ziehen, um wo möglich diese Festung, den Schlüssel von Morea, zu überraschen. Er stieg über die steilen Pässe des Partheniosgebirges in die Ebene von Argos hinab und erschien am 25. Juni, zwei Tage nachdem er selbst in Tripolitsa eingerückt war, plötzlich vor den Thoren von Navplia. Am Strande des Meeres, der Festung gerade gegenüber, liegt eine Gruppe Häuser und Mühlen, davon zu den Mühlen — Myli — genannt, die ganz unbefestigt, nur in der Front durch einen Sumpf gedeckt war. Hier befanden sich bedeutende Magazine, und Fürst Dimitrios Hypsilantis, der zufällig zu Navplia anwesend war, besetzte bei dem Anblicke des Feindes diese Stellung mit 227 Bewaffneten, die den ersten Anfall aushielten, allmälig durch einige Hundert Mann aus der Stadt verstärkt und durch

das Feuer einiger Kanonenboote so tüchtig unterstützt wurden, daß sie bis zum Abende alle Angriffe der weit überlegenen Aegypter zurückschlugen. Am folgenden Tage trat Ibrahim Pascha, der seinen Anschlag vereitelt sah, den Rückmarsch an, verbrannte die kleine Stadt Argos und langte, nach einem leichten Gefechte, das er in den Pässen des Parthenios mit den nacheilenden Griechen bestanden, ohne bedeutenden Verlust wieder in Tripolitsa an. Er begriff die militairische Wichtigkeit dieses Punktes, der, beinahe in der Mitte der Halbinsel gelegen, alle Straßen beherrschte, welche von hier aus sich in den verschiedensten Richtungen nach der Küste verzweigen. Er stellte daher die verfallenen Mauern und Gebäude, so weit seine Mittel es gestatteten, wieder her, und fing an, sich auf eine Weise einzurichten, die es außer Zweifel setzte, daß er den halbzerstörten Platz zum Mittelpunkte seiner Operationen zu machen beabsichtigte. Kolokotronis, der es nicht wagen durfte, mit seinen ungeregelten Schaaren dem Feinde in der Ebene zu begegnen, konnte der Ausführung des Planes keine wesentliche Hindernisse in den Weg legen. Zwar rief er in den Bergen, welche die Ebene von Tripolitsa umgeben, den Landsturm unter die Waffen und hielt durch diesen die Aegypter von allen Seiten umlagert; aber als er es versuchte, ihre Verbindung mit der Küste von Messenien zu unterbrechen, wo wieder ein beträchtliches Truppencorps zu ihrer Verstärkung gelandet war, wurde er auf den Höhen des Trikorphagebirges, zwischen Tripolitsa und Leondari, die er mit 7 bis 8000 Mann besetzt hatte, am 5. Juni mit einem Verluste von 400 Todten und 800 Gefangenen auf das Haupt geschlagen. Seitdem begnügte er sich, den Feind aus der Entfernung zu beobachten, ihn mit seinen leicht beweglichen Banden zu umschwärmen und durch kleine Neckereien aus sicherem Hinterhalte zu beunruhigen. Der ägyptische Feldherr durchzog jetzt von Tripolitsa aus die Halbinsel nach allen Richtungen, zerstörte Städte und Dörfer, zu denen gebahnte Wege führten, trieb die Heerden hinweg, vernichtete die Saaten und ließ selbst die Fruchtbäume fällen, um die Einwohner durch die Noth zur Unterwerfung zu zwingen. So verheerte er im Laufe des Juli das ganze alte Arkadien, im August zerstörte er Misitra und drang im Thale des Eurotas bis nach Varduni, wo die tapfere Gegenwehr der Mainoten ihn zurückwies; im September zeigte er sich vor der Feste Monembasia auf der östlichen Küste von Lakonien, und erstürmte die in der Nähe gelegene Burg Kyparissi. Da er bei allen diesen Unternehmungen eine Menge Leute verloren hatte, so blieb er den ganzen October hindurch zu Tripolitsa

unbeweglich stehen, bis er im November neue beträchtliche Verstärkungen aus Aegypten erhielt. Jetzt wandte er sich gegen Elis, wohin bisher nur einzelne ägyptische Streifcorps gekommen waren. Von dem durch seine Lagunen geschützten Agolinitsa zurückgeschlagen, überschritt er den Alpheos und nahm seine Rache an der kleinen blühenden Stadt Pyrgos, die er in Flammen aufgehen ließ. Darauf überfiel er Gastouni und drang bis nach Patras durch, wo er sein furchtbares Zerstörungswerk über die Küste von Achaja breitete, so daß in den ersten Tagen des Decembers beinahe ganz Morea in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt war.

Gleiches Unglück, wie die Halbinsel, traf um dieselbe Zeit das feste Land von Hellas, obwohl hier die tapfern Rumelioten einen heldenmüthigen Widerstand boten. Im December 1824 war der zweideutige Omer Vrione von Jannina nach Solonichi versetzt und Mehemed Redschid Pascha von Widdin zugleich zum Wesir von Rumili und zum Pascha von Jannina ernannt und mit dem Oberbefehle des gesammten türkischen Heeres in Makedonien, Thessalien und Epiros beauftragt worden. Redschid, der mit bedeutenden Geldsummen zu Jannina ankam, brachte unter den streitbaren Arnauten in Kurzem ein zahlreiches Heer zusammen, welches in den letzten Tagen des März sich gegen die Pässe des Makrinoros und gegen den Aspropotamos in Bewegung setzte, während die Türken in Thessalien sich anschickten, von Zeitun und Patratschik aus in Livadien einzubrechen. Die Vorhut des Seriaskers durchzog ohne Kampf den leicht zu vertheidigenden Makrinoros, überschritt den Aspropotamos und stieß erst auf dem jenseitigen Ufer bei dem Passe von Kephalovrissi auf den Feind. Wenige Hundert Sulioten hielten hier das türkische Herr mehrere Stunden auf und gaben den Paß nicht eher frei, als nachdem sie den Türken 500 Mann getödtet oder kampfunfähig gemacht hatten. Zu Anfange des Mai war der Seriasker mit 20,000 Mann vor Anatoliko und Mesolongi gelagert, wo 5000 Griechen unter dem wackern Sulioten Nothis Botsaris, dem Oheim des Helden Markos, eingeschlossen waren. Weniger leicht als dem Seriasker wurde die Sache dem Abbas Bei gemacht, der von Zeitun gegen Salona heranzog. Dieser hatte besonders auf die Uneinigkeit gerechnet, die unter den Griechen in Livadien herrschte, da der kühne Palikarenhauptmann Odysseus, dem Beispiele des Kolokotronis in Morea folgend, sich gegen die Regierung aufgelehnt und, statt sich zu unterwerfen, es zuletzt vorgezogen hatte, mit seinen treuesten Anhängern zu den Türken überzugehen. Aber der Streit war beendigt,

ehe die trägen Türken Zeit gewannen, ihn zu benutzen. Gouras, einst der vertrauteste Freund, jetzt, obschon durch Schwägerschaft mit ihm verbunden, der Todfeind des Odysseus, überlistete den schlauen Häuptling mit furchtbarer Tücke, zerstreute dessen Banden und schickte ihn selbst gefangen nach Athen, wo man eines Tages seinen Leichnam zerschmettert am Fuße der Burg fand. Als Abbas Bei in Livadien einbrach, warf Gouras sich ihm entgegen, lieferte ihm bei Turkochorio, bei Davlia und bei Kapurna unentschiedene Treffen und zwang ihn unverrichteter Dinge nach Thessalien zurückzukehren, obwohl er seinen Kopf gegen den Serasker zum Pfande gesetzt, daß er siegreich in Salona einziehen wolle. Redschid Pascha, um sich nicht in seiner linken Flanke bloßgestellt zu sehen, war genöthigt, eine Abtheilung seines eigenen Heeres über Lepanto gegen den Parnassos vorzuschicken, und erst jetzt, in der zweiten Hälfte des Mai, gelang es, die Griechen aus Salona zu vertreiben und die Verbindung mit Thessalien herzustellen. Da zugleich auch die Türken aus Chalkis herausfielen und nicht allein Athen, sondern den Isthmos von Korinth bedrohten, so mußte Gouras den Westen Preis geben und zum Schutze dieser wichtigen Punkte nach dem Osten eilen. Der Serasker konnte nun, da die kleinen griechischen Haufen, die noch in seinem Rücken oder in seiner Flanke streiften, viel zu schwach waren, um an irgend eine ernstere Unternehmung zu denken, ungestört die Belagerung von Mesolongi beginnen, und der Zeitpunkt ließ sich mit der höchsten Wahrscheinlichkeit berechnen, bis zu welchem der auf sehr einfache Weise befestigte Platz, das einzige Bollwerk des ganzen westlichen Hellas, der Uebermacht des Feindes erliegen mußte. In dieser traurigen Lage gewährte es einigen Trost, daß wenigstens zur See das Glück den Griechen nicht ganz untreu wurde. Der Kapudan Pascha, der am 26. Mai mit seiner Flotte die Dardanellen verlassen, hatte kaum die nördlichste Gruppe der Kykladen erreicht, als er, am 1. Juni, zwischen dem Cap d'oro auf der Insel Euböa und der Insel Andros von dem Geschwader des Admirals Sachturis angegriffen wurde. Die Griechen durchbrachen mit ihren leichten Fahrzeugen die stolze Schlachtreihe der Türken, verbrannten einen Zweidecker von 66 und eine Fregatte von 34 Kanonen und trieben eine schöne Corvette bei der Insel Syra auf den Strand, wo sie von ihrer eigenen Mannschaft den Flammen übergeben wurde. Eine Menge Transportschiffe mit Pulver, Geschütz und anderen Kriegsbedürfnissen fiel den Siegern in die Hände. Von der geschlagenen Flotte nahm ein Theil seine Zuflucht nach dem Hafen von Karystos auf Euböa, der andere größere

floh nach dem Hafen Suda auf Kreta, wo derselbe sich mit den ägyptischen Schiffen vereinigte, die dem Brande von Modon entgangen waren. Einige Versuche, die türkisch-ägyptischen Fahrzeuge durch Brander mitten im Hafen zu vernichten, mißlangen; und da das griechische Geschwader bald darauf seiner Gewohnheit nach sich theilte, um nach Hydra und Spezzia zurückzukehren, so konnte der Kapudan Pascha ungefährdet seine Fahrt fortsetzen. Er führte in aller Gemächlichkeit mehrere ägyptische Truppenabtheilungen, die zusammen gegen 5000 Mann zählten, nach Morea hinüber, und wandte sich dann nach der ionischen See, um die Belagerung von Mesolongi zu unterstützen.

Nie war die Lage von Griechenland verzweiflungsvoller, als in diesem Augenblicke. Die Regierung, die fortwährend ihren Sitz zu Navplia hatte, bot mit rühmlicher Beharrlichkeit Alles auf, was in ihren Kräften stand, um die sinkende Sache der griechischen Freiheit und Unabhängigkeit zu halten. Navplia wurde in Vertheidigungszustand gesetzt, Dimitrios Hypsilantis mit einigen in der Eile zusammengerafften und bewaffneten Haufen dem Kolokotronis zu Hülfe geschickt; der französische Obrist Fabvier, der sich nach vielfach wechselnden Schicksalen in Griechenland eingefunden, erhielt den Auftrag, ein Corps regelmäßiger Truppen zu bilden, mit dem er, sobald dasselbe auf 1200 Mann gebracht war, nach Athen hinüberging, um Gouras zu unterstützen; aber Niemand verbarg sich, daß alle diese Anstrengungen kaum die entfernteste Aussicht auf Rettung gewährten. Da kam die Meldung aus Mesolongi, daß die Stadt, zu Wasser und zu Lande hartbedrängt, sich unmöglich lange halten könne, wenn ihr nicht schleunige Hülfe würde. Da verzagten die Besten; Alles schien verloren, wenn nicht eine fremde Macht schützend und rettend einschritte. Nach England richteten sich alle Blicke; denn von hier aus waren nicht allein die reichsten Geldunterstützungen ausgegangen, sondern die brittische Regierung hatte in der letzten Zeit ihrer anfänglichen Parteilichkeit für die Türken durchaus entsagt. Die griechischen Blokaden wurden von den brittischen Kriegsschiffen geachtet, Tausende von den flüchtigen Griechen fanden auf den ionischen Inseln eine Freistätte, während die früher begünstigten Agenten der Türken fortgewiesen wurden. Auch wußte man wohl, daß der brittische Minister Canning die wärmste Theilnahme für die griechische Sache hegte und bei allen Höfen sich auf das Thätigste für dieselbe verwendete. Am 22. Juli faßte der Senat und die vollziehende Gewalt den Beschluß, von der Regierung der ionischen Inseln Beistand zu verlangen; und eine große Anzahl der einflußreichsten Männer, denen

dieser Schritt nicht hinreichend schien, unterzeichnete ein öffentliches Manifest, welches Griechenland geradezu unter den Schutz der brittischen Regierung stellte. Ein solcher Hülferuf konnte für den Augenblick keine weitere Folge haben, als daß er die Theilnahme der Britten für das erliegende Volk erhöhte und die Diplomatie in thätigere Bewegung setzte; ein unmittelbares Einschreiten gestatteten weder die Verhältnisse Englands zu den großen europäischen Mächten, noch die Beziehungen, in denen man noch immer zu der Pforte stand; und Griechenland wäre ohne Rettung untergegangen, wenn es nicht in sich selbst die Kraft eines alle Berechnungen der Kriegskunst wie der Politik trügenden Widerstandes gefunden hätte.

Der Kapudan Pascha traf am 10. Juli in den Gewässern von Mesolongi ein und setzte sich sogleich mit dem Seriasker in Verbindung, der jetzt seine Anstrengungen verdoppelte, um den seit länger als zwei Monaten belagerten Platz zur Uebergabe zu zwingen. Schon hatten seine in einem Halbkreise um die Stadt aufgeworfenen Batterien die Vertheidigungswerke bedeutend beschädigt. Nur die Seeseite war bisher offen geblieben, und diese sollte nun auch durch die Flotte angegriffen werden. Die Türken verloren indessen mit ihrer gewöhnlichen Ungeschicktheit längere Zeit, ehe sie sich der kleinen von den Griechen besetzten Eilande bemächtigten, die vor dem Eingange zu dem Meerbusen von Anatoliko und zu den Lagunen von Mesolongi liegen und die unter dem gemeinschaftlichen Namen Prokopanistos zusammengefaßt sind. Erst am 20. Juli kamen sie auf den Gedanken, flache Boote durch die seichten Eingangscanäle in die Lagunen zu tragen, worauf die Griechen, die ihnen nur sechs kleine Barken entgegensetzen konnten, sämmtliche Inseln aufgaben, mit Ausnahme der zunächst vor der Stadt gelegenen Vasiladi, von der ein mit schwerem Geschütz bespicktes Fort die Schiffe des Feindes entfernt hielt. Die Belagerer hatten inzwischen in ihren Laufgräben sich den Werken auf der Landseite bis auf wenige Klafter genähert. In der Stadt begann Mangel an Lebensmitteln, wie an Munition sich fühlbar zu machen; ein großer Theil der Mauer war niedergeschossen, die Geschütze in den wichtigsten Batterien waren demontirt. Am 25. Juli gelang es dem Feinde, die Gräben vor der Bastion Bozzaris mit Faschinen zu füllen, und am 28. stürzte die Bastion durch die Explosion einer Mine zusammen, daß weithin die Erde erbebte. Die Bresche war aber im Augenblicke durch Bretter und Erdsäcke gestopft, und die Türken, die unter einem furchtbaren Feuer von der Flotte

wie von den Batterien auf dem Lande heranstürmten, wurden mit einem Verluste von 600 Mann an Todten und Verwundeten zurückgeschlagen. Ein zweiter Sturm am folgenden Tage wurde gleichfalls abgeschlagen. Wiederholte Anerbietungen einer Capitulation wurden zurückgewiesen. Am 1. August kamen Agenten einer christlichen Macht in die Stadt, welche den Griechen vorstellten, daß alle Gegenwehr vergeblich sey, da Ibrahim Pascha bereits ganz Morea unterworfen habe und Mesolongi allein noch halte. Da erhob sich Nothis Botsaris im versammelten Kriegsrathe und sagte: „Nicht anders soll der Feind seine Fahne in Mesolongi aufstecken, als auf unseren Gebeinen und über unserer Asche!" Mit dieser Antwort wurden die Vermittler entlassen. Am Abende hörte man lautes Gebet im feindlichen Lager, und noch in der Nacht, beim Aufgange des Morgensternes, weckte die Trompete die griechischen Streiter, weil man die Türken in allgemeiner Bewegung zum Sturme sah. Plötzlich sprangen vier Minen unter den Bastionen Botsaris, Franklin, Makrys und Montalembert; die Türken stürmten unter einem furchtbaren Feuer von beiden Seiten mit wildem Geschrei heran und pflanzten zwanzig Fahnen auf die Breschen, um die sich jetzt der wüthendste Streit entspann. Nach drittehalb Stunden, während deren unter dem Donner der Kanonen die Erde erbebte, wurden die Stürmenden auf allen Punkten in die Flucht getrieben. Sie ließen in den Breschen, in den ausgefüllten Gräben und vor ihren eigenen Batterien über 500 Todte zurück, und hatten gewiß eine nicht geringere Zahl von Schwerverwundeten. Am andern Morgen hörte man von Südwesten her aus der Ferne Geschützfeuer, das sich in Zwischenräumen immer mehr näherte; die türkische Flotte hatte bis auf vier kleinere Kriegsschiffe die Rhede verlassen und man vermuthete, daß sie von der griechischen angegriffen sey. Tages darauf erblickte man, so wie der Morgennebel fiel, vierzig griechische Segel, die gerade auf Mesolongi zusteuerten. Von den türkischen Schiffen entflohen zwei nach Patras, zwei andere wurden von der Mannschaft, die sich ans Land flüchtete, verbrannt. Die große türkische Flotte machte noch einen Versuch, sich mit den Griechen zu messen, ging aber, nachdem man auf beiden Seiten einige Lagen gewechselt hatte, in südlicher Richtung unter Segel. Mesolongi war, von der Seeseite wenigstens, befreit, und wurde sogleich mit Kriegs- und Mundbedürfnissen im Ueberflusse versehen. Von der Landseite dauerte freilich die Berennung ununterbrochen fort; man erfuhr inzwischen, daß die Palikarenhäuptlinge Karaiskakis und Kitsos Tsavellas mit einem Corps, das sie im Rücken des Feindes gesammelt, im Anzuge waren und einen

nächtlichen Ueberfall gegen das türkische Lager zu unternehmen beabsichtigten. Am 6. nach Mitternacht wurde das verabredete Zeichen gegeben. Die Besatzung machte einen Ausfall und drang bis in die Schanzen des Seriaskers, dem sie mehrere Hundert Mann tödtete, mußte aber nach einem drittehalbstündigen Gefechte wieder zurückkehren, ohne sich mit den von außen angreifenden Griechen zu vereinigen, weil diese in zu geringer Zahl waren, um den Widerstand der Türken zu überwältigen. Tsavellas mit seiner Schaar schiffte einige Tage später sich von der Insel Krioneros nach Mesolongi ein; Karaiskakis streifte dagegen fortwährend im Rücken der Türken und that denselben nicht geringen Abbruch. Am 9. September schlug er ein türkisches Corps bei Machala zwischen dem Busen von Arta und dem Aspropotamos; am 11. October überfiel er das Lager der Arnauten bei Karavanserai, am Gestade des Golfs, erschlug von den Feinden 400 und trieb den Rest in die See, wo derselbe von türkischen Schiffen aufgenommen wurde. Jetzt hatte er ganz Akarnanien inne und schnitt den Türken vor Mesolongi alle Zufuhren ab, die ihnen aus Epiros zugingen. Der Mangel, der dadurch in dem Lager des Seriaskers entstand, vermehrte die Entmuthigung seines Heeres, das seit dem Sturme vom 2. August ohnedies vom Angriffe auf die Vertheidigung zurückgebracht war und Mühe hatte, die unablässigen Ausfälle der Belagerten abzuwehren: die Arnauten zogen schaarenweise nach Hause; und als im Osten Gouras und Kostas Botsaris gegen Salona und Lepanto vordrangen, hob Redschid Pascha mit schwerem Herzen die Belagerung auf und verwandelte dieselbe in eine weitläufige Einschließung, indem er seine Hauptmacht an den Ufern des Phidaris oder Evenos aufstellte, um nicht auch seine Verbindung mit der Feste Lepanto aufzugeben, von der er jetzt alle seine Bedürfnisse bezog. Am 24. October sahen die Griechen in Mesolongi die Schanzen des Feindes verlassen. Sie fielen sogleich heraus und machten alle seit so vielen Monaten aufgeworfenen Werke der Belagerer der Erde gleich. Darauf gingen sie an die Ausbesserung ihrer eigenen halbzerstörten Bollwerke und gaben sich in dem Gefühle ihrer Befreiung dem fröhlichsten Jubel hin.

Aber die Türken hatten wohl erkannt, daß ohne den Besitz von Mesolongi alle ihre Erfolge auf anderen Punkten nie zum Ziele führen konnten. Von Konstantinopel kamen wiederholte Befehle, um jeden Preis den Platz zu nehmen, der durch seine heldenmüthige Vertheidigung die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen und das Mitgefühl aller Völker erweckt hatte. In der zweiten Hälfte des No-

vembers erschien der Kapudan Pascha mit der großen türkisch-ägyptischen Flotte, nachdem er aus Aegypten ein Corps von 10,000 Mann zur Verstärkung Ibrahim Paschas nach Morea hinübergeführt, bald darauf nahm auch der Seriasker seine frühere Stellung wieder ein. Jetzt begann das Bombardement von neuem, und es verging kein Tag, an dem nicht gekämpft wurde. Am 25. December zeigten sich zum ersten Male regelmäßige ägyptische Truppen vor der Stadt und eine bange Ahnung ergriff bei diesem Anblicke alle der europäischen Kriegskunst Kundige. Ibrahim Pascha hatte sich zu Patras mit 12,000 Mann seiner besten Truppen eingeschifft, und er übernahm unmittelbar nach seiner Ankunft die Leitung der Belagerung, während der Seriasker mit seinem Corps, das durch neue Werbungen in Epiros wieder auf 10,000 Mann angewachsen war, die äußeren Posten des Lagers besetzte. Das griechische Geschwader unter Sachturis und Miavlis, welches dem Kapudan Pascha gefolgt war, versuchte diesen umsonst aus den Gewässern von Mesolongi zu vertreiben. Die Türken hatten gelernt, sich der Brander zu erwehren, und in offenem Kampfe konnten die kleinen griechischen Fahrzeuge es mit den Fregatten des Feindes nicht aufnehmen. In der Nacht vom 27. auf den 28. Januar gelang es ihnen dennoch bis zu der Insel Vasiladi durchzudringen, wo sie eine türkische Fregatte verbrannten und hinreichende Vorräthe für zwei Monate ausschifften. Am folgenden Morgen brachten sie die türkische Flotte durch ihre Brander in solche Verwirrung, daß dieselbe unter den Kanonen von Patras eine Zuflucht suchte. Bald ging sie jedoch den Griechen wieder entgegen, die jetzt, da sie ihren Zweck erreicht hatten, ihr den Sieg nicht streitig machten, sondern nach Hydra zurückeilten, um sich mit neuen Vorräthen zu versehen. Bereits am 13. Januar hatte Ibrahim die Besatzung von Mesolongi aufgefordert, mit ihm wegen der Uebergabe des Platzes zu unterhandeln. Da er eine abschlägige Antwort erhielt, so betrieb er die Belagerungsarbeiten mit aller Kraft und kam am 27. Febr. endlich dahin, daß er den ersten Sturm wagen konnte. Um Mitternacht griff er ein Außenwerk vor der Bastion Botsäris an, welches nach hartnäckigem Widerstande mit Sturm genommen wurde. Gegen Morgen warfen die Griechen jedoch den Feind mit der blanken Waffe wieder hinaus und behaupteten sich nach einem blutigen Kampfe, in dem die Aegypter und Türken großen Verlust erlitten, im Besitze des Werkes. Ibrahim Pascha sah jetzt, daß er von einem Sturme auf der Landseite nichts zu hoffen hätte, und beschloß daher, einen Angriff gegen die Forts zu richten, welche die Stadt von der Seeseite deckten.

Am 9. März erschienen schwimmende Batterien vor der kleinen Insel Vasiladi, die ein so furchtbares Feuer eröffneten, daß nach wenigen Stunden das Pulvermagazin des Forts aufflog. Darauf landeten die Aegypter und machten, was von der schwachen Besatzung nicht durch die Lagunen nach Mesolongi entkam, nieder. Am 13. März wurde auf ähnliche Weise die Insel Anatoliko genommen. Jetzt begab sich der Statthalter der ionischen Inseln, General Adam, persönlich in das türkische Lager, um die unglückliche Bevölkerung von Mesolongi zu retten, da ein langer Widerstand offenbar nicht möglich war. Die Stadt war nur noch kärglich mit Lebensmitteln versehen, dennoch wollten die Vertheidiger von einer Uebergabe nichts wissen, und alle Bemühungen des menschenfreundlichen Britten waren vergebens. Bei einem Sturme, den die Aegypter gegen das Kloster der heiligen Dreieinigkeit auf der Insel Klissova, eine Viertelstunde von Mesolongi, versuchten, wurden sie durch den Sulioten Kitsos Tsavellas mit einem Verluste von mehr als 1000 M. zurückgeschlagen. Aber ein furchtbarerer Feind, als die weit überlegene Macht der Belagerer, war für die tapferen Männer der Hunger. Schon waren sie gezwungen, zu den elendesten Nahrungsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, da das letzte Pfund Brod verzehrt war. Noch gaben sie die Hoffnung auf Befreiung nicht auf, da Karaiskakis mit zahlreichen Schaaren im Gebirge stand, während die in so vielen Gefechten siegreiche Flotte von Hydra jeden Augenblik eintreffen konnte. Endlich kam das sehnlich erwartete Geschwader, aber es vermochte in die Lagunen nicht mehr einzudringen, weil die Inseln vom Feinde besetzt waren. Damit schwand die letzte Aussicht auf Rettung, und es blieb, wenn man sich nicht dem grausamen rachedürstenden Feinde ergeben wollte, nichts anderes übrig, als sich mit den Waffen in der Hand durch seine Reihen durchzuschlagen oder zu sterben. Eilboten, die sich durch das türkische Lager durchschlichen, setzten Karaiskakis von dem verzweifelten Entschlusse der Belagerten in Kenntniß und flehten um Hülfe. Karaiskakis, zwar selbst an das Krankenlager gefesselt, beschwor seine Unterbefehlshaber, ihren Brüdern in Mesolongi zu Hülfe zu eilen. Nur zwei, Kostas Botsaris und Vangelis Kontogiannis hatten den Muth, seiner Aufforderung zu folgen.

Am 22. April, kurz vor Sonnenuntergang, kamen sie mit 800 Mann am Fuße der Höhen an, die Mesolongi in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden umkränzen. Eine Salve kündigte den bedrängten Freunden ihre Nähe an, verrieth dieselbe aber auch den

Türken, die sogleich ihre Anstalten trafen, um dem erwarteten Ausfalle zu begegnen. Zwei Tausend Arnauten wurden gegen das Gebirge abgeschickt, welche das schwache Häuflein der Griechen zum Rückzuge zwangen, und dessen Stellung einnahmen. Zugleich wurden alle in der Nähe befindliche abgesonderte Corps einberufen, alle Posten verstärkt, die Kanoniere in den Batterien an ihre Stücke, die Bataillone auf den geeignetsten Stellen in Schlachtordnung gestellt. Es war eine heitere mondhelle Nacht, als eine Stunde nach Sonnenuntergang die gesammte Bevölkerung von Mesolongi mit Ausnahme der Kranken und Schwachen, die mit ihrem Bischofe unter dem Schutze weniger zum Tode entschlossener Tapfrer zurückblieben, sich schweigend zu dem östlichen Thore hinausdrängte: die streitbarsten und kühnsten Männer voran, Weiber und Kinder in der Mitte. So wie die dichte Masse sich dem feindlichen Lager näherte, wurde sie mit einem Hagel von Kartätschen empfangen; und in demselben Augenblicke stürzten Aegypter, Arnauten, Türken von allen Seiten mit gefälltem Bayonette und geschwungenem Säbel auf die Colonne. Die Griechen mit dem Stahle in der Rechten brachen sich Bahn und stürmten, Alles niederwerfend, erwürgend, erschlagend, was ihnen entgegenstand, durch die Reihen der Feinde. Endlich erreichten sie das freie Feld und eilten nun flüchtigen Laufes den Bergen zu, wo sie die Ihrigen zu finden glaubten. Von den Höhen wurden sie statt durch ermuthigenden Zuruf durch Gewehrfeuer begrüßt, und es begann ein neuer blutiger Kampf, bis die feindlichen Arnauten, als sie in der Ebene die Flammen von Mesolongi aufsteigen sahen, abließen und der brennenden Stadt zueilten, um bei der Plünderung nicht verkürzt zu werden. Der Rest der Heldenschaar, die jetzt gerettet war, zählte noch 1800 wehrhafte Männer. Aber mit ihnen waren nur 200 Frauen entkommen; alle übrige waren mit ihren Kindern in dem Gewühle des Kampfes hingemordet, wenige gefangen. Die griechische Colonne war, indem die Spitze sich durchschlug, von der Seite durchbrochen worden, und Hunderte von tapferen Streitern waren, ihr Leben theuer verkaufend, gefallen. Die 400 Mann starke Nachhut, aus Bürgern von Mesolongi bestehend, hatte sich, als sie das Würgen unter den wehrlosen Frauen sah, von Entsetzen ergriffen zurück nach der Stadt gewandt und vertheidigte hier, da die Türken zugleich mit ihnen eindrangen, Straße für Straße, Haus für Haus, bis sie zuletzt, auf das Aeußerste gebracht, Feuer an die Pulvervorräthe legte, und sich selbst mit einem großen Theile der eingedrungenen Feinde in die Luft sprengte. Entsetzliche Greuel wurden an der geringen Zahl

der Ueberlebenden geübt, welche in die Hände der Türken fielen; ein Trümmerhaufe zeigte die Stätte an, wo einst Mesolongi stand.

Ein volles Jahr hatte Mesolongi allein das zahlreichste türkische Heer aufgehalten, in den letzten vier Monaten hatte die dem Untergange geweihte Stadt alle verfügbare Streitkräfte des Feindes zu Wasser und zu Lande beschäftigt; schmachvoll war es, daß während dieser ganzen Zeit, außer von den braven Seeleuten der Inseln, kein einziger Versuch zur Rettung der eingeschlossenen Helden gemacht wurde. Die Mainoten blieben in ihren Gebirgen, ohne einen Mann zu der Unterstützung ihrer kämpfenden Brüder abzuschicken; Kolokotronis mit den Banden seiner Moreoten trieb sich in einem Kreise um Tripolitsa herum, ohne einen ernstlichen Angriff gegen den Platz zu wagen, in dem Ibrahim Pascha 3000 Mann regelmäßiger Truppen unter Soliman Bei zurückgelassen hatte. Gouras war schon im October von Athen gegen Salona vorgerückt und hatte im November nach zwei glücklichen Gefechten mit den Türken diesen Ort besetzt. Damit glaubte er aber genug gethan zu haben; denn er begnügte sich, den Kostas Botsaris mit ein paar Hundert Mann zur Verstärkung des Karaiskakis abzuschicken, und kehrte mit dem Reste seiner Truppen nach Athen zurück. Als hier der Obrist Fabvier mit seinen Taktikern eintraf, wäre es immer noch Zeit gewesen, einen Befreiungszug nach dem westlichen Hellas zu unternehmen, sofern man alle waffenfähige Mannschaft aufgeboten hätte. Aber an eine solche Vereinigung war nicht zu denken, da von den Häuptlingen jeder befehlen, keiner gehorchen wollte. Auch wurde Gouras durch kleinliche Eifersucht abgehalten, sich mit Fabvier zu verbinden; um ihn nur aus seiner Nähe zu entfernen, veranlaßte er ihn, sich in eine Unternehmung einzulassen, zu der seine Kräfte bei weitem nicht ausreichten und deren unglücklicher Ausgang alle Hoffnungen zerstörte, die Griechenland auf die Errichtung eines regelmäßigen Truppencorps setzte. Im Anfange des März schiffte Fabvier sich nach der Insel Euböa ein, deren Eroberung ihm als eine leichte Sache dargestellt war. Er nahm die Stadt Karystos und berannte die Burg, hatte aber kaum die Belagerung eröffnet, als Omer Pascha von Chalkis mit überlegenen Streitkräften zum Entsatze heranrückte, ihn zwang, sich nach der Küste zurückzuziehen, und ihn dort so lange eingeschlossen hielt, bis er gerade noch zur rechten Stunde durch einige ipsariotische Fahrzeuge gerettet wurde. Das Mißgeschick, welches die Taktiker auf diesem Zuge erfuhren, entmuthigte sie so, daß das ganze

Corps seiner Auflösung nahe war, und erst von neuem organisirt werden mußte, ehe man dasselbe wieder in das Feld führen konnte.

Inzwischen wurde am 18. April zu Piada der Nationalcongreß eröffnet, der zu Anfange des Jahres nach den Bestimmungen der Verfassung ausgeschrieben war. Die Stimmung, in welcher die Vertreter des griechischen Volkes zusammentraten, war die trübste und hoffnungsloseste. Der größte Theil des Landes war in den Händen des Feindes; Mesolongi war dem Erliegen nahe, und nach dem Falle dieser Festung schien nichts die türkische Uebermacht mehr aufhalten zu können; denn nirgend war ein Heer, das man derselben entgegenstellen konnte. Alle Cassen waren erschöpft; eine Anleihe von 2 Millionen Pf. St., die zu London geschlossen war, hatte der Regierung nicht viel über 200,000 Pfund gebracht, während Unerfahrenheit der Agenten, offener Betrug und Habsucht der Geldmäkler wie der Griechenfreunde den ganzen Rest verschleuderte. Die freiwilligen Gaben, die aus ganz Europa zur Unterstützung der griechischen Sache zusammenflossen, reichten nicht aus, um die Bevölkerung in dem verwüsteten Lande zu nähren, viel weniger die ungeheuern Kosten zu bestreiten, welche die Fortsetzung des Kampfes erforderte. Keine Aussicht auf Rettung schien sich zu bieten, als wenn es gelang, den Beistand irgend einer der großen europäischen Mächte zu erflehen. Unter diesen schien aber nur England nicht ganz abgeneigt, sich des nach so vielen Opfern erliegenden Volkes anzunehmen. Das brittische Cabinet hatte zwar auf das bereits im Juni gemachte Anerbieten, Griechenland unter seinen Schutz zu stellen, nicht eingehen können; aber man wußte, daß dasselbe bei allen europäischen Höfen zu Gunsten der Griechen unterhandelte, und der brittische Gesandte, Stratford Canning, der zu Anfange des Jahres nach Konstantinopel geschickt wurde, hatte den bestimmten Auftrag, die Pforte zu Zugeständnissen zu vermögen, durch welche die Griechen, wenn auch nicht ihre völlige Unabhängigkeit vom osmanischen Reiche, doch wenigstens Befreiung von den unmittelbaren Bedrückungen der Türken erhalten hätten. Alle Blicke waren daher auf England gerichtet; und es konnte auf keine Weise überraschen, wenn die Nationalversammlung in dem Sinne handelte, welcher dem Urtheile aller Besonnenen entsprach. In einer der ersten Sitzungen (am 22. April) wurden anstatt der beiden Behörden, denen bisher die Leitung der Geschäfte oblag, zwei Commissionen ernannt, von denen die erste, aus eilf Mitgliedern bestehend, den Moreoten Andreas Zaimis an der Spitze, unter dem Titel einer Executivdeputation zeitweilig mit der vollen Regierungsgewalt bekleidet wurde, während

die andere, aus dreizehn Mitgliedern zusammengesetzt, eine Art von ständigem Ausschuß bildete, welcher mit der Besorgung der diplomatischen Angelegenheiten und mit der Ordnung des Finanzwesens beauftragt war. Ehe diese Ernennungen noch erfolgt waren, hatte die Versammlung bereits einen Beschluß gefaßt, der für die Zukunft Griechenlands die wichtigsten Folgen haben mußte. Man war übereingekommen, daß unter den gegenwärtigen Umständen die constitutionelle Monarchie die für Griechenland am meisten geeignete Regierungsform sey, und es war zugleich entschieden worden, daß der künftige Regent ein Fremder seyn sollte. In der Sitzung vom 24. April wurde beschlossen, die förmliche Bitte an den brittischen Botschafter zu Konstantinopel zu richten, daß er es übernehmen möge, einen Frieden mit der Pforte zu unterhandeln, dessen Bedingungen im Wesentlichen darauf beruhten, daß der Großherr sich zwar jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten der griechischen Nation begeben, diese dagegen die Oberhoheit des Sultans anerkennen und zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter dieselbe einen jährlichen Tribut zahlen sollte. Eine Protestation, die Fürst Dimitrios Hypsilantis, wie er selbst erklärte, als erster Urheber des Unabhängigkeitskampfes gegen diesen Beschluß einreichte, wurde unbeachtet bei Seite gelegt, und die feierliche Acte des Vermittlungsgesuches, von dem Ausschusse der Eilfer, wie von jenem der Dreizehner unterzeichnet, ging an ihren Bestimmungsort ab. Wenige Tage darauf traf die erschütternde Kunde von dem Falle Mesolongis ein. Die Nationalversammlung begriff, daß es ihr jetzt nicht anstehe, über Gegenstände von untergeordneter Bedeutung zu berathen; sie erließ einen Aufruf an alle Bewohner Griechenlands, jung und alt, vornehm und gering, reich und arm, geistlich und weltlich, die Waffen zur Rettung des Vaterlandes zu ergreifen, und löste sich auf, unter dem Vorbehalte, mit dem 1. September an einem noch zu bestimmenden Orte ihre Sitzungen wieder aufzunehmen.

So nahe, wie man in dem ersten Schrecken die Gefahr glaubte, war dieselbe noch nicht. Die feindlichen Heere hatten durch den Widerstand der heldenmüthigen Stadt ungeheuer gelitten. Das Heer des Seriaskers war von 20,000 Mann auf 8000 zusammengeschmolzen, und auch Ibrahim Pascha hatte mit vielen seiner besten Officiere den ausgesuchtesten Theil seiner Mannschaft verloren. Ein Monat verging, ehe Redschid Pascha sich mit den Trümmern seines Heeres von der Brandstätte Mesolongis gegen das östliche Griechenland in Bewegung setzte. Den ganzen Verlauf des Juni hindurch hielten ihn die griechischen

Häuptlinge auf, die mit kleinen Banden die Abhänge des Parnaß eingenommen hatten, und erst um die Mitte des Juli, nachdem der Pascha von Chalkis mit ein paar Tausend Mann zu ihm gestoßen war, wagte er es, sich Athen zu nähern. Wenn die Kräfte der griechischen Nation nicht durch den fünfjährigen Kampf gelähmt und erschöpft gewesen wären, hätte es nicht schwer fallen können, eine so wenig bedeutende Macht zurückzuweisen oder zu vernichten; aber Athen wurde sich selbst überlassen, wie Mesolongi sich selbst überlassen war. So geschah es, daß der Seriasker am 15. August die durch eine einfache Mauer vertheidigte Stadt nach hartnäckigem Widerstande einnahm und Alles in derselben niedermachte, was keine Zeit hatte, sich mit Gouras in die Burg zu werfen. Tages darauf, am 16. August, landete Karaiskakis, der mit seinen Palikaren die Reste der Besatzung von Mesolongi nach Navplia geleitet hatte und erst im Augenblicke der dringendsten Gefahr zum Oberbefehlshaber auf dem Festlande von Hellas ernannt war, bei Lepsina, dem alten Eleusis. Außer seinem eigenen Gefolge hatte er die Taktiker Fabviers, die Banden des Vasso Braikowitsch und mehrerer anderer Häuptlinge unter seinem Befehle, so daß seine gesammte Macht sich auf etwa 4000 Mann belief. Mit diesen rückte er in der Nacht vom 17. auf den 18. bis zu dem Dorfe Chaidari, am Eingange der Ebene von Athen, vor, wo er am andern Morgen von den Türken angegriffen wurde. Die Taktiker, die am meisten bloßgestellt waren, hielten sich wacker, wurden aber von den unregelmäßigen Truppen schlecht unterstützt, und mußten sich mit diesen, nach wiederholten kleinen Gefechten, auf Eleusis zurückziehen. Fabvier schiffte sich hierauf mit den Resten seines Corps nach Salamis ein, und da Karaiskakis auch von einem Theile seiner unregelmäßigen Truppen verlassen wurde, sah er sich bald darauf zurückgebracht, den Feind aus der Entfernung zu beobachten. Im September verstärkten ihn wieder einige Haufen Rumelioten, Moreoten und Jonier aus Navplia, und man verabredete einen neuen Plan zur Bekämpfung des Seriaskers. Da ging die Nachricht ein, daß Gouras, der in der Burg von Athen befehligte, durch eine Kanonenkugel getödtet war, und jetzt durfte man nicht länger säumen, wenn die Feste dem Feinde nicht in die Hände fallen sollte. Am 21. October landete der Rumeliote Kriesiotis mit 250 Palikaren und 200 Joniern in der Bucht von Munychia, zur Rechten des Piräus, während Karaiskakis mit 3000 Mann über Chaidari gerade gegen das Lager des Seriaskers anrückte. Die Türken warfen sich mit ihrer ganzen Macht Karaiskakis entgegen, der sich eilig

nach Eleusis zurückzog. Inzwischen schlich Kriesiotis sich in der Nacht mitten durch das türkische Lager und gelangte wohlbehalten in die Burg, wo er den Befehl übernahm und den Muth der Besatzung wieder aufrichtete. Karaiskakis, der es zu seinem Schaden erfahren hatte, daß die Türken ihm durch ihre Reiterei in der Ebene überlegen waren, beschloß den Krieg in die ihm wohlbekannten Gebirgsgegenden zu spielen, indem er hoffte, daß Redschid Pascha, in der Seite und im Rücken bedroht, zuletzt die Belagerung von Athen von selbst aufheben würde. In den ersten Tagen des Novembers, nachdem er von Navplia aus durch eine Anzahl Salioten und dem Moreotenhäuptling Nikitas verstärkt worden war, drang er über den Kythäron nach Dobrena am Fuße des Helikon vor, schloß die Türken, die sich hier fanden, in drei alte Thürme ein, die einst den Bewohnern des jetzt verlassenen Ortes zur Zuflucht dienten, und brach mit dem größten Theile seiner Macht ostwärts gegen Salona auf. Am 28. November stieß seine Vorhut bei Arachova am südlichen Abhange des Parnaß auf den Feind. Der Kiajabei des Seriaskers, der Zweite im Commando, war mit 1500 Mann von Livadia ausgerückt, um den Griechen das weitere Vordringen zu verwehren. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurden die Türken aus Arachova herausgeworfen und gezwungen, sich auf eine Anhöhe zu ziehen, welche Karaiskakis von allen Seiten einschloß. Nachdem sie hier sechs Tage lang Hunger und Durst erlitten, versuchten sie sich durchzuschlagen. Da die Griechen alle Zugänge besetzt hielten, gelang es nur Wenigen, zu entkommen. Der Kiaja mit den vornehmsten Anführern und 1300 seiner Leute wurden getödtet; Karaiskakis schickte zum Zeichen des Sieges ganze Säcke voll Ohren nach Navplia und baute aus den Köpfen der Erschlagenen einen Thurm. Darauf überstieg er den Parnaß und fiel bei Velysta auf einen großen Transport von 1000 Lastthieren, der unter einer starken Bedeckung aus Thessalien dem Seriasker zugeführt wurde; auch hier gewann er einen leichten Sieg; er nahm den ganzen Transport, erschlug den größten Theil der Bedeckung und verfolgte die Fliehenden bis nach Budunitza in der Nähe der Thermopylen. Auf die Kunde von diesen Erfolgen erhoben sich alle die Häuptlinge im östlichen Griechenland, die nach dem Falle von Mesolongi die Waffen niedergelegt, und streiften mit ihren Banden auf der einen Seite bis gegen Arta und den Ausfluß des Aspropotamos, auf der andern bis gegen Lepanto; die Türken flohen von Anatoliko, und schon war die Rede davon, daß man Mesolongi von neuem dem Feinde entreißen wolle. Um den Fortschritten des Karaiskakis ein

Ziel zu setzen, wurde Omer Pascha von Chalkis mit 2000 Mann gegen ihn abgeschickt, der auch ohne erheblichen Widerstand über Turkochorio und Davlia bis nach Distomo, zwischen dem Helikon und dem Parnaß, gelangte und den weiter vorgedrungenen Griechen, die inzwischen Salona eingeschlossen hielten und ein schwaches türkisches Corps ganz in der Nähe von Lepanto aufgerieben hatten, den Rückzug abzuschneiden drohte. Karaiskakis wandte sich ihm jedoch plötzlich entgegen, fügte ihm in mehreren leichten Gefechten beträchtlichen Verlust zu und hatte ihn zuletzt bei Distomo völlig umringt, bis es in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar 1827 ihm gelang, mit Aufopferung des größten Theiles seiner Mannschaft, seines ganzen Gepäckes und aller Kriegsvorräthe, sich nach Davlia durchzuschlagen, von wo er über Talanti nach Chalkis entkam. Zwei Tage darauf entfloh die türkische Besatzung aus der Burg von Salona, welche sogleich von den Griechen besetzt wurde. Jetzt war das ganze östliche und westliche Hellas, mit Ausnahme weniger befestigter Plätze, vom Feinde befreit; und der Seriasker stand mit seinem sehr geschwächten Heere vor Athen so vereinzelt, daß dasselbe im Falle einer Niederlage der völligen Vernichtung kaum entgehen konnte.

Wenn schon auf dem griechischen Festlande die Wirkung, welche der Fall von Mesolongi hervorbrachte, eine so schnell vorübergehende war, so wurde dieselbe in Morea und auf den Inseln noch ungleich weniger fühlbar. Ibrahim Pascha hatte unmittelbar nach seinem furchtbaren blutigen Siege sich nach Patras eingeschifft, wo er bis zum 12. Mai verweilte, um seinen erschöpften Truppen einige Rast zu gönnen. Darauf brach er mitten durch das Gebirge über Kalavrita, von wo die erschreckten Einwohner sich in die unwegsamsten Schluchten der benachbarten Berge geflüchtet hatten, nach Tripolitsa durch. Kolokotronis, der anfangs die Miene annahm, als ob er ihm den Weg verlegen wollte, zog sich weislich zur Seite; und die Aegypter fanden daher auf ihrem Marsche keine andere Schwierigkeiten, als die ihnen die Natur entgegenstellte. Von Tripolitsa wandte sich der ägyptische Feldherr nach Kalamata, um Verstärkungen und die Vorräthe zu erwarten, die ihm von Alexandria zugeführt wurden. Wenige Tage nach der Ankunft der erwarteten Flotte unternahm er einen Angriff gegen das Land der Mainoten, der ihm eine Menge Leute kostete, ohne daß er das Geringste ausgerichtet hätte. Siebentausend Mann, mit denen er selbst an der Küste des messenischen Meerbusens vorrückte, wurden am 4. Juli bei Armyros von 5000 Mainoten zurückgeschlagen,

und mußten sich, als Kolokotronis sie im Rücken bedrohte, bis nach Kalamata zurückziehen. Eintausendfünfhundert Aegypter, die gleichzeitig bei Dyro unfern der äußersten Südspitze von Maina gelandet waren, wurden, da hier nicht allein die Männer, sondern auch die Frauen zu den Waffen griffen, in das Meer geworfen und großentheils vernichtet. Nach dieser Niederlage wagte Ibrahim es weder sobald wieder in das Gebiet der Mainoten einzudringen, noch zu der Belagerung von einem der festen Plätze zu schreiten. welche die Griechen in ihrer Gewalt hatten; wahrscheinlich weil er fürchtete, durch einen neuen ernsten Kampf zu sehr geschwächt zu werden, sondern er begnügte sich, seine alten Verheerungszüge wieder aufzunehmen, durch die er gewiß war, zuletzt zum Ziele zu gelangen, indem er die Kräfte der empörten Bevölkerungen erschöpfte.

Noch unthätiger, als das ägyptische Heer in Morea, blieb die türkische Flotte. Der Kapudan Pascha war im Mai nach den Dardanellen zurückgekehrt, um ein Geschwader an sich zu ziehen, welches zu Konstantinopel ausgerüstet war. Am 12. Juli verließ er die Meerenge von neuem und segelte längs der asiatischen Küste gegen Samos, um einen Angriff gegen diese seit langer Zeit nicht beunruhigte Insel zu versuchen. Da ihm jedoch Sachturis mit einigen hydriotischen Fahrzeugen und besonders mit seinen gefürchteten Brandern entgegen ging, so eilte Khosrew Pascha, sich der Gefahr zu entziehen, und steuerte nach Mitylene und Phokäa zurück. Während er hier damit beschäftigt war, seine Schiffe auszubessern, welche durch die kurze Seefahrt gelitten hatten, wurde er durch die Griechen angegriffen, aber obwohl es ihm gelang, sich der übermüthigen Feinde zu erwehren, die in ihren Nußschalen gegen seine Kolosse heranschwammen, fand er es doch gerathen, in den letzten Tagen des Septembers sich nach Tenedos zurückzuziehen, von wo er im Laufe des Octobers ohne weitere Gefährde im Hafen von Konstantinopel eintraf.

Außer dem großen Verluste, welchen die Türken durch den heldenmüthigen Widerstand von Mesolongi erlitten hatten, trugen hauptsächlich zwei Ursachen dazu bei, alle ihre Bewegungen zu lähmen. Die vornehmste ohne Zweifel war die blutige Revolution, die um diese Zeit in der Hauptstadt des osmanischen Reiches vor sich ging und von da, mehr oder weniger gewaltsam eingreifend, sich über alle Provinzen erstreckte. Die Ueberlegenheit, welche die Türken Jahrhunderte hindurch über das christliche Europa behaupteten, verdankten sie neben dem glühenden Fanatismus, der ihre Schaaren freudig in die Schwerter des

Feindes, in den gewissen Tod trieb, der Einrichtung eines stehenden Heeres, mit der ihre Fürsten allen europäischen Regenten vorangingen. Die Janitscharen — Jeni tscheri, neue Truppen — blieben unüberwindlich, so lange der Geist in ihnen lebte, den ihnen ihr Stifter einzuhauchen verstand. Aber wie alle andere Einrichtungen des osmanischen Reiches, so artete allmälig auch diese aus. Zuletzt waren die Janitscharen nur eine Art von erblicher Miliz, unbrauchbar gegen den Feind, aber meuterisch, unlenksam und bei jeder Gelegenheit geneigt, in offenen Aufruhr auszubrechen. Lange trug Sultan Mahmud sich mit dem Gedanken einer Reform des gefährlichen Corps. Der blutige Schatten seines Oheims Selim III. mußte ihn jedoch zu der äußersten Vorsicht auffordern; nur in die Seele seines vertrautesten Freundes, des Nischandschi (Geheimsecretairs) Khaled Effendi, legte er seine geheimen Vorsätze und Pläne nieder. Wie sehr er aber auch seine Absichten verschleiern mochte, konnte er dieselben doch dem Argwohne der Janitscharen nicht verbergen. Eine Reihe von Maßregeln, durch welche der Einfluß der meuterischen Miliz auf die Reichsangelegenheiten beschränkt wurde, regte sie zum wüthendsten Hasse auf. Khaled Effendi war ein vielgereister und für einen Türken ein hochgebildeter Mann; er war unvorsichtig genug, durch sein Benehmen bei verschiedenen Gelegenheiten zu verrathen, daß er die Ueberlegenheit der europäischen Civilisation über die türkische Barbarei anerkenne. Dies war hinreichend, ihn den wüthenden Janitscharen als einen Ungläubigen, einen Dschaur zu bezeichnen. Die Unfälle der türkischen Heere während des griechischen Aufstandes steigerten den Grimm der Unzufriedenen immer höher; sie standen nicht an, die Schuld dem verderblichen Einflusse des verhaßten Günstlings beizumessen, und nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges von 1822 stürmten sie in wildem Aufruhr gegen das Serail und verlangten den Kopf des Verräthers, der, mit dem Großwesir Salik Pascha und dem Mufti verbunden, an der Untergrabung der Religion und der alten Macht und Verfassung des Reiches arbeite. Sultan Mahmud, um sich selbst zu retten, sah sich genöthigt, dem Hasse der Rasenden seinen Günstling und alle höhere Beamte, die ihnen irgend verdächtig waren, zum Opfer zu bringen; er mußte den Janitscharen zugestehen, daß ihre Häupter an den Berathungen der hohen Reichsversammlung, des Diwans, Theil nahmen, und fortan schien er, als ohnmächtiges Werkzeug, ganz in ihre Hand gegeben. Aber die rohe Masse wußte von der Gewalt, die sie an sich gerissen, keinen Gebrauch zu machen, während der Sultan den Entschluß der Rache im tiefsten Busen verschlossen trug. Allmälig

entledigte Mahmud sich der Diener, die er im ersten Schrecken sich hatte aufdrängen lassen, und setzte zuverlässige Männer von festem Charakter an ihre Stelle. Zwar mußte er in Folge einer neuen Meuterei noch einmal nachgeben und den neuen Janitscharen-Aga, Hussein Pascha, den er durch Vermählung mit seiner ältesten Tochter an seine Person gekettet, entfernen; aber sein Entschluß wurde dadurch nicht erschüttert. Er fuhr fort, in der Stille die Ausführung seines großen Planes vorzubereiten, indem er die Anhänger des alten Janitscharenunwesens aus allen einflußreichen Stellen entfernte, die Geistlichkeit durch schlaue Begünstigungen gewann und die Saat der Zwietracht zwischen den Toptschis, dem stehenden Corps der Kanoniere, und den Janitscharen ausstreute. Die Erfolge, welche Ibrahim Pascha in Morea durch sein regelmäßiges Militair davon trug, überzeugten viele von den Großen des Reiches, die bisher den alten Einrichtungen angehangen, von den Vorzügen der europäischen Kriegsweise; und als die Einnahme von Mesolongi die Kriegsthaten des ägyptischen Feldherrn krönte, wagte Sultan Mahmud es, im Diwan die Errichtung eines regelmäßigen Truppencorps in Vorschlag bringen zu lassen. Nur der verhängnißvolle Name des Nizam Dschedid, der Selim III. Thron und Leben gekostet, wurde vermieden; man bediente sich statt dessen weniger anstößiger Benennungen. Der Mufti, der zum voraus gewonnen war, räumte durch ein Fetwa die von den Altgläubigen erhobenen religiösen Bedenklichkeiten hinweg; die Ulema fielen bei, und nachdem der ganze Diwan sich für die Maßregel entschieden hatte, erschien am 28. Mai der großherrliche Hattischerif, welcher, ohne die Aufhebung der Janitscharen auszusprechen, ihnen befahl, von jedem ihrer Ortas oder Bataillone 150 Mann abzugeben, die das neue Exercitium erlernen und in die regelmäßige Infanterie eingereiht werden sollten. Man schonte dabei die gefürchtete Miliz so sehr als möglich, indem man weder die alte Einrichtung derselben antastete, noch ihr irgend eines ihrer Vorrechte nahm, und man suchte die für den regelmäßigen Dienst Bestimmten dadurch mit demselben zu versöhnen, daß man ihnen eine bedeutende Solderhöhung aussetzte. Auch stellte sich bald eine Menge Freiwilliger zu den Fahnen, und es schien, als ob die große Veränderung ohne allen Widerstand vor sich gehen sollte. Beim Exerciren zeigten sich jedoch zuerst Spuren von Widersetzlichkeit. Am 14. Juni gegen Abend rotteten sich Haufen von Janitscharen zusammen, die drohende Aeußerungen ausstießen. Nach Mitternacht stürzte einer dieser Haufen gegen das Haus des Janitscharen-Aga, der als einer der eifrigsten Beförderer der Neuerung am meisten

verhaßt war, und gerade noch zu rechter Zeit der Wuth der Heranstürmenden entfloh, aber seine Familie den abscheulichsten Mißhandlungen Preis geben mußte. Von da wälzte sich die immermehr anschwellende Masse nach dem Palaste des Großwesirs, den die Meuterer verlassen fanden und plünderten. Mit Tages Anbruch sammelten sich die Janitscharen unter der Anführung ihrer Officiere auf dem Platze Etmeïdan — der alten byzantinischen Rennbahn —, wo ihre Casernen lagen, brachten die Kessel dahin, die ihnen zu Feldzeichen dienten, und ließen durch Ausrufer in den benachbarten Stadtvierteln verkünden, daß jeder Janitschar sich bei seinem Corps einzustellen habe. Inzwischen hatte aber auch der Sultan alle Anstalten zur Bekämpfung des Aufruhrs getroffen. Von beiden Ufern des Bosporos waren zahlreiche Truppenabtheilungen eingerückt, die hier seit längerer Zeit in zwei Beobachtungslager zusammengezogen waren, und denen sich jetzt die Toptschis mit mehreren Batterien anschlossen. Sultan Mahmud entfaltete die Fahne des Propheten, die nur in Zeiten der höchsten Bedrängniß aus dem Serail genommen wird, ließ durch die öffentlichen Ausrufer in allen Stadttheilen jeden echten Muselman auffordern, zu der Vertheidigung des heiligen Banners — des Sandschak scherif — herbeizueilen, und stellte sich selbst an die Spitze der Heeresmacht, die gegen den Etmeïdan anrückte. Zahllose Schaaren von Bewaffneten strömten, dem Aufrufe folgend, von allen Seiten herbei. Auch die Janitscharen wurden aufgefordert, als wahre Gläubige zu der Fahne des Propheten zurückzukehren. Sie entgegneten, daß sie nicht eher dem Befehle des Sultans sich unterwerfen würden, als bis die neuen Einrichtungen zurückgenommen, und ihnen die Köpfe des Großwesirs, des Janitscharen-Aga und zweier anderer hoher Beamten überliefert wären. Da erließ der Mufti ein Fetwa, welches die Acht über alle Janitscharen aussprach, und der Großherr ertheilte sämmtlichen Truppen den Befehl, gegen die Meuterer vorzurücken. Durch Kartätschen niedergeschmettert, wichen diese auf den Etmeïdan zurück, von dem sie gegen die Moschee des Sultans Achmed vorgedrungen waren, wo der Großherr sein Hauptquartier hatte. Auf dem Platze vertheidigten sie sich mit Hartnäckigkeit, vermochten aber dem Feuer des schweren Geschützes nicht zu widerstehen und warfen sich daher in die Casernen, die sie mehrere Stunden lang gegen die stürmenden Massen hielten, bis man darauf fiel, die Gebäude in Brand zu stecken. Jetzt wurde, was nicht im Kampfe gefallen war oder sich durch die Flucht gerettet hatte, von den Flammen verzehrt. Damit war der Sieg entschieden. Jeder Janitschar, der sich noch blicken ließ,

wurde ergriffen und vor den Großwesir geführt, der auf dem Etmeïdan acht Tage hinter einander ein furchtbares Blutgericht hielt. Die Gefangenen wurden nach kurzem Verhör dem Henker übergeben, dessen Schwert in ununterbrochener Thätigkeit war. So wurden allein über 100 Officiere, von den Gemeinen aber mehrere Tausende hingerichtet. Am 17. wurde ein Ferman des Sultans bekannt gemacht, der das Corps der Janitscharen für immer abschaffte. Niemand durfte in Zukunft bei Todesstrafe die Tracht eines Janitscharen tragen oder den Namen führen. Der Mufti verfluchte die Regimentszeichen der Ortas und trat sie mit Füßen; die geweihten Kessel wurden zerschlagen, und Alles, was nur an das Daseyn der Meuterer erinnern konnte, selbst die Häuser, die sie bewohnt, und die Kaféschenken, die sie besucht hatten, wurden zerstört. Viele Tausende aus den niedern Ständen, die bei den Janitscharen eingeschrieben waren, wie die Lastträger, die Bootsmänner und eine Menge Handwerker, schickte man in kleinen Abtheilungen nach Asien hinüber. Einige Wochen später kam das 4000 Mann starke Corps der Jamaks an die Reihe, eine unregelmäßige Miliz, die dazu bestimmt war, die Schlösser am Bosporos zu bewachen, und die bei der Vernichtung der Janitscharen zwar sich ruhig verhalten, aber früher gleich diesen bei jeder Gelegenheit Unruhen erregt hatte. Unter dem Vorwande, sie für ihre bei dem letzten Aufstande bewiesene Treue zu belohnen, ließ man sie ausrücken, worauf sie sogleich entwaffnet und theils hingerichtet, theils nach Asien verwiesen, theils als Marinesoldaten auf der Flotte eingeschifft wurden. In enger Verbindung mit den Janitscharen stand der Mönchsorden der Derwische Begtaschi, deren Stifter Hadschi Begtasch das Corps der Janitscharen bei dessen Errichtung im vierzehnten Jahrhunderte eingeweiht und demselben seinen Namen gegeben hatte. Es schien bedenklich, eine solche Körperschaft fortbestehen zu lassen. Man griff daher die Beschuldigung gegen sie auf, daß sie irreligiöse Grundsätze nähre, ließ unter diesem Vorwande ihre Häupter hinrichten, die Klöster niederreißen und die Mönche nach Asien transportiren. In dem Vorhofe des Serails stand fortwährend ein zahlreiches Truppencorps unter den Waffen und die Fahne des Propheten blieb in dessen Mitte entfaltet, weil man immer noch fürchtete, daß die Anhänger der Janitscharen sich erheben und blutige Rache nehmen könnten. Endlich am 31. August, da man sah, daß die Ruhe ungestört blieb und daß die Einübung der neu ausgehobenen Truppen ihren ungehinderten Fortgang hatte, schickte man sich an, das Sandschak scherif unter den üblichen Feierlichkeiten an seinem

gewöhnlichen Aufbewahrungsorte im Serail niederzulegen. In diesem Augenblicke brach eine Feuersbrunst aus, die mit reißender Schnelligkeit sich längs dem Hafen bis zu den Mauern des Serails und bis zu dem Gestade des Meeres von Marmora wälzte und, 36 Stunden lang fortwüthend, mehr als 6000 Häuser und Paläste, unter den letzten jene des Großwesirs und der meisten Reichswürdenträger, so wie die reichsten Waarenlager und Bazars verzehrte. Durch ungeheuere Anstrengungen gelang es endlich, das Feuer zu dämpfen, nachdem dasselbe den achten Theil der großen Stadt in Asche gelegt; es war kein Zweifel, daß dasselbe durch boshafte Brandstiftung entstanden, aber ungeachtet der strengsten Nachforschungen vermochte man die Urheber nicht zu entdecken. Die Hinrichtungen, die eine Zeitlang nachgelassen hatten, begannen jetzt von neuem. Der leiseste Verdacht genügte, um Jeden, gegen den derselbe gefaßt war, dem Tode zu überliefern. Täglich sah man die Leichen der Unglücklichen, die während der vorhergehenden Nacht erdrosselt waren, im Bosporos schwimmen. Dennoch bewiesen von Zeit zu Zeit neue Brandstiftungen, daß die Gefahr noch keineswegs beseitigt war, und im October entdeckte man eine Verschwörung, in die mehrere Tausend Janitscharen verflochten waren, die sich theils in der Stadt verborgen gehalten, theils zurückgeschlichen hatten. Drei Tausend wurden an einem Tage verhaftet, 1500 auf der Stelle hingerichtet. Nur durch unausgesetzte Wachsamkeit und durch Ströme von Blut, die fortwährend vergossen wurden, gelang es allmälig, jede Aeußerung der Unzufriedenheit zu ersticken. In den Provinzen ging die Aufhebung der Janitscharen mit geringerer Schwierigkeit von Statten, weil an den meisten Orten die Zahl derselben sich auf wenige Hunderte belief. In Bosnien, wo beinahe die ganze mahomedanische Städtebevölkerung zu den Janitscharen gehörte, wagte der Pascha jedoch den an ihn gerichteten Ferman gar nicht zu verkünden; und in Syrien, wo die Befehle der Pforte ohnedies selten befolgt wurden, unterwarfen die Janitscharen sich zwar zum Scheine, behielten aber unter der Hand ihre ganze Organisation bei. Während das Reich in dieser Umwälzung begriffen war, konnte dasselbe unmöglich große Anstrengungen zur Bekämpfung der Griechen machen. Redschid Pascha erhielt von Konstantinopel so gut als gar keine Unterstützung, und ohne die persönliche Thatkraft, die ihn auszeichnete, würde er schwerlich das Heer, mit dem er im Felde stand, zusammengehalten haben.

So wie das Landheer, war aber auch die Seemacht gelähmt. Der Kapudan Pascha wagte schon deshalb sich nicht allzu weit von den

Dardanellen zu entfernen, weil er nicht wußte, ob der Sultan nicht seines Beistandes zu Konstantinopel bedürfen würde. Dazu kam, daß die auswärtigen Verhältnisse in der letzten Zeit eine Wendung genommen hatten, die nichts weniger als beruhigend war. Durch die Bemühungen des brittischen und österreichischen Cabinettes schienen in den ersten Monaten nach dem Congresse von Verona die Zwistigkeiten, die in Folge des griechischen Aufstandes mit Rußland entstanden, beinahe völlig ausgeglichen. Bereits im Februar 1823 richtete der Reis Effendi eine Note an den Grafen Nesselrode, worin er diesem anzeigte, daß in der Moldau und Walachei Alles auf den alten Fuß hergestellt sey; und damit wäre der vornehmste Beschwerdepunkt der russischen Regierung entfernt gewesen, wenn nur die That den Worten entsprochen hätte. Das St. Petersburger Cabinet wußte, daß die angekündigte Räumung der Fürstenthümer durch die türkischen Truppen nur theilweise vollzogen sey, daß unter dem Titel von Sicherheitswärtern immer noch bewaffnete Türken zurückgeblieben waren, welche die ärgsten Ausschweifungen verübten; aber Kaiser Alexander war so friedlich gesinnt, daß er absichtlich sich täuschen ließ, und im Laufe des Jahrs 1824 wurden daher die seit der Abreise des Barons Stroganow abgebrochenen diplomatischen Verbindungen mit der Pforte wieder angeknüpft, ehe einer einzigen der auf den Buchstaben der Verträge gestützten russischen Forderungen Genüge geleistet war. Die Unterhandlungen, die der neue russische Geschäftsträger Minciaky zu Konstantinopel betrieb, verzögerten sich bis zu dem Tode Kaiser Alexanders, ohne zum Ziele zu führen. Sultan Mahmud schien die Nachsicht der russischen Regierung für unerschöpflich zu halten, bis er von den Besprechungen unterrichtet wurde, die bei Gelegenheit der Sendung des Herzogs von Wellington zu St. Petersburg Statt gefunden. Die Pforte hatte die große Veränderung wohl bemerkt, die mit dem Tage, an dem Canning die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in England übernommen, in dem ganzen Geiste der brittischen Politik vorgegangen war. Mehrfache Beschwerden waren über die Begünstigungen erhoben worden, welche die aufrührerischen Griechen durch die brittische Regierung erfuhren. Man beruhigte sich einigermaßen, als man die Erklärung erhielt, daß England in dem Kampfe zwischen den Griechen und Türken eine strenge Neutralität beobachten werde; um so mehr erschraken die in den europäischen Händeln keineswegs unerfahrenen Staatsmänner der Pforte, als sie vernahmen, daß von brittischer Seite zu St. Petersburg, bei dem Erbfeinde des osmanischen Namens, Schritte geschehen, die offenbar darauf be-

rechnet waren, ein gemeinschaftliches Einschreiten zu Gunsten der Griechen zu veranlassen. Jetzt beeilte man sich, Rußland zufrieden zu stellen, weil man auf diese Weise noch am leichtesten das Gewitter abzulenken hoffte. Am 5. April 1826 überreichte Hr. von Minciaky dem Reis Effendi ein Ultimatum, welches ernstlich die Vollziehung der Bestimmungen des Friedensvertrages von Bukarest forderte und zugleich auf die Absendung von Bevollmächtigten nach der Grenze drang, um alle streitige Punkte im Einverständnisse mit russischer Seits ernannten Commissairen zu schlichten. Die Antwort war so fügsam, wie der russische Stolz sie nur verlangen konnte. Schon im Mai wurde der so lange verzögerte Befehl ertheilt, die Fürstenthümer zu räumen; und im Juni reisten die türkischen Bevollmächtigten nach Akjerman ab, wo, nach ihrem freilich sehr verspäteten Eintreffen, die Conferenzen begannen. Die Ansichten, von denen beide Theile ausgingen, waren so verschieden, daß die Türken sich nicht anders zu helfen wußten, als indem sie jeden Vorwand ergriffen, um die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; als die russischen Bevollmächtigten aber erklärten, daß das russische Heer den Pruth überschreiten und die Fürstenthümer besetzen würde, wenn ihre Vorschläge nicht binnen einer bestimmten Frist angenommen wären, verständigte man sich leicht. Am 6. October kam eine Zusatzacte zum Frieden von Bukarest zu Stande, welche den Russen Alles zugestand, was sie verlangten, und die, so hart viele Bestimmungen auch für das osmanische Reich waren, doch bereits am 24. October vom Sultan ratificirt wurde, weil er einsah, daß in dem wehrlosen Zustande, in dem das osmanische Reich nach der Vernichtung der Janitscharen sich befand, kein Opfer zu groß war, um damit den Frieden zu erkaufen. Nur in einem Punkte war Mahmud fest entschlossen, um keinen Preis nachzugeben; und dieser war die von England angeregte Einmischung der europäischen Mächte in den griechischen Freiheitskampf, weil, sobald eine solche Einmischung einmal geduldet wurde, sich nicht absehen ließ, wo sie ihr Ende erreichen würde. In demselben Verhältnisse, wie die Griechen in Morea, in Livadien, auf den Inseln des Archipels vor ihrer Empörung zu dem osmanischen Reiche standen, fanden sich überall in dem ganzen Umfange desselben christliche Bevölkerungen, die mit gleichem Rechte ihre Freiheit verlangen und auf gleiche Weise den Schutz der europäischen Mächte anrufen konnten. Wurde diesen das Recht, schützend dazwischen zu treten, in einem Falle zugestanden, so bürgte nichts dafür, daß sie dasselbe Recht in jedem nächsten Falle geltend machten. Dann war es aber um das Daseyn des osmanischen

Reiches geschehen; und der Sultan urtheilte daher richtig, daß es, wenn es sich um seyn oder nicht seyn handelte, immer noch klüger war, es auf das Aeußerste ankommen und das Glück der Waffen entscheiden zu lassen, als ohne Kampf durch bloße diplomatische Unterhandlungen unterzugehen.

Auch gab er, so wenig er seine augenblickliche Schwäche sich verbarg, die Hoffnung nicht auf, den griechischen Aufruhr, wie er den Freiheitskampf der Hellenen nannte, zu Ende zu bringen, ehe die europäischen Mächte Zeit hätten, den Unterliegenden zu Hülfe zu kommen, oder ehe sie sich nur darüber vereinigten, ob sie ihnen zu Hülfe kommen wollten. Was den Sultan mehr als alle Erfolge Ibrahim Paschas und des Seriaskers in dieser Hoffnung bestärkte, war die innere Uneinigkeit, die fortwährend unter den Griechen herrschte und die allmälig in eine allgemeine Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung auszuarten anfing. Der griechische Nationalcongreß von Piada hatte, als er im ersten Schrecken über den Fall von Mesolongi sich trennte, seine Sitzungen bis zum 1. September vertagt und dem Regierungsausschusse der Eilfer aufgegeben, zu diesem Zeitpunkte die Abgeordneten der verschiedenen Bezirke nach dem Orte, der als der geeignetste erscheinen würde, wieder zusammenzuberufen. Ein Beschluß des Ausschusses vom 14. August berief den Congreß nach der kleinen Insel Poros, dem äußersten Ostende der Halbinsel Morea gegenüber. Als hier die Abgeordneten sich einzufinden begannen, erschienen aber die Anhänger Kolokotronis, mit dem auch der Hydriot Konduriottis sich vereinigt hatte, in solcher Ueberzahl und in so drohender Haltung, daß die Versammlung sich der Gefahr aussetzte, alle Freiheit der Berathungen zu verlieren und in die unbedingteste Abhängigkeit von diesen beiden Männern zu fallen. Der Ausschuß der Eilfer verlegte deshalb im November den Versammlungsort nach der Insel Aegina, wohin er selbst sich unter dem Schutze einer Anzahl psariotischer Fahrzeuge begab und wo sich denn auch bald die Mehrzahl der Abgeordneten sammelte. Die Abgeordneten von Hydra, Spezzia und Samos, so wie die meisten Abgeordneten von Morea weigerten sich jedoch zu folgen; sie veranlaßten unter dem Vorwande, daß die Vollmachten mit dem Ablaufe des Jahres erloschen wären, neue Wahlen, die ausschließlich von den Anhängern Kolokotronis vorgenommen wurden und hielten, auf diese Weise ergänzt, einen eigenen Congreß zu Kastri oder Hermione, der den Congreß von Aegina für einen unberechtigten erklärte, wie dieser jenen. Der wahre Grund dieses Zwiespaltes war die Unzufriedenheit Kolokotronis, Konduriottis und

anderer Häuptlinge mit den Beschlüssen des Congresses von Piada. Kolokotronis hatte auch nach dem Tode Warwaki's ins Geheim eine fortwährende Verbindung mit russischen Agenten unterhalten; diese, da sie sahen, daß die Regierung und die Mehrheit des Congresses sich ausschließlich dem brittischen Einflusse hingab, reizten ihren Verbündeten gegen beide auf und bestimmten ihn, den alten Plan der Erhebung des russischen Ministers Kapodistrias wieder aufzunehmen. Der moreotische Häuptling war schlau genug, den einflußreichen Georg Konduriottis und damit die ganze Partei der Inseln für sich zu gewinnen, indem er diesem vorstellte, daß es eine Thorheit sey, wie der Congreß beschlossen hatte, einen fremden Fürsten nach Griechenland zu rufen; es gebe auch in Griechenland Männer, die das Land wohl regieren könnten, und unter diesen sey keiner besser dazu geeignet, als er, Konduriottis, selbst. Der eitle Hydriot ging in die Falle, und obwohl er, gleich allen Inselbewohnern, nichts so sehr verabscheute als die ihnen wohl bekannte russische Herrschaft, ließ er sich, ohne es zu ahnen, doch dazu vermögen, Pläne zu unterstützen, die gerade darauf berechnet waren, die russische Herrschaft in Griechenland zu begründen. Der Streit zwischen den beiden Congressen dauerte bis in den März 1827, und die natürliche Folge davon war, daß die Regierung jeden Schatten von Ansehen verlor, und daß von den verschiedenen Häuptlingen, die vorher schon selten ihre Befehle beachteten, jetzt jeder für sich in vollkommener Unabhängigkeit nur nach seinem eigenen Sinne handelte. Griechenland wäre unter diesen Umständen rettunglos dem Untergange verfallen, wenn nicht gerade jetzt die öffentliche Stimme aller gebildeten Nationen sich so mächtig für das unglückliche Volk erhoben hätte, daß dasselbe an dem fremden Mitgefühle den Halt wieder fand, den es in sich selbst verloren. Bereits im September war ein bewaffnetes engliches Dampfboot, geführt von dem Capitain Hastings, in den Hafen von Navplia eingelaufen, welches sich zu der Verfügung der Regierung stellte. Am 6. December folgte demselben eine prächtige Fregatte von 64 Kanonen, die, von dem Ertrage der Londoner Anleihe zu New-York erkauft, dort müßig im Hafen lag und von den Gläubigern der griechischen Agenten mit Beschlag belegt war, bis nordamericanische Griechenfreunde sie auslösten und mit vollständiger Ausrüstung versahen: das erste große Kriegsschiff, welches unter griechischer Flagge im Archipel erschien. Gleichzeitig kam, von dem Könige Ludwig von Baiern gesandt, der baierische Obrist von Heideck mit einer Anzahl baierischer Officiere und Unterofficiere und bedeutenden Geldsummen, durch die manchem dringenden Bedürfnisse

abgeholfen wurde. Und am 18. März traf endlich der von den Griechen mit hoffnungsvoller Sehnsucht, von den Türken mit scheuem Bangen längst erwartete Lord Cochrane auf seinem Kriegsschooner Unicorn ein, zwar ohne die Dampfboote, die in London mit ungeheuerm Aufwande erbaut waren, um durch den Eigennutz oder Verrath des Ingenieurs unbrauchbar auf den Werften zu verfaulen, aber in Begleitung eines hochgestellten brittischen Officiers, des Generallieutenants Church, der große Dienste leisten konnte, weil die bedeutendsten griechischen Anführer Kolokotronis, Karaiskakis und viele andere einst auf den ionischen Inseln unter seinem Befehle gestanden, und weil, wenn irgend Jemand, er daher die Mittel besaß, die meisterlosen Häuptlinge durch sein höheres Ansehen zu vereinigen und zur Ordnung zurückzuführen. Auch bewirkte in der That der Einfluß vom Church und Cochrane Wunder. Die beiden Nationalversammlungen von Aegina und Hermione, die so lange einander feindlich gegenüber gestanden, traten am 7. April an einem dritten Orte, zu Damala, dem alten Trözene, der Insel Poros gegenüber, zu einer einzigen zusammen, die den Moreoten Sisinis zu ihrem Präsidenten erwählte. Kaum war dies geschehen, als die Moreoten mit einem Vorschlage auftraten, der die bisher mit ihnen verbündeten Inselbewohner nicht bloß überraschte, sondern wahrhaft entsetzte, weil ihnen mit einem Male der Abgrund aufgedeckt wurde, in den sie selbst sich gestürzt hatten. Die Anhänger Kolokotronis erklärten, daß Graf Kapodistrias zum Regenten ernannt werden müsse. Noch wäre es vielleicht möglich gewesen, die verhängnißvolle Wahl zu verhindern; denn wenn die Inselbewohner sich mit den Mitgliedern des alten Congresses vereinigten, hätten sie die Mehrzahl gebildet. Man fragte Church und Cochrane um Rath, weil man voraussetzte, daß sie die Absichten der englischen Regierung kennen müßten. Beide billigten die Wahl, weil ihnen der Name des Grafen nur als der eines eifrigen Griechenfreundes bekannt war. Jetzt glaubten auch die entschiedensten Gegner sich in das Unvermeidliche fügen zu müssen. Nachdem auf diese Weise die Einigkeit in der Versammlung hergestellt war, die einen Augenblick schon wieder im Begriff stand, sich zu trennen, fuhr dieselbe in ihren Berathungen fort. Am 10. April wurde Lord Cochrane zum Oberadmiral der griechischen Seemacht ernannt und leistete dem Congresse den Eid der Treue. Am andern Morgen wurde Graf Johann Kapodistrias für den Zeitraum von sieben Jahren zum obersten Regenten von Griechenland (*κυβερνήτης ἐπὶ κεφαλῆς τῆς Ἑλληνικῆς πολιτείας*) ausgerufen. Am griechischen Ostertage (den 25.) legte General Church den Eid

als Oberbefehlshaber der Landmacht in die Hände des Erzbischofs von Arta ab. An demselben Tage setzte man, um das Land bis zur Ankunft des Regenten nicht ohne Regierung zu lassen, eine Verwaltungscommission von drei Mitgliedern ein, wozu man, um keiner der großen widerstreitenden Parteien zu nahe zu treten, Männer erwählte, die bisher gar keinen Antheil an den Geschäften gehabt und freilich auch nie die geringste Fähigkeit gezeigt hatten: den Sohn des Mainotenfürsten Georg Mavromichalis, den Rumelioten Joannulis Nakou und den Psarioten Markis Milaitis. Darauf beschloß man, die Verfassung in einem Sinne umzugestalten, der, ohne die Freiheit zu beeinträchtigen, größere Bürgschaften der Ordnung gewährte, und nachdem diese Arbeit einem Ausschusse von fünf Mitgliedern übertragen war, schloß der Präsident Sissinis am 17. Mai die Session.

In dem Manifeste, welches die eingetretenen Veränderungen der griechischen Nation bekannt machte, hob der Congreß Alles hervor, was in der Lage des Landes irgend geeignet schien, die verzagenden Gemüther mit neuer Hoffnung zu beleben: den Beistand, den man von Cochrane und Church und anderen tapferen Philhellenen zu erwarten habe, die Erfolge des siegreichen Karaiskakis, die unerschütterliche Ausdauer der Besatzung von Athen, und rief zum Schlusse allen Griechen zu: „Seyd daher guten Muthes, Mitbürger, harret aus in eurem heldenmüthigen Entschlusse, frei zu leben oder zu sterben, greift zu den Waffen, eilt in den Kampf und seyd überzeugt, daß Gott mit uns ist!“ Die ermuthigenden Worte der Volksvertretung verfehlten diesmal ihre Wirkung nicht. Eben so wie auf Morea und dem Festlande war auch auf den Inseln die furchtbarste Gesetzlosigkeit eingerissen. Kaum war es noch möglich ein Geschwader zusammenzubringen, welches gegen die Türken ausgelaufen wäre. Die wackeren Seeleute, die dem Tode furchtlos entgegengingen, konnten es nicht ertragen, ihre Weiber und Kinder im Elende, dem Hunger Preis gegeben zu sehen. Um Brod für die Ihrigen zu schaffen, wurden sie Seeräuber, und der ganze Archipel wimmelte von Raubschiffen, die durch ihre Plünderungen und Gewaltthaten nicht allein die wenig freundliche österreichische, sondern auch die befreundete brittische und die französische Marine mehr als einmal in die Nothwendigkeit setzten, warnende Beispiele aufzustellen. Als Lord Cochrane den Oberbefehl übernahm, kehrte wie durch einen Zauberschlag Ordnung auf die Inseln zurück; und wenige Tage darauf lief von Hydra und von Spezzia ein Geschwader aus, um der bedrängten Burg von Athen Hülfe zu bringen. Seit acht Monaten hielt

der Seriasker die alte Akropolis mit seinem ganzen Heere umlagert, ohne daß er den Belagerten irgend einen erheblichen Vortheil abzugewinnen vermochte. Im December hatte Obrist Fabvier den kühnen Streich ausgeführt, mit einer Abtheilung seiner regelmäßigen Truppen, mit denen er des Nachts in dem Hafen Munychia landete, durch die Linien der Türken in die Burg zu dringen, die bei dieser Gelegenheit mit einem bedeutenden Vorrathe von Schießbedarf versehen wurde. In den ersten Tagen des Februars, während Karaiskakis einen Theil der Macht des Seriaskers im westlichen Livadien beschäftigte, machten die Griechen einen Versuch, die belagerte Burg zu entsetzen, der aber durch die Feigheit eines ihrer Anführer ein trauriges Ende nahm. Der tapfere Jonier Bourbakis, der als Cavallerieobrist in den napoleonischen Heeren mit Auszeichnung gedient, hatte mit großer Anstrengung ein Corps von 5000 Mann zusammengebracht, das von Eleusis gegen Athen vorrücken sollte, während ein schwächeres Corps unter dem britischen Obristen Gordon an dem der Burg zunächst gelegenen Punkte der Küste gelandet wäre und sich eine Verbindung mit der Besatzung eröffnet hätte. Schon war Bourbakis mit der Vorhut in das Dorf Menidi, am Eingange der Ebene von Athen, eingedrungen und hatte die Türken aus den vordersten Häusern vertrieben, als Vasso Braikowitsch, der eine Schaar griechischer Arnauten befehligte, plötzlich die Flucht ergriff, in die bald das ganze Heer mit fortgerissen wurde. Bourbakis wurde von den Türken gefangen und hingerichtet, von seinen Leuten, was sich nicht in die Berge retten konnte, erschlagen. Gordon, der zu der bestimmten Zeit in dem Hafen Phaleros landete, mußte sich jetzt damit begnügen, hier eine feste Stellung einzunehmen, in der er sich auch, durch einige bewaffnete Fahrzeuge von der Seeseite unterstützt, gegen alle Angriffe des Seriaskers behauptete. Damit war aber wenig gewonnen, da er viel zu schwach war, um sich in einen Kampf auf freiem Felde einzulassen. Erst nach Cochrane's Ankunft konnte man ernstlich daran denken, die Akropolis zu retten. Zu Anfange des März war Karaiskakis, nachdem er Livadien bis in die Nähe von Lepanto vom Feinde gereinigt, mit einem Theile seines Heeres nach Eleusis zurückgekehrt. Wenige Tage darauf landete er zu Karatsina, im Westen des Piräeus, wo seine Palikaren sich ihrer Gewohnheit nach so gut verschanzten, daß die Türken sie nicht anzugreifen wagten. Zwischen dem Lager des Karaiskakis und der Stellung Gordons hielten die Türken jedoch das Kloster Hagion Spiridion im Piräeus, welches durch mehrere roh aufgeworfene Redouten oder so-

genannte Tamburias verstärkt war. Gegen diesen Punkt beschlossen Cochrane und Church ihre ersten Angriffe zu richten. Am 20. April ließ Lord Cochrane 1000 Hydrioten von seinem Geschwader in Phaleros ausschiffen, wo seitdem täglich leichte Gefechte auf den Vorposten Statt fanden. Am 25. bemerkte der Admiral, daß die Türken von Hagion Spiridion bei einem dieser Gefechte in Unordnung ihre Schanzen verließen. Er stieg sogleich selbst an das Land und befahl einen allgemeinen Angriff sowohl vom Lager bei Keratsina als vom Phaleros aus. In einer halben Stunde waren die türkischen Schanzen genommen; nur das Kloster vertheidigte sich mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit, obwohl dasselbe zugleich von der Fregatte Hellas und von den Batterien des Phaleros beschossen wurde. Erst am 28., nachdem die Arnauten, die darin lagen, drei Tage lang sowohl des Brotes als des Wassers entbehrt hatten, verlangten sie zu capituliren. Es wurde ihnen freier Abzug zugesichert; aber die Wuth der Griechen ließ sich nicht zügeln; so wie die Arnauten die schützenden Mauern des Klosters verlassen hatten, wurden sie beinahe sämmtlich niedergemetzelt. Jetzt war das ganze Gestade in den Händen der Griechen, und es kam nur darauf an, den Seriasker aus den Stellungen, die er zwischen demselben und der Burg inne hatte, zu verdrängen. An Zahl waren die Griechen dem türkischen Heere überlegen; denn General Church hatte von Navplia und Megara ansehnliche Verstärkungen in das Lager des Karaiskakis geführt, und da ihm von allen Seiten neue Schaaren zuströmten, so waren gegen das Ende des Aprils mehr als 10,000 Mann unter seinem Befehle vereinigt: die größte Macht, die Griechenland je auf einem Punkte zusammen gehabt hatte. Darunter war die Mehrzahl jener tapfern Vertheidiger von Mesolongi, die sich durch eine zehnfache Uebermacht durchgeschlagen, mit ihren Führern Kitsos und Georg Tsavellas, Lambro Veikos, Georg Drakos, Photos Photomarras und den Brüdern Zerbas, eine Schaar Kreter unter Dimitrios Kalergis, eine Schaar Athener unter dem Sulioten Makrigiannis und der Rest der Taktiker unter dem Obristen Inglesi. General Church drängte von Tage zu Tage auf einen allgemeinen Angriff, Karaiskakis zögerte; entweder, weil er Ueberlegenheit der türkischen Reiterei in der Ebene scheute, oder aus Eifersucht gegen den Engländer, dem statt seiner der Oberbefehl übertragen war. Da wurde am 4. Mai, in einem zufällig entstandenen Vorpostengefechte, der kühne Palikarenhäuptling durch eine feindliche Kugel zum Tode getroffen. General Church, ohne darauf zu achten, wie sehr der Verlust des Helden, der in der letzten Zeit die

Griechen allein zum Siege geführt hatte, seine Kriegsbanden entmuthigte, befahl dennoch bereits des andern Tages den Angriff. Nach Mitternacht landeten 2500 Mann der besten Truppen, die am Abende auf der Halbinsel Munychia eingeschifft waren, jenseit der Mündung des Ilissos am Vorgebirge Kolias, von wo sie dem türkischen Lager auf dem rechten Ufer des Flusses in die Seite fallen konnten. Das Corps bestand aus mehreren Hundert Sulioten, einem Bataillon Taktiker, 200 Kretern, einer gleichen Zahl geflüchteter Athener und den moreotischen und den rumeliotischen Banden der beiden Notaras, des Vasso Braikowitsch und Michael Gramzis. Sie marschirten unbemerkt bei dem türkischen Lager vorüber und begannen in Kanonenschußweite von der Akropolis sich zu verschanzen. Nicht eher als bei Tagesanbruch wurden sie von den Türken entdeckt, die sich sogleich mit Ungestüm auf die noch nicht vollendeten Schanzen stürzten. Jetzt sollte die griechische Hauptmacht im Piräeus und Phaleros entschlossen gegen das türkische Lager anstürmen; aber Kitsos Tsavellas, der an Karaiskakis Stelle den Befehl übernommen hatte, blieb unbeweglich; und zwei Moreotenführer, Sisinis und der jüngere Kolokotronis, brachen sogar ohne allen denkbaren Grund, drei Kanonen im Stiche lassend, nach Megara auf. Da die Türken sich mit ihrer ganzen Macht auf die vereinzelte Colonne werfen konnten, die über eine Stunde weit vom Gestade vorgerückt war, so war die Niederlage derselben bald entschieden. Die Sulioten und die Taktiker mit den Philhellenen, welche die Spitze bildeten, blieben beinahe bis auf den letzten Mann; auch die Kreter und Athener erlitten schweren Verlust; der feige Vasso, der wieder das Zeichen zur Flucht gab, mit ihm wenige andere Anführer und etwa die Hälfte der Mannschaft entkam auf die Schiffe, die am Gestade vor Anker lagen. Die tapferen Suliotenführer Lambro Veikos, Georg Tsavellas und Photos Photomarras blieben auf dem Platze; mit ihnen Johann Notaras und der Chef des regelmäßigen Bataillons Inglesi, so wie zweiundzwanzig Philhellenen. Dimitrios Kalergis und Georg Drakos fielen verwundet in die Gewalt des Feindes. Zweihundert und vierzig Gefangene niederen Ranges wurden in einer Linie aufgestellt und enthauptet. Noch an demselben Tage löste sich der größte Theil des griechischen Heeres auf, welches die Stellungen im Piräeus und Phaleros besetzt hielt; der Rest wurde mit Mühe zurückgehalten, indem man die Schiffe entfernte, auf welche die von panischem Schrecken Ergriffenen sich flüchten wollten. Die Akropolis, der jetzt jede Aussicht auf Entsatz abgeschnitten war, setzte dennoch ihre Ver-

theidigung noch vier Wochen lang fort. Am 5. Juni, als bis auf eine geringe Quantität verdorbener Gerste der letzte Mundvorrath verzehrt war, ging die Besatzung unter der Vermittlung und Bürgschaft des französischen Admirals de Rigny eine Capitulation ein, in deren Folge sie freien Abzug nach der Insel Salamis erhielt. Die allgemeine bange Erwartung war nun, daß der Seriasker mit seinem siegreichen Heere über den Isthmos in Morea einbrechen und sich gegen Korinth oder Navplia wenden würde. Aber es war ihm schwer geworden, sich nur in Attika zu behaupten, weil das Land zu sehr verwüstet war, um ihm die erforderlichen Unterhaltsmittel zu liefern, während die griechische Flotte die Küsten auf das Engste blokirte und alle Zufuhren zur See abschnitt; er fürchtete daher nicht ohne Grund, in den Engpässen zwischen Korinth und Navplia das Schicksal des Dramali Pascha zu finden; und als er vernahm, daß in Epirus unter den Arnauten Unruhen ausgebrochen wären, benutzte er diesen Vorwand, um, nachdem er eine starke Besatzung in die Burg von Athen gelegt, in Eilmärschen nach Jannina zurückzukehren. Die Griechen, da sie unverhofft von der drohendsten Gefahr befreit waren, verfielen in ihre alten inneren Zwistigkeiten, die im Laufe des Juli zu Navplia einen offenen Kampf zwischen den Besatzungen der Burg Palamidis und des Forts Itschkaleh veranlaßten. Den Verwüstungszügen, welche die Aegypter in Morea bald nach dieser, bald nach jener Seite unternahmen, sich mit Kraft entgegenzustellen, hatte keiner der griechischen Häuptlinge den Muth, und General Church suchte umsonst, den vom Congresse ihm übertragenen Rang geltend zu machen. Nur Lord Cochrane entwickelte fortwährend eine unermüdliche Thätigkeit; und wenn es ihm auch nicht möglich war, mit den beschränkten Mitteln, die ihm zu Gebote standen, einen entscheidenden Schlag zu führen, so setzte er doch durch mehr als ein verwegenes Wagniß nicht allein die Griechen und Türken, sondern Europa in Erstaunen. So erschien er am 16. Juni mit einem Geschwader vor dem Hafen von Alexandrien, verbrannte das Wachtschiff, das vor demselben vor Anker lag, und wurde nur durch eine Windstille abgehalten, in den Hafen einzubringen. Da Mangel an Mundvorräthen die meisten Fahrzeuge nöthigte, nach Hause zurückzukehren, so segelte er mit seiner Fregatte und einer einzigen Brigg nach dem ionischen Meere, wo eben ein türkisches Geschwader von sechzehn Schiffen angekommen war. Er nahm im Angesichte desselben eine schöne Corvette von 38 und einen Schooner von 10 Kanonen und führte seine Prisen mitten durch die turkische Flotte unangefochten nach Poros.

In dieser Lage der Dinge, da die Kriegführung auf beiden Seiten mit einer Lässigkeit betrieben wurde, welche das unzweideutigste Zeichen der Erschöpfung war, hatte die Diplomatie für die Verfolgung ihrer Irrgänge das weiteste Feld und den freiesten Spielraum. Schon zu Anfang des Februars hatte der brittische Bevollmächtigte zu Konstantinopel, Sir Stratford Canning, dem Diwan eine Note überreicht, worin er die Vermittlung Englands zur Ausgleichung der griechischen Händel anbot und eine vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten verlangte. Der russische Geschäftsträger, Herr von Minciaky, stellte eine ähnliche Forderung in ungleich kräftigeren Ausdrücken, indem er geradezu erklärte, daß Rußland den Untergang seiner Glaubensgenossen, falls diese unterlägen, nicht gleichgültig mit ansehen würde. Der Reis Effendi erwiderte auf beide Noten mündlich, daß die Pforte in einer Angelegenheit, die sie allein beträfe, nie die Dazwischenkunft fremder Mächte annehmen würde. Bald darauf kam zu dem russischen Geschäftsträger in der Person des Herrn von Ribeaupierre noch ein außerordentlicher Bevollmächtigter, welcher seinen untergeordneten Collegen mit dem ganzen Gewichte seiner Würde unterstützte und jetzt trat auch der französische Gesandte, General Guilleminot, den Schritten des brittischen und der russischen Diplomaten bei. Der tapfere General, der bei dem Kreuzzuge des Herzogs von Angoulème wider die constitutionelle Freiheit in Spanien eine bedeutende Rolle gespielt hatte, mußte jedoch erröthen, als die Türken ihn sehr ruhig darauf aufmerksam machten, wie wenig es Frankreich gezieme, sich der rebellischen Griechen anzunehmen, da diese bei weitem nicht so viele Ursache gehabt hätten, sich zu beklagen, als die Spanier, denen man doch ihr altes Joch mit Gewalt wieder aufgezwungen. So fest die Pforte auf ihrer Erklärung beharrte, daß sie niemals eine europäische Einmischung dulden werde, ließen die Diplomaten doch nicht ab, ihre Vorstellungen immer wieder von vorne zu wiederholen, bis endlich am 5. Mai der russische Botschafter die Geduld verlor und in die inhaltschweren Worte ausbrach: „Die Einmischung **wird** vor sich gehen, sey es durch fünf Mächte, oder durch drei oder zwei **oder eine!**“ Dadurch war das ganze Geheimniß der Diplomatie verrathen, denn was diese am meisten fürchtete, war nicht sowohl die Vernichtung des edlen Hellenenvolkes, die Europa nur von einer Menge unruhiger Geister befreit hätte, als die kriegerische Gesinnung, die mit dem Tode Kaiser Alexanders in das russische Cabinet eingezogen war. Von der Kraft, die Kaiser Nicolaus unmittelbar nach seiner Thronbesteigung gegen die Parteien im Innern entwickelt hatte,

war vorauszusetzen, daß sie sich auch nach außen geltend machen würde; und dazu bot der zerrüttete Zustand der Türken die willkommenste Gelegenheit. Canning, der auf so großartige Weise die allgemeinen Interessen der Menschheit mit den besonderen Englands zu vereinigen wußte, war bei den Unterhandlungen, die er durch den Herzog von Wellington in St. Petersburg anknüpfen ließ, neben dem Wunsche, den Griechen zu helfen, hauptsächlich durch die Ueberzeugung bestimmt, daß es kein anderes Mittel gebe, die dem osmanischen Reiche drohende Gefahr abzuwenden, als indem man durch eine gemeinschaftliche friedliche Ausgleichung der griechischen Wirren jede Veranlassung zum Streite aus dem Wege räumte. Scheinbar erreichte er seinen Zweck vollkommen. Denn das Protocoll vom 4. April 1826, in welches die Ergebnisse der St. Petersburger Verhandlungen zusammengefaßt wurden, legte die griechischen Angelegenheiten ganz in die Hände Englands. Man kam überein, daß Griechenland einen in seiner inneren Verwaltung unabhängigen, aber der Pforte zinspflichtigen und unter der Oberhoheit des Sultans stehenden Staat bilden sollte. Rußland machte sich anheischig, die von den Griechen selbst angerufene brittische Vermittlung durch seinen Einfluß zu unterstützen, und darin lag natürlich die Verpflichtung, keine einseitige Maßregeln zu ergreifen, durch welche jene Vermittlung gestört worden wäre. Aber das russische Cabinet hatte von Anfang einen geheimen Vorbehalt. Es wollte England nur vorschieben, um seine eigenen besonderen Zwecke in Bezug auf das osmanische Reich leichter zu erreichen. Dies zeigte sich bei den Unterhandlungen zu Akjerman. Hier sollen die letzten Bedenklichkeiten der Türken durch die Zusicherung beseitigt worden seyn, die man ihnen unter der Hand machte, daß man, als Preis der türkischen Zugeständnisse, die griechische Frage fallen lassen wolle. Als später Herr von Ribeaupierre zu Konstantinopel an dies Versprechen erinnert wurde, erklärte er, daß seine Schritte nur eine Folge der Verbindlichkeiten wären, die Rußland durch das Protocoll vom 4. April gegen England eingegangen; dieses sey vor dem Vertrage von Akjerman unterzeichnet und Rußland könne sein dem Londoner Cabinet gegebenes Wort nicht brechen*). Zu derselben Zeit, als Herr von Ribeaupierre zu Konstanti-

*) Vous pourrez présenter notre insistance comme l'effet de nos engagemens avec l'Angleterre, observer, qu'ils ont précédé la convention d'Akerman, — que nous ne pourrons manquer de foi au cabinet de Londres. Dépêche trés reservée à Mr. de Ribeupierre. St. Petersb. 11. Janv. 1827.

nopel beauftragt wurde, eine solche Sprache zu führen, drängte der russische Gesandte zu London Canning, seine Vermittlung zu beschleunigen, weil Rußland die Unruhen im Oriente sich nicht endlos verlängern lassen könne und zuletzt genöthigt seyn würde, allein in dem Sinne des St. Petersburger Protocolls zu verfahren*). Canning hatte inzwischen, einer ausdrücklichen Bestimmung des Protocolls gemäß, die übrigen großen europäischen Mächte von demselben in Kenntniß gesetzt und sie eingeladen, sich seinen Bemühungen zur Rettung der unglücklichen Griechen anzuschließen, war dabei aber besonders in Wien auf Schwierigkeiten gestoßen, die ihren Grund nicht sowohl, wie vielfach behauptet wurde, in blindem Hasse gegen die griechischen Revolutionaire, sondern in dem gerechten Mißtrauen des Fürsten Metternich gegen die geheimen Pläne des St. Petersburger Cabinettes hatten. Nicht ohne Widerstreben und nicht eher, als nachdem auch Frankreich offen seine Mitwirkung zugesagt hatte, ließ der österreichische Staatskanzler sich vermögen, eine Depesche an den Internuntius seines Hofes zu Konstantinopel zu richten, die diesem aufgab, „sich der stärksten und überzeugendsten Gründe zu bedienen," um den Diwan dahin zu bringen, daß er der Nothwendigkeit nachgäbe**). Die Depesche war aber so doppelsinnig abgefaßt, daß die früheren Instructionen des österreichischen Bevollmächtigten dadurch nicht aufgehoben wurden; und der stärkste Grund, dessen dieser sich bediente, um auf die Ueberzeugungen des Diwans zu wirken, war daher, daß er die Türken aufforderte, alle Kräfte aufzubieten, um den griechischen Aufstand in kürzester Frist „zu beendigen." Die Pforte befolgte den freundschaftlichen Rath, indem sie in alle Provinzen Befehle ergehen ließ, die Aushebungen für das Heer so sehr als möglich zu beschleunigen; dem Seriasker Redschid wurden ansehnliche Verstärkungen zugeschickt, und Mehemed Ali, welcher der fortwährenden Sendungen von Truppen und Vorräthen nach Morea allmälig müde geworden war, wurde dringend gemahnt, durch eine letzte außerordentliche Anstrengung das begonnene Werk zu vollenden. Nachdem man seiner Sache sicher zu seyn glaubte, zögerte der Reis

---

*) Mr. de Lieven est autorisé — à laisser comprendre que, ne pouvant admettre la prolongation infinie des troubles du Levant, nous serions obligés de les terminer separément. In derselben Depesche.

**) — d'agir sur le Divan, par l'emploi d'une forte et évidente raison pour l'engager à céder à des nécessités qu'il ne sera pas difficile de lui demontrer. Dép. de S. A. M. le Prince de Metternich à Mr. le Baron d'Ottenfels. Vienne, 30. Déc. 1826.

Effendi nicht länger, den Gesandten der großen Mächte seine mündlich oft genug wiederholte Erklärung, daß man unter keiner Bedingung eine fremde Einmischung dulden werde, auch schriftlich zu geben, was er bisher immer verweigert hatte, weil ihm vor allem daran gelegen war, durch Verlängerung der Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Das türkische Actenstück (vom 9. Juni) war in seiner Art ein Meisterstück des Scharfsinnes, und es hätte den europäischen Diplomaten schwer werden sollen, die Beweisführung desselben zu widerlegen, wenn sie gezwungen gewesen wären, sich auf dem geschlossenen Kampfplatze der Logik zu bewegen. Aber gerade um diese Zeit hatten die Unterhandlungen unter den großen Mächten eine Wendung genommen, welche dieselben auf ein ganz anderes Gebiet versetzte. Es war längst im Werke gewesen, das Protocoll vom 4. April 1826 in einen förmlichen Vertrag zu verwandeln; man hatte mit großer Gewandtheit, um Frankreichs Beitritt zu erhalten, den Gedanken dem französischen Ministerium untergeschoben, so daß von diesem scheinbar der erste Antrag ausging. Aber die List hatte sich hier, wie gewöhnlich, gegen den Listigen gewandt. Die französischen Staatsmänner hatten in aller Unbefangenheit in ihren Vertragsentwurf neben der Bürgschaft für den Bestand des zu errichtenden griechischen Staates auch den Vorschlag einer Garantie für den Besitzstand des osmanischen Reiches eingeschoben. Dadurch wurden die Russen in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Eine Garantie für den Besitzstand des osmanischen Reiches würde alle ihre Pläne verrückt haben. Der russische Gesandte zu Paris, Graf Pozzo di Borgo, erhob sich sogleich aus allen Kräften dagegen, und Graf Nesselrode setzte dem Gesandten zu London in einer geheimen Depesche die Gründe auseinander, weshalb die Aufnahme einer solchen Garantie in den Vertrag um jeden Preis verhindert werden müsse. Er berief sich darauf, daß weder in der allgemeinen Acte des Wiener Congresses, noch in irgend einer der folgenden Verhandlungen das osmanische Reich genannt sey. Es sey ein alter und unveränderlicher Grundsatz der russischen Politik, jene Art der Einmischung fremder Höfe in die Beziehungen Rußlands zu den Türken, die eine Garantie rechtfertigen würde, auf keine Weise zu gestatten. „In Folge unserer geographischen Lage gegen Süden," sagte der Minister, „und der Lage des Bosporos, den wir den Schlüssel dazu nennen dürfen, ist ein überwiegender Einfluß zu Konstantinopel von der höchsten Wichtigkeit für uns. Wir verlangen ihn, und wir werden ihn zu behaupten wissen, wie England den seinigen in Portugal behauptet. Mit dem Vertrage von

Akjerman, mit den Lehren, die derselbe dem Diwan gegeben hat, mit den Rechten, die er uns sichert, mit der Beruhigung von Griechenland — haben wir alle Ursache zufrieden zu seyn. Es zwingt uns daher kein Interesse, den Sturz des osmanischen Reiches zu beschleunigen, und es wird für uns noch leichter werden, jenes nothwendige Uebergewicht über die Türken auszuüben, als über jede andere Macht. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen einem Mangel an (augenblicklichem) Interesse und einer förmlichen Verpflichtung. Wären auch wohl Verträge hinreichend, ein solches Ereigniß zu verhindern? Sehen wir das osmanische Reich nicht zu solcher Schwäche herabgesunken, daß es seit fünf Jahren umsonst eine Handvoll empörter Christen bekämpft? — Sehen wir den Fürsten dieses Reiches nicht Reformen versuchen, die es bis in seine Grundlagen erschüttern, die seine alten Kräfte vernichten, ohne neue zu schaffen, die furchtbare Gegenwirkungen hervorzurufen drohen; und in einem Augenblicke, wo so viele Zeichen den fortschreitenden Verfall der türkischen Macht in Europa ankündigen, sollten wir es übernehmen, sie aufrecht zu halten*)?" Auch dieses Hinderniß wurde überwunden, und am 6. Juli 1827 wurde zu London von den Bevollmächtigten Rußlands, Englands und Frankreichs der Vertrag unterzeichnet, der die künftigen Verhältnisse des neuen griechischen Staates in ihren allgemeinen Umrissen feststellte, und vermöge dessen die drei Mächte sich verbindlich machten, sogleich durch die Anknüpfung von Handelsverhältnissen und die Absendung von Consularagenten eine diplomatische Annäherung an die Griechen einzuleiten und durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel selbst gegen den Willen der Griechen, wie der Türken, einen Waffenstillstand zu erwirken, weshalb an die Admirale der drei Geschwader in der Levante die erforderlichen Instructionen abgehen sollten. Am 16. August zeigten die Botschafter der drei Mächte zu Konstantinopel der Pforte den Abschluß des Vertrages durch eine Note an, welche das so oft wiederholte Anerbieten einer freundlichen Vermittlung nochmals erneute, zur Erleichterung derselben einen Waffenstillstand vorschlug, aber zugleich binnen vierzehn Tagen eine bestimmte Erklärung verlangte, da eine Verweigerung der Annahme, eine ausweichende Antwort oder völliges Still-

*) Par suite de notre position géographique vers le midi et de celle du Bosphore qui en est pour ainsi dire la clef, une influence préponderante à Conotantinople forme un de nos premiers besoins. Nous la réclamons et nous saurons la maintenir en Turquie, etc. Dépêche au Prince de Lieven, St. Petersbourg, 9. Janv. 1827.

schweigen die Mächte zwingen würde, „zu den Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, die sie am wirksamsten erachten würden, um einem Zustande der Dinge ein Ende zu machen, welcher fortan mit dem wahren Interesse der Pforte, wie mit der allgemeinen Ruhe von Europa unverträglich geworden sey.“ Die Antwort des Reis Effendi, die dieser beim Ablauf der gesetzten Frist ertheilte, war, daß es nach der Erklärung der Pforte vom 9. Juni keiner Antwort bedürfe.

Während die Verhandlungen zu Konstantinopel auf diese Weise ihren Schluß erreicht zu haben schienen, entwickelte die Pforte hinter dem Rücken der Diplomaten eine ungewöhnliche Thätigkeit, um eine Entscheidung in ihrem Sinne herbeizuführen. Der Seriasker Redschid Pascha hatte den Weisungen, die er von Konstantinopel erhielt, gemäß, durch die Zusage einer unbedingten Verzeihung und zum Theil selbst durch Bestechungen eine große Anzahl der Primaten und Kriegshäuptlinge des griechischen Festlandes vermocht, ihm ihre Unterwerfung einzureichen. Diese Abtrünnigen richteten jetzt, im Namen aller Bezirke des Festlandes, Bittschriften an den Patriarchen zu Konstantinopel, um wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen zu werden, die sie wegen ihrer Theilnahme am Aufruhr mit Recht aus ihrer Mitte verstoßen habe. Sie bezeugten ihre tiefe Reue über die revolutionairen Verirrungen, zu denen sie sich hätten hinreißen lassen und baten den Patriarchen, die Versicherungen ihrer Treue und Unterwürfigkeit ihrem huldreichen Gebieter, dem Sultan, darzulegen. Am 18. September brachte das Haupt der griechischen Kirche in feierlichem Aufzuge diese Unterwerfungsacten nach der hohen Pforte, wo der Kiahaja Bei oder Minister des Innern dieselben in Empfang nahm und die Versicherung ertheilte, daß die Pforte die Rückkehr der Verirrten mit Vergnügen sehe und über die Vergangenheit den Schleier der Milde und der Vergessenheit werfen wolle. Der Patriarch erließ hierauf einen Hirtenbrief, worin er die griechische Geistlichkeit in dem ganzen Umfange des osmanischen Reiches einlud, ihre verirrten Schafe wieder auf den Weg der Ordnung zurückzuleiten. In Morea hielt dies jedoch schwerer als auf dem Festlande, weil dort unter einer gedrängteren Bevölkerung der Aufstand tiefere Wurzeln geschlagen hatte, und weil außerdem die Häupter von dem Gange der diplomatischen Unterhandlungen genauer unterrichtet waren. Die Regierung, die ihren Sitz zu Navplia hatte, beeilte sich auf die erste Nachricht von dem Abschlusse des Julivertrages, denselben durch ein Manifest zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, welches zugleich die Nation aufforderte, jetzt, unter dem Schutze der

Mächte, ihre Anstrengungen zu verdoppeln, damit der Feind nicht von ihrer Unthätigkeit Vortheil ziehe. Und wirklich schien es, als ob der Halbinsel, bevor der Schutz der Mächte ihr noch zu Gute kommen konnte, eine Prüfung bevorstehe, furchtbarer, als irgend eine der früheren, die sie bisher erfahren. Am 31. Juli war eine türkisch-ägyptische Flotte von 92 Segeln, worunter zwei Linienschiffe, 12 Fregatten, 20 Corvetten, 28 Briggs, Goeletten und Brander und 30 Transportschiffe, aus dem Hafen von Alexandrien ausgelaufen; nach kurzem Verweilen an der Küste von Kleinasien, wohin sie sich aus Besorgniß vor einem Zusammentreffen mit dem brittischen Geschwader gewandt, traf sie in dem Hafen von Navarino ein und landete hier in den ersten Tagen des Septembers, außer einer Summe von einer Million Piaster und großen Vorräthen von Lebensmitteln und Munition, ein Truppencorps von 5000 Mann zu Fuß und 500 Pferden. Kurze Zeit darauf erschien der brittische Admiral Codrington mit seinem Geschwader vor Navarino, dem sich bald auch ein französisches Geschwader unter dem Admiral de Rigny anschloß. Eine türkische Flottenabtheilung, die am 21. September aus dem Hafen auszulaufen versuchte, wurde von Codrington zurückgewiesen. Nach mehrfachem Schriftenwechsel begaben sich die beiden Admirale in das Lager Ibrahim Paschas und erklärten dem ägyptischen Befehlshaber: „da die Pforte sich weigere, die angetragene Vermittelung anzunehmen, so hätten sie den Befehl erhalten, einen thatsächlichen Waffenstillstand einzuführen und die Streitkräfte, die sich widersetzen würden, zu vernichten.“ Ibrahim hörte diese Erklärung mit vieler Ruhe an und erwiderte: „er sey ein Diener der Pforte und habe den Befehl, den Krieg in Morea nachdrücklich fortzusetzen und durch einen entscheidenden Angriff auf Hydra zu beendigen; er sey weder berechtigt, die Mittheilungen anzuhören, die man ihm mache, noch eigenmächtig einen Beschluß zu ergreifen. Da die Befehle der Pforte den jetzt eingetretenen außerordentlichen Fall nicht vorhergesehen hätten, so wolle er jedoch Eilboten nach Konstantinopel und nach Alexandrien schicken, und gebe sein Wort, bis zu deren Rückkunft die Waffen ruhen zu lassen.“ Die Admirale waren damit zufrieden, und im Vertrauen auf das Versprechen, das sie erhalten hatten, verließen die beiden Geschwader die Gewässer von Navarino und segelten das brittische nach Zante, das französische nach Milo, um die fernere Entwicklung der Ereignisse abzuwarten. Inzwischen war aber Capitain Hastings mit seinem Dampfboote und einigen kleineren Fahrzeugen in den Golf von Korinth eingedrungen und hatte am 30. Sep-

tember ein türkisches Geschwader von neun Kriegsschiffen in dem Hafen von Salona vernichtet. Ibrahim Pascha glaubte sich jetzt durch sein Wort nicht mehr gebunden und beschloß, mit einem Theile seiner Flotte den Feind aufzusuchen. Kaum hatte er jedoch die Höhe des Cap Tornese erreicht, als Codrington von Zante aus ihm entgegensteuerte, und ungeachtet aller seiner Protestationen ihn durch Kanonenschüsse zwang, nach Navarino zurückzukehren. Bei seiner Ankunft in diesem Hafen fand Ibrahim zwar noch nicht die Antwort auf seine Anfrage in Konstantinopel, aber neuere gemessene Befehle, die Unterdrückung des Aufstandes mit Kraft zu betreiben, da sich die Pforte auf die Vermittelungsvorschläge der europäischen Mächte nimmermehr einlassen werde. Er brach hierauf selbst mit einer starken Colonne in das Innere auf und schickte zwei andere Colonnen, die eine nach Arkadia, die andere über Kalamata gegen die Maina, um alle Ortschaften niederzubrennen, deren Bewohner der Aufforderung, sich zu unterwerfen, nicht Folge leisteten. Capitain Hamilton, den Codrington nach Kalamata gesandt hatte, um die Entfernung der Aegypter aus dieser Stadt zu bewirken, die er durch eine Abtheilung brittischer Seesoldaten zu besetzen wünschte, sah die Flammen von den brennenden Dörfern am Eingange der Maina aufsteigen, und erstattete dem Admiral Bericht über die furchtbaren Greuelthaten, die von den Aegyptern auf ihren Verheerungszügen verübt würden. Admiral Codrington faßte hierauf den Entschluß, dieses Unwesen nicht länger zu dulden, sondern Ibrahim Pascha nöthigenfalls mit Gewalt zur Einstellung der Feindseligkeiten zu zwingen, was er durch einen Angriff auf die türkisch-ägyptische Flotte im Hafen von Navarino bewirken zu können glaubte. Er hatte schon vorher den französischen Admiral, wie den russischen, van der Heyden, der mit seinem Geschwader eben erst im Mittelmeere eingetroffen war, eingeladen, sich mit ihm auf der Rhede von Zante zu vereinigen. Diese beiden Flottenführer waren von ihren Höfen angewiesen, mit Codrington gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich, da derselbe der ältere Officier sey, sobald er ihre Mitwirkung verlange, unter seinen Befehl zu stellen. Bis zum 13. October war die gesammte brittische, französische und russische Seemacht im Mittelmeer auf der Rhede von Zante versammelt. Die Admirale, nach gemeinsamer Ueberlegung, richteten ein Schreiben an Ibrahim Pascha, worin sie ihn aufforderten, entweder mit seinem Heere sofort Morea zu räumen und nach Aegypten zurückzukehren oder wenigstens bis zu der Erledigung der bei der Pforte noch schwebenden Unterhandlungen sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Die Depesche kam

von Navarino uneröffnet zurück, weil der Dolmetscher Ibrahims, dem sie übergeben war, nicht zu wissen vorgab, wo sein Gebieter sich befände. Darüber entrüstet, beschloß Codrington nicht länger zu säumen. Die drei Geschwader gingen nach Navarino unter Segel, und sobald sie auf der Höhe dieses Hafens angelangt waren, ertheilte Codrington seine Befehle, die, sonderbar genug, weil er selbst keine bestimmte Ermächtigung hatte, eine Schlacht zu liefern, darauf berechnet waren, die Türken, wenn sie ihre Flotte nicht ohne Widerstand in seine Gewalt geben wollten, zur Ausübung der ersten Feindseligkeiten zu zwingen. Die verbündete Seemacht, die am 19. October auf der Höhe von Navarino vereinigt war, zählte zehn Linienschiffe — drei englische, drei französische und vier russische —, zehn Fregatten — vier englische, zwei französische und vier russische —, eine brittische Corvette, drei brittische Briggs und zwei französische Schooner. Die türkisch-ägyptische Flotte, welche im Hafen vor Anker lag, bestand aus drei Linienschiffen, vier großen und neunzehn kleineren Fregatten, 24 Corvetten, 14 Briggs, 6 Brandern und 40 Transportschiffen; sie war daher den Verbündeten zwar an Zahl der Fahrzeuge, aber keineswegs an Stärke derselben und an Wirksamkeit des Feuers überlegen. Um sich gegen einen unvorhergesehenen Angriff zu sichern, hatten die Türken ihre Flotte, die von dem türkischen Kapudana Bei Tahir Pascha und von dem ägyptischen Gouverneur der Stadt Alexandria Moharem Bei befehligt war, in den Hintergrund des Hafens zurückgezogen, wo dieselbe drei große Linien von der Form eines Halbmondes bildete. In der ersten Reihe lagen die Linienschiffe und Fregatten, in der zweiten die Corvetten und Briggs und in der letzten zunächst am Strande die Transportschiffe. Die Brander waren an den beiden Enden der Schlachtordnung vertheilt; und die ganze dicht zusammengedrängte Masse war überdies durch die Batterien der Burg von Navarino und der stark befestigten Insel Sphagia geschützt. Am 20. October um zwei Uhr des Nachmittags gab Codrington der gesammten unter seinem Befehl vereinigten Seemacht das Zeichen, in die Bucht von Navarino einzulaufen; er selbst an Bord des Linienschiffes Asia, dem die beiden anderen brittischen Linienschiffe Genua und Albion folgten, segelte voran und legte sich, ohne im Geringsten gehindert zu werden, den drei türkischen Linienschiffen gegenüber. Darauf kamen die brittischen Fregatten und kleineren Fahrzeuge. Drei der ersten, der Cambrian, Glasgow und Talbot, nahmen ihren Platz in der Linie neben den brittischen Linienschiffen, den türkischen Fregatten auf dem rechten Flügel der osma-

nischen Schlachtordnung gegenüber. Die Fregatte Dartmouth mit den kleineren Fahrzeugen blieb etwas zurück, um die türkischen Brander im Auge zu behalten. Unmittelbar auf die Engländer folgte Admiral Rigny, der seine Flagge auf der Fregatte la Syrene aufgezogen hatte, mit den französischen Schiffen, die sich vier großen ägyptischen Fregatten auf dem linken Flügel der Türken entgegenstellten. Nur eine französische Fregatte, die Armide, schloß sich den brittischen Fregatten auf der andern Seite an. Den Beschluß machte der russische Admiral van der Heyden, der den Auftrag hatte, seine Stellung hinter den brittischen Linienschiffen einzunehmen, um diese gegen das Feuer der Batterien von der Insel Sphagia zu decken und die brittischen Fregatten in ihrem Kampfe gegen die überlegene Zahl der türkischen Fahrzeuge gleichen Ranges zu unterstützen. Aber noch waren die Russen nicht in den Hafen eingelaufen, als die Schlacht bereits begann. Capitain Fellowes von der brittischen Fregatte Dartmouth bemerkte, als die französischen Schiffe eben in die Linie einzurücken anfingen, daß ein türkischer Brander durch seine Nähe die Syrene zu gefährden schien. Er schickte daher ein Boot ab, um den Brander weiter hinauszuweisen oder zu nehmen. Als das Boot sich dem türkischen Fahrzeuge näherte, fiel ein Flintenschuß von demselben, der den Officier der Bootsmannschaft tödtete. Sogleich richteten die Seesoldaten an Bord des Dartmouth ein wohlgenährtes Gewehrfeuer gegen den Brander, um ihr Boot zu schützen. Die nächste ägyptische Fregatte feuerte hierauf zwei Kanonenschüsse gegen den Dartmouth, von denen aber der eine die Syrene traf und einen Mann auf dem Hintertheile derselben tödtete. Kaum hatte Codrington die ersten Kanonenschüsse vernommen, als er dem ihm gegenüberliegenden türkischen Admiral eine volle Lage gab, welche dieser erwiederte; und jetzt wurde in einem Augenblicke die Schlacht allgemein. Es war halb drei Uhr, und das russische Geschwader war eben im Begriff, in die Bai einzulaufen. Da begannen die Batterien der Insel Sphagia, bei denen die brittischen und französischen Schiffe unbelästigt vorübergesegelt waren, zu feuern. Die Russen mußten, so wie sie vordrangen, zugleich das Feuer vom Lande, welches ihnen jedoch verhältnißmäßig wenig Schaden zufügte, und jenes der türkischen Fregatten des rechten Flügels aushalten. Codrington, der sich mit der Asia zwischen den türkischen und den ägyptischen Admiral gelegt hatte, bemerkte, daß der letzte sein Feuer nicht erwiederte und durch Signale zu verstehen gab, daß er das Treffen zu vermeiden wünsche. Er beauftragte hierauf seinen Steuermann, sich zu Moharem Bei zu begeben, um von demselben nähere Erläuterungen

zu verlangen. Der Steuermann wurde jedoch, als er sich dem Aegypter näherte, erschossen, und zugleich fing auch dieser an, gegen die Asia zu feuern. Das brittische Schiff gab nun von beiden Seiten volle Lagen; und nach kurzer Frist waren beide Gegner entmastet und in Wracks verwandelt, die hülflos auf den Wellen schwammen. Mit gleicher Erbitterung wurde auf allen Punkten der Linie gekämpft; aber die Türken hatten den doppelten Nachtheil, daß ihre Schiffe zu dicht auf einander gehäuft waren, um sich frei bewegen zu können, und daß jedes einzelne derselben, mit Ausnahme der wenigen Linienschiffe, zu schwach war, um es mit den brittischen, französischen und russischen Kolossen aufzunehmen. Eines ihrer Schiffe wurde daher nach dem andern außer Stand gesetzt, den Kampf fortzusetzen; mehrere flogen während des Gefechtes in die Luft, andere, durch Schüsse unter der Wasserlinie getroffen, sanken, die übrigen wurden, so wie sie kampfunfähig waren, von ihrer Mannschaft, die sich an das Land flüchtete, verlassen und von dieser selbst in Brand gesteckt. Um fünf Uhr des Abends war die ganze erste Linie der Türken zerstört; auch die Batterien am Lande waren zum Schweigen gebracht, und die Mannschaften von den kleineren Schiffen ließen diese auf den Strand laufen, wo sie die meisten verbrannten, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen. Die türkischen Schiffe brannten die ganze Nacht hindurch und viele derselben auch am folgenden Tage noch, bis das Feuer entweder den Wasserspiegel erreichte, oder bis sie in die Luft flogen. Als der Kampf beendigt war, sah man von der ganzen großen osmanischen Flotte nur noch eine Fregatte und vierzehn Corvetten oder Briggs unter Segel; alle übrige Kriegsschiffe, drei Linienschiffe, 23 Fregatten, 24 Corvetten und Briggs waren vernichtet; und Codrington ließ den türkisch-ägyptischen Befehlshabern zu Navarino entbieten, daß er den Rest nur aus Großmuth verschone, so wie ferner ein einziger Schuß gegen ihn falle, aber nicht allein die übrig gebliebenen Fahrzeuge, sondern auch die Stadt zerstören werde. Die verbündeten Geschwader hatten während des Kampfes, ungeachtet der Tapferkeit, mit der Türken und Aegypter sich schlugen, kein einziges Schiff verloren, doch waren mehrere allerdings so übel zugerichtet, daß sie kaum noch im Stande schienen, die See zu halten. Die Asia war von Kugeln ganz durchlöchert, mit ihr mußten auch die beiden anderen brittischen Linienschiffe, so wie die Fregatte Talbot zur Ausbesserung nach England geschickt werden. In wenig besserem Zustande befand sich die französische Fregatte Syrene, nebst einem der französischen Linienschiffe. Der Gesammtverlust der

Verbündeten an Todten und Verwundeten betrug 636 Mann, und unter den ersten hatten die Engländer den tapferen Befehlshaber des Schiffes Genua, Capitain Bathurst, zu beklagen. Der Verlust der Türken und Aegypter wurde allein an Todten auf wenigstens 3000 Mann geschätzt, weil viele Fahrzeuge mit ihrer gesammten Mannschaft in die Luft flogen.

Dies war der Anfang der Vermittlung der großen Mächte in dem griechischen Freiheitskampfe.

